

1 lithog. Kte

Magazin

für

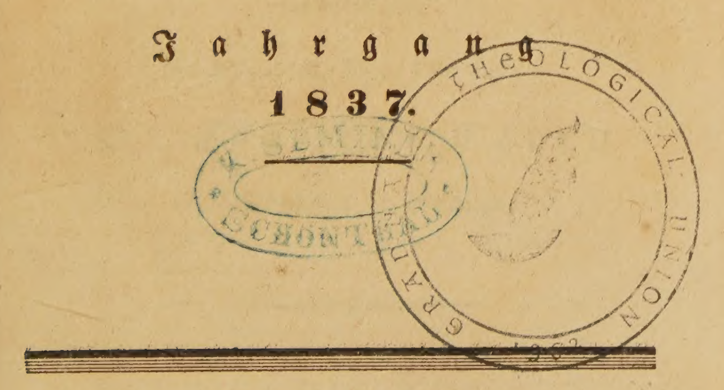
die neueste Geschichte

der evangelischen

Missions- und Bibelgesellschaften.

Jahrgang

1837.



Im Verlage
des Missions-Institutes zu Basel,
gedruckt bey Felix Schneider.

Jahrgang
1837.

Erstes Quartalheft.



Lebensgeschichte

des verewigten

Baptisten-Missionars

Dr. William Carey

zu Serampore in Bengalen.



William Carey's Lebensgeschichte.

Vorwort.

W. Carey's Lebensgeschichte, welche wir im Auszuge unsern Lesern in gegenwärtigem Hefte mittheilen, gehört unstreitig zu den interessantesten Erscheinungen der neuesten Missionsgeschichte; und sie ist ein wahrhaftiger Spiegel, in welchem uns das vielseitige immer wechselnde Bild des prüfungsvollen Missionslebens in lebendigen Farben entgegenstrahlt. In Carey's Leben treffen in wundersamer Mischung alle Momente zusammen, welche der Laufbahn eines Boten Christi in der Heidenwelt einen eigenthümlichen Reiz zu verleihen vermögen. Von der niedrigsten Stufe des Menschenlebens hinweg, trat er, fast unvorbereitet, freiwillig auf diesen Kampfplatz der Christenliebe hinüber, und wuchs nach und nach in der Schule des göttlichen Geistes zu einem der brauchbarsten Werkzeuge im Werke der Heidenbekehrung heran. Ohne eigenes Vermögen, und nur für die äußerste Nothdurft von wenigen Freunden unterstützt, trat er mit einer ansehnlichen Familie als erster Herold des Evangeliums an den Ufern Bengalens in die Missionslaufbahn ein, kämpfte sich mit unverdrossenem Glaubensmuthe durch

tausend unüberwindlich scheinende Schwierigkeiten hindurch', war nicht selten dem gänzlichen Erliegen nahe, aber immer wieder emporgehoben von einer unsichtbaren Hand, deren Leitung er sich willenlos und gläubig anvertrauet hatte, und sein Glaube siegte. Mitten im Kampfe mit Hülflosigkeit aller Art, ließ es ihm der HErr gelingen, in dem heidnischen Indien ein Werk Gottes aufzubauen, das in unsern Tagen seine reichen Segnungen über Millionen von Götzendienern verbreitet; und er hatte die Freude, nach einer vierzigjährigen arbeitsvollen Missionslaufbahn mit dem seligen Bewußtseyn von dieser Erde scheiden zu dürfen: die Schätze des göttlichen Heiles den Völkern Indiens in ihren Muttersprachen aufgeschlossen, und eine Gemeinde Christi daselbst gegründet zu haben, welche dem allgemeinen Siege des Evangeliums über die gewaltigen Finsternisse des Götzendienstes entgegen harrt. Sollte da und dort ein frommer Jüngling im Bilde des Vollendeten seiner eigenen Lebensbestimmung und der göttlichen Kräfte sich bewußt werden, welche er für dieselbe im Glauben an den Sohn Gottes findet, so wäre dieß wohl die süßeste Frucht, welche die Mittheilung desselben getragen haben dürfte.

Lebensgeschichte des vollendeten Missionars Dr. W. Carey.

Erster Abschnitt.

Carey's frühere Jugendgeschichte bis zu seinem Eintritt in die Missionslaufbahn.

(Jahr 1761 bis 1783.)

W. Carey ward in dem Dorfe Paulerspury in der Grafschaft Northhamton in England den 17. August 1761 geboren. „Meine Erziehung, so erzählt er in einem später von ihm eigenhändig geschriebenen Aufsatze, wurde, so weit das Leben auf einem geringen Dorfe dieselbe gestattete, eben nicht vernachläßigt, und da mein Vater Schulmeister des Dorfes war, so hatte ich gewisse Vortheile zu genießen, deren andere Kinder meines Alters sich nicht erfreuen durften. Obgleich es mir in den ersten vierzehn Jahren meines Lebens eben nicht an Gelegenheit fehlte, mit der Religion bekannt zu werden, so blieb mir doch der Weg, der zum Heile in Christo führt, um diese Zeit gänzlich unbekannt. Zwar fehlte es nicht an stillen Anregungen des Gewissens, da mein Vater mich öfter zum Lesen religiöser Bücher anhielt; und da ich von Jugend an gewöhnt war, die heiligen Schriften zu lesen, so hatte ich mir besonders mit dem geschichtlichen Theile derselben eine ziemliche Bekanntschaft zu eigen gemacht. Auch habe ich keine Ursache, zu zweifeln, daß das beständige Vorlesen von Abschnitten des Wortes Gottes in dem öffentlichen Gottesdienste der Dorfkirche, dem ich regelmäßig beizuwohnen gehalten war, dazu beitrug, mein Gemüth frühe schon mit einer Art allgemeiner Schriftkenntniß auszustatten.

Daß aber die Religion dem Leben angehöre, und auf das Leben angewendet werden müsse, davon hörte ich nichts bis zu meinem vierzehnten Jahre; auch war der Besuch der äußerlichen Gottesdienste, zu welchem ich genöthigt war, so wie das Lesen des Wortes Gottes eben nicht gerade Sache meiner eigenen Wahl; vielmehr zog ich solche Bücher vor, welche weltgeschichtliche Gegenstände, Reisebeschreibungen und andere Sachen in sich enthielten. Für Romane und Schauspiele hatte ich keinen Sinn, und ich wich dem Lesen derselben eben so sehr, wie dem der heiligen Schrift, vielleicht aus dem gleichen Beweggrunde, aus. Allegorische Darstellungen gefielen mir besser, und so kams, daß ich frühe Bunians Reise nach der Ewigkeit mit Begierde verschlang, obgleich ich mich nicht erinnern kann, daß das Lesen derselben einen tiefern Eindruck auf mein Gemüth machte.

Meine Kameraden waren um diese Zeit Jungen von der ausgelassensten Art, und der Umgang mit denselben führte mich in die Rohheit der niedrigsten Volksklasse hinein, so daß ich Gefahr lief, in meiner frühen Jugend in die schändlichste Lasterhaftigkeit hinabzusinken. Ich war dem Fluchen, dem Lügen und der unzüchtigen Unterhaltung ergeben, und nahm an den frechsten Wagnissen meiner Kameraden gerne Antheil; und obgleich mein Vater mit aller Strenge von solchem schlechten Umgange mich zurückzuhalten versuchte, so fand ich doch immer Wege und Mittel, seiner väterlichen Wachsamkeit zu entfliehen. Eine sehr schmerzliche Krankheit sollte indeß nach der Leitung der gnädigen Vorsehung Gottes das Mittel werden, mein Herz der Stimme des Evangeliums näher zu bringen. Von meinem siebenten Jahre an war ich nämlich mit einer peinlichen Hautkrankheit behaftet, die, obgleich sie selten ausbrach, doch die Wirkung hatte, daß der Eindruck der Sonnenstrahlen auf meine Haut mir ganz unerträglich wurde. Dieser Umstand machte es unmöglich, daß ich mein Stücklein

Brod durch Arbeit auf dem Felde oder außerhalb des Hauses erwerben konnte. Meine Eltern waren arm, und konnten für mich nur wenig thun; dennoch lag es ihnen an, mich zu rechter Zeit ein nützliches Handwerk erlernen zu lassen.

In meinem vierzehnten Jahre wurde ich daher bei einem Schuhmacher im Dorfe Hackleton in die Lehre gethan; allein mein Lehrmeister starb, als ich kaum zwei Jahre bei ihm gearbeitet hatte. Meine noch übrige Lehrzeit wurde indeß der Wittwe mit einer kleinen Geldsumme abgekauft, und so trat ich in dem gleichen Dorfe als Geselle bei einem andern Meister, Namens Old, in die Arbeit. Mein Meister war ein eifriger Anhänger der Landeskirche, und so viel ich wahrnehmen konnte, ein sittlich guter Mann. Zwar ließ er sich bisweilen ein Glas Wein zu gut schmecken; auch mußte ich die gefertigte Arbeit am Sonntag Morgen herumtragen, bis die Glocke zur Kirche läutete; aber er war ein abgesagter Feind vom Lügen, dem ich in hohem Grade ergeben war. Auch besaß er das Geschick, meine Fehler so lebendig auszumalen, daß mir die Sache ganz unerträglich wurde, und ich auch nicht selten die Grenzen des Anstandes gegen ihn überschritt. Einer meiner Nebengesellen hielt sich zu einer separirten Kirche, und obgleich um diese Zeit religiöse Eindrücke meinem Gemüthe noch fremd waren, so fing er doch bisweilen lebhafte Gespräche über die Religion mit mir an, an welchen mein Meister gewöhnlich Antheil nahm. Ich für meinen Theil hielt es mit der öffentlichen Kirche, so wenig ich auch nach der Religion fragte, und blickte auf alle die, welche von der Kirche sich trennten, und eine eigene religiöse Parthei bildeten (Dissenters), mit Verachtung herab. Zugleich besaß ich einen Grad von Hochmuth, der mein Bischen religiöses Wissen tausend Mal überstieg; ich wollte daher in keiner Unterredung Unrecht haben, und behielt mir immer das letzte Wort vor. Allein hintendrein ließ mich häufig mein Gewissen

deutlich erkennen, daß wenn auch mein Hochmuth recht behalten wollte, dennoch die Wahrheit auf der Seite meines Gegners war; und dieser Umstand machte mich oft unruhig, und die Einsprachen meines Gewissens fingen an, immer lauter in meinem Herzen sich zu regen. Die häufigen Ermahnungen meines Meisters über mein unziemliches Betragen vermehrten diese Vorwürfe, ich fühlte, daß mir etwas fehle, ohne eben zu wissen, was es sey, und dachte nicht daran, daß nur eine gründliche Bekehrung des Herzens mir zurecht helfen konnte.

Die Erweckten, welche von der öffentlichen Kirche sich getrennt hatten, hielten ihre eigene Erbauungsstunde im Dorfe, die ich indeß nie besuchte; vielmehr glaubte ich Feindschaft genug gegen sie im Herzen zu tragen, um sie bei guter Gelegenheit auseinander zu jagen. So wie indeß die Unruhe meines Herzens zunahm, so fing mein Mitgeselle, welcher ernstlich um sein Seelenheil verlegen war, an, mir mit seinen frommen Ermahnungen zuzusetzen; zuweilen gab er mir auch ein religiöses Buch zu lesen, und auf diese Weise ging völlig unbemerkt eine solche Veränderung in meinem Innern vor, daß mir die evangelischen Wahrheiten schmackhafter wurden, indeß die Unruhe in meiner Seele immer mehr zunahm. Unter diesen Umständen faßte ich den Entschluß, drei Gottesdienste am Sonntag zu besuchen, und an der Erbauungsstunde der Dissenter des Abends Antheil zu nehmen, indem ich nicht zweifelte, auf diesem Wege die Ruhe meiner Seele und das Wohlgefallen Gottes zu gewinnen. Auch dem Fluchen und Lügen, so wie andern groben Sünden, denen ich ergeben war, gab ich jetzt den Abschied, und versuchte bisweilen in der Einsamkeit zu beten; aber noch war ich mit der tiefen Verdorbenheit meines Herzens und mit dem Bedürfnisse, einen Erlöser von der Sünde zu haben, völlig unbekannt. Ein Umstand, an den ich nie ohne Schauer und Dank denken kann, trug sich um diese Zeit vor, den ich erzählen muß, ob er mir gleich

zu großer Schande gereicht. Es war nämlich in dieser Gegend Sitte, daß die Handwerksjungen bei den Kunden ihres Meisters um die Christtagszeit kleine Geschenke einsammeln durften. So kam ich auf meinem Wege zu einem Eisenhändler, der mir zwischen einem Schilling (9 Batzen) und einem Sechskreuzerstück die Wahl ließ. Ich wählte natürlich den Schilling, und steckte ihn in meine Tasche. Nachdem ich noch ein paar andere Schillinge dazu erhalten hatte, so machte ich mich auf den Weg, mir etwas zu kaufen, und fand jetzt zu meinem Schmerz, daß mein Schilling ein Kupferstück war; um jedoch den gewünschten Artikel zu erhalten, nahm ich vom Gelde meines Meisters einen Schilling hinweg, um den Kauf zu berichtigen, indeß ich ihm den kupfernen Schilling zuwies. Noch erinnere ich mich der heißen Kämpfe, welche mir dieser Betrug verursachte, und auf meinem Heimwege flehte ich ernstlich zu Gott, und versprach Ihm, wenn Er mir dießmal durchhelfen, d. h. mit andern Worten, den begangenen Diebstahl unbemerklich machen wolle, daß ich gewiß für die Zukunft von solchen schlechten Dingen ablassen werde. Allein der gnädige Gott ließ mir diesen bösen Streich nicht gelingen; mein Meister untersuchte die Sache genau; der Eisenhändler behauptete, den kupfernen Schilling mir gegeben zu haben, und so sahe ich mich jetzt den Vorwürfen meines Gewissens und der Schmach eines Betrügers Preis gegeben. Ich fing an, ernstlicher als je den HErrn zu suchen, und konnte mich lange nicht entschließen, aus dem Hause zu gehen, indem ich im Gesichte eines jeden Dorfbewohners meine Schande zu lesen glaubte.

Von dieser Zeit an war es mir ernstlicher darum zu thun, den wahren Zustand meiner Seele zu erforschen, und die Gnade Gottes zu suchen. In einer Predigt, die ich um diese Zeit hörte, legte der Geistliche seinen Zuhörern die Nothwendigkeit dringend ans Herz, Christo nachzufolgen, und bekräftigte seine Ermahnungen

mit den Worten des Apostels, Hebr. 13, 13.: „Darum lasset uns nun zu Ihm hinaus gehen außer dem Lager, und seine Schmach tragen;" ich glaubte aber zugleich in diesen Worten einen deutlichen Wink zu finden, daß ich mich, um ein wahrer Christ zu werden, von der öffentlichen Landeskirche trennen, und an die verachtete Parthei der Separirten (Dissenters) mich anschließen müsse. Diese Vorstellung war nun freilich eine völlig unrichtige; allein sie hatte doch die Folge, daß ich dem kalten geistlosen Gottesdienste der damaligen öffentlichen Kirche entsagte, und mich an die Erbauungen der Dissenters anschloß, wo ich mehr von dem Evangelio Christi zu hören Gelegenheit hatte. Mich leitete dabei der unrichtige Schluß, die öffentliche Staatskirche Englands sey dieses Lager, in welches sich die Namenchristen vor der Schmach des Kreuzes Christi zu sichern suchen, während ich verpflichtet sey, mit den Separirten die Schmach Christi zu tragen.

In einem benachbarten Dorfe lebten damals eine Anzahl Leute, welche sich viel mit dem Lesen mystischer Bücher abgaben. Einer derselben, der in diese Geheimnisse besonders eingeweiht war, ließ mich wissen, daß er über religiöse Gegenstände mit mir sich zu unterhalten wünsche. Der Mann galt für einen tüchtigen Streiter; und da auch ich damals meiner Sache in Angelegenheiten der Religion gewiß zu seyn glaubte, so trug ich kein Bedenken, mich mit ihm auf dem Kampfplatze einzufinden, was mir mein damals noch ungekannter religiöser Eigendünkel als etwas sehr Willkommenes darstellte. Ein anhaltender Regen verhinderte indeß unsere Zusammenkunft zur bestimmten Stunde; aber dieser Umstand machte mich nur desto sehnsüchtiger nach einer andern Gelegenheit, welche bald eintraf. Mehr als sechs Stunden lang dauerte der heiße Kampf, und da mein Widersacher mich oft mit Thränen in den Augen und auf eine Weise ansprach, die mir bis jetzt ganz unbekannt war, so wurden durch dieses Gespräch ganz

neue Eindrücke in meiner Seele hervorgerufen, welche auf meine religiöse Denkart einen mächtigen Einfluß äußerten. Der Mann bewies mir auf eine Weise, der ich nicht länger zu widerstehen vermochte, daß mein Sinn und Wandel dem Bekenntnisse des Evangeliums nicht angemessen sey, und daß ich mich in einem hülflosen Zustande befinde. Ich gerieth darüber in große Verlegenheit, indem ich seinen Ansichten vom Christenthum auf der einen Seite nicht beizustimmen, und auf der andern die Richtigkeit meiner eigenen nicht zu vertheidigen vermochte. Dieß füllte mein Herz mit ängstlicher Unruhe, und trieb mich mächtig an, die Vergebung meiner Sünden und mein ganzes Heil bei Christo dem Gekreuzigten zu suchen, und meine Glaubensüberzeugung tiefer aus dem Worte Gottes zu begründen. Der Geistliche des Ortes, dessen Predigten ich besuchte, war indeß nicht der Mann, der meine Zweifel lösen und mein Herz beruhigen konnte. Ich wendete mich daher an mehrere andere Prediger, blieb aber lange Zeit in einem unbefriedigten und forschenden Zustande. Indeß wachten viele Leute im Dorfe aus dem Schlaf der Sünde zu einem neuen Leben aus Gott auf, und sie fingen jetzt an, ein eigenes Gemeinlein zu bilden, an das ich mich gern anschloß. Bald wurde ich in den Versammlungen derselben eingeladen, über eine Schriftstelle ein Wort zu reden, und da die Leute meist noch gar unwissend waren, so erntete ich viel Beifall mit meinen Vorträgen ein, was mir zu großem Schaden für mein Herz gereichte. Es währte nicht lange, so wurde ich auch von Leuten eines benachbarten Dorfes eingeladen, ihnen eine Erbauungsstunde zu halten. Ich kann nicht sagen, aus welchem Grunde ich ihnen ihre Bitte zugesagt habe; nur so viel erinnere ich mich noch, daß ich nicht Muth genug hatte, sie abzuschlagen. Ich ging zu ihnen, und wurde freundlich ersucht, bald wieder zu kommen, und so geschah es, daß ich die Erbauungsstunde in diesem Dorfe über drei Jahre lang fort-

setzte. Auch die Leute in meinem Geburtsorte, der vier Stunden von meinem damaligen Wohnorte entfernt lag, stellten eine ähnliche Bitte an mich, und ich mußte mich entschließen, jeden Monat ein Mal zu ihnen zu kommen, um ihnen eine Erbauungsstunde zu halten. Indeß hatte ich immer noch eine sehr unvollständige und schwankende Ueberzeugung von den Wahrheiten des Evangeliums; und da mir jede Gelegenheit gebrach, mit tüchtigen Schriftgelehrten bekannt zu werden, so blieb mir nichts übrig, als den Versuch zu machen, meine religiösen Ueberzeugungen allein aus der Schrift zu schöpfen, so weit ich damals dieselbige verstand. Bald gab mir ein frommer Freund eine treffliche Schrift von dem seligen Hall über den wahren Weg zur Seligkeit in die Hand, deren Inhalt so lehrreich für mich war, daß ich jetzt die einzelnen Schriftüberzeugungen, welche abgerissen in meiner Seele lagen, zu einem klaren Ganzen verknüpfen lernte. Ich erinnere mich nicht, je ein Buch mit so viel Entzücken gelesen zu haben, und ich freue mich sagen zu können, daß der Inbegriff evangelischer Lehren, wie ich ihn in diesem Buche dargestellt fand, noch bis auf diesen Tag die Nahrung meiner Seele ist. Es dauerte nicht lange, so wurde mein religiöses Nachdenken auch auf die Frage hingelenkt, welche damals so viele Gemüther beschäftigte: ob die Kindertaufe schriftmäßig sey oder nicht? und ob es nicht dem Sinn des Evangeliums viel besser entspreche, blos solche Erwachsene, welche wirklich zum lebendigen Glauben an den HErrn Jesum gelangt sind, zur Taufe auf Ihn zuzulassen? Letzteres behaupten bekanntlich die sogenannten Baptisten (Täufer) Englands, welche sich, weil sie die Kindertaufe verwerfen, von der Kirche ihres Landes getrennt haben. Das Nachdenken über diesen Gegenstand machte einen so tiefen Eindruck auf meine Seele, daß ich mich entschloß, von Herrn Ryland, einem damaligen frommen Baptistenprediger, mich taufen zu lassen, und ein Mitglied ihrer Verbindung zu werden; und so schloß ich mich an

die Baptistengemeinde zu Olney an, die mich bald zu einem ihrer Prediger erwählte. Ich erinnere mich noch wohl, daß der erste Vortrag, den ich in ihrer Mitte hielt, so roh und ungestaltet war, daß er den Namen einer Predigt keineswegs verdiente."

Die Schwester des Verewigten, eine vielgeprüfte Dulderinn, welche 40 Jahre lang an ein schmerzliches Krankenlager angeheftet, von allen Gliedern ihres Körpers nur die rechte Hand zu gebrauchen vermochte, fügt zu den sparsamen Zügen der frühern Jugendgeschichte ihres Bruders noch folgende Bemerkung hinzu:

„Frühe schon entfaltete sich in der Seele meines Bruders die Lust, etwas Nützliches zu lernen, und schon in seinem sechsten Lebensjahre hörte man ihn in der Nacht, wenn Andere schliefen, mit Rechnungen sich beschäftigen. Was er immer anfing, das wußte er durchzuführen, wobei ihn keine Schwierigkeiten muthlos zu machen vermochten. Sein Durst nach Erkenntniß wuchs, so wie er an Alter zunahm. In seiner Wohnstube hatte er in jedem Winkel Insekten und Vögel aller Art aufbewahrt, um ihre Lebensweise zu beobachten. Zeichnen und Malen war seine Lieblingsbeschäftigung, in welcher er, auch ohne Unterricht, ansehnliche Fortschritte machte. Wenn er ausging, wurde die Pflege seiner Vögel meiner Sorgfalt anvertraut, und oft mußte ich mit ihm die schmutzigsten Wege ziehen, um ein Insekt oder eine Pflanze aufzusuchen. Schon als Knabe ging er nie aufs Feld hinaus, ohne auf allen Hecken sein Auge zu haben, und fand er eine neue Pflanze, so konnte er sich nicht satt an derselbigen sehen. Gleich der emsigen Biene brachte er immer etwas Nützliches nach Hause, und wie in der Schule, so auch in seinen Erholungsstunden, war immer großer Ernst an ihm wahrzunehmen; obgleich er stets der thätigste war, wenn es galt, seinen Kameraden ein Vergnügen zu machen, weßhalb er auch immer von ihnen sehr geliebt wurde. Im Garten des Vaters, den er mit großer Vorliebe pflegte, blieb kein

Plätzchen übrig, das er nicht mit Blumen oder irgend einer ihm liebgewordenen Pflanze besetzte.

Die Armuth der Eltern nöthigte sie, ihn das Schuhmacherhandwerk lernen zu lassen; später verheirathete er sich auf diesen Beruf, und trieb ihn so gut er konnte, indeß sein Geist immer auf höhere Dinge gerichtet war. Bei seinem ersten Aufwachen zum religiösen Leben ward seine ganze Seele von der Macht der Wahrheit ergriffen, und er ward so eifersüchtig für die Ehre des HErrn der Heerschaaren, daß er gleich einem Gideon darauf umging, alle Altäre Baals in seinen Umgebungen in einer Nacht umzuwerfen. Anfangs überschritt sein Eifer alle Grenzen der Klugheit, aber es lag in seinem ganzen Wesen, das, was er einmal ergriff, mit aller Kraft der Seele zu verfolgen. Mehrere Jahre lang stand er mit seinem religiösen Sinne allein in seines Vaters Hause. Später bat er um die Erlaubniß, wenn er uns zu Hause besuchte, eine Familienandacht halten zu dürfen, was ihm auch gerne gestattet wurde. Aber oft fühlte ich mein hochmüthiges Herz mächtig aufgeregt, wenn er in seinem Gebete die Bibelworte anführte, daß alle unsere Gerechtigkeit sey, wie ein beflecktes Kleid. Ich konnte nicht glauben, daß er auch sich dabei meyne, ich vermuthete vielmehr, daß er nur mich und die Familie dabei im Auge habe, und nur die Liebe zu meinem Bruder konnte mich zurückhalten, ihm meinen Unwillen darüber laut zu erkennen zu geben; erst später lernte ich die tiefe Wahrheit dieser Worte aus eigener Erfahrung erkennen. Unsere Liebe zu einander blieb indeß immer zart und fest, und unsere Herzen waren in Freud und Leid an einander geknüpft, und sie werden es auch bleiben bis in die selige Ewigkeit hinein, wo nichts Unlauteres mehr unsere Verbindung in Christo beflecken darf.

Später drückten einige religiöse Freunde den Wunsch gegen meinen Bruder aus, daß er die von Gott empfangenen Gaben zum Segen seiner Brüder anwenden,

und ihnen eine Erbauungsstunde halten möchte, was er auch gerne that. Gleich am nächsten Morgen kam eine fromme Nachbarinn herbei, um meiner Mutter Glück zu wünschen, daß Gottes Güte ihren Sohn zu solchem Berufe mit großen Gaben ausgerüstet habe. Was meynt Ihr, fragte meine Mutter, soll denn mein William ein Pfarrer werden? Ja gewiß! gab diese zur Antwort, und zwar ein ausgezeichneter, wenn ihm Gott das Leben erhält. Indeß sagten doch meine Eltern, obgleich sie die Religion liebten, eben nicht gut dazu, daß er Erbauungsstunden im Dorfe hielt, und weder sie noch wir durften an denselben Antheil nehmen. Indeß hätte doch mein Vater den Sohn gern einmal reden gehört, wenn es ungesehen geschehen konnte, wozu sich bald die Gelegenheit anbot. Ueberschätzung der Gaben seiner Kinder war eben seine Sache gar nicht, vielmehr war er in diesem Stück in seinem Urtheil so strenge, daß er sie nicht selten muthlos machte; dennoch machte das, was er hörte, einen so tiefen Eindruck auf sein Herz, daß er sich der Freude darüber nicht erwehren konnte. Es währte nicht lange, so gerieth mein Bruder in sehr dürftige Umstände, indem seine Familie anwuchs, während sein Berufserwerb einen sehr schlechten Fortgang hatte. Mit einem kranken Körper wanderte er oft von Dorf zu Dorf, um seine Waare abzusetzen, und dennoch sahe er sich und seine Familie in immer größere Dürftigkeit hinabsinken, was er jedoch, um uns nicht zu betrüben, sorgfältig vor uns zu verbergen suchte. Sein jüngerer Bruder hatte indeß Gelegenheit, dieß zu bemerken, und arbeitete mit der größten Anstrengung, um eine Summe Geldes zu erwerben, die er in der Stunde der Noth dem Bruder als ein Geschenk übermachte. Nicht lange hernach wurde er als Schulmeister in einem benachbarten Dorfe angestellt; allein auch dieser Versuch wollte nicht gelingen, weil er unstreitig um diese Zeit viel größere Lust und Tüchtigkeit zum Lernen als zum Lehren hatte, und er den festen Takt und Ton

eines Schullehrers im Kreise seiner Schüler nicht finden konnte. Oft lächelte er später über seine Untüchtigkeit in diesem Fache, und pflegte manchmal witzig zu sagen: so oft ich die Schule halten wollte, so haben die Knaben Schule mit mir gehalten.

Ungleich besser gelangen ihm seine Vorträge in den Erbauungsstunden, zu deren regelmäßiger Haltung er von allen Seiten angesprochen wurde. Die Leute waren arm, und konnten ihn und seine Familie auf diesen Beruf hin nicht unterhalten; aber da mein Bruder wußte, daß es ihnen nicht an gutem Willen, sondern nur an Mitteln fehlte, so ließ er sich die äußersten Entbehrungen dabei gefallen. Die Dürftigkeit seiner wachsenden Familie war groß; dennoch ließ er nicht nach, einen großen Theil seiner Zeit auf das Erlernen der griechischen Sprache und die Bekanntschaft mit dem Grundtexte der heiligen Schriften zu verwenden. Um sich noch weiter nützlich zu beschäftigen, schaffte er den Schutt von einem verwüsteten Bauplatze weg, und machte einen niedlichen Garten daraus. Dabei war es sein eigenthümliches Loos, daß, so oft er eine Wildniß in einen schönen Garten umgeschaffen hatte, er denselben verlassen mußte. Dieß war keine geringe Verläugnung für ihn, da er die Gartenkultur so ausnehmend liebte; allein es war in der Hand der Vorsehung eine segensreiche Vorübung für seine künftige Bestimmung, in welcher er zugleich das Bild seines vom HErrn ihm angewiesenen Lebensloofes erblicken mochte. Von Moulton, seinem bisherigen Wohnorte, siedelte er sich nun mit seiner Gattinn und Familie, die aus drei kleinen Söhnen bestand, nach einem andern Orte, Leicester, über, wo er von dem Häuflein der dortigen Erweckten zu ihrem christlichen Lehrer erwählt wurde. Allein seine dortige Lage war ungemein schwierig, weil die Leute, die ihn als Lehrer berufen hatten, in viel Uneinigkeit mit einander verwickelt waren. Fast jeder Andere wäre den obwaltenden Schwierigkeiten muthlos unterlegen,

nur er setzte sich muthig ans Werk, und harrte unter allen Hindernissen kräftig aus, bis ihm am Ende die Freude zu Theil wurde, daß er die Früchte seiner unerschütterlichen Beharrlichkeit einsammeln durfte.

Mittlerweile wurde die Seele unsers verewigten Freundes durch das Verlangen, ein Bote Christi in der Heidenwelt zu werden, immer mächtiger angezogen. Schon im Jahr 1784 wurde in der frommen Baptisten-Verbindung, deren Mitglied er geworden war, zu einer Zeit, wo noch alle andern Christengemeinden Englands und anderer Länder für die Missionssache im tiefen Todesschlummer lagen, der Gedanke angeregt, daß einzelne Freunde des Reiches Christi sich an jedem ersten Montagabende jeglichen Monats zum Gebete vereinigen sollten, um für die Aufweckung der todten Christenheit und für die allgemeine Verbreitung der Erkenntniß Christi unter den Völkern der Erde zu dem Vater der Barmherzigkeit zu flehen; und dieser Gedanke wurde durch einen kleinen Verein zu Nottingham, in der englischen Grafschaft gleichen Namens noch in demselben Jahr zuerst in das Leben eingeführt. An ihn schloß sich William Carey alsobald an, nachdem er im Jahr 1787 geistlicher Vorsteher der kleinen Baptistengemeinde zu Moulton geworden war; und von diesem Augenblicke an war sein ganzes Herz von dem Verlangen entzündet, unter den armen Heiden die unerforschlichen Reichthümer Christi zu verkündigen. Er machte sich daher, so weit ihm hiezu Hülfsmittel zu Gebote standen, nicht nur mit der Geographie der Heidenländer und dem Zustande ihrer Einwohner, sondern auch mit den Anfangsgründen der lateinischen, griechischen und hebräischen Sprache bekannt; und alles, was er vornahm, war mehr oder weniger auf diesen Wunsch seiner Seele berechnet. So oft er mit den geistlichen Führern der Baptistenhäuflein zusammen trat, so ermangelte er nicht, die Missionssache zur Sprache zu bringen, und sie aufzumuntern, in ihren Gemeinden für dieselbe zu

wirken. Mehrere dieser frommen Prediger, Herr Pierce, Herr Suteliff und Andere, schlossen sich auch bald an ihn an, und fingen an, besondere Predigten zur Anregung des in der christlichen Kirche erstorbenen Missionssinnes zu halten.

Als nun im Frühling 1792 dieser Verein zu Nottingham abermals zusammen trat, so ward dem eifrigen Carey der öffentliche Vortrag in der Gemeinde übertragen, und indem er die Stelle: Jes. 54, 2. 3. zum Grund seiner Betrachtung legte, faßte er das ganze heilige Feuer seiner Missionsliebe in folgenden zwei Ermahnungen zusammen: 1) erwarte Großes von Gott! und 2) versuche Großes für Gott! Sein glaubensfroher Vortrag wirkte so gewaltig auf die Gemüther seiner Zuhörer, daß einmüthig der Beschluß gefaßt wurde, daß ein Ausschuß aus ihrer Mitte erwählt werden solle, um einen Entwurf zur Bildung einer Gesellschaft für die Verbreitung des Evangeliums unter den Heiden auszuarbeiten, und denselben der nächsten Prediger-Conferenz, welche zu Kettering im Spätjahr gehalten werden sollte, zur Prüfung und Genehmigung vorzulegen. Die Schwierigkeiten waren nicht gering, welche den ersten Versuch der Aufrichtung einer solchen, bis jetzt in den protestantischen Kirchen Europas völlig unbekannten Missionsgesellschaft begleiteten. „Wir waren, so schreiben die ersten Stifter derselben, unter denen William Carey vornean stand, wir waren noch ganz unerfahren in diesem Werke; kein Theil der Heidenwelt war uns bekannt, der vorzugsweise vor andern Heidenländern eine offene Thüre zur Arbeit uns darbot; wir hatten kein Geld, um die bedeutenden Kosten eines solchen Unternehmens zu tragen; unsere Lage im Innern des Landes war für den Briefwechsel mit dem Ausland ungelegen; die Männer, welche die erste Leitung des Werkes übernehmen sollten, wohnten so weit auseinander, daß ein öfteres Zusammenkommen derselben unmöglich war; zudem drohte unserer Baptisten-

verbindung dabei noch die Gefahr, durch dieses Werk in vielfache Berührung mit unbekehrten Menschen zu gerathen, und Schaden zu leiden."

Dennoch ward am 2. Oktober 1792 „unter Furcht und Zittern," wie der Bericht ausdrückt, von einer kleinen, zu Kettering zusammengetretenen Verbindung der Beschluß gefaßt, im Namen ihres Gottes und im Vertrauen auf seine Kraft den ersten Versuch zu wagen, das selige Evangelium Gottes unter heidnischen Völkern auszubreiten, — und so entstand die Baptisten Missionsgesellschaft, welche unter allen seither entstandenen Missionsgesellschaften der protestantischen Kirche in der ersten Vorderreihe steht. Es wurde eine Collekte veranstaltet, welche 140 Gulden eintrug, und dieß ist die erste Geldsumme, welche dem unermeßlichen Missionswerke unserer Tage zu Grunde liegt. Die erste Missionskommittee bestand aus William Carey, John Ryland, Reynold Hogg, John Sutcliff und Andreas Fuller, lauter ehrwürdige Namen, welche wir in der Lebensgeschichte des Vollendeten auf allen Seiten antreffen werden. William Carey bot sich jetzt zuerst der kleinen Gesellschaft als Werkzeug an, um mit seiner Familie nach den Mündungen des Ganges hinüberzuziehen, und unter den heidnischen Hindus daselbst das Wort vom ewigen Leben zu verkündigen; und der Verein faßte den Beschluß, ihn mit seiner Familie, so gut er vermöge, in diesem Werke zu unterstützen. Wie sich bei solch göttlichem Beginnen unter den Leitungen des HErrn alles auf wundervolle Weise fügen muß, so geschah es auch hier. Gerade um diese Zeit kam ein bekannter Freund, Herr Thomas, mit drei seiner Söhne in London an, der mehrere Jahre in Bengalen sich aufgehalten, die Landessprache gelernt, und als Wundarzt in Calkutta sich und seine Familie ernährt hatte, und der jetzt von Indien nach England in der Absicht zurückkehrte, um die nöthigen Geldunterstützungen für den ersten Anfang eines Missions-Versuches in Bengalen im

Kreise christlicher Freunde einzusammeln, und sich nach einem Mitarbeiter umzusehen, der gemeinschaftlich mit ihm Hand an dieses schwierige Werk zu legen bereit wäre. Nach genauen Erkundigungen, welche die Kommittee über den Charakter des Herrn Thomas einzog, gelangte sie zu der Freudigkeit, auch ihn mit Herrn Carey als Arbeiter im Weinberge des HErrn aufzunehmen, und ihm die nöthigen Unterstützungen zuzusagen, und so hatte die Hand Gottes selbst die Wege gebahnt, um der Ausführung dieses riesenhaften Versuches um einige Schritte näher zu treten.

Wie unser vollendete Freund seinen wichtigen Beruf ansah, zu welchem ihn schon längst der HErr auf vielfache Weise vorbereitet hatte, und dem er jetzt mit Sehnsucht entgegen blickte, das drückt er in einem Briefe aus, den er um diese Zeit (17. Januar 1793) an seinen Vater richtete: „Eine Hauptaufgabe des Evangeliums ist es, schreibt er, uns zu zeigen, wie wichtig es sey, daß wir unsere ganze Lebenszeit allein dem Dienste Gottes weihen. Ich ermahne euch, lieben Brüder, schreibt Paulus, bei der Barmherzigkeit Gottes, daß ihr euch darbringet als ein Opfer, das da lebendig, heilig und Gott wohlgefällig sey; denn hierin besteht euer vernünftiger Gottesdienst. Gott als ein Opfer zu heiligem Gebrauch bereit zu stehen, ist die große Aufgabe eines Christen, der gerne seine Lebensbestimmung erfüllen möchte. Ich betrachte mich eben darum als einen, der dem Dienste Gottes allein angehört, und der jetzt in diesen Dienst eintreten soll. Es ist mir der Auftrag geworden, als ein Bote Christi zu den armen Hindus nach Ostindien zu wandern, und mich wird Bruder Thomas als Mitarbeiter begleiten, der bereits fünf bis sechs Jahre in diesem Lande als Arzt zugebracht hat, und der die Sprache dieses Volkes versteht. Die Hindus sind das gutmüthigste und freundlichste Volk in der Welt, aber in grobe Unwissenheit und mitternächtliche Finsterniß eingehüllt. Meine Gattinn will

mit unsern Kindern einstweilen im Vaterlande zurückbleiben, und wird während meiner Abwesenheit die nöthige Unterstützung erhalten; sollte sie indeß sich entschließen können, mit mir die Reise zu machen, so wird die Gesellschaft die Kosten tragen. Wir sollen künftigen April England verlassen. Ich hoffe, theurer Vater, Sie werden mich willig dem HErrn übergeben, um das schwierigste, aber auch zugleich ehrenvollste und wichtigste Werk auszurichten, zu dem je ein Menschenkind berufen worden ist. Ich habe manche Opfer darzubringen. Ich soll von einer geliebten Familie und von vielen theuren Herzensfreunden mich lostrennen, und noch nie habe ich den Ausbruch eines solchen Schmerzes gesehen, wie er letzten Sonntag, während unseres Gottesdienstes, stattfand. Aber ich habe nun einmal die Hand an den Pflug gelegt. Ich verbleibe Euer gehorsamer Sohn W. Carey."

Unverweilt sollten nun beide Missionsfamilien den fernen Ufern Indiens mit der Botschaft des Heiles in Christo zugesendet werden, und um dieß zu bewerkstelligen, war der erste Kostenbetrag, selbst bei der sparsamsten Ausrüstung, auf die Summe von wenigstens 6000 Gulden angeschlagen, welche die Dürftigkeit des kleinen Vereines kaum aufzubringen vermochte. Eine freimüthige Darstellung des betrübten Zustandes der Heidenwelt und ihrer Bedürfnisse, verbunden mit einer ernsten Erinnerung an das Christenvolk, dem lange vergessenen Gebot des HErrn, den Heiden das Evangelium zu predigen, einmal nachzuleben, wurde unter dem christlichen Publikum verbreitet, und dasselbige aufgefordert, den beginnenden ersten Missionsversuch, wenn er der Unterstützung werth geachtet werden sollte, durch seine Geldgaben zu fördern. Auch an die thätigsten Führer der vereinzelten Baptistenhäuflein im Königreiche wurden Zuschriften erlassen, um sie um ihre kräftige Beihülfe anzusprechen. Der Erfolg war, daß nach wenigen Monaten mehr als die gedoppelte Summe, die in Voran-

schlag gebracht worden war, aus freiwilligen Gaben zusammenfloß, was den Gliedern des Vereines um so mehr als eine dankwerthe Fügung der göttlichen Vorsehung erscheinen mußte, da sich bald zeigte, daß man sich im sparsamen Ueberschlage bedeutsam verrechnet hatte, und daß am Ende von dieser gedoppelten Summe kaum noch einige Gulden zur Verfügung übrig geblieben waren.

Indeß war die Geldfrage bei diesem Unternehmen eines der geringsten Hindernisse, die der Ausführung desselben im Wege standen. Da dieses erste Missionsbeginnen im Schooße einer damals für unbedeutsam gehaltenen kleinen Kirchenparthei, der Baptisten, seine erste Wurzel gefunden hatte, so ließ sich zum Voraus erwarten, daß in den ansehnlichern Kirchenverbindungen ein bedeutender Widerspruch gegen dasselbe sich erheben würde. Bald erschien eine beißende Anklageschrift dagegen, die eine laute Klage darüber erhob, daß ein solches Riesenwerk in den finstern Winkeln frommer Conventikel ausgeheckt, und so viel Kraft und Geld auf entfernte Länder verwendet werden solle, indeß im Vaterlande selbst noch so viel zu thun übrig sey. Einwürfe dieser Art sind, selbst am hellen Sonnenlichte einer langen Erfahrung, noch nicht ganz verstummt bis auf diesen Tag, wie sehr auch die Geschichte der neuesten Zeit gerade die entgegengesetzte Rückwirkung zu beweisen pflegt. Ist einmal das Herz des Christen zum Wohlthun für die Brüder lebendig aufgeregt, so findet der Anspruch jedes leiblichen und geistigen Bedürfnisses derselben seine offene Stätte. Die Wohlthätigkeits-Anstalten in England haben sich um mehr als das Gedoppelte vermehrt, seitdem der thätige Missionsgeist seinen Zutritt zu den Herzen gefunden hat; und was besonders bemerkenswerth erscheint, so darf getrost behauptet werden, daß die größern Summen der Liebesgaben, welche unsere Wohlthätigkeitskassen im Vaterlande füllen, aus derselben Quelle herfließen, welche zugleich die

entfernten Heidengefilde mit ihrer Liebe befruchtet. Man wird nicht selten finden, daß Leute, welche darüber murren, daß mit bedeutendem Kostenaufwand den heidnischen Völkern das Licht des Evangeliums zugesendet wird, während, wie sie sagen, noch so viele Heiden im eigenen Lande leben, in der Regel solche sind, denen die Heiden in der Heimath am wenigsten zu verdanken haben. Als ich, so bemerkt der würdige Biograph des seligen Carey, vor wenigen Jahren in Philadelphia einige kleine Versuche machte, für die neuerrichteten Mädchenschulen in Indien Unterstützungen der Christenliebe einzusammeln, traf ich nicht selten Männer auf dem Wege an, welche, wie sie behaupteten, Gewissens halber den Ausfluß ihrer Liebesgaben nicht in fremde Kanäle hineinleiten können, so lange noch in ihrer eigenen Heimath so viel zu thun übrig bleibe. Allein ich fand bald, daß sie die Ruhe ihrer nächsten Umgebung nur sehr selten durch ihre Liebesthätigkeit und ihre Geldunterstützungen störten, während auf der andern Seite diejenigen, welche meinen Ansprachen für die arme Töchterwelt Indiens gutes Gedeihen wünschten, zugleich als solche bekannt waren, die nicht selten fürstliche Gaben auf dem Altare des vaterländischen Bedürfnisses niederlegten. Einer meiner Freunde, der als thätiger Missionsbeförderer bekannt war, begegnete an einem dieser Tage einem Bekannten auf der Straße, der ihm über das schwärmerische Beginnen, Mädchenschulen in Indien zu unterstützen, beißende Vorwürfe machte, und es Thorheit nannte, große Geldhaufen, wie er sich ausdrückte, dem heidnischen Auslande zuzusenden, von denen man nicht wisse, auf welche Weise sie verwendet werden, während so viele arbeitslose Arme in dem nächsten Dorfe dem Hungertode nahe seyen. Ich bin bereit, versetzte hierauf mein Freund, den Armen dieses Dorfes eine Summe von 100 Thalern zu schenken, sobald Sie sich entschließen mögen, eine gleiche Summe zu ihrer Unterstützung beizutragen. — Ich meynte es nicht also, versetzte der klagende

Nachbar; aber, fuhr er fort, wenns ins Ausland gehen soll, warum denn so weit von hier. Denken Sie doch an die Unglücklichen in Irland, die im namenlosen Elend zu Grunde gehen! — Ich bin bereit, versetzte mein Freund, den armen Irländern 100 Louisd'or zu schenken, wenn Sie dasselbe thun. — Auch dieß habe ich nicht so gemeint, war seine Antwort. — Nein, es ist weder dieß noch jenes, was diese Klasse von Klägern eigentlich meynt, vielmehr ist es ihnen blos darum zu thun, durch ihre Klagen gegen den Sinn der Wohlthätigkeit ihre eigene Hartherzigkeit mit einem Schleier zu bedecken; denn wenn sie nicht etwas an der Handlungsweise dieser Menschen auszusetzen wüßten, so müßten sie denselben, wenigstens bis auf einen gewissen Grad, nachahmen.

In der Baptistenverbindung selbst waren große Hindernisse zu überwinden, welche dem neuen Entwurfe im Wege standen. Manche ihrer Mitglieder waren bei der Eigenthümlichkeit ihrer religiösen Ansichten gegen jeden Missionsversuch eingenommen, indem sie denselben mit dem Glauben an die unbedingte Gnadenwahl, dem sie von Herzen huldigten, nicht zu reimen wußten. Andere hielten sich aus Rücksichten der Klugheit von der Theilnahme an diesem Werke zurück. Der Plan hatte in einem unbekannten Dorfe des Vaterlandes seinen ersten Ursprung gefunden, und in einem Kreise christlicher Brüder, deren Namen der Christenwelt gar wenig bekannt waren; die Sache galt einem weit entlegenen, noch gar wenig bekannten Heidenlande; der Erfolg wurde für gar zweifelhaft erachtet, indeß zum Voraus der Kostenaufwand gewiß und bedeutend war. Sollte ein solcher Versuch fehlschlagen, so würde es der Baptistenverbindung im Lande Schande bringen. Unter allen Baptistenpredigern der Hauptstadt London war nur einer, welcher der Sache gewogen war, und als ein Versuch gemacht werden sollte, einen Hülfsverein für dieses Beginnen daselbst aufzurichten, so wurde der Vorschlag von einer

überwiegenden Mehrheit geradezu abgewiesen. Carey wendete sich in dieser Verlegenheit an den edlen Pfarrer Newton, der nicht zur Baptistenverbindung gehörte, welcher ihn mit der zärtlichen Liebe eines Vaters ermunterte, trotz alles Widerstandes dennoch bei seinem Vorhaben zu verharren. Aber wie, fragte Carey den ehrwürdigen Veteranen der Kirche Christi, wenn uns die ostindische Compagnie nach unserer Ankunft in Bengalen wieder nach Hause zurücksendet? — Dann, antwortete derselbe, dann könnt ihr daraus schließen, daß euer HErr in Bengalen nichts für euch zu thun hat; aber hat Er dort ein Geschäft für euch, so kann euch keine Menschenmacht an der Ausführung desselbigen hindern.

Schon oben wurde bemerkt, daß Herr Carey entschlossen war, vorerst ohne seine Gattinn nach Indien zu ziehen. Alle Versuche, dieselbe zu überreden, ihn dorthin zu begleiten, waren bis jetzt vergeblich gewesen. Das Aeußerste, wozu sie ihre Einwilligung hergab, bestand darin, daß sie auf ihren ältesten Sohn Felix, der den Vater begleiten sollte, verzichtete. Indeß war Carey's Seele unwiederruflich seiner Missionsaufgabe zugethan, in welche Verlegenheiten und schmerzliche Verläugnungen sie ihn auch immer verwickeln mochte. Wohl werden Manche es schwer finden, sein Benehmen in dieser Sache zu billigen; allein um richtig zu urtheilen, müssen wir uns so gut wie möglich in seine Gemüthslage versetzen. Die Ueberzeugung, es sey seine Pflicht, den Heiden das Evangelium zu verkündigen, so lange nicht eine unbedingte physische Unmöglichkeit ihn davon zurückhielte, sprach nach seinem Urtheil so gebieterisch in seiner Seele, als das Pflichtgebot ihm heilig war, ein Jünger Christi zu seyn. Keiner, der ihn kannte, konnte auch nur entfernter Weise an den lautern und redlichen Absichten zweifeln, die sein Verfahren leiteten; über die Klugheit desselben war das Urtheil verschieden, je nachdem der Einzelne die Lauterkeit seines Sinnes und die Würdigkeit des Zweckes

richtig zu schätzen wußte. Dabei war Herr Carey entschlossen, wieder nach England zurückzukehren, sobald die Mission einen festen Fuß im Heidenlande gefaßt haben würde, um seine Gattinn zu überreden, unter günstigen Umständen und bei größerer Gefahrlosigkeit mit ihm nach Indien zurückzukehren.

Noch andere Hindernisse entstanden für ihn aus der äußern Lage seines Reisegefährten, der sich in Geldverlegenheit befand; und obgleich er dieß dem Vereine schon bei seiner ersten Meldung offen eingestanden hatte, so hatte dieser doch die Sache für nicht so bedeutend erachtet, als sie wirklich war. Auf seiner frühern Laufbahn, von welcher er einen Theil mit Betreibung seiner ärztlichen Studien in London zugebracht hatte, hatte ihn der Drang der Umstände genöthigt, Schulden zu machen, und als es nun eben an dem war, daß beide Missionarien in einem englischen Seehafen nach Indien sich einschiffen sollten, so eilten die Schuldner aus der Hauptstadt herbei, um ihre Forderungen an ihn geltend zu machen. Dieser Verlegenheit folgte ein noch weiterer Unfall auf dem Fuße nach, der die Hoffnung des eifrigen Carey's, bald nach Indien zu kommen, ganz darnieder zu schlagen schien. Schon hatten die beiden Missionarien zu Ryde, einer Seehafenstadt Englands, ihre Geräthschaften aufs Schiff gebracht, und waren eben im Begriffe abzusegeln, als dem Schiffskapitain ein anonymer Brief in die Hand gesteckt wurde, der ihn vor der Gefahr warnte, Leute mit sich nach Indien zu nehmen, denen die ostindische Compagnie nicht die Gestattung zum Aufenthalt daselbst gegeben habe. Augenblicklich wurden nun die beiden Missionarien genöthigt, das Schiff zu verlassen. Die schmerzlichen Empfindungen, welche dabei Carey's Seele ergriffen, lassen sich nicht in Worte fassen. Er schreibt hierüber in einem Briefe vom 21. Mai 1793 an einen seiner Freunde: „Ich habe nur so viel Zeit, Sie zu benachrichtigen, daß alle unsere Plane für jetzt gänzlich vereitelt sind.

Gegen unsern Schiffskapitain ist, wahrscheinlich von einem Gläubiger meines Reisegefährten, Klage eingelegt worden, daß er eine Person ohne Gestattung der Compagnie mit sich nehme. Da die Person selbst nicht genannt war, so wurden wir beide aus dem Schiffe entfernt, und ich bin so eben damit beschäftigt, meine Geräthschaften herauszunehmen. Ich muß dieß thun, wenn sie nicht von den Zollbeamten in Beschlag genommen werden sollen. Nächsten Donnerstag segelt das Schiff ohne uns ab. Wie geheimnißvoll auch die Leitungen der Vorsehung in dieser Sache sind, so kann ich doch keinen Augenblick daran zweifeln, daß sie von dem unendlich weisen Gott geleitet werden."

Carey kehrte nun, von dieser schmerzlichen Erfahrung niedergedrückt, mit seinem Reisegefährten nach London zurück. Allein es dauerte nur wenige Tage, so klärte sich der Himmel wieder über ihnen auf, und ihr Herz faßte neuen Muth. Herr Thomas entfaltete in dieser Stunde der Verlegenheit eine Geisteskraft und einen Verläugnungssinn, welcher Bewunderung erregte, und bei allen, welche an diesem ersten Missionsversuche Antheil nahmen, in dankbarem Andenken bleiben wird. Die öffentlichen Blätter dieser Tage brachten nämlich die Botschaft, daß ehestens ein Schiff unter fremder Flagge, bei welcher es für die Ueberfahrt der Genehmigung der Compagnie nicht bedurfte, nach Bengalen abzusegeln bereit stehe; auf die wiederholten, freundlichen Zusprüche des Herrn Thomas willigte jetzt, wider alle Erwartung, auch die Gattinn Carey's ein, die Reise mit ihm zu machen, und Herr Thomas entfaltete im Kreise seiner Gläubiger, so wie bei den Verhandlungen mit dem neuen Schiffskapitain einen so hohen Grad von aufopfernder Selbstverläugnung und christlicher Rechtschaffenheit, daß er jetzt freiwillig von seinen Gläubigern entlassen, und in Stand gesetzt wurde, unter günstigern Bedingnissen, als die frühern gewesen waren, einen Vertrag mit dem neuen Schiffskapitain für ihre gemein-

schaftliche Ueberfahrt abzuschließen; und jetzt setzte sich nach wenigen Tagen das Schiff nach dem fernen Osten unter Segel.

Zweiter Abschnitt.

Reise nach Indien. Beschwerlichkeiten derselben. Ankunft in den Mündungen des Ganges. Ram Boschu. Erste Eindrücke des Aufenthaltes. Häusliche Leiden. Geldverlegenheit. Verirrungen des Herrn Thomas. Reise nach den Sunderbunds.

Ein Brief des Herrn Thomas, den er am 26. Okt. 1793 auf dem Schiffe in der bengalischen Bucht schrieb, gibt uns den richtigsten Ueberblick über die Erfahrungen, welche diese wandernde Missionsfamilie auf ihrer Ueberfahrt nach den Ufern Indiens gemacht hatte. „Am 13. Juni, schreibt derselbe, setzten wir im Namen des HErrn unter Segel, unter der Begleitung einer englischen Fregatte, welche den Auftrag hatte, uns gegen die Anfälle von Caperschiffen in der Nordsee zu schützen. Da ich mich gerne mit meinem Knaben zu dem schlechtesten Schiffsraum und zu der geringsten Schiffskost verstanden hatte, um den Schiffskapitain zu vermögen, die übrigen Glieder unserer Missionsfamilie, die aus acht Personen bestand, um 5000 Gulden mit sich zu nehmen, und da noch andere Reisende auf dem Schiffe sich befanden, von denen jeder Einzelne 1200 Gulden für die Ueberfahrt bezahlt hatte, so hatten wir billige Ursache zu vermuthen, daß wir auf einem geringern Fuße auf dem Schiffe denn die Uebrigen würden behandelt werden; und ich besonders durfte kein anderes Loos erwarten, da ich mich anheischig gemacht hatte, in Hinsicht auf Raum und Kost den geringsten Matrosen im Schiffe gleichgestellt zu werden. Es waren uns im Vertrage eben darum nur zwei Kajüten zugesagt, und

daß die Frau Carey mit ihrer Schwester, die sie begleitete, an der Kapitainstafel sollte speisen dürfen. Aber der HErr, der schon in früherer Zeit einem Joseph Gnade in den Augen des Königs gegeben hatte, hatte auch für uns und unsere lieben Kleinen über alle Erwartung schon zum Voraus auf das huldreichste Sorge getragen. Wir machten bald die Erfahrung, daß unser Schiffskapitain ein braver und gut gebildeter Mann war. Dieser gab es nicht zu, daß wir eine andere Kost als die seinige auf dem Schiffe genießen sollten, und unterhielt uns an seinem Tische, gleich als ob wir das volle Reisegeld bezahlt hätten. Auch waren wir kaum in das Schiff getreten, so gab er alsobald den Befehl, daß uns die besten Schiffsräume zurecht gemacht, und mir eine eigene große Kajüte zum Aufenthalt angewiesen werden solle. Als die Seekrankheit unter den Unsrigen sich einfand, so ließ er ihnen die besten Speisen und Getränke reichen, die er auf dem Schiffe hatte, und sahe selbst von Zeit zu Zeit nach, ob ihnen nichts abgehe, und ob nichts weiteres zu ihrer Erquickung gethan werden könne.

Die arme Frau Carey hatte noch immer viel Zweifel und Bangigkeiten der Seele, so daß sie nicht selten Lot's Weibe ähnlich war, bis wir um das Kap der guten Hoffnung herumgekommen waren; aber seit dieser Zeit liegt ihre geliebte Heimath zu Piddington so weit hinter ihrem Rücken, daß nunmehr ihre Hoffnung und Wünsche allein auf unsere glückliche Ankunft in Bengalen hingerichtet sind. Alle unsere Kinder sind ausnehmend gesund, was eine große Wohlthat für uns ist. Auch ertragen sie die Hitze weit besser, als ich erwarten durfte. Herr Carey und ich haben bisher an jedem Sonntage zwei Mal Gottesdienst gehalten, aber zu unserm großen Schmerz sehen wir bis jetzt keine Frucht von unserer Arbeit. Zwar ist manche rohe Sitte und Unterhaltung unter den Schiffsleuten in Schranken gehalten, aber das Eine, das dem Herzen Noth thut, ist

eben noch nicht zum Vorschein gekommen. Geraume Zeit hindurch standen wir in großer Besorgniß, daß uns das Wasser auf dem Schiffe ausgehen werde, und wir trugen es freiwillig darauf an, daß jedem nur eine gewisse Portion des Tages gegeben werden solle, aber ehe es dazu kam, sandte uns der HErr mehrere starke Regengüsse, so daß wir manche Gefäße wieder füllen konnten. Vor etwa sechs Tagen zog uns ein starker Strom südlich bis nach Vizagapatam hinab, wo unser Kapitain einzulaufen beschloß. Wir waren in großer Verlegenheit wegen des Geldes, indem wir nicht wußten, auf welche Weise wir unsern dortigen Aufenthalt bestreiten wollten, und jetzt kam der Schiffskapitain herbei, und bot sich freiwillig an, uns ein Haus daselbst zum Aufenthalte anzuweisen. Ueberdieß hat er uns versprochen, uns dem dänischen Gouverneur zu Serampore, sechs Stunden von Calkutta, zu empfehlen, falls uns der englische Generalgouverneur den Aufenthalt auf dem brittischen Boden Indiens nicht gestatten sollte. Alle diese Freundlichkeiten sind uns wohlthuende Zeichen, daß der HErr mit uns ist, und auch in den künftigen Tagen uns und die Unsrigen nicht verlassen wird."

Aus einem Briefe des Herrn Carey vom 17. Okt. 1793 heben wir noch folgende Stellen über seine Reise nach Indien heraus: „Bis jetzt ging unsere Seereise glücklich von Statten, und es begegnete uns nichts Widriges; nur am Morgen des 26. Juli befanden wir uns mit unserem Schiffe in der augenscheinlichsten Gefahr, welche uns den Untergang drohte. Von der südlichsten Spitze Afrika's, dem Kap Agulhas, zieht sich etwa 80 Stunden weit eine Felsenbank in das Meer hinaus, gegen welche ein starker Wasserstrom anläuft, der, wenn der Wind in denselben bläst, die See auf eine fürchterliche Weise emporwirbelt. Schon waren wir im 38° der südlichen Breite, und hielten uns daher vor jeder Gefahr gesichert, in diesen Strom zu gerathen; aber

auf

auf einmal in der finstern Mitternachtsstunde dieses Tages wurde ich durch das heftige Rollen des Schiffes aufgeweckt, während Tische, Stühle, Gläser und alles was im Schiffe war krachend zusammengeworfen wurde. Ich stand auf, um in meiner Kajüte wieder Ordnung zu machen, als Herr Thomas vor meine Thüre kam, und mir sagte, daß wir den Haupt- und die Vordermaste unseres Schiffes eingebüßt hätten. Ich bat meine Frau und Kinder, sich im Bette zu halten, damit ihre Beine nicht zerbrochen würden, und eilte aufs Verdeck, wo ich einen fürchterlichen Auftritt gewahr wurde. In der Nacht hatte sich das Meer zu Bergen aufgerollt, und die Wellen schleuderten das Schiff nach allen Richtungen hin, indeß die Masten, Segeltücher und Tauwerk gänzlich auseinander gerissen wurden. Alle Schiffsleute erklärten, nie etwas Aehnliches gesehen zu haben, und glaubten, daß das Schiff augenblicklich in den Abgrund hinabsinken würde. Dasselbe wurde unaufhaltsam von den Wellen zu einer Höhe von mehr als 60 Ellen steil hinauf getragen, und beinahe senkrecht wieder in die Tiefe hinab gestürzt. Ich selbst glaubte aus diesem fürchterlichen Abgrunde mit den Meinigen nicht mehr herauszukommen; allein ich fühlte mich ruhig in den Willen Gottes hingegeben, und um nicht über Bord hinausgeworfen zu werden, klammerte ich mich an einen Balken an. Indeß zog Gottes Hand das Schiff wieder einmal über das andere aus der Tiefe heraus, und der Sturm legte sich allmählig wieder. Wir beschlossen jetzt auf der Insel Mauritius einzulaufen, um unser Schiff wieder auszubessern, allein starke Nordwinde ließen dieß nicht zu.

„Ich hoffe, unsere kleine Missionsgesellschaft wird in ihrem Werke fortfahren und sich mehren, und die Millionen von Heiden in der Welt werden das selige Evangelium Gottes vernehmen. Das arme Afrika liegt ja nicht weit von England entfernt; die große und volkreiche Insel Madagaskar ist nur ein wenig weiter;

Süd-Amerika, so wie die zahlreichen und großen Inseln im indischen und chinesischen Meere werden, wie ich getrost hoffe, von den Freunden Christi nicht vergessen werden. Ein großes Arbeitsfeld schließt sich nach allen Seiten auf; Millionen unglücklicher Heiden, welche in diesem Leben vom Götzendienst, Aberglauben und Unwissenheit geplagt sind, und dem ewigen Elende entgegen ziehen, rufen uns laut um unsere Hülfe an. O daß doch bald viele Arbeiter in den Weinberg unseres HErrn Jesu Christi hinausgesendet, und die Heiden zur seligmachenden Erkenntniß der Wahrheit hingeführt werden möchten.

„Nachdem wir über einen Monat lang von Wasserströmen rückwärts gezogen worden waren, liefen wir am 7. November in den Straßen von Balassore ein, und ich mit Herrn Thomas gingen auf einem Boote ans Land. Der arme Ram Boschu, der früher von Herrn Thomas unterrichtet und getauft worden war, wartete unser; aber zu unserm großen Schmerz vernahmen wir, daß er vor den Götzen wieder seine Kniee beugt. Die europäischen Christen nehmen sich seiner nicht an, und die abgöttischen Hindus stießen ihn aus, und so war er mit seiner ganzen Familie dem Hungertode Preis gegeben. „Ich wußte, sagte er zu uns, daß ja auch die römischen Katholiken Bilder anbeten; die Bibel hatte ich nicht gelesen, und so dachte ich, vielleicht werde der Bilderdienst in derselben geboten; es war mir blos um ein Stücklein Brod für mich und meine Familie zu thun; aber das Christenthum ist mir doch noch immer das Liebste."

Nov. 25. Ram Boschu hält sich noch immer zu uns, und ich habe ihn jetzt als Sprachlehrer angenommen. Auch soll es mit Parboti, dem zweiten Schüler unseres Thomas, gut stehen, und er mit einem andern wahrheitsuchenden Hindu, Mohun Chund, auf dem Wege zu uns seyn. Wir haben den Gouverneur mit der Bitte angegangen, uns ein Stück unangepflanztes

Land zu unserer Niederlassung zukommen zu lassen; erhalten wir dasselbe, so gedenken wir eine Freistätte für die Eingebornen darauf aufzurichten, welche um des Evangeliums willen ihre Kaste verlieren."

In einem Briefe an seine Schwestern, vom 4. Dez. 1793, bemerkt Herr Carey noch weiter: „Ich überzeuge mich je mehr und mehr, daß Herr Thomas, mein Mitarbeiter, ein redlicher Christ ist; obgleich ihm, wie uns allen, noch manche Schwachheiten anhängen. Wir sind jetzt viel damit beschäftigt, uns zu Serampore häuslich niederzulassen. Die Bewohner der Stadt sind theils katholische Portugiesen theils Muhamedaner; aber in den nächsten Umgebungen derselben gibt es viele heidnische Hindus, und Arbeit genug für uns, so wie überhaupt tausend Prediger in Indien die schönsten Wirkungskreise finden würden, das Evangelium zu verkündigen.

„Das Land ist ausnehmend bevölkert, und die Einwohner scheinen dem Wort gerne Gehör zu geben. Unter dem Volke findet sich viel regsame Thätigkeit; auch sind die Leute gesprächig und wißbegierig; allein wohin man immer unter ihnen kommt, da stößt man überall auf Zeichen des Götzendienstes, Blumengewinde, Bäume, kleine Pagoden am Wege, welche den Göttern geweiht sind. Indeß hören die Leute doch gerne zu, und überall, wohin man geht, kann man sich leicht einen Haufen derselben zusammen bringen. So vereinigt sich Alles, um uns Muth einzuflößen; auch darf der, der nur noch ein Fünklein Liebe Christi im Herzen hat, nur die Augen aufthun, und das unwissende und thierische Wesen der Einwohner sehen, um zum glühenden Eifer für Christum gereizt zu werden.

„Der Boden ist sehr fruchtbar, aber kaum zur Hälfte angebaut. Wir haben jetzt viele Gattungen von Früchten, die man in England nicht kennt. Herrliche Ananas wachsen unter den Hecken, auch haben wir jetzt die volle Erntezeit, in welcher die Tage so heiß sind, wie in England im Monat Junius, hingegen die Nächte

so kalt, wie im September. Ganz Bengalen bildet eine ungeheure Fläche, auf welcher kein Hügel, und kaum hie und da ein Stein zu sehen ist. Wilde Thiere gibt es viele, und Schakale findet man allenthalben. Einer derselben nahm kürzlich, während wir bei der Abendandacht waren, der Frau Thomas ihr kleines Hündchen vor der Thüre hinweg, für welches man ihr 200 Rupien angeboten hatte. Von Schlangen wimmelt das Land, von denen viele über 6 Fuß lang sind. Die Tiger halten sich immer in einer Entfernung von 3 bis 4 Stunden von uns im Gebüsche, und wir haben in der Regel von ihnen so wenig zu befürchten, als Ihr in England. Im Ganzen ist das Land ausnehmend schön. Ich hoffe, die Sprache bald zu lernen. Mein Sprachlehrer, Ram Boschu, ist ein sehr verständiger, und wie ich glauben darf, frommer Mann. Meine Hoffnung auf das Gelingen des Werkes ist groß; aber schauerlich ist die Unwissenheit und der Aberglaube des Volkes, und die Anhänglichkeit der Leute an ihre Kasten so stark, daß sie lieber das Leben einbüßen, als sich von denselbigen trennen. Dieser Kastenzwang ist unstreitig eine der stärksten Ketten, womit Satan die Seelen der Menschen gefesselt hat; und die Wirkungen desselben sind fürchterlich. Möge der HErr seinen starken Arm ausrecken, und sein Wort mit Gotteskraft begleiten.

„Ich hoffe, es geht euren Seelen wohl, und bitte Euch, Euch nicht allzusehr an diese Welt zu hängen; sie wird bald vergehen, und wer auf das Fleisch säet, wird Verderben ernten. Schließt Euch unverrücklich an Christum an, und wandelt würdiglich des Glaubens an Ihn. Im Uebrigen befehlet Eure Wege dem HErrn. Wählet lieber Ungemach, als die Lust der Welt, und laßt es Eure tägliche Sorge seyn, vor Gott zu wandeln, und Euch im Glauben an den Unsichtbaren zu halten, als sähet ihr Ihn. Was mich betrifft, so muß ich Euch leider bekennen, daß noch viel Trägheit, Fleischessinn und Hinneigung zur Welt in meinem Herzen

steckt; dennoch kann meine Seele nirgends Ruhe finden, als in meinem Gott und in der Beschäftigung mit seinem Werke auf Erden. Noch vermag ich den armen Hindus die Freudenbotschaft von Christo nicht zu predigen, weil ich ihre Sprache noch nicht reden kann; übrigens macht mir die Vorbereitung zum Werke des Amtes viel Vergnügen, und ich verspreche mir Großes, wenn ich einmal im Stande bin, unter die Heiden zu gehen, und ihnen den unerforschlichen Reichthum Christi zu verkündigen."

Die ersten Monate ihres Aufenthaltes in Indien gingen auf diese Weise unter vielfachen zerstreuenden Vorbereitungen zu ihrer bleibenden Niederlassung und ihrem Berufe angenehm vorüber; aber bald trat eine ganze Reihe schwerer Anfechtungen in so furchtbarer Gestalt hervor, wie sie wohl später wenige Sendboten Christi im Heidenlande bei ihrem ersten Anfange erfahren haben; und stürmten so gewaltig auf die Seele des frommen Mannes ein, daß nur das innigste Bewußtseyn, einen allmächtigen Gott zur Seite zu haben, und von Ihm zu solchem Werke berufen worden zu seyn, ihm Seelenstärke genug zu verleihen vermochte, um unter diesen Stürmen der Widerwärtigkeit geduldig auszuharren. Wir erinnern uns, wie die Gattinn des Herrn Carey sich Anfangs beharrlich weigerte, ihren Gatten nach Bengalen zu begleiten, und wie sie später nur mit Mühe zu solchem Entschlusse bewogen werden konnte. Bald trat bittere Reue über diesen Schritt in ihre Seele zurück, und als nun nach ihrer Landung auf indischem Boden bald schwierige Umstände mancherlei Art sich einfanden, so war sie jeden Augenblick in Gefahr, den Muth und die Fassung gänzlich zu verlieren. Auch die sparsamen zeitlichen Mittel, die sie mitgebracht hatten, gingen nur allzubald zu Ende. Die zeitlichen Sorgen mehrten sich mit jedem Tage, und überall war keine Aussicht vorhanden, sich gegen dieselben sicher zu stellen. Wirklich verdiente auch die gute Gattinn statt des strengen Tadels das herzlichste

Mitleiden, und dieß um so mehr, da sie der großen Aufgabe ihres Mannes weder körperlich noch geistig gewachsen war. Bei einem stets kränklichen Körper und einem zum Trübsinne von Natur geneigten Gemüthe, sah die zarte Mutter im fremden Lande ihre Familie von einem Jahre zum andern sich vermehren, ohne eine einzige Freundinn an der Seite zu haben, die ihren innern Schmerz lindern konnte, und ohne außerhalb ihrer armen Hütte die Sprache eines Menschen zu verstehen. Ihre Hütte war so armselig, wie die eines Eingebornen, und noch dazu nur von der Gunst eines Eingebornen ihnen zugestanden, der sie täglich daraus vertreiben konnte. Ueberdieß ließen sich schon jetzt Spuren von Wahnsinn bei der armen Dulderinn wahrnehmen, welcher die letzten Jahre ihres Lebens so sehr getrübt, und bis zu ihrem Tode hin ihr Gemüth mit angstvoller Düsternheit umwölkt hat. Es läßt sich leicht denken, wie schwer dieser Zustand das theilnehmende Herz ihres Gatten niederdrücken, und seine schon an sich so schwere Lage zehnfach verbittern mußte.

Hiezu kam noch ein anderes Leiden, in manchen Fällen nicht minder drückend als das zuvor genannte, das der eigenthümliche Charakter seines Mitarbeiters ihm herbeiführte. Dieser war ein gedankenloser, verschwenderischer, unsteter und launenhafter Mann, das gerade Gegentheil der Eigenschaften, welche den Sinn und das Leben unseres Freundes bezeichneten. Carey ging in allen Dingen mit Ueberlegung zu Werke, führte eine sehr eingeschränkte Lebensweise, und war zu jedem Opfer für des HErrn Werk jederzeit bereit. Nur Ein großes Ziel schwebte ihm unverrücklich vor Augen, dem er aus allen Kräften nachjagte, sollte auch der Weg zu demselben durch Feuer und durch Wasser führen; indeß er in allen untergeordneten Dingen sich gern nach dem Willen Anderer fügte, und geneigt war, die Besorgung zeitlicher Interessen Andern zu überlassen. Das wenige Geld, das sie in Händen hatten, war in Herrn

Thomas Verwahrung, der fast immer ohne Berathung mit seinem Freunde und ohne Rücksicht auf sein Bedürfniß das gemeinschaftliche Geld ausgab. Dieß ging so weit, daß nach wenigen Monaten der kleine Vorrath desselben gänzlich erschöpft war, und jetzt Herr Thomas Miene machte, die Mission zu verlassen, und auch wirklich seinem eigenen Geschäfte nachzugehen anfing. Dieß schlug dem Herzen unseres Freundes Carey eine ungemein schmerzliche Wunde; dennoch hörte er nicht auf, alle diese Mißgriffe seines Mitarbeiters aus zarter Schonung mehr als Erscheinung einer naturellen Unbesonnenheit, denn als absichtlichen Plan, der Mission zu schaden, zu beurtheilen.

Von den verschiedenen Erfahrungen dieser Zeit heben wir einige kleine Bruchstücke aus seinem Tagebuche aus.

Nov. 9. 1793. Heute kamen wir zum ersten Mal zu einem Gespräch mit Hindus, und Bruder Thomas fragte die Leute, ob sie einige ihrer heiligen Bücher bei sich hätten? Wir sind arme Leute, versetzten sie, nur die, welche viele Kauris haben, lesen die Schasters, aber wir kennen sie nicht. — Die Leute gefallen uns gar wohl, denn sie scheinen, obgleich von der niedrigsten Kaste, dennoch verständig zu seyn, und sehr aufmerksam auf das, was man ihnen sagt. Wir sind noch nicht am Ufer gewesen, aber am Montag, so Gott will, gedenken wir ans Land zu steigen. Möchte doch das Reich Christi unter den armen Hindus aufgerichtet werden!

Januar 13. 1794. Die beiden letzten Monate mußten wir immer hin und her wandern. Drei Wochen lang waren wir zu Calkutta, um unsere mitgebrachten Waaren zu verkaufen, aber die großen Ausgaben, die Br. Thomas unbesonnen gemacht hat, erfüllten mein Gemüth mit Besorgniß, und die beständige Zerstreuung nagte an meiner Seele, so daß die Aussicht auf zeitliche Angst und Gefühllosigkeit fürs Göttliche mir den Frieden des Herzens gänzlich zu rauben drohte. Wir machten daher einen Ausflug aufs Land, wo man uns in einem Dorfe,

Bandell genannt, eine Hütte zum Kauf oder zur Miethe anbot. Anfangs waren wir entschlossen sie zu kaufen, aber als die Zeit herankam, wo wir Zahlung leisten sollten, und wir kein Geld hatten, so gaben wir diesen Plan auf, und ich entschloß mich, das Land hinauf zu ziehen, mir eine Hütte aufzurichten, und gleich den Eingebornen zu leben, indeß Br. Thomas zu Calkutta auf seinem Berufe sein Auskommen zu finden suchte. Wirklich machte ich mich auf den Weg, um irgendwo ein Stück Land zu finden; aber ich konnte keines erhalten. Ein heidnischer Dorfschulze bot mir an, in seinem Gartenhause zu wohnen, bis ein taugliches Landstück zu kaufen wäre. Hier bin ich nun zu Maniktulla, und habe einen Eingebornen ausgesendet, um in einem Dorfe, etwa 16 Stunden von Calkutta, ein Stück Buschland anzukaufen, wo ich eine Strohhütte aufzubauen und ein Stück Boden anzupflanzen gedenke. Meine Gattinn, so wie meine Schwester, welche die Wichtigkeit der Mission nicht einsehen, schreien immer gegen mich, und finden es hart, daß sie in eine Wildniß ziehen, und dort ohne alle Lebenserforderniße, besonders ohne Brod, ihre Tage zubringen sollen. Allein es liegt mir Alles daran, unter diesen Leuten zu leben, und eine Mission zu beginnen. Meine Familie möchte ich gerne nach Calkutta schicken; allein die Kosten ihrer Unterhaltung sind zu groß, als daß sie unsere Missionsgesellschaft bestreiten könnte, und wie viel weniger vermöchte sie dieß zu thun, wenn auch ich in diesem Lande nach europäischer Weise leben wollte. Jetzt erst lerne ich ein wenig einsehen, wie viel am Glauben liegt; auch wird mir unter diesen Umständen das Wort Gottes unaussprechlich süß. Ach! möchte ich noch einmal die Köstlichkeit einer gemeinschaftlichen Erbauung schmecken, und in diesem Lande der Finsterniß ein Volk sehen dürfen, das für Gott erzogen wird.

Von Maniktulla aus schrieb Carey unter dem 3. Januar 1794 seinem Freunde Sutcliff in England unter Anderem folgendes:

„Ich habe bereits so viel von der Sprache gelernt, daß ich viele Wörter derselben und ein paar Redensweisen verstehe; aber da so viel Englisch um mich her gesprochen wird, so geht das Lernen der Sprache nicht so rasch, wie ich wünsche. Meine Gattinn, so wie meine beiden ältesten Kinder liegen seit vier Wochen krank darnieder. Dieß drückt mich schwer, aber ich hoffe, es soll zur Ehre Gottes etwas Frucht aus dieser Trübsal herkommen. Mich läßt Gott eine sehr gute Gesundheit genießen. Wenn nur meine Familie ein Herz für die Missionssache hätte, so wäre schon die größte Last von meinem Rücken weggenommen; aber die Pracht und Herrlichkeit, in welcher hier die Europäer zu leben pflegen, bezaubert ihre Gemüther so sehr, daß sie sich in dem schönsten Lande der Welt unglücklich, und unter Hunderttausend Menschen allein fühlen. Dieß drückt mein Herz gar sehr darnieder, aber ich verzage nicht, und vergesse alles, wenn ich mich nur am Worte Gottes satt trinken kann. Br. Thomas ist ein guter Mensch, aber er taugt nur aufs Meer, wo ihm seine Lebensweise jeden Tag vorgeschrieben ist; für die Missionssache macht ihn sein Wankelmuth untauglich. Ich liebe ihn, und lebe mit ihm in Frieden; aber Ram Boschu ist noch mehr ein Mann nach meinem Herzen; Schade nur, daß ihm seine Menschenfurcht so manche Schlinge legt. Ich halte ihn für einen wahrhaft bekehrten Mann, nur fehlt es ihm noch an Eifer für Gott. Ich hoffe, innerhalb kurzer Zeit ein Häuflein von Kindern Gottes unter diesen verfinsterten Einwohnern versammelt zu sehen. Noch bin ich mit ihren religiösen Begriffen ziemlich unbekannt. Sie verehren *einen* Gott, und haben ziemlich richtige Begriffe von seinen Eigenschaften; aber sie halten ihn zugleich für den Urheber des Bösen. Ihre vermeintlichen Götter sind durchweg verstorbene Menschen, die sich unter ihnen ausgezeichnet haben, oder nützliche Geschöpfe. — Vielweiberei ist sehr gewöhnlich, aber Lüge und Betrug ist ein Grundfehler ihres Charakters.

Januar 15. Es ist mir nunmehr so viel Land als ich nur wünsche um einen geringen Zins angeboten worden. Ich ging daher zu Herrn Thomas, um aus unserer Kasse etwas Geld zu holen, aber alles war ausgegeben, und Thomas hat noch überdieß Schulden gemacht. Dieß drückt mich tief darnieder; ich bin ein Fremdling im Lande ohne irgend einen christlichen Freund, habe eine große Familie, und keinen Kreuzer Geld. Ich mache mir Vorwürfe, daß ich mein kleines Eigenthum Herrn Thomas also anvertraute. Ich glaubte, er kenne das Land besser, weil er schon viele Jahre hier lebte. Nicht für mich trage ich Sorge, nur meine Familie und mein leichtsinniger Bruder macht meinem Herzen Kummer. Er muß 4000 Gulden Geld haben, um sich zu retten, und wenn er nicht bald etwas erwirbt, so ist er für uns verloren. Ich gedenke, wenn ich kann, 600 Gulden zu entlehnen; mit diesem Gelde ziehe ich in die Wildniß, und baue mir und den Meinigen eine Hütte auf. In dieser Gegend gibt es viele Schlangen und Tiger; aber die Schlangen sollen euch nicht schaden, sagt Christus zu denen, die Ihm nachfolgen.

Januar 17. Die Welt geht mich nichts an; ich habe auch keine Freude an ihr; und doch wollen mich ihre Sorgen beinahe aufreiben. Diesen Abend konnte ich mich an dem allgenugsamen Gott und an der Gewißheit seiner Verheißung wieder aufrichten, und alle meine Sorgen draußen im Busche auf meinen Gott hinwerfen. Als ich in meine Hütte zurückkam, waren alle meine Leute viel ruhiger, als ich erwarten durfte. Was ist das doch für ein Glück, einen Gott zu haben; und wie elend sind nicht die Seelen, welche von dem Throne der Gnade nichts wissen.

Januar 19. Heute (Sonntag) machte ich mich unter die Eingebornen, und fand auf dem Marktplatze eine ziemlich große Versammlung von Heiden und Muhamedanern. Die Leute sind sehr wißbegierig, und ich konnte mit großer Freimüthigkeit ihnen durch einen Dollmetscher

die Botschaft von Christo verkündigen. Sie behaupteten, ihr Koran sey göttlichen Ursprungs. Habt Ihr ihn je gesehen oder gelesen? fragte ich sie. — Nein, gaben Alle zur Antwoet. Nur ein einziger wollte den Koran gesehen haben. — Weißt du, fragte ich, wie jede Sure in demselben anfängt; heißt es nicht: „in dem Namen des gnädigen und barmherzigen Gottes?" Nein, sagte er, der Koran ist arabisch geschrieben, und dieß versteht Niemand. — Aber wie könnet Ihr demselben gehorchen? fragte ich, und warum seyd Ihr Muhamedaner? — Der Koran spricht eben, er sey von Gott gesendet, um die Schrift der Christen zu ergänzen. Die Juden und Christen haben die Bibel verfälscht, deßwegen hat Gott seinen Willen durch Muhamed geoffenbart. — Wir wiesen sie darüber zurecht, so daß sie nichts weiter zu sagen wußten, und davon liefen.

Januar 22. Das zeitliche Durchkommen macht mir viel Noth, aber des HErrn Wort ist gewiß, und Er selbst hat mir alles, was ich brauche, zugesagt. Meine Gattinn ist noch tiefer in Schwermuth hinabgesunken; aber mein Auge blickt hin zu den Bergen, von denen mir Hülfe kommt (Ps. 121, 1.). Hätte ich nur mehr von Gott, und mehr Hingebung in seinen Willen in meiner Seele; dieß würde mich über alles Andere erheben. Indeß macht mich dieß glücklich, daß ich in meinem Berufe bin, und daß dieser Beruf ein Werk Gottes ist. Je mehr ich mich in demselben beschäftige, desto mehr finde ich eine reiche Belohnung in ihm.

Januar 23. Wie wichtig ist es doch, selbst in den kleinsten Dingen das Zeugniß eines guten Gewissens zu haben. Meine zeitliche Noth ist noch immer dieselbe. Zwar hätte ich jetzt ein Stück Landes zum Anbau, aber aus Mangel an Geld kann ichs nicht beziehen. Herr Thomas treibt zu Calkutta die Wundarzneikunst, kauft und verkauft, braucht monatlich 400 Gulden, hat zwölf Diener, und will jetzt eine Kutsche halten. Vergeblich machte ich ihm Vorstellungen, aber er scheint darauf

auszugehen, die Mission im ersten Keim zu ersticken. Ich habe nur noch Einen Freund in der Welt, aber dieser reicht für Alles zu, und kann allen leiblichen und geistlichen Mängeln abhelfen. Mein Herz blutet für meinen Freund Thomas, für meine Familie, für die Missionsgesellschaft im Vaterland, die ihren ersten Versuch ganz zernichtet sieht, für die Missionssache selbst, die eine tödtliche Wunde schon in ihrem ersten Beginn davon tragen kann. Aber warum betrübst du dich, meine Seele, und bist so unruhig in mir. Vielleicht wendet sich die Sache besser, als ich erwarte; ist doch dem HErrn Alles bekannt, und Er sorgt für die Mission. O hätte ich doch mehr Zufriedenheit, mehr Freude in Gott, mehr Furcht vor Ihm! Gott sey gepriesen, ich fühle seinen Frieden im Herzen, ich kann mich des begonnenen Werkes freuen, und werde mich freuen, sollte ich auch auf diesem wilden Brachacker allein arbeiten müssen, oder mein Leben bei diesem Unternehmen einbüssen. Wie sehr sehne ich mich nach der Zeit, wo ich diesem armen Volk in seiner Sprache aus vollem Herzen das Heil Gottes verkündigen kann.

Januar 24. Ich wünsche jederzeit einen sanftmüthigen Geist in mir zu bewahren; allein es hält gar schwer. Gestern wollte mich die Selbstsucht meines Freundes, der nach mir, meiner Familie und der Mission gar nichts frägt, tief verwunden, ob ich gleich nicht glauben mag, daß er dieß absichtlich thut. Diesen Morgen ging ich zu einem Herrn, dem ich empfohlen war, und der den Namen Christi laut bekennt; allein ich fand ihn am Spieltische, und er hatte für mich kein Ohr. Nachher besuchte ich einen evangelischen Prediger aus England, der mich mit kalter Höflichkeit empfing. Ich blieb fast eine Stunde bei ihm. Der Mann ließ es allenthalben blicken, daß seine geistliche Würde ihn weit über mich hinaufsetze, und ich verließ ihn, ohne daß er mir eine Erquickung anbot, obgleich er wußte, daß ich unter den glühenden Sonnenstrahlen mehrere Stunden weit den

Weg hieher gemacht habe. Heute fühle ich mich ruhiger, aber gestern Abend stürmte es sehr in meinem Innern.

Januar 25. Ich mache die nöthigen Zurüstungen für unsere Versetzung in die Wildniß; auch war ich heute damit beschäftigt, einen Abschnitt meiner Uebersetzung des ersten Buchs Mosis ins Bengalische durchzugehen. Gewisse Dinge haben keinen Namen in dieser Sprache, doch konnte ich mir ohne große Schwierigkeit helfen. Ich habe reichliche Ursache zur Dankbarkeit, aber mein armes Herz ist noch so undankbar. Das Werk und die Wege Gottes machen mir Freude, aber ich habe eine ungehorsame Seele. Wann wird doch der HErr vollen Besitz von derselben nehmen, und darin bleiben ewiglich?

Januar 27. Diesen Morgen ging ich nach Bahayut, um ein Boot zu miethen, das uns über die Seen nach der Stelle bringen soll, wo wir uns niederzulassen gedenken. Durch die Schuld meines Mitarbeiters ist ein zweiter Monat dahin geflossen, ohne daß ich viel weiter thun konnte, als meinen Sprachvorrath zu vermehren, und mich unter den Eingebornen umzusehen. Die biblische Schöpfungsgeschichte, die ich einem Priester vorlas, machte ihm viel Vergnügen; nur glaubte er, von den Regionen unter der Erde sollte auch etwas darin genannt seyn.

Januar 28. Diesen Morgen ging ich nach Calkutta, um eine kleine Geldsumme zu entlehnen; allein ich bekam nichts, und dieß schmerzte mich sehr. Abends griff ich nach meiner Missionsinstruktion, und die Liebe, die darin athmet, nahm mein Herz dahin, obgleich meine Seele seit einiger Zeit ganz leer von Liebe zu seyn scheint. Doch der HErr weiß es, daß ich nicht allein bereit bin, Alles zu erdulden, sondern, wenn ich auch geopfert werde über dem Opfer und Gottesdienst des Glaubens, so freue ich mich, und will mich abermals freuen (Phil. 2, 17.). O welch ein Erbtheil ist die Gemeinschaft Gottes, und welch eine Schande ist es, daß ich nicht allezeit an Ihm und Ihm allein genug habe!

Januar 30. Die Segnungen des Evangeliums sind viel größer, als wir uns gewöhnlich vorstellen, bis wir mit solchen Menschen zu thun bekommen, welche sie noch gar nicht kennen. Heute sprach ich mit meinem Monschi (Sprachlehrer), seine Vorstellungen von Gott sind sehr verwirrt, indeß hat er richtigere Begriffe von den Engeln, als mancher unserer Künstler. Als ich ihm ein Bild zeigte, auf welchem unter anderem ein Engel gemalt war, so fragte er: sagen Sie mir doch, mein Herr, sind die Engel Mädchen, oder sind sie Vögel? Ich sehe, sie haben Federn, und demnach müssen sie Vögel seyn; indeß glauben wir, die Engel sind große Gewalten, die sich auch ohne Gefieder in einem Augenblicke überall hin bewegen können.

Febr. 1. Ich brachte diesen Tag mit Zurüstungen für unsere Abreise zu, und war Abends sehr müde, nachdem ich etwa 7 Stunden in glühender Sonnenhitze gewandelt hatte. Indeß hatte ich die Freude, mit ein paar bengalischen Geldwechslern zu Calkutta über die Nothwendigkeit des Glaubens an den HErrn Jesum sprechen zu können. Einer von ihnen war sehr pfiffig, und versuchte mich in spitzige Fragen zu verwickeln; als er aber am Ende sich selbst im Netz gefangen sahe, so lief er stracks seiner Wechselbank zu. Wenn Gott diese Leute einmal durch seinen Geist über die Sünde, über die Gerechtigkeit und das Gericht bestraft, dann wird der Heiland ihnen zum Segen werden. Allein die menschliche Natur ist in der ganzen Welt die gleiche, und jeder Beweis der Wahrheit zerrinnt unter unsern Händen, so lange nicht die Kraft des heiligen Geistes ihn im Herzen lebendig macht.

Febr. 4. Heute traten wir im Namen des HErrn auf einem Boote unsere Reise an, um unterhalb Calkutta in den Wildnissen des untern Stromgebietes unsere Wohnstätte aufzuschlagen, und wir waren genöthigt, den Weg durch die sogenannten Sunderbunds zu nehmen. Diese sind eine unermeßlich große, undurchdringliche

Waldwüste, die überall von großen Flüssen durchschnitten wird, welche die Mündungen des Ganges bilden. Diese Waldwildniß umfaßt eine Strecke von beinahe 100 Stunden, ist von Menschen gänzlich unbewohnt, und nur Tiger, Leoparden, Rhinozerosse, wilde Büffel u. dgl. streifen auf ihrem Schlammboden umher. Der Anblick dieser Wildniß erzeugte ein süßes Gefühl in meiner Seele, doch durfte ich es nicht wagen, ans Ufer zu treten, weil man nicht ohne Gefahr auch nur wenige Schritte vom Boote sich entfernen kann. Am 6. Morgens kamen wir an einer Stelle, Namens Teharta, an, wo die ostindische Compagnie ein Bangalow (Indianerhütte) aufgerichtet hat, und wo ein Herr Schort, Aufseher der dortigen Salzwerke, wohnt, der mich und meine Familie in seiner Wohnung freundlich aufnahm, bis die meinige aufgerichtet seyn würde. Obgleich dieser Herr uns ganz unbekannt ist, und nach der Religion nicht im geringsten fragt, so war er doch so gütig, uns nicht nur den Aufenthalt bei ihm, sondern auch alle Lebensmittel anzubieten, was wir um so mehr dankbar aus der Hand Gottes annahmen, da alle unsere Lebensmittel aufgezehrt waren, und auch nicht für einen Tag weiter Nahrung in unserm Boote vorhanden war.

Den 8. Febr. Diesen Morgen zog ich nach Haschnabad, um mich nach einem Stück Land umzusehen. Die ganze Umgegend stand mir zur Wahl frei, und ich ließ mich nun zu Collatullah nieder. Mehrere Dörfer befinden sich in der Nachbarschaft, und auch die Lebensmittel sind um wohlfeilen Preis zu haben. Nur der Fluß Jupona trennt uns von Teharta, wo Herr Schort wohnt. Weil derselbe aller Religion fremd ist, so kann ich mich bei ihm nicht recht zu Hause fühlen. Meine Seele ist öde und von zeitlichen Dingen verschlungen; ach HErr, mache Du mein Herz weit, und wohne in demselben durch deinen Geist!

Dritter Abschnitt.

Carey's Ruf nach Muldah am obern Ganges. Herzenserfahrungen. Hindernisse der Arbeit. Abreise. Niederlassung zu Mudnabatty. Schreiben desselben an die Baptisten-Missionsgesellschaft. Brief an seinen Freund Sutcliff. Tod seines Kindes. Eine Erholungsreise nach den Grenzen von Thibet.

Wie groß auch bis jetzt die Verlegenheiten waren, in welche die Unbesonnenheit seines Mitarbeiters, des Herrn Thomas, unsern Freund Carey und seine Familie seit seinem Aufenthalte in Indien verwickelt hatte, so mußte dieser dennoch in der Hand Gottes das Mittel werden, um die Missionsplane zu fördern, welche ihn aus seinem Vaterlande nach Indien gerufen hatten. Herr Thomas hatte nämlich während seines frühern Aufenthaltes in Bengalen mit einem frommen und begüterten Manne, Herrn Georg Udney, Bekanntschaft gemacht, der ihn auch in seinen damaligen Bestrebungen mit Geld unterstützt hatte, aber später Ursache zu haben glaubte, sich von ihm zurückzuziehen. Dieser Herr besaß ansehnliche Güter zu Muldah in der Provinz Dinagepore, und da er sich gerade in schweren häuslichen Leiden daselbst befand, so entschloß sich Herr Thomas, einen Weg von 80 Stunden zu ihm zu machen, um seinem alten Bekannten seine ärztliche Hülfe in der Noth freundlich anzubieten. Freudenthränen flossen beiden von den Wangen, als sie einander wieder sahen, und jeder war von Herzen bereit, die unangenehmen Erinnerungen aus der Geschichte der Vergangenheit aus ihrer Seele zu vertilgen, und sich wieder die Freundeshand darzureichen. Herr Udney war um diese Zeit gerade damit beschäftigt, zwei neue Indigofabriken in diesem Distrikte aufzurichten, und er lud daher Herrn Thomas und seinen bedürftigen Freund Carey ein, die Aufsicht über diese Anlagen zu übernehmen, wobei sie nicht nur ihren Lebensunterhalt reichlich gesichert sahen, sondern auch vielfache

Gelegenheiten

Gelegenheiten finden würden, den armen Eingebornen die Erkenntniß des Heils nahe zu bringen. Herr Carey's Tagebuch wird uns über diesen Hergang der Dinge die nähern Erörterungen darbieten.

März 1. 1794. Als ich eben emsig damit beschäftigt war, in der Wildniß des Sunderbunds mir eine Hütte aufzurichten, erhielt ich heute eine Einladung, nach Muldah hinauf zu ziehen, um die Aufsicht über eine Indigofabrike zu übernehmen. Weil die Vorsehung unseres Gottes mir hiemit einen unerwarteten Weg zu unserem ehrlichen Durchkommen in die Hände bot, so nahm ich das Anerbieten an, und gedenke mit meiner Familie nach wenigen Tagen die lange und beschwerliche Reise von etwa 100 Stunden dorthin anzutreten. Immer noch soll ich in einem unseligen Zustande der Ungewißheit länger dahinschwanken, obgleich mir die Hoffnung blieb, nicht nur meine Familie versorgt zu sehen, sondern auch unter den zahlreichen Arbeitern, die mir untergeben sind, für die Verbreitung des Glaubens an Christum heilsam wirken zu können. Auch an dieser Stelle wäre ich genöthigt gewesen, auf den Anbau des Bodens den größern Theil meiner Zeit zu verwenden. Wäre nur meine Seele nicht so trocken, und in tausend Dinge zerstreut. Ich fürchte, nie den armen Heiden nützlich werden zu können, weil noch so wenig Leben der Gottseligkeit in meinem Herzen ist. Es scheint, alle Süßigkeiten des Glaubens, die ich früher genoß, seyen für immer dahin geschwunden, und meine Zeit fliehe dahin, ohne daß ich den ersehnten Hafen gesegneter Missionsarbeit erreichen kann. Ich bin voll Bedürfniß, indeß doch nicht hoffnungslos; aber ich brauche viel Weisheit von oben, viel tapfern Muth, viel Liebeseifer für die Ehre Gottes, viel Glaubenstreue. Hätte ich diese Güter, so wäre meine Seele einem wohlbewässerten Garten ähnlich; aber jetzt gleicht sie der öden Buschwildniß, in welcher ich lebe.

März 6. Wie viel Anhänglichkeit an die Welt, und wie viel Zerstreuungslust ist doch noch immer in meinem armen Herzen übrig; obgleich die Hinneigung zu einem festen Ruhepunkte in Gott noch immer lebendiges Bedürfniß meines inwendigen Menschen ist. Ich komme mir wie ein Schwinger an der Uhr vor, der sich unaufhörlich hin und her bewegt, und doch nur an seinem Ruhepunkte hängt. O wann werde ich ohne Unterbrechung meinem Gott dienen, in demüthiger Unterwerfung unter seinen Willen jedes meiner Geschäfte verrichten, und bei allem was ich thue sein Nahesenn genießen! Aber wie wenig kann ich noch ertragen, wie wenig Geduld habe ich noch unter den tausendfachen Widersprüchen der Welt, wie wenig sind noch die Leiden, die ich erdulde, geheiligte Leiden! Statt in Gnade zu wachsen, muß ich fast fürchten, alle Gnade Gottes verscherzt zu haben. Wie kann je ein so armer Wicht, wie ich bin, den Heiden nützlich werden, da ich mich selbst noch so fleischlich fühlen muß? Jetzt erst lerne ich den Werth christlicher Gesellschaft gehörig anzuschlagen. So lange ich diese genoß, war mir oft der Besuch eines Freundes gleich als ob Oehl ins Feuer gegossen würde, oder wie Eisen, das Eisen schärft, so hat mich der Anblick meiner Freunde, o wie oft! zum eifrigen Jagen zu meiner Berufung in Christo Jesu aufgeweckt.

März 15. Einen solchen Sonntag, wie der verflossene war, hoffe ich in dieser Welt nicht wieder zu verleben. Welch eine Hölle müßte es doch seyn, immer unter Solchen zu wohnen, welche Gott nicht fürchten, wie dieß der Fall ist bei dem sonst so menschenfreundlichen Mann, bei dem ich wohne. Wie viel eifriger sind doch die Götzendiener in ihrem blinden Götterglauben, als viele Christen sind. In unserm Christenhause wird nichts nach Gott gefragt, und Jeder wandelt den Weg des Fleisches. In dem benachbarten Heidentempel waren wohl über 10,000 Götzendiener versammelt, welche zum Theil aus weiter Ferne her gekommen sind, und

ihre Kniee vor dem Baäl beugen. So siehts im ganzen Lande umher aus, und an diesen heiligen Götterfesten wendet mancher Reiche mehr als einen Lack (Hunderttausend) Rupien (à 18 Batzen) auf, und viele von ihnen würden eher den Tod erdulden, als an solchen Tagen zu arbeiten. Obgleich die Indier zu jeder andern Zeit ein furchtsames Volk sind, so scheuen sie doch keine Gefahr und kein Opfer, wenn es die Ehre ihrer Götter gilt.

März 21. Die Bekehrung der Heiden ist der Gegenstand, der mir vor jedem andern auf dem Herzen liegt; aber eine fortgesetzte Kette unvorhergesehener Hindernisse wirft mich immer wieder von dem Berufe zurück, nach dem sich meine Seele sehnt. Indeß suche ich jeden Tag mit Hülfe meines Monschi (Sprachlehrers) in der Sprache weiter gefördert zu werden. Die bengalische Sprache ist ungemein wortreich, und besitzt viele Schönheiten. Wenn meine künftige Lage zu Muldah es nur halb zuläßt, so gedenke ich die heiligen Schriften nach und nach in dieser Sprache dem armen Volke in die Hand zu geben. Noch immer schwebe ich in Ungewißheit, und erwarte einen Brief, der mich nach Muldah ruft. Herr Schort überladet mich mit Artigkeiten, aber ich schäme mich, die Zeichen seiner Freundschaft anzunehmen. Wäre meine arme Gattinn nicht so krank, daß sie die Anstrengungen der Reise nicht zu ertragen vermag, so würde ich heute noch den Weg dorthin antreten. Doch freue ich mich zu wissen, daß meine Zeit in Gottes Hand ist. Wie bitter müssen doch die Leiden solcher Menschen seyn, welche an die Alles leitende und Alles wohlmachende Weisheit und Güte Gottes nicht glauben können? Aber blicke ich hin auf meinen Bundesgott, so kann ich mit Freuden ausrufen: „Wenn auch der Feigenbaum nicht grünt, und kein Gewächs ist an den Weinstöcken, wenn auch die Arbeit am Oelbaume fehlt, und die Schafe aus den Hürden verschwinden: so

will ich mich doch des HErrn freuen, und fröhlich seyn in dem Gott meines Heils. (Hab. 4, 17. 18.)

März 31. Ein Tag schwerer Arbeit in Bengalen, und auch süßen Genusses in göttlichen Dingen! Diesen Abend kam endlich der lang erwünschte Brief von Muldah an, dessen Inhalt mein Herz erfreut. Die Aussicht, mit meinem Mitarbeiter wieder vereinigt zu werden, und die heil. Schriften mit ihm übersetzen zu können, macht meine Seele froh. Ich bin entschlossen, der Missionsgesellschaft zu schreiben, daß meine Umstände es mir jetzt möglich machen, ihre Unterstützung entbehren zu können, und daß ich monatlich eine bestimmte Geldsumme für den Druck der bengalischen Bibel ersparen zu können hoffe. Leider sind die reichen Europäer um mich her zwar sehr freundlich gegen meine Person, aber der Missionssache eben gar nicht hold. Indeß hoffe ich das Werk auch ohne ihre Hülfe treiben zu können. Immer werde ich noch von Geschäften, Leiden, Tumult und Niedergeschlagenheit hin und her gejagt. Aus der christlichen Welt bin ich hinausgeworfen, und doch noch nicht im Stande, unter den Heiden zu wirken. Täglich treten mir neue Hindernisse in den Weg, welche meinen Muth lähmen. Nicht nur mangelt mir jeder Freund, um mich aufzurichten, sondern der finstere Unglaube der Europäer um mich her will mich fast zu Boden drücken. Sie alle behaupten, die Bekehrung der Eingebornen sey ganz und gar unnöthig, und es sey ein Narrenstück, etwas dieser Art beginnen zu wollen. In England würde mich solche Sprache des Unglaubens wenig kümmern; aber hier mangelt mir der Segen eines christlichen Freundes, der mit mir trägt; auch bin ich noch gar nicht im Stande, den Versuch zu wagen, den Armen das Evangelium zu verkündigen. All mein Hoffen und all mein Trost ruht auf Gott; ohne seine Kraft könnte auch kein Europäer bekehrt werden, und diese allmächtige Kraft Gottes kann auch die Indier bekehren. Wenn ich bedenke, daß Er den Trieb zu diesem Werke

in meine Seele legte, und bisher meine Wege so wundervoll geleitet hat, so kann ich auf seine Verheißungen vertrauen, und fühle mich gestärkt.

April 19. O wie herrlich sind doch Gottes Wege! Meine Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott; wann werde ich dahin kommen, daß ich seine Herrlichkeit schauen darf in seinem Heiligthume. Als ich England verließ, war meine Hoffnung auf die Bekehrung der Heiden ungemein stark und zuversichtlich; aber unter so vielen Hindernissen, die sich mir täglich entgegen stellen, würde sie gänzlich hinwegsterben, wenn Gottes Hand sie nicht aufrichtete. Keine Spur von Licht, und tausend Dinge überall umher, um das Licht zu versperren. Schon ist ein Jahr dahin, seit ich das geliebte Vaterland verließ, und seit dieser Zeit bin ich wie ein Spielball hin und her geworfen worden. Fünf Monate lang mußte ich wie ein Gefangener auf dem Schiffe unter fleischlich gesinnten Menschen zubringen; fünf weitere Monate habe ich mit Erlernen der Sprache zugebracht; mein Mitarbeiter trennte sich von mir; alles hemmt, alles bindet und hält zurück; ich bin an diese Stelle in der Wildniß angefesselt; nicht einmal kann ich, wie einst der selige Brainerd, in den Busch hinausgehen, um mein volles Herz in der Einsamkeit vor Gott auszuschütten, weil ich auf jedem Schritt die wilden Tiger fürchten muß. Nichts ist um mich her, auf das ich mich auch nur einen Augenblick verlassen könnte. Nun gut! Ich habe doch Gott! Und sein Wort ist und bleibt gewiß. Und wäre auch der finstere Aberglaube der Heiden tausendmal schlimmer, als er wirklich ist; wäre ich auch von Jedermann verlassen und von Allen verfolgt, dennoch ist meine Hoffnung auf dieses gewisse Wort Gottes gegründet, und dieses Wort wird alle Bollwerke niederreißen, und über alle Widerwärtigkeiten siegen. Gottes Sache wird wahrlich überwinden, und ich werde in seiner Kraft aus der Leidensglut hervorgehen, wie das Gold, das im Feuer geläutert ist. Heute

habe ich in Brainerd's Lebensgeschichte gelesen, und fühlte mich dabei sehr gedemüthigt. Welch ein Unterschied ist zwischen ihm und mir! Er, immer fest und immer beharrlich; und ich so unbeständig, wie der Wind und wie die Meereswellen.

April 30. Ich habe Ursache, dem HErrn zu danken für alle Wohlthaten, die er mir so reichlich erzeigt. O wie geneigt sind wir doch, die Beweise seiner Huld, und das Licht seines Angesichtes zu übersehen, und nur auf die dunkeln Flecken unseres Weges das Auge zu heften; aber die leichte Trübsal und der vorübergehende Schmerz, den ich erdulde, ändert seine Gestalt, und vermindert sich in eben dem Grade, als ich nicht auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare hinblicke. So lange mein Herz nur an zeitlichen Dingen hängt, so wird die zeitliche Noth immer größer; blicke ich aber auf meinen himmlischen Beruf in Christo und auf das Werk, das ich in seinem Namen hienieden thun soll, so wird die Last so klein, daß ich sie kaum mehr sehen kann."

Endlich kam die Zeit der Abreise in die obern Gangesgegenden, und am 23. Mai machte sich Herr Carey auf einem Boote auf den Weg nach Muldah, wohin ein Fingerzeig Gottes ihn zu rufen schien. Auf einem Arme des Ganges, Jupona genannt, segelte er allmählig in den Fluß Isamutty, und aus diesem in den mächtigen Gangesstrom hinein, an dessen Ufern er zu Baulea am 8. Juni mit seinem Boote ankam, worauf er von dort aus die Seereise bis nach Muldah hinauf fortsetzte, und am 14. Juni dort von Herrn Udney aufs freundlichste empfangen wurde. Nach der Anordnung desselben sollte er sich in einem Dorfe, 14 Stunden nördlich von Muldah, zu Mudnabatty, niederlassen, um die daselbst befindliche Indigo-Faktorei zu leiten, wo er auch wirklich mit seiner Familie am 21. dieses Monats anlangte. Ein Brief, den er von dieser Stelle aus unter dem 5. August an die Baptisten-Missionsgesellschaft in England schrieb, gibt uns über seine Stellung und die Aussichten

für seine Missionsarbeit einige Nachrichten. „Herr Udney, dessen Gattinn sehr schwer darnieder lag, weil der Kummer über den Verlust ihres Sohnes, der mit seiner Gattinn im Strome ertrank, sie zu Boden drückte, hat mich und Bruder Thomas eingeladen, zu ihm zu ziehen, und ein paar Indigo-Anlagen zu leiten, welche er in dieser Provinz aufgerichtet hat. Ich erkannte bald in diesem Rufe eine huldvolle Leitung des HErrn, da er ganz ungesucht an mich kam, alle Bedürfnisse meiner Familie befriedigt, und mir zugleich Gelegenheit verschafft, unter einer Anzahl von mehr als tausend Heiden, die mir untergeben sind, einen heilsamen Einfluß für die Sache des Evangeliums zu üben; und darum konnte ich nicht einen Augenblick anstehen, denselben aus Gottes Hand anzunehmen, und meine noch unvollendete Hütte in dieser Wildniß zu verlassen. Ich wohne nun hier zu Mudnabatty, am Flusse Tamquam, im Distrikt Dinagopore, etwa 48 Stunden von der Grenze Thibets entfernt, und Herr Thomas hat sich in einem andern Dorfe, Moypaldiggy, niedergelassen. Hier ist nun der Sitz unserer Mission, und wenn ein Eingeborner wegen seines Glaubens an das Evangelium seine Kaste verliert, so können wir ihm alsobald eine nützliche Beschäftigung geben. Herr Udney gibt jeglichem von uns monatlich 200 Rupien (etwa 240 Gulden) Gehalt, und darum eile ich, unsere werthe Gesellschaft zu benachrichtigen, daß ich mit meiner Familie nunmehr ohne weitere Unterstützung derselben fortkommen kann, und herzlich wünsche, daß das, was für mich bestimmt war, auf die Anlegung einer zweiten Missionsstelle verwendet werden möge. Dabei wird es immer Freude meines Herzens seyn, in derselben Verbindung mit der Gesellschaft zu bleiben, wie wenn ich eine Unterstützung von ihr bezöge, und auch den Briefwechsel mit ihr fortzusetzen. Das einzige, was ich wünsche, besteht darin, daß mir die brauchbarsten Schriften und religiösen Tagblätter, welche im Vaterlande erscheinen, zugesendet werden mögen.

Nicht weniger dankbar wäre ich dafür, wenn ich allerhand Werkzeuge des Ackerbaues und nützliche Gartensämereien erhalten könnte, um die Wildniß um mich her anzubauen.

Eine weite Thüre ist hier aufgethan, und ich habe große Hoffnung für das Gelingen des Werkes. Noch kann ich die Sprache des Landes nicht fließend reden, aber es kommt mit jedem Tage besser. Einen kleinen Verein von etwa sechs Mitgliedern haben wir in dieser Gegend gesammelt, um uns gemeinschaftlich zu erbauen. Herr Udney und seine Mutter sind wahrhaft fromme Leute; aber sie gehören nicht unserer Baptistenverbindung an. Wir haben von Zeit zu Zeit eine kleine Erbauungsversammlung von etwa 20 Personen in seinem Hause, die aber selten alle beisammen sind, weil sie auf eine Entfernung von etwa 40 Stunden zerstreut umher wohnen. Es sind ernstliche Beter unter ihnen, und dieß gibt mir für ihre Bewahrung Zuversicht. Die Hindernisse, welche in diesem Lande der Verbreitung des Evangeliums unter den Heiden im Wege liegen, sind ungemein groß, und sie wären unübersteiglich, wenn nicht der allmächtige und der wahrhaftige Gott uns zur Seite stünde. Die Fesseln der Kasteneinrichtung sind so fürchterlich, wie sie kein Europäer begreifen kann, und für stärker geachtet als der Tod. Ursprünglich waren diese Kastenunterschiede nur für das bürgerliche Leben berechnet; aber jetzt sind sie in alle Lebensverhältnisse der Einwohner dicht eingewoben, und Lüge und Betrug sind die natürlichen Folgen derselben. Jedoch das Werk ist mit Gott begonnen worden, und unser Gott wird es auch hinauszuführen wissen."

In einem andern Briefe an seinen Freund, Herr Sutcliff, vom 9. August 1794, schreibt Herr Carey folgendes: „An die Gefahren, denen unser Leben in dieser Gegend ausgesetzt ist, denken wir nur wenig. Einige Krankheiten, wie z. B. die Ruhr und die Fieber, sind hier sehr gewöhnlich, indem den Tag über die Hitze

ungemein groß, und in der Nacht die Luft sehr kühl ist. Meine Gattinn und mein ältester Sohn haben viel davon gelitten. Ich hingegen befinde mich in diesem Klima ungleich besser, als in England, und war nie so gesund, wie jetzt. Wilde Thiere haben wir nicht zu fürchten, obgleich viele Tiger, wilde Büffel und Schweine um uns herumschwärmen. Die Tiger greifen die Menschen hier nicht so häufig an, wie in den Sunderbunds; aber um so furchtbarer hausen sie unter dem Vieh. Die Schlangen sind häufig, und der Stich einiger derselben so tödtlich, daß ein Mensch von demselben oft in fünf Minuten todt darnieder fällt. Die Krokodille fürchtet kein Mensch. Eines derselben ist in einem Teiche nur zehn Schritte vor meiner Thüre, und dennoch schlafen wir bei offener Thüre jede Nacht ganz ruhig. Das ganze Land bildet ein ungeheuer breites Thal, ohne daß man einen, auch nur 10 Fuß hohen Hügel wahrnehmen kann, wenn nicht die Kunst eine Anhöhe aufgeworfen hat. Der Ganges und der Burramputer durchströmen diese Ebene. Ein jeder dieser beiden Ströme ist wenigstens eine Stunde, an manchen Stellen aber 4 Stunden breit, und von vielen bewohnten Inseln durchschnitten, deren Kanäle in hunderten von Verzweigungen sich in das Meer ausmünden. Major Stenells Karte liefert Ihnen den richtigsten Ueberblick über die Beschaffenheit dieses Landes, und Sonnerats Reisebeschreibung faßt das beste zusammen, was bis jetzt über die Götterlehre der Hindus geschrieben worden ist.

Die Sprache des Volkes ist sehr wortreich, und ich halte sie für schön. Noch vermag ich kaum sie zu reden; indeß mein kleiner fünfjähriger Sohn sie fließend spricht. Eigentlich werden zwei verschiedene Sprachen im ganzen Lande umher gesprochen, nämlich das Bengalische, das die Brahminen und die höhern Klassen der Hindus reden, und das Hindostani, eine Mischung von Bengalischem und Persischem, das von den Muhamedanern und den niedern Volksklassen der Hindus gesprochen

wird. Bald gedenke ich Ihnen eine Abschrift meiner Uebersetzung des ersten Buchs Mosis und der drei Evangelien, Matthäus, Markus und Johannes, in die bengalische Sprache, nebst einer Sprachlehre derselben und einem kleinen Wörterbuche im Manuscripte zuzusenden, dem Sie eine Stelle in Ihrem Bücherschranke gerne zukommen lassen werden. Von mir selbst vermag ich nicht viel zu sagen, indessen darf ich doch die frohe Zuversicht meines Herzens Ihnen aussprechen, daß Gott, der uns auf so wunderbare Weise den Weg hieher bereitet hat, die Verkündigung seines Wortes zur Bekehrung vieler Einwohner segnen, und so die Wünsche und Bitten unserer flehenden Brüder und Schwestern in England mit glücklichem Erfolg krönen wird. Er allein ist der Grund meiner Hoffnung, und mit freudiger Zuversicht auf Ihn habe ich die Hand an dieses große Werk gelegt."

Wir fahren fort, aus dem Tagebuche unseres theuern Freundes aus dieser Zeit die bemerkenswerthesten Stellen herauszuheben, um den verborgenen und langsamen Gang zu bezeichnen, in welchem sich die ersten Anfänge des Missionswerkes in den Gangesgegenden entfaltet haben.

Den Septembermonat über lag Herr Carey an dem klimatischen Fieber schwer darnieder, indeß sein jüngstes fünfjähriges Kind von demselben hinweggerafft wurde. „Als es noch an demselben Tage zur Erde bestattet werden sollte, schreibt Carey, so war die Noth ausnehmend groß. Keinen Menschen konnte ich dazu bringen, einen Sarg zu verfertigen, obgleich zwei Schreiner stets in unserer Niederlassung beschäftigt sind. Nur mit der größten Mühe brachte ich es dahin, daß vier Muselmanen ein Loch in die Erde gruben; als aber nun der Sarg zum Grabe getragen werden sollte, so war von den 300 Arbeitern, welche wir beschäftigen, kein einziger zu finden. Wir schickten auf drei Stunden weit umher, um jemand hiezu zu erhalten, und am Ende

glaubte ich, mit meiner Gattinn die Hülle des holden Knaben selbst hinaustragen zu müssen, als endlich ein paar Eingeborne, welche die Kaste eingebüßt haben, sich dazu hergaben, den Sarg auf den Rücken zu nehmen. Diese Weigerung geschah nicht aus Mangel an Achtung gegen uns, sondern weil jeder Eingeborne von seiner Kaste ausgeschlossen wird, welcher dieses Geschäft verrichtet. Die Hindus verbrennen ihre Leichname, oder werfen sie in den Ganges, wo sie von Raubvögeln und Fischen verzehrt werden. Die Muselmanen im Lande begraben zwar ihre Todten, aber dieß geschieht nur von den nächsten Verwandten, und jede Berührung eines Verstorbenen verabscheuen sie so sehr, daß selbst die Bambusstäbe, auf denen der Leichnam getragen wird, nicht mehr berührt werden dürfen.

Die Aehnlichkeiten, welche zwischen den Hindus und dem jüdischen Volke stattfinden, sind so zahlreich, daß wenn man in das Leben der Hindus hineinblickt, man fast überall an Ausdrucksweisen der Schrift und an jüdische Gebräuche erinnert wird. Ich beschäftige mich mit meinem Punditen (Sprachlehrer) mit einer Harmonie der vier Evangelien in bengalischer Sprache, wobei dieser häufig die Bemerkung macht: aber, mein Herr, das ist doch gewiß, daß die Juden ursprünglich nichts anderes als Hindus gewesen sind.

Okt. 13. Heute trug sich ein sehr unangenehmer Umstand zu. Obgleich die Muselmanen nicht eigentlich eine Volkskaste bilden, so haben sie sich doch als besondere Kaste über die Hindus hinaufgestellt, und eben darum kann man sie nicht dazu bringen, gemeinschaftlich mit den letztern zu essen. Weil die oben genannten vier Männer meinem armen Knaben ein Grab gemacht haben, so erklärte der Mundal (Schulze) ihres Dorfes, daß kein Mensch mit ihnen und ihren Familien essen und trinken, oder Tabak rauchen dürfe. Die armen Leute kamen jetzt herbei, mir ihre Noth zu klagen, und ich schickte nun zwei Hirkarrahs (Boten) aus, um den

Mundal zu mir zu rufen. Dieser kam wirklich, und erklärte vor mir, die Leute hätten keinen Fehler gemacht, und er könne wohl mit ihnen eine Pfeife Tabak rauchen, aber nicht aus der gleichen Schüssel essen. Wir überlieferten ihn jetzt zwei Wächtern, indem wir ihm erklärten, daß er entweder öffentlich vor Allen mit diesen Leuten essen, oder sichs gefallen lassen müsse, vor den Richter nach Dinagepore gebracht zu werden. Der Mann kam so lange zu keinem Entschluß, bis ihn der Hunger dazu nöthigte, und jetzt ließ er sichs gefallen, in Gegenwart aller Dorfbewohner mit ihnen zu essen und zu trinken, und so endigte sich der unangenehme Vorfall.

Um meine Gesundheit wieder herzustellen, machte mir Herr Udney den Vorschlag, in Begleitung meines Bruders Thomas auf einem Boote eine Erholungsreise gegen Thibet hin zu machen, und ich trat auch wirklich am 20. August diese Wanderung an. Am 27., so erzählt Carey, kamen wir zu Ranigunge an, nachdem in der Nacht zuvor ein Tiger einen Versuch gemacht hatte, unser Boot im Wasser anzugreifen, aber wieder davon abstand. Ein Büffel stellte sich uns im Flusse in den Weg, und erst nachdem ihm Herr Thomas vier Kugeln in den Leib geschossen hatte, ging er wieder ruhig fort. Wir setzten auf einem kleinen Boote unsere Wanderung bis zum Fuße des Gebirges fort, das Bengalen von Butan und Thibet trennt, und kamen hier zur Grenzstätte, wo ein brittischer Lieutenant, Sloane, mit 70 indischen Soldaten die Grenzen gegen die Raubzüge der Fakirs bewacht, welche bisweilen zu einigen Tausenden das ganze Land umher verheeren. Wir brachten die Nacht bei diesem Offizier zu, indeß war uns der Aufenthalt bei ihm in hohem Grade unbehaglich. Eine Ewigkeit, wie dieser Mann sie wünscht und sucht, würde wahrlich für mich eine Hölle seyn. Am andern Tage eilten wir nach Ranigunge zurück, weil das Buschgras, das zu einer Höhe von 15 Fuß den Weg versperrt, uns

das Weiterreisen auf die Bergspitze, von welcher wir nur etwa 40 Coß (28 Stunden) entfernt waren, uns unmöglich machte. Die Büffel, die uns auf dem Wege begegneten, sind ungeheure Thiere, und der größte Ochse in England kommt in keine Vergleichung mit denselben. Wir sahen einen dieser Büffel, dessen Hörnerspitzen wenigstens 6 Fuß auseinander standen. Herr Thomas schoß ihm vier Kugeln in den Leib, und eine in den Kopf, und jetzt zog er so ruhig hinweg, als ob nichts geschehen wäre. Diese Thiere thun großen Schaden auf den Reisfeldern, auf denen sie alles verheeren. Sie sind von Natur sehr träge, aber in der Wuth laufen sie so geschwind, daß es unmöglich ist, auch auf dem besten Pferde, ihnen zu entrinnen.

Am 6. Dez. kamen wir wieder wohlbehalten nach Mudnabatty zurück. Gelobet sey der HErr, der uns auf einer Reise von etwa 80 Stunden zu Wasser, und 30 Stunden zu Land gnädig bewahret, und meine Gesundheit gestärkt hat, so daß ich wieder frisch und munter mein Werk verrichte. Die hiesigen Einwohner sind empfänglicher für das Wort Gottes, als dieß an andern Orten der Fall ist, und ich zweifle nicht, daß hier der HErr ein Werk für mich zu thun hat. Es war von jeher seine Weise, bei den Armen und den Verachteten sein Werk zu beginnen, und diejenigen, die sich weise dünken, vornehm an sich vorübergehen zu lassen. Hier haben wir es nur mit Armen und Unwissenden zu thun, deren sich der HErr erbarmen wolle.

Vierter Abschnitt.

Missionsarbeiten des Herrn Carey. Aufrichtung einer Erziehungsanstalt. Fest der Göttinn Soroswady. Schwierigkeiten des Werkes. Kampf mit der Volkssprache.

Werth des christlichen Umganges. Brief an die Baptisten-Missionsgesellschaft. Bibelübersetzung. Thibet als geeignete Missionsstelle. Anstoß wegen Carey's zeitlichem Beruf. Seine Rechtfertigung. Friedliches Zusammenleben mit Herrn Thomas.

Im Laufe des Jahres 1795 setzte Herr Carey unter mannigfaltigem Wechsel seines innern und äußern Lebens die begonnene Arbeit zu Mudnabatty fort. Es war vor Allem darum zu thun, die ersten sichern Spuren aufzusuchen, auf welchen das Heil Gottes in Christo den abgöttischen Hindus am Ganges nahe gebracht werden möge. Diese Bahn war in Bengalen noch völlig ungebrochen. Zwar hatten seit fünfzig Jahren deutsche Missionarien im Süden Indiens mit gesegnetem Erfolg das Werk der Heidenbekehrung getrieben, und der edle Schwarz, der in diesen Tagen seiner seligen Vollendung nahe war, hatte den Boten Christi ein edles Vorbild zurückgelassen, dem sie wetteifernd nachwandeln sollten. Aber in dem völkerreichen Bengalen war noch nichts für die Verbreitung des Christenthums geschehen; und nun kam vorerst alles darauf an, den ersten Missionsversuch auch an den Ufern des Ganges zu wagen, und durch die Erfahrung namentlich auf die wichtige Frage eine Antwort zu gewinnen, ob ein solches Werk auch ohne bedeutende Beihülfe europäischer Christen geführt werden möge.

Doch, wir lassen am liebsten unsern Freund Carey selbst in seinen Tagebüchern und Briefen uns seine Erfahrungen weiter erzählen.

Januar 1—17. 1795. Wie viel Ursache habe ich doch, schreibt derselbe in seinem Tagebuche, meinen Mangel an geistlichem Leben zu beklagen. Dabei bleibt mir nicht einmal Zeit, mein Tagebuch fortzusetzen, indem ich täglich die Arbeiten von 4—500 Menschen zu leiten habe. Am Sonntag verkündige ich den Eingebornen in den umliegenden Dörfern das Wort des HErrn, und zwar, wie ich hoffen darf, nicht ohne einige Frucht.

Febr. 3. Was ist dieß doch für ein Todesthal, in welchem ich umher wandle! Was würde ich dafür geben, hätte ich, wie einst in England, einen theilnehmenden Freund an der Seite, dem ich mein Herz ausschütten könnte. Mein Herz ist so öde und leer, und ich vermag nicht ein himmlisches Gefühl in mir hervorzurufen. Bisweilen gehe ich in die Einsamkeit hinaus, um zu Gott zu schreien, aber kaum komme ich zurück, so wird meine Seele wieder in die Finsterniß hinabgezogen. O daß ich so manchen Tag meines Lebens einer ewigen Vergessenheit überliefern könnte! Welch eine Mischung von Ungeduld, von Gleichgültigkeit, von Entfernung von Gott, von Stolz und Feigheit treibt sich in meiner Seele umher. HErr vergib mir! Dabei fühle ich mich noch so sehr gebunden, diesen armen Heiden das Wort des Heils zu verkündigen; denn es fehlt mir noch so sehr an der gründlichen Kenntniß ihrer Sprache, und ich bin immer in Gefahr, Ausdrücke für evangelische Wahrheiten zu gebrauchen, an denen heidnische Vorstellungen kleben. Diese armen Leute haben nicht einmal ein Wort für ihr Herz, und wenn ich ihnen sage, daß die Sünde aus dem Herzen des Menschen komme, so muß ich ein Wort (dele) gebrauchen, das ein Stück Fleisch im menschlichen Körper, ein Herz bezeichnet, wie es der Mensch mit jedem Thiere gemein hat. Dennoch glaube ich, daß am Ende Gottes Wort über alle Hindernisse siegen wird.

Eine der größten Schwierigkeiten, mit welcher ein Missionar besonders in den ersten Jahren seines Berufes zu kämpfen hat, liegt in der Armuth und sittlichen Verkehrtheit der Volkssprache, in welcher er das Wort Gottes verkündigen soll. Um die geistlichen Vorstellungen des Bibelbuches Andern mitzutheilen, ist es in vielen Fällen ungemein schwer, einen richtigen und reinen Ausdruck dafür in der Heidensprache anzutreffen. Dieß ist besonders der Fall, wenn es der Missionar mit einem Dialekte zu thun hat, der nur von den Landleuten ge-

sprochen wird, welche mit ihrer eigenen Muttersprache unbekannt sind. So besitzt z. B. die bengalische Sprache allerdings Ausdrücke, welche das bezeichnen, was wir das Herz des Menschen, die Liebe 2c. zu nennen pflegen, und obgleich in ihr kein einzelner entsprechender Ausdruck für das Gewissen des Menschen zu finden ist, so läßt sich doch mit einer kurzen Umschreibung diese Vorstellung auf eine noch genügendere Weise ausdrücken, als wenn sie in einem einzigen Worte zusammengefaßt wäre, wenn man z. B. das Gewissen, das innere Urtheil über Gutes und Böses nennt. Nicht sowohl die Armuth an Wörtern, als vielmehr der metaphysische und götzendienstliche Mißbrauch derselben ist bei der Sprachenerlernung der Stein des Anstoßes, an welchem sich der christliche Missionar nicht selten verwundet. Jede Sprache trägt die Nothwendigkeit in sich, für Verstandesbegriffe, so wie für übersinnliche Gegenstände, so weit das Volk sie kennt, sich passende Wortzeichen zu schaffen. Sind nun diese Vorstellungen selbst in sich unrein und falsch, so wird eben damit der Sprachgebrauch verunreinigt, der sich an sie angeknüpft hat, und es gehört von Seiten des christlichen Missionars viel Zeit, viel Geduld, viel Fleiß und Aufmerksamkeit dazu, diesen Zusammenhang allmählig zu lösen, und mit der Reinigung religiöser Begriffe zugleich auch die Sprache zu reinigen und zu heiligen. Im hinduischen Religionssystem ist der Begriff des höchsten Wesens eine bloße Abstraktion, ein leeres Gedankenideal ohne wirkliche natürliche oder sittliche Eigenschaften, ein hohles Geschöpf der Einbildungskraft. Und dennoch ist dieses leere Gedankending, dieses absolute Nichts, nach der Vorstellung der Hindus der Urgrund alles geistigen Seyns im ganzen Gebiete der Schöpfung. Es durchdringt alles, es faßt alles in sich, ja es ist selbst alles, und das All ist nichts anderes, als dieser metaphysische Gedanke. Und weil nun nach der Vorstellung der Hindus alles nur eines ist, und alles macht, so wird eben damit jede

Willensfreiheit

Willensfreiheit sittlicher Geschöpfe, und jede Verantwortlichkeit derselben aufgehoben. Jeder Unterschied moralischer Begriffe geht dadurch verloren, und die Bezeichnungen dieser Begriffe werden als Volkswahn nur noch in der Sprache geduldet. Jede Vereinigung des Geistigen mit dem Körperlichen, mit ihren Thätigkeitstrieben und Empfindungen, ja selbst das, was wir Tugend und Laster und die Folgen derselben zu nennen pflegen, erscheint dem denkenden Geiste und religiösen Sinne der Hindus, deren höchstes und einziges Gut im Versunkenseyn alles Einzelnen im Ganzen besteht, als eine leere Täuschung, welche von Geburt an den Menschengeist zu benebeln pflegt. Daher dreht sich bei ihnen alles in einem ewigen Zirkel, den nichts zu lösen vermag, und aus dessen Strudel keine Menschenmacht sie herausreißen kann.

Auch die Dichtkunst der Hindus, so wie der Volks-Götzendienst derselben haben so vielseitig dazu beigetragen, den Strom der menschlichen Gedanken zu vergiften, und den Sprachgebrauch so wesentlich verkehrt, daß für religiöse Gegenstände kaum ein einziges Wort ihrer Sprache mit Sicherheit gebraucht werden kann, ohne die falschen Bedeutungen desselben durch Umschreibungen zu verdrängen. Will man von Gott und seinen Eigenschaften, von Himmel und Hölle, von Heiligkeit und Sünde mit ihnen reden, so ist es geradezu unmöglich, der Seele des Hindu einen richtigen Begriff hievon beizubringen, ohne jeden einzelnen Gegenstand zuvor erklärt zu haben, weil sein Götzendienst jeden Ausdruck dieser Art in etwas Fabelhaftes und Unwahres eingekleidet hat. Allerdings gibt es kaum eine Völkersprache in der Welt, welche der Götzendienst nicht entweihet hätte. Weder die englische noch die deutsche Sprache ist ganz von diesen Befleckungen gereinigt, obgleich viele Jahrhunderte vorübergeflossen sind, seitdem das Heidenthum aus unsern Gauen verdrängt wurde. Nicht nur die Namen unserer Wochentage, auch so man-

che andere gangbare Ausdrücke, deren wir uns täglich in unserer Sprache bedienen, erinnern uns an diese Ueberbleibsel des alten Heidenthums, und sind eben so viele falsche Münzen, denen der früheste Götterglaube das Gepräge aufgedrückt hat.

Doch wir fahren in Carey's Tagebuche weiter fort. „Der größte Segen, bemerkt derselbe, den ein Mensch auf dieser Erde genießt, ist der Umgang mit Christen. In diesem sind tausendfache sittliche Antriebe verborgen, die nur derjenige kennt und zu schätzen weiß, der sie entbehren muß. Zu meinem tiefen Schmerz ist mir dieses traurige Loos in hohem Grade beschieden, und wenn ich falle, so habe ich keine Freundeshand, die mich wieder aufrichtet. Das menschenscheue, mürrische und ungeduldige Wesen, das in mir ist, muß Jedem auffallen. O daß doch die Gnade Gottes in mir wäre, und sich immer reichlicher in mich ergöße! Ein Missionar, der unter den Heiden lebt, ist allein auf seine eigenen Hülfsquellen beschränkt. Seine Gedanken, seine Gefühle, seine Arbeiten kann er mit Niemand besprechen. Mitten unter einer zahllosen Bevölkerung steht er wie ein Einsiedler da. Theilnehmendes Mitgefühl muß man von keinem unbekehrten Heiden erwarten. Zwischen seine täglichen Beschäftigungen und seine leisen Hoffnungen drängen sich tausend muthlähmende Erfahrungen hinein, die seine Seele betrüben. Eben darum wird auch sein Glaube und seine Geduld auf die äußerste Probe gesetzt. Nichts als die beständige Rückkehr zu den Verheißungen des Wortes Gottes, nichts als das einfältige Vertrauen auf die alles erneuernde Kraft des heil. Geistes vermag unter solchen Umständen sein Gemüth aufrecht zu erhalten.

„Es gewährt dem Herzen des Boten Christi fromme Freude, wenn die Kraft des Evangeliums in einer Heidenseele so weit den Sieg davon trägt, daß sie dem Götterglauben entsagt, und zum Christenthume sich bekennt; aber seine Bürde wird hiedurch eher vermehrt als vermindert. Von jetzt an darf er nicht ablassen,

die geistige Entwicklung des Neubekehrten zu bewachen. Es ist sein tägliches Geschäft, den Unwissenden zu belehren, und sein träges Gemüth aufzumuntern; denn bisher war die Wahrheit und Gerechtigkeit ihm eine fremde Sache, und er war nur solchen Eindrücken offen gestanden, welche sinnliche Gegenstände und ein abscheulicher Götzendienst auf sein schwaches und fleischliches Gemüth gemacht haben. Die Irrthümer, welche das Gemüth des neubekehrten Hindu umlagern, sind so zahlreich und lockend, und die Gefahren, denen sein Herz ausgesetzt ist, so drohend, daß die Sorge des christlichen Missionars für seine Bewahrung ungleich peinlicher ist, als das Geschäft, den gedankenlosen Heiden das Evangelium zu verkündigen. Es liegt eben darum eine tiefe Weisheit in dem Verfahren unsers HErrn, daß Er immer nur zwei und zwei seiner Jünger ausgesendet hat, und dieß sollte von Missionsgesellschaften nie übersehen werden, indem das religiöse Bedürfniß, die Berathung, der Trost, die Hülfe und Bewahrung eines jeden einzelnen Missionars einen treuen Mitgehülfen fordert, welcher ihm zur Seite steht."

Die stillen Entwicklungen seiner Arbeit lassen wir uns am liebsten von Herrn Carey selbst in einigen seiner Briefe erzählen, welche er um diese Zeit an seine Freunde in England geschrieben hat. An seine Schwestern schreibt er unter anderem in einem Briefe vom 11. März 1795:

„Viele Veränderungen haben stattgefunden, seitdem ich England verließ; aber sie alle mußten, wie ich getrost vertraue, zu meinem eigenen Wohl und zur Förderung der Erkenntniß unsers HErrn Jesu Christi mitwirken, obgleich ich hohe Ursache habe, die Schläfrigkeit und die ausnehmende Undankbarkeit meines Herzens gegen unsern gnädigen Gott zu beklagen. Die Beweise seiner Huld gießt er in reicher Fülle über mich aus, und doch ist meine Empörung gegen Ihn so groß, daß ich Ihn so oft vergessen und Tage lang dahin leben

kann, ohne eine Sehnsucht nach Ihm in mir wahrzunehmen. Der köstliche Segen christlicher Verbindung kann in diesem Lande nur sparsam genossen werden; denn obschon wir sehr schätzbare christliche Freunde in der Nähe haben, so sind sie doch acht bis zehn Stunden von uns entfernt, und da das Reisen in diesem Lande sehr beschwerlich ist, und nur zu Wasser geschehen kann, so sehen wir einander nur selten.

„Mit den Eingebornen habe ich viel zu thun; denn fast alle Landleute auf acht Stunden der Umgegend pflanzen Indigo für uns, und etwa 500 Arbeiter sind hier beschäftigt, so daß ich Gelegenheit genug habe, denselben das Evangelium zu verkündigen. Die Sprache ist mir jetzt so weit geläufig, daß ich von ihnen verstanden werde, obgleich sie mir noch nicht völlig zu Gebote steht. Die Leute hören im Allgemeinen aufmerksam zu, und Einige kommen zu mir, um noch weiter in göttlichen Dingen unterrichtet zu werden; auch darf ich hoffen, daß bei einigen das Werk der Bekehrung seinen stillen Anfang genommen hat."

In einem spätern Briefe, vom 13. August dieses Jahres, an die Baptisten-Missionsgesellschaft bemerkt er unter Anderem folgendes: „Ich denke, wir sind nicht ganz unthätig gewesen, obgleich ich bis jetzt nur erst wenig vom Erfolg unserer Arbeit sehen kann. Mein Monschi und Mohun Chun sind jetzt bei mir. Ich sehe jedoch nicht in ihnen den uneigennützigen Eifer, welcher einen wahren Christen in so hohem Grade ziert. Mit ihrer Hülfe haben wir am Sonntag zwei Mal bengalischen Gottesdienst, wobei gesungen, gebetet, ein Kapitel gelesen, und dasselbe in bengalischer Sprache ausgelegt wird. Da mir immer noch wenige Ausdrücke zu Gebote stehen, so ist mein Predigen hier ganz anders, als es in England war. Mit der Bibelübersetzung schreitet es langsamer vorwärts, als ich gedacht habe. Die beiden ersten Bücher Mosis sind zum Druck fertig, das dritte ist angefangen. Wir haben den Plan aufgegeben, ge-

gossene Schrift von England kommen zu lassen, da wir diese in Bengalen, obgleich zehnmal theurer als dort, haben können; allein jede Ausgabe wird durch die Ueberzeugung unendlich überstiegen, daß wir den armen Heiden dieses Landes mit der heil. Schrift einen Schatz in die Hände legen, welcher größer ist, als alle Schätze dieser Welt."

In einem Briefe an seinen Freund, Herrn S. Pearce, vom 2. Okt., fügt er folgendes hinzu: „Ich kann Ihnen eben nichts von Sündern schreiben, welche zur Heerde Christi gesammelt worden wären; aber doch darf ich Ihnen manches nennen, was als Vorläufer den Tag Christi in diesem Lande vorbereitet. Der Name unsers HErrn Jesu ist nicht länger unbekannt in dieser Umgegend, und einzelne Theile der Schrift, die ich übersetzt habe, werden Hunderten der Eingebornen, wie ich hoffen darf, nicht ohne Segen für sie vorgelesen und erklärt. Was unser Werk in dieser Gegend besonders schwierig macht, ist der Umstand, daß die Mundart, welche von den Eingebornen hier gesprochen wird, von dem rein Bengalischen so sehr abweicht, daß das arme Volk nur wenig davon versteht; und obgleich die Sprache reich, schön und ausdrucksvoll ist, so haben sie in ihrer Mundart doch nur wenig Ausdrücke, um religiöse Gegenstände in sie aufzufassen. Dieß macht mich indeß nicht muthlos, und ich fühle ein wachsendes Verlangen in mir, immer vollkommener zu werden im Werk des HErrn, weil ich weiß, daß meine Arbeit nicht vergeblich ist in dem HErrn. Mich tröstet des HErrn Wort: wer da schneidet, empfähet Lohn und sammelt Frucht für das ewige Leben. Wenn ich auch, wie David, nur ein Werkzeug bin, um Baumaterialien zu sammeln, und ein Anderer den Tempel bauen darf, so will ich mich darum nicht weniger freuen.

„Die Uebersetzung der heil. Schrift ist mir ein ungemein angenehmes Geschäft. Nebst den zwei ersten Büchern Mosis sind auch mehrere Evangelien zum Drucke

fertig. Es überrascht mich, wahrzunehmen, daß ein Drittheil der Sprachwurzeln in meiner hebräischen Bibel meinem Sprachlehrer bekannt ist, und viele hebräische Wörter in der bengalischen Sprache allgemein gebraucht werden. Nichts könnte mich mehr freuen, als wenn mein theurer Bruder Pearce als Gehülfe zu uns hieher käme; aber ich weiß nicht, ob ein Mann wie du, der einen so wichtigen Beruf im Vaterlande bekleidet, seinen Posten daselbst verlassen sollte; und es würde mich schmerzen, wenn du hier mehrere Jahre zubringen müßtest, ohne ein Wort von dem Gekreuzigten reden zu können. Zudem ist das Predigen in Indien von ganz anderer Art, als es in England ist; hier ist mit der Kunst, scharfsinnige Beweise zu führen, nicht viel ausgerichtet; nur Weniges, warm aus der Seele geflossen und den Herzen der Eingebornen nahe gebracht, thut hier Noth. Leute, deren Herz von der Liebe Christi brennt, sind hier an der rechten Stelle, sollten sie auch weniger Geistesgaben haben. In jedem Falle aber ist es weise gethan, wenn uns bald Mitgehülfen zugesendet werden, denn unser Leben ist ungewiß, und es wäre ein großer Verlust, wenn unsere Missionsstelle aus Mangel an Männern, welche die Sprache und Sitten des Volkes kennen, ein paar Jahre unbesetzt bleiben müßte.

„Ich freue mich, daß unsere Missionsgesellschaft damit umgeht, ein paar Glaubensboten nach Afrika zu senden. Zum Voraus aber müssen sich diese lieben Brüder entschließen, sich zur Dürftigkeit zu bequemen. Immer halte ichs noch fürs Vorzüglichste, den Ackerbau daselbst zu treiben, obgleich viele Hindernisse dabei zu überwinden sind, indem Insekten, Vögel und wilde Thiere sich dort vereinigen, jeden Ertrag des Bodens zu Grunde zu richten. Vor allem würde ich ihnen rathen, in Afrika in einer hohen Berggegend sich anzubauen, und so gut sie können alles Buschwerk in der Nähe ausrotten. Dieß ist durchaus nöthig, wenn das Leben und die Gesundheit der Missionarien erhalten

werden soll. Eben so sollten sie nie auf dem nackten Boden schlafen, und wegen der vielen Stechmücken ihr Lager mit Umhängen bewahren. Dabei werden sie wohl thun, so viel wie möglich unter den Eingebornen zu leben, und jedes Wort ihrer Sprache sorgfältig aufzufassen. Am leichtesten wird es mit der Sprache gehen, wenn sie Kinder haben; denn diese fassen die Sprache am geschwindesten und richtigsten auf, und der Vater kann sie von seinen Kindern am besten lernen. Meine Kinder sprechen beinahe so gut, wie die Eingebornen selbst, die Mundart dieses Landes. Denkt unsere Gesellschaft noch an weitere Missionsversuche, so möchten wir ihr ein sehr großes Land dafür nennen, an das man selten denkt, und dieß ist das Reich Thibet. Sollten zwei Missionarien dorthin gesendet werden, so könnten wir ihnen für ihre Niederlassung von hier aus vielfache Dienste leisten, sie bisweilen besuchen, und einen regelmäßigen Briefwechsel mit ihnen führen; denn wir sind hier nur etwa 40 Stunden von den Grenzen dieses Landes entfernt. Freund Thomas und ich gedenken ehestens eine Reise in dieses Land zu machen, und wir hoffen, eine Stelle daselbst für eine Missionsniederlassung gewinnen zu können."

In einem spätern Briefe an die Missionsgesellschaft, vom Dezember dieses Jahres, fügt er noch folgendes hinzu: „Wir mit unsern Kindern sind zum Preise Gottes wohl. In Hinsicht auf die Heiden um uns her wünschte ich, Ihnen günstigere Nachrichten geben zu können; indeß vertrauen wir, daß wir unsere Tage unter ihnen keineswegs umsonst zubringen. Mein Geschäft hat mich erst kürzlich in einem großen Theile dieses Distriktes umher geführt, der etwa 200 Dörfer in sich faßt. Ich machte meist die Reise zu Fuß, schlief des Nachts auf meinem Boot, wandelte täglich sechs bis acht Stunden umher, und sprach mit den Einwohnern von Ort zu Ort über das Reich Gottes. Ich gedenke auf diese Weise fortzufahren, so lange die trockene Jahreszeit

dauert. Noch habe ich wenig Frucht meiner Arbeit gesehen; am meisten Hoffnung macht mir ein junger Brahmine von 18 Jahren, der mich oft besucht, und ein lebendiges Gefühl für ewige Dinge in der Seele trägt. Auch haben wir von einigen Einwohnern zu Dinagepore, der Hauptstadt dieses Distriktes, Briefe erhalten, worin sie uns bitten, ihnen das zu senden, was wir vom Worte Gottes übersetzt haben. Im Ganzen ist die Aussicht auf die Bekehrung der Heiden um uns her nicht so düster, daß wir den Muth verlieren sollten. Manche natürliche Hindernisse, wie z. B. die Unbekanntschaft mit ihrer Sprache, sind theilweise überwunden, und die Verheißung Gottes bezeugt uns, daß die sittlichen Hindernisse gleichfalls überwunden werden sollen."

Carey's Freunde in England hatten indeß vielfachen Anstoß daran genommen, daß er mit Herrn Thomas ein zeitliches Geschäft in Indien übernommen hatte, und sie waren sowohl um die Wohlfahrt dieser beiden Freunde, als um das Gelingen des Missionswerkes ernstlich besorgt, weil sie befürchten mußten, daß sie von ihrem Missionsberufe allzusehr abgezogen werden möchten. Indeß hatte die Sache mancherlei gültige Entschuldigungsgründe für sich. Immerhin ist es für einen christlichen Missionar unter den Heiden eine höchst gefährliche Sache, neben seinem geistlichen Beruf sich zugleich in einen irdischen Erwerb einzulassen, und in zwanzig Fällen dieser Art dürfte vielleicht kaum einer ohne Schaden für sich selbst und die Sache des HErrn davonkommen. Aber Herr Carey und sein Mitarbeiter hatten von der Gesellschaft, aus deren Mitte sie ausgingen, keine bestimmten Zusagen für ihren Unterhalt in der Heidenwelt empfangen, und die Hülfleistungen derselben flossen im Anfange so sparsam und so unregelmäßig, daß sie mit den Ihrigen dem drückendsten Mangel ausgesetzt gewesen wären, hätten sie ihren Lebensunterhalt blos von den Gaben der Gesellschaft abhängig gemacht. Zudem hatte Carey diesen zeitlichen Beruf nicht gesucht, und er mußte einen

Fingerzeig der göttlichen Vorsehung darin finden, daß dieser Ruf gerade zu einer Zeit an ihn gelangte, wo im Kreise seiner Familie die zeitliche Noth den höchsten Grad erreichte; auch war sein Beruf selbst so beschaffen, daß er ihm für die Verbreitung des Evangeliums unter Europäern und Hindus die willkommensten Wege bereitete.

Indeß beantwortet Carey selbst in einem Briefe vom 11. Januar 1796 diese Bedenklichkeiten auf eine Weise, welche seinem christlichen Charakter eine wahre Ehre macht. „Ich gestehe es Ihnen, schreibt er an die Mitglieder der Gesellschaft, daß mich Ihre Bedenklichkeiten über unsern Eintritt in einen zeitlichen Beruf einigermaßen befremdet haben, indem ich es immer also verstand, als ob die Gesellschaft selbst uns einen angemessenen irdischen Erwerb als das geeignetste Mittel unsers Durchkommens empfohlen habe. Mein bisheriges Benehmen in diesem Stück gegen Sie zu rechtfertigen, kommt mir nicht zu; denn es ist Grundsatz bei mir geworden: wenn mein Betragen sich nicht selbst rechtfertigt, so ist es keiner Rechtfertigung werth. Ob wir träge oder fleißig, von dem ächten Missionsgeist oder von zeitlicher Gewinnsucht geleitet seyen, gebührt mir nicht zu sagen, dafür mögen unsere Arbeiten sprechen. Nur das muß ich bemerken, daß von meinem Gehalte meine Familie nur das Nothwendigste für ihren Lebensunterhalt erhält, indeß alles Uebrige auf die Verbreitung evangelischer Erkenntniß durch Schulunterricht und Bibelübersetzung verwendet wird, was mir jeden Monat einen sichern Kostenaufwand von 40 Gulden macht. Wären es aber monatlich 400 Gulden, so würde ich mir das Vergnügen, diese Summe zu bestreiten, durch nichts in der Welt rauben lassen. Dieß nenne ich blos darum, um Ihnen zu zeigen, daß die Liebe zum Geld mich nicht in meine Lage hineingeführt hat. Ich bin in der That arm, und ich werde arm bleiben, bis das Wort Gottes in bengalischer und hindostanischer Sprache gedruckt und

bekannt gemacht ist, und das Volk keiner weitern Unterrichtsmittel bedarf.

„Von der Art und Weise, wie ich die Predigt des Evangeliums in diesem Lande treibe, möchte ich Ihnen gerne noch etwas sagen; aber ich weiß nicht wie. Um mich Ihnen verständlich zu machen, muß ich Ihnen ein Beispiel nennen. Denken Sie sich ein großes heidnisches Dorf, etwa zwei Stunden von hier, Chinsurah genannt, dorthin gehe ich, von einigen Leuten begleitet. Im Dorfe angekommen werde ich einen Götzentempel gewahr, der von Backsteinen schön aufgebaut ist. Um Aufmerksamkeit zu erregen, frage ich: was das sey? und bekomme zur Antwort: hier befindet sich die Göttinn Thakuranni. Lebt sie? — Ja. — Nun gut, ich will sie sehen. Nun gehe ich zur Stelle, indeß die Leute rufen: Nein, mein Herr, nein, es ist nur ein Stein. Ich steige die Treppen des Tempels hinauf, und fange jetzt an im Angesicht der Göttinn, die ein bloßer Stein ist, von der Thorheit des Götzendienstes zu zeugen, und meine Zuhörer zu dem einigen und lebendigen Gott hinzuweisen, der den Himmel und die Erde gemacht, und uns schuldbeladenen Sündern seinen eingebornen Sohn zum Heile gesendet hat. So etwa ist die Weise beschaffen, wie ich den Einwohnern die Erkenntniß Gottes in Christo Jesu nahe zu bringen suche. Viele derselben hören gerne zu, indeß Andere ihren Widerwillen gegen das Evangelium laut zu erkennen geben. Die Brahminen fürchten ihr Einkommen zu verlieren; die vornehmen Klassen sind wegen ihrer Kastenwürde besorgt, und die Armen zittern, aus Furcht vor der Rache ihrer Götter. — Es freut mich, daß Sie auf die Errichtung einer Missionsstelle in Afrika Ihr Augenmerk hingerichtet haben. Möge der Segen Gottes auf diesem Beginnen ruhen. Aber denken Sie auch an Thibet, an Pegu, an das ungeheuer große Hindostan im Westen und im Norden. Die Königreiche Oude, Caschmire, Cabul u. s. w., wie wimmeln sie nicht von Heidenvölkern, und

noch haben sie den Stern im Morgenlande nicht gesehen. Aber ich kenne Ihren Eifer; möge der HErr Ihnen Hülfsquellen aufschließen, nicht minder reich, als Ihr Eifer für seine Sache ist."

Von Carey's Mitarbeiter, Herrn Thomas, ist schon oben die Rede gewesen. Wie viele Christen würden wohl an der Seite eines solchen Charakters friedlich die prüfungsvolle Bahn im Heidenlande gewandelt haben? Indeß zeigt ein Brief, den Herr Thomas selbst um diese Zeit an seine Freunde in England schrieb, wie wechselseitige Hochachtung, und selbst Zuneigung der Liebe zwischen Männern stattfinden kann, welche zwar in Temperament, Geschmack und Handlungsweise himmelweit von einander verschieden sind; aber in den großen Lebensgrundsätzen des Evangeliums und in einem gemeinsamen heiligen Zweck sich vereinigt haben. „Sie sehen, schreibt derselbe, zwischen Herrn Carey und mir gar mannigfaltige Verschiedenheiten, und wohl sind dieser Verschiedenheiten noch mehr, als Sie zu sehen vermögen. Seyen Sie deßhalb nicht besorgt; denn sehen sich auch unsere Nasen nicht gleich, so ist doch unser Herz eins. Ein Herz, Ein HErr, Ein Glaube, Eine Taufe: dieß ist unser Loosungswort. Ich bewundere die Gnade Gottes, welche so verschiedene Leute, wie Carey und ich sind, in Eins zusammenschmelzen kann; denn wir denken nur in solchen Sachen verschieden, wobei es auf Verschiedenheit der Ansicht und des Thuns eben nicht ankommt. Nicht selten fällt einer dem andern zu; immer freut es uns, einander zu sehen, und ich darf sagen: wir lieben einander inbrünstig.

„Oft setzen wir unsere Köpfe zusammen, und machen große Plane mit einander, so wenig auch bis jetzt ausgeführt worden ist; aber wir haben mit Schwierigkeiten zu kämpfen, von denen Sie nichts wissen. Schwere Trübsal; unversöhnliche Feinde; eifersüchtige Augen, die jeden unserer Schritte bewachen; die sonderbarsten Meinungen über unsern Wandel und unsere Plane.

Manche stellen sich vor, wir gehen damit um, ganz Indien auf den Kopf zu stellen; Andere sind der Meinung, wir haben der Mission den Abschied gegeben, und laufen in den Wegen Bileams schmutzig dem Gewinn nach; einige halten uns für Weise, andere erklären uns für Narren; einige wollen ein Bischen gesunde Vernunft bei uns gefunden haben, andere stempeln uns zu Wahnsinnigen. Alle diese widersprechenden Meinungen haben vielleicht ihren Nutzen. Ueber diesen Punkt könnte ich Ihnen ein ganzes Ries Papier anfüllen. Nur von einer Schwierigkeit unserer Lage lassen Sie mich noch etwas sagen. Die Leute umher reden eine wundersam gemischte Sprache, welche aus Persischem, Bengalischem, Hindostanischem und Maurischem zusammengestoppelt ist, so daß wir sie und sie uns nicht halb so gut verstehen, als wenn wir Calkutta näher wären. Die meisten Einwohner sind nicht Hindus, sondern Muhamedaner. Gute Nacht.

Nachschrift. Die Regierung hat kürzlich einen Befehl erlassen, nach welchem jeder Europäer, der nicht im Dienste der Compagnie angestellt ist, seinen Namen, Aufenthaltsort und Beruf angeben, und, um länger im Lande bleiben zu dürfen, für ein Unterpfand von 24,000 Gulden zwei angesehene Bürgen stellen muß. Diese Maaßregel ist ungemein drückend, und Viele haben sich geweigert, diese Forderung zu erfüllen. Was wäre aus uns geworden, wenn wir nicht im Lande eben als unbekannte Indigo-Arbeiter angestellt wären.

Ich habe Ihnen geschrieben, daß ich einen Sprachlehrer aus dem Reiche Butan mir kommen lasse. Unter den Einwohnern jenes Landes finden keine Kastenunterschiede statt, und ebenso auch nicht unter dem Volk, das die Radschemal-Hügel bewohnt, und an Aussehen, Sprache und Religion von den Hindus sehr verschieden ist. Ich wünsche von ganzem Herzen, daß vier junge Männer auf diesen Hügeln, und vier Andere unter dem Butanvolke sich niederlassen möchten."

Fünfter Abschnitt.

Verluste. Verunglimpfungen. Bitte um Gehülfen. Gefährliche Lage. Ein Missionsentwurf zur Anlegung einer Kolonie. Bengalische Uebersetzung der heiligen Schriften. Ankunft des Missionars Fountain. Durchkommen in Indien. Abfall einiger Neubekehrten. Stumpfheit der Eingebornen. Herzensergießungen.

Die Briefe, welche Herr Carey um diese Zeit an seine Freunde in England schrieb, enthalten eine so bezeichnungsvolle Schilderung seiner täglichen Erfahrungen und seiner Thätigkeit im Missionsberufe, daß wir ihn selbst am liebsten zu unsern Lesern reden lassen.

An seinen Freund, Herrn Fuller, schrieb er unter dem 17. Juni 1796 von Mudnabatty aus unter Anderm folgendes: „Vor wenigen Tagen erhielt ich Ihre Briefe, deren Inhalt meinem Herzen große Freude macht. Könnte ich Ihnen durch Erzählung der Fortschritte des Evangeliums in diesem Lande eine gleiche Freude bereiten, o wie gerne würde ich es thun! Aber statt des Vorwärtsschreitens scheinen die Umstände immer mehr eine abschreckende Gestalt für uns zu gewinnen. Ich mußte meinen Sprachlehrer entlassen, weil er sich ein Vergehen zu Schulden kommen ließ, das diesen Schritt erforderte, wenn auf die Sache des Evangeliums, zu welcher er sich bekannte, keine Schmach zurückfallen sollte. Dieser Umstand schmerzt mich tief, da er der tauglichste Mann war, den ich bis jetzt unter den Eingebornen kennen lernte, und auch bei dem Werke der Bibelübersetzung mir wichtige Dienste leistete. Diese schreitet indeß langsam vorwärts, und die fünf Bücher Mosis, so wie sämmtliche Schriften des Neuen Testamentes sind bereits in der Uebersetzung vollendet. Ich habe jetzt einen jungen Punditen bei mir, der sich brauchbar machen wird, obgleich ich bis jetzt in Hinsicht auf den wichtigsten Punkt noch nichts wahrgenommen habe, das mich für seine Bekehrung hoffen ließe.

„Sie ermahnen uns, den Muth nicht zu verlieren, wenn wir auch jetzt noch keine Frucht unserer Arbeit wahrnehmen sollten. Ich darf getrost hoffen, der HErr werde uns vor solcher Muthlosigkeit bewahren; aber eher macht mir die Besorgniß Kummer, die christlichen Freunde im Vaterlande möchten am Gelingen unseres Versuches verzagen. Allerdings ist es wahr, was einige derselben an meinen frühern Briefen getadelt haben, daß ich bei meinem ersten Eintritt unter dieses Volk günstiger von demselben dachte, und schnellere Wirkungen von der Predigt des Evangeliums unter ihm erwartete, als die spätere Erfahrung kund gethan hat. Allein diese warmen Ergießungen meiner Seele schrieb ich in Privatbriefen an Freunde, ohne nur zu träumen, als ob je eine scharfe kritische Feile über sie hinfallen würde. Es ist mir eben so ums Herz, von den Menschen so lange gut zu denken, bis ich zureichende Gründe habe, meine Ansicht zu ändern. Auch über den Druck der Bibelübersetzungen waren meine Erwartungen zu lebhaft; die Sache geht langsamer, als ich mir vorstellte; dieß ändert indeß nicht meinen Entschluß, Alles, was ich vom Erwerb meiner Hände zu ersparen vermag, auf dieselbe zu verwenden. Schicken Sie uns nur bald eine Anzahl von Mitgehülfen zu. Unser Leben ist ungewiß, und würde uns der HErr zu sich rufen, ehe andere Brüder in unsere Lücke einzutreten bereit stehen, so müßte dieß dem begonnenen Missionswerke viel Schaden bringen. Es freut uns herzlich, daß Sie ein paar Missionarien nach dem westlichen Afrika gesendet haben. Nicht minder erquickte unsere Herzen die Nachricht, daß sich in unserm Vaterlande lebendige Christen von allen evangelischen Religionspartheien zu einer Gesellschaft vereinigt haben, um das Wort des Lebens den Südsee-Insulanern zuzusenden. Gott Lob und Dank, daß der HErr auf dem Wege ist, sein schlummerndes Volk aus dem Schlafe zu erwecken. Sollten auch diese ersten Missionsversuche nicht alsobald mit sichtbarem Erfolg

gekrönt werden, so werden Sie deßhalb nicht muthlos; Gott wird gewiß seinen Arm offenbaren, und sein Zion auf der Erde bauen."

In einem spätern Briefe vom 16. Nov. 1796 berichtet Missionar Carey seinem Freunde Fuller, daß Herr Udney, in dessen Dienste er stand, durch Wegnahme einiger seiner Kaufmannsschiffe und durch eine fürchterliche Ueberschwemmung seiner bedeutenden Besitzungen am obern Ganges innerhalb kurzer Zeit so schwere Verluste erlitten habe, daß derselbe die beiden Indigofaktoreien, denen Herr Carey und Thomas vorstanden, aufzugeben, und ihre Besoldung einzuziehen werde genöthigt seyn, indem die Wasserfluth alle Indigofelder auf mehrere Jahre lang zu Grund gerichtet habe. Dennoch stand sein Vertrauen auf den HErrn fest, und er war so weit entfernt, für sein Durchkommen durch diese Welt im Dienste seines göttlichen Meisters besorgt zu seyn, daß er vielmehr seinen Freunden in England um diese Zeit einen umfassenden Entwurf zur Erweiterung der Missionsthätigkeit in Bengalen vorlegte. Obgleich dieser Entwurf nicht zu Stande kam, so ist die Nennung desselben schon darum vielfach interessant, weil er eine Missionsweise vorschlägt, wie sie auch heute noch viele Missionsfreunde in Deutschland im Herzen tragen, und uns tiefer in den Kostenüberschlag derselben hineinblicken läßt. „Die Erfahrungen, welche ich auf diesem Posten gesammelt habe, betrachte ich als einen lautern Ertrag, schreibt Herr Carey, welcher der Förderung des Missionswesens gelten soll. Ich kenne jetzt die verschiedenen Weisen, wie der Boden Indiens angebaut zu werden pflegt; auch hat mich meine Lage genöthigt, die sparsamsten Wege aufzusuchen, wie eine europäische Familie in diesem Lande leben möge. Dieß veranlaßt mich, Ihnen einen Missionsversuch zur Berathung vorzulegen, welcher der Missionsweise der mährischen Brüder ähnlich ist. Es sollten sich nämlich sieben bis acht Missionsfamilien auf einer Stelle Indiens

gemeinschaftlich niederlassen, sich dem Ackerbau widmen, und Heidenkinder zur Erziehung in ihre Mitte aufnehmen. Diese Familien sollten ein christliches Dörfchen bilden, eine Anzahl von Strohhütten für sich aufrichten, und das Essen sowohl als den ganzen übrigen Lebensbedarf gemeinschaftlich mit einander haben. Nach meinen bisherigen Erfahrungen würde der Unterhalt dieser acht Familien nicht viel höher zu stehen kommen, als wenn sich nur eine einzige Familie im Lande niederließe.

„Zu diesem Zweck sollten etwa 200 Jucharten Landes angekauft, und von denselben angebaut werden, was für sie sowohl als für ihr Vieh jeden erforderlichen Lebensbedarf liefern würde. Hiezu würde ich vorzugsweise den Norden Bengalens vorschlagen, weil das Klima desselben viel erfrischender, und alle Bedürfnisse viel wohlfeiler als im Süden des Landes zu haben sind. Für diese sämmtlichen Familien wäre kein größeres Gesindepersonal erforderlich, als jetzt eine einzige Familie in Indien haben muß, weil, vermöge der Kastengesetze, der einzelne Hindu zeitlebens nur eine gewisse Arbeit und sonst keine andere verrichten darf, wenn er nicht seine Kaste einbüßen will. Wer die Kühe versieht, darf nicht waschen, und wer wascht, darf kein Fleisch anrühren, und nichts vom Markte holen, und wer das Haus reinigt, darf zu nichts anderem gebraucht werden. Daher kommt es, daß in Indien der einzelne Europäer acht bis zehn Knechte zu seiner Bedienung bedarf, indeß ein Einziger füglich das ganze Geschäfte verrichten könnte. Die Ausgaben für den Gehalt des Gesindes würden für diese sämmtlichen Familien etwa auf 150 Gulden monatlich, und ihre Kleidung eben so hoch zu stehen kommen. Der gemeinschaftliche Tisch könnte für 120 Gulden monatlich täglich versorgt werden. Sollten nun diese acht Familien getrennt von einander besonders leben, so könnten alle zusammen ohne eine monatliche Ausgabe von 1200 Gulden, auch bei der äußersten Sparsamkeit, nicht durchkommen, während ihr gemeinschaftli-

ches Zusammenleben nicht höher als auf etwa 500 Gulden zu stehen kommen würde, wobei der Ertrag des Landes noch gar nicht in Anschlag gebracht wäre. Auch dadurch würde ein Bedeutendes erspart werden, wenn ein Theil der Beiträge, welche die Gesellschaft sendet, in wollenen Tüchern, Schuhen, Strümpfen, Hüten, Gartensämereien ꝛc. ꝛc. bestände, indem die dafür ausgelegte Summe das zwei- oder dreifache des Werthes in Indien betragen würde.

Mit der Uebersetzung des Neuen Testamentes bin ich beinahe fertig. Ich gedenke sie einer neuen sorgfältigen Korrektur zu unterwerfen, und mit dem griechischen Texte zu vergleichen. Wollte man das Neue Testament in Calkutta drucken, so würden 10,000 Exemplare desselben auf die ungeheure Summe von 50,000 Gulden zu stehen kommen. Indeß darf ich hoffen, daß die Hand unseres Gottes uns auch in diesem Stück die rechte Weise wird finden lassen. Abermals sind geschärfte Befehle von der Regierung ausgegangen, daß jeder Europäer, der nicht einen bestimmten Lebensberuf treibt, und sichere Bürgschaft für sich stellen kann, aus dem Lande verwiesen werden soll. Da wir nun unsern Beruf im Lande anzugeben genöthigt sind, so ist die Frage, ob wir uns der Regierung als Missionarien oder als Gewerbsleute nennen sollen? Obgleich der gegenwärtige General-Gouverneur, Sir John Shore (später Präsident der brittischen Bibelgesellschaft, Lord Teignmouth), unsern wahren Beruf kennt, so haben wir uns doch bisher für Indigofabrikanten ausgegeben. Ich habe sehr günstig von Sir Shore und seinen christlichen Gesinnungen sprechen gehört, was uns viel von ihm hoffen läßt.

Unser Bruder Fountain, den Sie uns von England her als Mitgehülfen zugesendet haben, ist ganz unerwartet hier angekommen, ohne daß wir zuvor auch nur mit einer Sylbe über sein Kommen benachrichtigt worden wären. Er scheint ein vielversprechender Mann zu seyn, und ich hoffe, daß er manche nützliche Kenntnisse

besitzt. Schon hat er das Bengalische zu lernen angefangen. Da er den Sprachlehrer bei mir findet, und auch nur einen Diener bedarf, so dürfte für seine Kleidung und sonstige Ausgaben ein monatlicher Gehalt von 30 Rupien (36 Gulden) wohl ausreichen. Ich habe mich daher entschlossen, demselben in Ihrem Namen vorerst einen Jahresgehalt von 30 Pfund Sterling (360 Gulden) zukommen zu lassen, indeß ein unverheiratheter Mann in Indien, auch wenn er keinen Sprachlehrer braucht, bei großer Sparsamkeit unter 900 Gulden nicht auszukommen vermag. Ich wünschte, ich könnte diesen Bruder ganz erhalten; aber dieß vermag ich nicht zu thun. Das Gesinde ist in Indien das Grab des Geldes; die Kastenherrschaft ist die Ursache, daß man deren so viele braucht. Meine Familie befindet sich zum Preise Gottes wohl, und besteht aus meiner Gattinn und vier Kindern. Der Blick in mein Inneres ist beugend, denn ich komme nur langsam vorwärts auf dem Wege des HErrn; indeß fehlt es unserm Missionswerke nicht an Ermunterung. Ich liebe dasselbe, und bin es gewiß, daß es über das Heidenthum in Indien siegen wird. Ackerbauern, Gärtner, Hafner u. s. w. wären hier sehr nützlich, wenn sie den rechten Christensinn mit sich bringen. Aber ihre Geistesgaben müßten zuvor geübt werden, ehe sie nach Indien kommen."

In einem Briefe vom 22. November 1796 schildert Herr Carey die trüben und heitern Erfahrungen, welche ihm beim Missionsberuf um diese Zeit begegneten. „Der arme Ram Boschu, schreibt er, ist in Ehebruch gefallen, und davon gelaufen. Mohun Chun mußte ich entlassen, weil ich ihm keinen Gehalt mehr zu reichen vermochte. Auch mein Schullehrer hat mich verlassen, und die Schule mußte eingestellt werden. Indeß fahre ich fort zu predigen, die Schrift auszulegen und zu übersetzen; und immer richtet mich ein Lichtstrahl der Hoffnung wieder auf. Ein hiesiger Arbeiter, Sukman, und drei Andere zu Moypal, scheinen ernstlich um ihre

Seligkeit verlegen zu seyn. Auch in der Nachbarschaft umher ist viel Aufregung, und Viele hören das Wort. Ich hoffe, daß bald einige für die Taufe reif geworden sind. Gestern predigte ich auf einem benachbarten Dorfe. Die Leute betrugen sich anständig; aber immer kommen sie mit der niederschlagenden Bemerkung: „Wir verstehen Sie gar wohl, aber nichts bleibt in unsern Herzen. Wir sind eben keine Menschen, und können eben darum auch nichts erkennen." Bruder Thomas mußte ihnen kürzlich den Beweis führen, daß sie Menschen sind; denn sie behaupteten: sie seyen Schakale, und keine Menschen. Dieß thun sie freilich nur darum, um ihre Trägheit zu entschuldigen, und des Evangeliums los zu werden."

In einem Briefe an seine Schwestern, vom 22. Dez. d. J., schreibt er denselben: „Wäre ich geneigt zu klagen, so würde es mir an Stoff dazu nicht gebrechen. Mein Herz ist so böse, und in gewissen Beziehungen schlechter als irgend eines andern Menschen in dieser Welt. Ich bin kalt gegen die Wege Gottes, der Fleischessinn will sich immer wieder geltend machen, und meine Arbeit ist ohne Frucht; aber wollte ich mich blos dem Klagen überlassen, so würde ich nur meine Schuld vergrößern. Alle diese Haltriemen und Hemmschuhe, welche uns an diese Erde fesseln, was wollen sie uns anders sagen, als daß wir nur um so mehr Fleiß thun sollen, unsern Beruf und unsere Erwählung fest zu machen. Sind die Tage böse, so wollen wir nicht vergessen, daß um so mehr Sorgfalt und Vorsicht Noth thut, um die verlorene übel zugebrachte Zeit unseres Lebens wieder zu erkaufen."

„Meine Arbeit als Missionar, schreibt Herr Carey unter dem 20. Dez. d. J. an einen andern Freund, rückt nicht so vorwärts, wie ich es wünsche; und dennoch darf ich glauben, daß weder mein Freund Thomas noch ich ohne Siegel unseres Amtes sind. Die Furcht, um des HErrn Jesu willen von der Kaste ausgeschlossen zu werden, ist so groß, daß noch kein Hindu sich entschließen

konnte, sich öffentlich zu diesem Namen zu bekennen, und ein Christ zu werden. Von sieben derselben darf ich glauben, daß sie sich auf der Spur der Wahrheit befinden. Dieß macht mir viel Muth, und ich zweifle nicht, daß sie bald ein offenes Bekenntniß für den Heiland der Welt ablegen werden. Das ganze Neue Testament und ein Theil des Alten ist übersetzt; auch darf ich glauben, daß die Uebersetzung von groben, sinnentstellenden Fehlern frei ist. Erhält mir der HErr Leben und Gesundheit, so hoffe ich innerhalb zwei Jahre mit dem ganzen Bibelbuche fertig zu werden; und dieß wird ein Segen seyn, den keiner, der in einem christlichen Lande wohnt, richtig zu würdigen vermag. Wahrlich, der Unterschied zwischen einem Volk, unter welchem das Bibelbuch verbreitet ist, und einem andern, das sich noch gar nicht im Besitze desselben findet, ist unglaublich groß. Dieß würden Sie selbst sagen, wenn Sie die alberne Furcht, den finstern Aberglauben, die Verworfenheit des Sinnes, und die Fülle von Lasterhaftigkeit wahrnehmen würden, welche in jedem Lande herrschen, dessen Bewohner der Finsterniß des Götterglaubens hingegeben sind. Nicht als ob die Hindus um uns her sich nicht auf mancherlei Kunstfertigkeiten verstünden. Man findet unter ihnen geschickte Handwerksleute, Weber, Schmiede, Holzarbeiter, auch tüchtige Sprachgelehrte u. dgl.; aber ihr bürgerlicher und sittlich-religiöser Zustand ist jämmerlich. Zwar besitzen sie viele geschriebene Bücher, meist in ausländischen Sprachen, im Arabischen, Persischen und Sanskrit; aber nur die Gelehrten unter ihnen können sie lesen, und da die Buchdruckerkunst noch nicht im Lande geübt wird, so sind alle diese Bücher sehr theuer, und nicht leicht zu bekommen. So lange ich im Lande bin, ist es mir noch nicht gelungen, eine einzige vollständige Schrift in die Hand zu bekommen, obgleich ich die Sanskritsprache fleißig zu erlernen begonnen habe.

„Wir können nicht erwarten, je einander in dieser Welt noch einmal zu sehen. Indien ist jetzt meine Heimath geworden, und ich habe nicht das geringste Verlangen, dasselbe wieder zu verlassen, obgleich ich hier mein ganzes Leben hindurch nur ein spärliches Auskommen zu erwarten habe. Dieß ist auch alles, was ich erwarte und wünsche; läßt mir der HErr mehr zufallen, so gehört es allein der Förderung seines Werkes an."

Sechster Abschnitt.

Aufwachen des Missionssinnes in England. Carey's Aeußerungen hierüber. Seine Reise nach Butan. Herr Fernandez zu Dinagepore. Unterhaltung mit einem Brahminen. Stille Fortschritte des Missionswerkes. Aufrichtung von Schulen. Ankunft zu Kidderpore. Versuch, eine Mission daselbst aufzurichten. Ankunft von vier neuen Missionarien. Verbot, sich in Indien niederzulassen. Trauriger Zustand der Europäer in Indien. Beschluß, die Missionsniederlassung zu Serampore, auf dänischem Gebiet, aufzurichten.

Unter solchen Erfahrungen war unser Freund Carey in das vierte Jahr seines Aufenthaltes in Indien hinüber getreten. Die ersten Anfänge seiner Arbeit waren aussichtslos und mühevoll gewesen, und sein Glaube hatte eine schwere Probe um die andere zu bestehen gehabt. Nur allmählig wurde es lichter um ihn her, und auch in England breitete sich in diesen Tagen der rege Missionsgeist unter allen Klassen des Volkes immer weiter aus, und ließ immer kräftigere Unterstützungen für das Werk Christi im Heidenlande hoffen. Die Aufrichtung der Londoner Missionsgesellschaft, an welcher die ausgezeichnetsten Männer Englands Antheil nahmen, die große Missionsunternehmung von 35 Missionarien, welche gerade um diese Zeit den Inseln des stillen Meeres

zusegelten, um das Reich Christi im fernen Osten aufzurichten, so wie die gesegneten Anfänge einer Mission auf den westindischen Inseln, welche der unermüdet thätige Dr. Coke, Mitglied der Methodistengesellschaft, um diese Zeit mit munterem Eifer betrieb, hatten unter allen Klassen von Christen in England das Verlangen angeregt, an dem großen Ausbreitungsgeschäfte des Evangeliums unter den Völkern der Erde thätigen Antheil zu nehmen. Wie sehr mußten nicht alle diese Erscheinungen das Herz des frommen Carey erfreuen, welcher vier Jahre zuvor zuerst in die Heidenwelt ausgezogen war, um der schlummernden Kirche seines Vaterlandes mit reizendem Beispiele voranzugehen, und zwar in einer Zeit, wo jedes Missionsbeginnen dieser Art allgemein für Thorheit und Schwärmerei geachtet wurde. Carey drückt in einem seiner Briefe an seinen Freund Fuller vom 23. März 1797 die Freude seines Herzens über dieses Aufwachen des thätigen Christensinnes in seinem Vaterlande aus. „Es erquickt mein Herz, schreibt er von Mudnabatty aus, zu hören, daß unsere (Baptisten) Brüder in Schottland so reichlich zur Förderung der Mission beigetragen haben. Dieß ist mir aus einem gedoppelten Grunde von großer Wichtigkeit; denn es ist einerseits ein erfreulicher Beweis, daß ihr Herz jetzt der Missionssache beifällt, und andererseits erquickt der Gedanke meine Seele, daß das Werk durch ihr Gebet eine mächtige Unterstützung erwarten darf. Der Anschluß großer Schaaren frommer Beter, welche zu Gott um das Gelingen unseres Unternehmens inbrünstig flehen, ist die süßeste Erquickung, welche mir in dieser Wildniß zu Theil werden kann. Nur eines fürchte ich, daß sie zu große Erwartungen vom raschen Erfolge ihres Beginnens haben, und wenn der Erfolg nicht so schnell sich zeigt, in ihrem Eifer ermatten möchten. In jeder andern Beziehung besorge ich nichts; denn ich bin gewiß, das Werk Gottes muß siegen, und der Sieg wird nicht allzulange ausbleiben. Mag immerhin der finstere

Aberglaube und die Kastenherrschaft dieses Volkes der Pflanzung des Evangeliums unter demselben noch so große Hindernisse in den Weg legen; ich für meinen Theil kenne unter jedem Volk der Erde nur zwei wahre Hindernisse, den Mangel am Worte Gottes, und die sittliche Verkehrtheit des menschlichen Herzens. Dem ersten Gebrechen hat Gott abzuhelfen begonnen, das zweite wird gleichfalls in kurzer Zeit weichen müssen; denn wenn der Geist aus der Höhe sich über die Saaten des göttlichen Wortes ergießt, so muß aller Aberglaube verschwinden. Seyen Sie daher nur guten Muthes, und muntern Sie auch Andere auf, denn die Finsterniß in Indien ist verschwunden, und das wahre Licht scheint jetzt. Vielleicht ist etwas daran, was Bruder Ryland meynt, daß zuerst allgemeine Kenntnisse in Indien verbreitet werden, und diese die Kastenherrschaft besiegen, und dem HErrn den Weg bereiten müssen. Jetzt noch büßt jeder Eingeborne seine Kaste ein, der zum Christenglauben sich zu bekennen wagt. Dieß ist bei den Neubekehrten in den Gemeinden des Herrn Schwartz durchgängig der Fall gewesen.

Herr Thomas und ich sind so eben von einem Ausfluge nach der benachbarten Provinz Butan zurückgekommen, und wir haben an vielen Stellen Christum verkündigt, wo sein Name noch nie genannt wurde. Wir sind voll Zuversicht, daß eine Mission in diesem Lande mit gesegnetem Erfolg begonnen werden könnte. Am 6. dieß machten wir uns von hier aus auf den Weg, und kamen schon am 10. am Fuße des Himalaja-Gebirges im Butanlande an. Zu Gopalgunge wurden wir von einem Beamten der Provinz aufs höflichste empfangen, und wir brachten den größten Theil des Tages in seinem Hause zu. Dieses ist aus Bambusröhren gemacht, ruht auf hölzernen Pfeilern, und hat ein oberes Gemach, das mit Matten bedeckt ist, wo er wohnt. Er wartete uns mit einem Stück Speck auf, das indeß so stark roch, daß ich den Geruch kaum auszuhalten

vermochte, und nachher wurde uns Thee gereicht, der mit zerlassener Butter und Salz vermischt war. Wir versuchten vergeblich das Getränk hinabzubringen, obgleich die Butaner sich dasselbe reichlich schmecken ließen. Auch unser Rumm fand ihren Beifall, und zwar mehr, als wir wünschen mochten. Die Butaner sind große Freunde von starken Getränken, und in allen ihren Wohnungen sieht man große Krüge mit bengalischem Arrak angefüllt, den sie wie Wasser verschlucken. Sie sind ein hochgewachsener, kräftiger Menschenschlag, und in ihrem Aussehen so wie in ihrer Kleidung den riesenhaften Fuhrknechten unseres Vaterlandes ähnlich, welche jeder Witterung trotzen. Von hier zogen wir weiter nach Bote-Haut, um den Subah daselbst zu besuchen, welcher als oberster Beamter der Provinz vorsteht. Wir wurden von demselben aufs feierlichste empfangen. Zwei schöne Pferde hatte er uns entgegengeschickt, auf welche wir uns setzten, und vor uns zog eine Bande bengalischer Musikanten, und etwa 100 seiner Diener zogen hinter uns her, von denen einige unsere wenigen Geräthschaften trugen. So wie wir der Stadt nahe kamen, begegnete uns eine Schaar von Mädchen, welche zuerst ihren höflichen Salam (Verbeugung) vor uns machten, und dann lärmend vor unsern Pferden hersprangen, und die Aufmerksamkeit des Volkes so rege machten, daß wir mit einer Begleitung von etwa 3000 Einwohnern in die Stadt einzogen.

Im Hause des Subah's wurden wir mit der größten Artigkeit empfangen, und im Namen des Groß-Lama's (Oberpriesters, welcher göttlich verehret wird) mit seidenen Tüchern beschenkt. Bald stiegen wir auf einer Leiter in die schöne Wohnung des Subah hinauf, die aus vier mit niedlichen Matten bedeckten Gemächern bestand. In einem derselben war der Sitz des Subah's, der zwei Fuß hoch, und mit rothen Tüchern ausgeschlagen war. Hier ließ er sich nieder; wir setzten uns zu seinen beiden Seiten, und seine Dienerschaft nahm die

Sitze auf dem Boden ein. Die Wände umher waren mit Schilden und Helmen, mit Bogen und Köchern und Flinten bedeckt, indeß der untere Theil des Hauses als Pferdestall diente.

Die Artigkeit des Subah's, so wie sein menschenfreundliches Benehmen gegen uns war ausnehmend groß. Auf welchen Gegenstand in seinem Gemach wir immer unser Auge werfen mochten, der wurde uns alsobald zum Geschenk angeboten. Er schien wirklich unsere Blicke zu dollmetschen, noch ehe wir daran dachten; und jeder von uns erhielt noch in dieser Nacht ein Schwert, einen Schild, einen Helm und einen schönen Trinkbecher zum Geschenk. Beim Essen ahmte der Subah alsobald unsere Weise nach, obgleich er nie zuvor einen Europäer gesehen hatte, und er wußte dieß auf eine ungemein geschickte Weise zu thun. Jetzt wurde viel über Butan und die Verbreitung des Evangeliums im Lande geredet, und uns wurde deßhalb der Name Lama (Priester) beigelegt. Der Subah hatte beschlossen, uns öffentlich vor dem Volke einen Beweis seiner Freundschaft zu geben, und die Ceremonie sollte am folgenden Tage unter unserm Gezelt auf dem Marktplatze stattfinden, weßhalb wir sorgfältig mit dem gebräuchlichen Ceremoniel bekannt gemacht wurden. Am folgenden Tage zog der Subah in feierlicher Prozession, und von seinem großen Gefolge begleitet, mit uns auf den Platz, und nachdem wir öffentlich vor dem ganzen Volke ein paar Rupien mit einander gewechselt, und ein Stück Betel von ihm empfangen hatten, das wir jetzt zum ersten Mal in unserm Leben im Munde zu kauen anfingen, so umarmten wir uns drei Mal nach orientalischer Weise, und gaben uns sodann nach europäischer Manier die Hand, worauf er uns einige seltene Landeserzeugnisse als Geschenk überreichte.

Als die Ceremonie vorüber war, wurden wir in die Wohnung des Subah's zurückgeführt, wo ein anderer Staatsbeamter, Wakil genannt, sich einfand. Das Be-

nehmen dieses Mannes war gerade entgegengesetzter Art, und er schien eine hohe Einbildung von seiner Würde zu haben. Einer Statue ähnlich ließ er sich auf Subah's Stuhle nieder, und fing an mit den Umherstehenden in der Butansprache zu reden, ohne sich nach uns umzusehen, indeß einer seiner Diener auf seinen Befehl uns immer ein angezündetes Licht ins Gesicht zu stoßen versuchte. Endlich fragte er uns, wie viel Diener wir hätten, worauf wir ihm kurz zur Antwort gaben, er möchte mit uns nach Hause kommen, um sie zu zählen. Noch andere Fragen, die er an uns machte, um unsere Größe kennen zu lernen, beantworteten wir ihm kurz und einfach. Endlich murmelte er ein paar zornige Worte an Subah hin, und machte sich schnell davon. Dieser aber wurde durch sein Benehmen so sehr entrüstet, daß er sein Kleid zerriß, nach einem Dolch griff, und ihm nacheilen wollte, um ihn zu ermorden. Wir suchten ihn zu besänftigen, und es gelang uns; und jetzt lehnten wir sein Anerbieten ab, weiter nach dem Gebirge die Reise fortzusetzen, und dieß um so mehr, weil wir von dem Deb Raja (Landesregent), dessen Palast zu Tassisudon ist, eine Genehmigung unserer Reise zuvor hätten erwarten müssen. Unsere Leute waren über den Vorfall sehr ängstlich geworden, denn ob sie gleich bisher das größte Vertrauen in die Artigkeit der Butaner ausgedrückt hatten, so fingen sie doch jetzt an, von ihrem trügerischen Wesen zu reden. Auch wir hatten unsere Gedanken, obgleich wir keineswegs ängstlich waren. Am andern Morgen kam der Subah in seiner gewöhnlichen freundschaftlichen Weise wieder zu uns, brachte uns abermals Geschenke, und nahm jetzt Abschied, nachdem er uns mit Ehrenbezeugungen aller Art überhäuft hatte. Er gedenkt uns bald zu besuchen, und dieß wird uns die beste Gelegenheit geben, über eine Missionsniederlassung in diesem Lande mit ihm ins Klare zu kommen. Noch nie habe ich zwischen zwei benachbarten Völkern einen so ungeheuern Abstand gesehen,

wie dieß zwischen den Butanen und Hindus der Fall ist. Letztere sind klein, schwächlich und furchtsam, die erstern ein riesenhaftes, unerschrockenes Geschlecht. Sie haben eine Schriftsprache, in welcher viele Bücher geschrieben seyn sollen. Die Namen ihrer Buchstaben lauten eben so, wie die bengalischen, und werden in derselben Ordnung geschrieben. Der Tonlaut der Butanensprache hat mit dem Französischen große Aehnlichkeit; allein ich vermag hierüber nicht zu urtheilen, bis mich der Sprachlehrer, den ich zu mir kommen lassen werde, mit der Sprache selbst bekannt gemacht hat.

Bruder Thomas Arbeiten sind sehr gesegnet; indeß habe ich mancherlei Besorgnisse über unsere Mission, und es ist mir noch nicht klar, an welcher Stelle sie aufgerichtet werden soll. Noch immer sind wir von Seiten der Beamten der ostindischen Compagnie vielfach angefochten. Dessen ungeachtet muß ich wünschen, daß viele Missionarien in dieses Land kommen möchten. Mit politischen Dingen habe ich ganz und gar nichts zu thun, denn es ist Gewissenssache für mich, der bestehenden Obrigkeit unterthan zu seyn, und ruhig unter ihrem Schutze mein Leben zuzubringen, so lange mir Gewissensfreiheit von derselben gestattet wird. Da unser Mitarbeiter Fountain gerne seinen Schülern von Zeit zu Zeit eine kleine Belohnung zu ihrer Ermunterung geben möchte, so haben wir seinen Jahresgehalt auf 50 Pfund Sterling (600 Gulden) erhöht, und ich darf hoffen, daß Sie diese Zulage genehmigen werden. Er ist mir eine große Hülfe; überhaupt sind nunmehr unsere Aussichten für die Mission nicht mehr so trübe, als sie es vor einiger Zeit waren. Wir haben jetzt wieder eine Schule angefangen, welche von 13 Schülern besucht wird; andere werden, wie ich hoffen darf, bald nachkommen.

Ein Herr zu Dinagepore, Namens Fernandez, von portugiesischer Abkunft, aber zu Macao in China geboren, hat uns das Wort Gottes verkündigen gehört. Seit dieser Zeit ist er ungemein freundlich gegen uns,

und geht damit um, auf seine Kosten an seinem Wohnorte ein christliches Bethaus aufzurichten, und er hat uns eingeladen, dasselbe mit Gebet und Predigt einzuweihen. Ich hoffe, daß Gott sein Werk im Herzen dieses Mannes fortsetzen wird. Er besitzt viel Ansehen unter den Hindus, und hat viel dazu beigetragen, günstige Gesinnungen für das Evangelium unter denselben zu verbreiten.

Herr Thomas hat eine weite Reise gemacht, und meine häuslichen Leiden drohen mich bisweilen ganz zu Boden zu drücken. Wie sehr wünschte ich, mehr thun zu können; aber das ganze Gewicht liegt auf mir. Br. Fountain ist fleißig, besitzt eine gute Predigergabe, und gereicht mir sehr zur Ermunterung; aber er ist der Sprache noch nicht Meister geworden. Indeß sind die Aussichten unter den Eingebornen ermunternd, die Schule gedeiht, und auch unter einigen Europäern in der Nachbarschaft hat ein Leben aus Gott begonnen. Ich habe dem lieben Missionar Schwartz nach Tanjore geschrieben, aber noch keine Antwort erhalten. Er ist weiter von uns entfernt, als Rom von London ist."

Ueber den stillen Fortgang seiner Missionsarbeiten meldet Herr Carey der Baptisten Missionsgesellschaft in England unter dem 10. Januar 1799 folgendes: „Ich befinde mich gegenwärtig auf einer Reise nach Calkutta, um dort eine Druckerpresse anzukaufen, welche mit des HErrn Hülfe zu Mudnabatty aufgerichtet werden soll, und zu deren Ankauf Herr Udney das Geld vorzuschießen bereit ist. Was den Erfolg von der Predigt des Evangeliums in diesen Gegenden betrifft, so muß ich leider bekennen, daß derselbe bis jetzt weit hinter meinen und gewiß auch hinter Ihren Wünschen zurückgeblieben ist. Indeß ist unser Zustand keineswegs hoffnungslos. Die Missionssache ist unter Europäern und Eingebornen besser als zuvor bekannt geworden, und obgleich ich nicht bestimmt von Bekehrungen sprechen kann, so sind doch mehrere Heiden da, welche uns fortdauernd die beste

Hoffnung für ihr Wachsthum in der Erkenntniß Christi machen. Wenn wir zu Hause sind, wird den Eingebornen jeden Tag ein Mal, und am Sonntag zwei Mal Religionsunterricht ertheilt. Auch besuchen wir jeden Monat ein Mal die Stadt Muldah und Dinagepore, um den Eingebornen daselbst das Evangelium zu verkündigen. Br. Thomas ist nach Nuddea gezogen, und hat mir geschrieben, daß sein Wirkungskreis daselbst vielversprechend sey, und daß er einen bekehrten Brahminen, Radschi Krischnu, in diesen Tagen zu taufen gedenke. Auch unser Wirkungskreis unter den Europäern hat sich im verflossenen Jahre beträchtlich erweitert, und wir haben zu Muldah und Dinagepore Gemeinlein gesammelt, von denen uns einzelne Mitglieder viel Freude machen. Br. Fountain predigt häufig in englischer und bengalischer Sprache, da ihn die Leute jetzt besser zu verstehen anfangen. Er ist ein frommer Mann, welchem die Rettung der Heiden nahe am Herzen liegt.

Die Uebersetzung und der Druck der heil. Schriften ist ein weiterer Gegenstand, der mich seither vielfältig beschäftigt hat. Das Neue Testament, so wie mehrere Bücher des Alten sind zum Drucke fertig. Schon hätten wir den Druck des Neuen Testamentes angefangen, hätte uns nicht Br. Fuller geschrieben, daß wir von der Gesellschaft Druckpapier für 2000 Exemplare desselben erwarten dürfen. Ich hätte gewünscht, daß für 10,000 Ex. Druckpapier gesendet würde. Um nun dieses große Werk zu Stande zu bringen, eile ich nach Calkutta hinab, wo ich die erforderlichen Anstalten dafür zu treffen gedenke. Ein großmüthiger Freund hat sich anheischig gemacht, zu diesem Zwecke auf die Rechnung unserer Gesellschaft die Summe von 2000 Pfund (24,000 Gulden) vorzustrecken, um die erforderlichen Materialien für den Druck herbeizuschaffen. Die Gesellschaft muß sich demnach gerüstet halten, die Wechsel auf diese Summe in Empfang zu nehmen, sobald ich sie absenden werde.

Wir haben nun 40 Schüler in unserer Schule, und ihre Zahl würde noch viel größer seyn, hätten wir die Kosten dafür bestreiten können. Unter diesen Schülern befinden sich mehrere Waisen, die wir ganz unterhalten. Auch unser Freund Fernandez gedenkt zu Dinagepore auf seine eigenen Kosten eine ähnliche Schule aufzurichten. Sie werden sich nicht wundern, wenn ich Ihnen sage, daß wir mehr Missionsgehülfen nöthig haben; Männer von gesundem Verstand, milder Gemüthsart, inbrünstiger Liebe zum HErrn, und viel Eifer für seine Ehre. Sobald sie ans Land kommen, sollten sie sich unverweilt nach Mudnabatty auf den Weg machen, ohne weiter Jemand von ihrem Geschäft im Lande etwas zu sagen. Jede Schwierigkeit mit der Regierung läßt sich später leichter abmachen, wenn sie eine Zeitlang still und friedlich gelebt haben. Weil die Regierung Keinem den Aufenthalt in Indien gestattet, der nicht einen bestimmten Beruf treibt, so sollten sie irgend ein zeitliches Gewerbe kennen, was auch zu ihrem Unterhalte beitragen wird. Sollte indeß der eine oder der andere von ihnen sich gedrungen fühlen, geradezu seinen Missionsberuf zu nennen, so mag er dieß immerhin thun; denn die Regierung muß einmal darüber zur Entscheidung kommen, ob sie christliche Missionarien im Lande dulden will oder nicht. Wir haben ja keine Ursache, unsern Missionsberuf zu verhehlen, und wäre ich dabei, so würde ich dem General-Gouverneur geradezu heraussagen, daß ich ein Missionar sey. Wir wünschen ferner sehr, daß die Gesellschaft uns mit Arzneimitteln versehen möchte, um Kranke unentgeldlich damit bedienen zu können. Dieser Kostenaufwand schneidet uns zu tief in den kleinen Jahresgehalt der Missionarien ein, und ich mußte im verflossenen Jahr eine Rechnung von mehr als 400 Gulden für ausgetheilte Arzneien auf mich nehmen. Die Anzahl der Leidenden, welche uns täglich um Hülfe anflehen, ist ausnehmend groß, und Bruder Thomas war das Werkzeug in der Hand Gottes, vielen

derselben das Leben zu retten. Seine Wohnung ist stets mit Kranken umlagert, und der Ruf seiner Heilung würde den Namen eines jeden Arztes in England preiswürdig gemacht haben."

In einem spätern Briefe vom 1. April d. J. fügt Herr Carey die Nachricht hinzu, daß es ihm zu Calkutta gelungen sey, den Guß der erforderlichen bengalischen Schrift für den Druck der ganzen Bibel einzuleiten. Die alt- und neutestamentlichen Schriften sollen in vier großen Oktavbänden erscheinen; auch drückte er dabei die Hoffnung aus, daß der Verkauf des ersten Bandes den Druck des zweiten decken soll.

Auch die Schulen seiner Umgegend fanden um diese Zeit bedeutende Erweiterung, weil sich christliche Freunde finden ließen, welche zur Bestreitung der Kosten das Ihrige beitrugen, und weil die Fortschritte der Kinder im Lande vielfache Ermunterung hiezu darboten. In einem andern Briefe vom 17. Juli 1799 schreibt Carey unter Anderem folgendes: „Die stillen Erfolge von der Predigt des Evangeliums, so wie besonders die immer weiter sich verbreitende Flamme des Missionsgeistes in England, und auch in einigen Kirchen des Abendlandes, gereicht unsern Herzen zu großer Ermunterung. Freilich sind in Indien noch gar manche Hindernisse zu überwinden, bis das Evangelium einen ungehinderten Lauf gewinnen, und verherrlicht werden kann. Selbst von Seiten unserer Regierung und unserer Gesetzgebung sind heute noch eiserne Riegel diesem Werke vorgeschoben. Ihr Gedanke, dem General-Gouverneur Mornington, der jetzt in England sich befindet, einen Besuch in dieser Angelegenheit zu machen, hat uns ein Lächeln abgelockt. Sie sprechen von gesetzmäßigen Niederlassungen in Indien; aber solche gibt es hier nicht in dem Sinne, in welchem sie in England stattfinden; denn nach einer allgemeinen Verordnung ist es jedem Europäer verboten, sich in diesem Lande niederzulassen. Dieses Gesetz nun kann allein durch das eng-

lische Parlament aufgehoben werden. Alle Europäer, welche im Lande wohnen, sind eben daher nur geduldet, und es wird ihnen nur für wenige Jahre und unter bedeutenden Bürgschaften der Aufenthalt gestattet. — Wollte nun einer unter dem Namen eines Missionars die Regierung um Gestattung seines Aufenthaltes angehen, so würde dieselbe allerdings genöthigt, zu einer Entscheidung über diesen Punkt zu kommen; aber diese Entscheidung müßte unter den vorliegenden Umständen nothwendig verneinend ausfallen. Uebrigens machen wir aus unserem Missionsberufe kein Geheimniß, denn wir verkündigen das Evangelium vor Obrigkeit und Richtern, und ich würde kein Bedenken tragen, selbst dem General-Gouverneur, wenn er mich fragte, zu sagen, daß ich ein Missionar sey. Auch das müssen Sie wissen, daß dem Europäer nicht gestattet ist, mehr als zwanzig Jucharten Landes anzukaufen, und daß eben daher nichts übrig bleibt, wenn sie ein Gewerb treiben wollen, als den Eingebornen die Landeserzeugnisse abzukaufen. Eben darum ist aber auch eine Missionsniederlassung, wie sie vorgeschlagen worden ist, für jetzt noch eine unmögliche Sache in Indien.

Vor einiger Zeit habe ich in unserer Nähe eine kleine Indigopflanzung mit einer Schuld von 6000 Gulden auf meine Rechnung genommen, weil ich lange glaubte, Mudnabatty werde von Herrn Udney aufgegeben werden, und ich daher einen Zufluchtsort für meine Familie zu haben wünschte. Sollte es die Vorsehung unseres Gottes lenken, so könnte an dieser Stelle füglich eine Missionsniederlassung aufgerichtet werden. — Seitdem erfahre ich nun aus einem Ihrer Briefe, daß Sie wirklich gesonnen sind, vier Missionarien mit ihren Gattinnen nach Indien zu senden; und ich bin daher bereit, diese angekaufte Stelle der Gesellschaft, wenn sie es wünscht, zu diesem Zwecke abzutreten.

Sept. 28. 1799. Seit ich obiges schrieb, ist die Indigofaktorei des Herrn Udney an dieser Stelle wirklich

aufgegeben worden, und mein Gehalt hört mit dem 31. Dezember d. J. auf. Unsere Verlegenheiten sind nicht gering, aber ich bin deßwegen nicht muthlos. Gott wird helfen, wenn wir nur das rechte Herz zu Ihm haben. Wir sind jetzt genöthigt, uns an der angekauften Stelle, Kidderpore genannt, niederzulassen, wo ich in Erwartung unserer Brüder Ward und Brunsden, welche kommen sollen, ein paar Hütten aufzurichten gedenke. Um die nächsten Kosten dafür zu bestreiten, gedenke ich auf die Gesellschaft die Summe von 2400 Gulden zu ziehen, indeß wir unsern kleinen Gehalt für einen gemeinschaftlichen Tisch verwenden werden. Unsere Lage ist schwer, aber ich kenne keinen andern Weg, um die Mission in Indien zu erhalten. Kidderpore liegt 5 Stunden von Mudnabatty am Tamquamflusse, und scheint für eine Mission geeignet zu seyn. Ich wünschte mehr sagen zu können, was unsere theuern Missionsfreunde erbaut und befriedigt, aber von mir selbst weiß ich nicht viel zu sagen, und halte es auch für unziemlich, wenn die Missionarien immer nur von ihren eigenen Erfahrungen reden. Das Herz des Menschen ist unter allen Himmelsstrichen das gleiche, und wer sein eigenes Herz mit seinen bösen Tücken erkennt, der hat eben damit den Schlüssel zu den Herzen aller Menschen gefunden. Am meisten macht mir der Gedanke bange, daß ich dem heiligen Berufe, den mir der HErr anvertrauet hat, zur Unehre gereichen könnte. Für die Bekehrung der Heiden fühle ich mich sehr untüchtig, und wenn nicht die Kraft Gottes mich bis jetzt jeden Tag aufs neue sichtbar gehalten hätte, so würde ich unfehlbar in den alten Sündendienst zurückgesunken seyn. Ich gehöre zu denen, welche gehalten werden, aber nicht zu den Starken, welche große Dinge ausrichten. Seit drei Jahren lerne ich an der Sanskritsprache, aber ich bin noch nicht weit darin gekommen. Dieß ist eines von den vielen Beispielen, wie es mir in allen Stücken geht. Meine Gesundheit ist gut, aber ich fühle eine

große Neigung zum Schlaf, und bin schon müde, wenn ich nur eine halbe Stunde zu Fuß gegangen bin. Ich weiß, dieser Himmelsstrich erfordert mehr Schlaf, als ein kälterer, und ich könnte nichts thun, wenn ich nicht Nachmittags eine Stunde geruht hätte. Vielleicht ist auch meine sinnliche Neigung zur Ruhe und Bequemlichkeit Schuld daran, so wie die geringe Ermunterung, welche ich von außen her finde.

Zu keiner Zeit sah es trauriger mit unserem Missionswerke aus, als jetzt. Yardi hat Christum verlassen, und scheint Ihn ganz vergessen zu haben. Sukman ist in Gefahr, völlig einzuschlafen; Hurry Charon läßt noch besseres hoffen, aber seine Armuth drückt ihn ganz darnieder. Dennoch fährt er fort würdiglich zu wandeln. Nur die Schule gibt uns noch einige Hoffnung; auch findet sie da und dort Unterstützung. Mit der Uebersetzung alttestamentlicher Schriften geht es langsam vorwärts; doch hoffen wir, dieselbe bald vollenden zu können. Br. Fountain wird ehestens nach Calkutta abreisen, um die gegossenen Schriften, so wie die ankommenden Brüder Ward und Brunsden in Empfang zu nehmen. Eine Freude hat uns der HErr in dieser Trübsal gemacht. Ein Regierungsbeamter zu Dinagepore, Herr Cunninghame, hat die köstliche Perle im Glauben an das Evangelium gefunden. Sein Talent und sein Einfluß läßt uns viel Gutes für die Sache Christi hoffen.

Okt. 27. Die Brüder sind alle wohlbehalten am 12. dieß zu Calkutta angekommen, und befinden sich wohl. Br. Fountain wird sich morgen unverweilt auf den Weg machen. Mein zweiter Sohn liegt gefährlich am Fieber krank. Es scheint ungewiß zu seyn, ob er sich erholen wird. Meinen Brudergruß an alle Christengemeinden und die Prediger derselben. Möge der HErr sie in seiner Gnade bewahren!

Mehrere Umstände, welche sich um diese Zeit ereigneten, bilden einen neuen Wendepunkt in der Missionslaufbahn unseres kämpfenden Freundes. Der Landes-

distrikt, in welchem er bisher gewohnt hatte, bot für die Anlegung einer bedeutenden Missionsstelle keine besondere Empfehlung dar, indem weder die Bevölkerung noch der Handelsverkehr derselben von einiger Bedeutung war. Indeß tritt doch eine besonders gnadenreiche Fügung der Vorsehung in dem Umstande hervor, daß Herr Carey sich zuerst hier niederlassen sollte, indem er unter den damaligen Umständen für die ersten schwachen Anfänge der Missionssache in Indien in diesem entfernten und unbeachteten Landesdistrikte die sicherste Freistätte fand. Allmählig hatte sich die Missionssache eine allgemeinere Bekanntschaft, und sein persönlicher Charakter große Werthschätzung unter vielen Europäern erworben, welche sich auch durch die Bereitwilligkeit aussprach, das Missionswerk zu unterstützen. Zudem hatte ihn hier sein angestrengter Fleiß für ausgebreitetere Wirkungskreise in Indien vorbereitet und tüchtig gemacht. So weit war diese erste Wiege des Missionswerkes von der Hand Gottes weislich ausersehen; sollte aber dasselbe zu größerer Kraft und Ausdehnung heranreifen, so mußte es nunmehr in eine andere günstigere Landesgegend verpflanzt werden.

Mittlerweile kamen (am Schlusse des Jahres 1799), von der Baptisten-Missionsgesellschaft in England ausgesendet, vier neue Missionsgehülfen, die Herren Marschman, Grant, Brunsdon und Ward, mit ihren Gattinnen und einer Miß Tidd, die mit Missionar Fountain sich verehlichen sollte, an den Ufern Bengalens an; allein ängstliche Eifersucht von Seiten der brittischen Landesregierung, und die fast abergläubische Besorgniß, die Völker Indiens durch die leiseste Berührung christlicher Missionsthätigkeit zur Empörung gereizt zu sehen, war der Grund, daß ihnen das Betreten des brittischen Gebietes in Indien strenge untersagt wurde. Etwa sechs Stunden stromaufwärts auf dem westlichen Ufer des Hooglyflusses liegt eine dänische Niederlassung, Serampore genannt; dorthin nahmen sie nun ihre Zuflucht,

um den Schutz für ihre Personen und ihr Werk zu suchen, den ihre eigenen Landsleute ihnen versagt hatten; und der Gouverneur dieser Stelle, ein Zögling des kurz zuvor vollendeten Missionars Schwartz, nahm sie mit Freuden auf, und ließ ihnen von nun an selbst unter vielen schwierigen Umständen, welche späterhin eintraten, unausgesetzt seine freundliche Zuneigung zufließen. Um so unerwarteter und unchristlicher muß uns das Verfahren der brittisch-indischen Regierung in solchem Falle erscheinen, das nur in gänzlicher Entfernung von den heiligen Grundsätzen des Christenthums und in blindem Vorurtheil seinen Ursprung haben konnte. Als mehrere Jahre zuvor Missionar Carey eine unbedeutsame Vergünstigung von der obersten Regierungsbehörde sich erbat, gab ihm der General-Gouverneur zur Antwort: Glauben Sie nicht, mein Herr, es wäre unrecht, wenn wir die Hindus zwingen wollten, Christen zu werden? worauf ihm Carey erwiederte: Mylord, die Sache ist unmöglich. Den äußern Menschen können wir zwar zwingen, ein Heuchler zu werden, aber keine Macht ist im Stande, ihn zu nöthigen, ein Christ zu werden.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß es etwas ganz anderes ist, wenn eine Regierung die Einführung des Christenthums durch gewaltsame Mittel bewerkstelligen wollte, und wieder etwas ganz anderes, wenn sie denjenigen auf jegliche Weise den Weg versperrt, welche die rechtmäßigen Mittel anzuwenden gedenken, um dasselbe in friedlicher Weise unter einem Heidenvolke anzupflanzen. Die Missionarien verlangten in dem vorliegenden Falle weiter nichts, als die einfache Erlaubniß, den Eingebornen das Evangelium verkündigen zu dürfen. Aber dieß wurde ihnen versagt, und sie wurden viele Jahre hindurch mit ängstlichem Argwohne auf jedem ihrer Schritte bewacht, und nicht selten mit Landesverweisung bedroht. Darüber können wir uns nun freilich nicht wundern, da in jenen Tagen rohe Verwilderung und völlige Entsittlichung das Leben der Europäer

in Indien verwüstete. Während die Regierung damals jedem christlichen Unternehmen die Stirne bot, war sie nur der Wiederhall des gänzlichen Abfalles vom Christenthum, in welchem damals, mit wenigen ehrenhaften Ausnahmen, die ganze europäische Bevölkerung Indiens vom Glauben an den Gott der Väter losgerissen war. Während sie auf diese Weise der friedsamen Aussaat des Evangeliums unter den Hindus jede Duldung versagte, nahm sie nicht blos den Götzendienst in ihren Schutz, sondern sie ging so weit, die Ceremonien desselben anzuordnen, und von manchen derselben ihren Gewinn zu ziehen. Zeuge ist die Geldtaxe, welche die Tausende heidnischer Pilgrime an die Regierung bezahlen mußten, um den Götzentempel zu Juggernaut besuchen zu dürfen. Ja sie ging noch weiter. Ihre eigenen Beamten unterzeichneten die Gestattung, nach welcher Wittwen auf dem Scheiterhaufen ihrer verstorbenen Ehegatten lebendig verbrannt werden durften. Diese schändliche Sitte hätte schon zwanzig Jahre zuvor mit leichter Mühe in Indien allgemein ausgerottet werden können, hätte nicht die Regierung selbst den finstern Aberglauben der Hindus auf jegliche Weise begünstigt. „Wie schrecklich ist es doch, sagte einmal ein Missionar zu einem heidnischen Priester, daß ihr Hindus die Lebendigen mit den Todten verbrennt! — Meint ihr also? war die Antwort. Aber warum macht ihr Engländer denn diesem Gräuel kein Ende? Ihr seyd ja jetzt die Herren des Landes! — Ei, versetzte der Missionar, wir fürchten eben gegen eure religiösen Vorurtheile dadurch anzustoßen. — Wunderbar! versetzte dieser, glaubt ihr denn nicht, es sey ein noch größerer Verstoß gegen unsere Vorurtheile, wenn wir die Feier unserer Götterdienste der Regierung bezahlen müssen, als es ein Verstoß wäre, wenn ihr uns unsere Töchter am Leben erhieltet? — Der Name des HErrn sey gepriesen, daß nunmehr diese finstern Zeiten für Indien vorübergegangen sind, und neben dem innigen Dank gegen Gott wird die späteste

Nachwelt auch den Namen des edlen General-Gouverneurs, Lord Bentinck, nimmermehr vergessen, welcher sich durch die Abschaffung dieser Gräuel ein unsterbliches Verdienst um die Völker Indiens erworben hat. — Doch wir kehren wieder zu unserer Geschichte zurück.

Kaum hatten sich die neuangekommenen Missionarien zu Serampore niedergelassen, als sie, nach wenigen Tagen der Krankheit, schon am 31. Oktober ihren geliebten Mitgehülfen Grant durch den Tod verloren. Dieß war das erste Opfer, das sie nach dem verborgenen Rathschlusse Gottes ihrem heiligen Berufe bringen sollten. Aber nun entstand in ihrem Kreise die ernste Frage, von deren Beantwortung das Gelingen oder gänzliche Verfehlen ihres Missionsversuches in Indien abhing, welchen Weg sie einschlagen, und an welcher Stelle sie sich niederlassen sollten, um ihre Arbeit unter den Hindus zu beginnen. Hundert Stunden flußaufwärts hatte zwar Missionar Carey, dem sie als Führer bei ihrer Missionsarbeit von der Gesellschaft zugewiesen waren, zu Kidderpore eine Arbeitsstätte für sie auserkoren; allein die brittische Regierung hatte ihnen nicht gestattet, den Weg dorthin zu machen, und sich daselbst niederzulassen. Auf der andern Seite hatte der menschenfreundliche dänische Gouverneur zu Serampore sie aufs liebevollste eingeladen, an seinem Wohnorte unter einer mächtigen Heidenbevölkerung ihre Arbeitsstätte aufzuschlagen, und ihnen Schutz und freundliche Theilnahme bei solchem Geschäfte zugesagt. Somit schien von der Vorsehung Gottes selbst der Weg vorgezeichnet worden zu seyn, den sie einschlagen sollten. Wenn es ihnen nicht gestattet war, zu ihrem Bruder Carey zu ziehen, so blieb kein anderer Ausweg übrig, als daß ihr Freund Carey sich entschloß, sein geliebtes Kidderpore am obern Ganges fahren zu lassen, und zu ihnen nach Serampore zu ziehen, um an dieser Stelle die ersten Steine zum Bau des heiligen Tempels Gottes in Bengalen zusammen zu lesen. Zwei derselben machten sich daher unverweilt

auf den Weg nach Mudnabatty, um mit demselben über diesen wichtigen Gegenstand sich zu berathen. Wie viel Anziehendes auch für Herrn Carey die auf eine so ungesuchte und vorsehungsvolle Weise an sie gelangte Einladung zu einer Missionsniederlassung zu Serampore seyn mußte, so lagen doch auf der andern Seite mächtige Schwierigkeiten derselben im Wege, deren Hebung unter den damaligen Umständen eine fast unmögliche Sache zu seyn schien. Carey hatte sich durch den Ankauf von Kidderpore eine bedeutende Schuldenlast auf den Nacken geladen, an welcher gerade jetzt 2500 Gulden abgetragen werden sollten, die ihm nicht zu Gebote standen. Bei seiner Versetzung nach Serampore sah er, neben dem gänzlichen Verluste seines Besitzthumes, die Möglichkeit nicht voraus, für sich und seine Familie ein ehrliches Durchkommen zu gewinnen, während die Hausmiethe allein ihn dort, bei der geringsten Unterkunft, auf mehr als 600 Gulden jährlich zu stehen kommen mußte. Zu Mudnabatty hatte er bereits ein Häuflein von Neubekehrten um sich her gesammelt; er hatte mit bedeutendem Kostenaufwand für die kommenden Missionarien Wohnungen aufgerichtet, einen Garten angelegt, und Alles für eine bedeutende Missionsniederlassung vorbereitet, und Alles dieß sollte nun für immer aufgeopfert werden, um nach Serampore der hülflosen Armuth entgegen zu ziehen, und gemeinschaftlich mit seinen Brüdern daselbst Hand ans Werk zu legen. Wie schwer ihm auch die Entscheidung fallen mußte, so lag doch nach reifer Ueberlegung der Ruf nach Serampore klar vor seinen Augen, und er war bereit, dem Willen Gottes zu folgen. „Gestern, so schreibt Missionar Brunsdon in einem Briefe vom 13. Dez. 1799, gestern erhielten wir einen Brief von Mudnabatty, in welchem unser Br. Carey uns meldet, daß er sein kleines Geräthe zurüste, um die Stelle zu verlassen, und zu uns nach Serampore zu ziehen. Wir erwarten sie daher alle innerhalb eines Monates. So dachten wir uns die

Sache nicht, als wir im Mai d. J. England verließen; aber der HErr ordnet alle Dinge nach dem Rath seines Willens. Obschon durch diesen Wechsel der Dinge das ganze Gebäude unserer Hoffnung zu Boden gestürzt zu seyn scheint, so haben wir darum den Muth nicht aufgegeben. Gott würde gewiß nicht dem dänischen Gouverneur Bie ins Herz gelegt haben, uns mit so viel Freundlichkeit zu sich einzuladen, hätte er nicht die Absicht, dieses Land mit seiner Wahrheit zu segnen. Warum ward uns nicht gestattet, den Fluß hinauf zu ziehen, und zu Kidderpore die Druckerpresse aufzurichten? Ohne Zweifel darum, weil es alsdann in der Macht des Gouverneurs von Bengalen gelegen wäre, uns alle in ein Schiff zusammen zu packen, und nach Hause zurückzuschicken, und auf diese Weise die evangelische Missionssache in ihrer Wurzel zu ersticken. Aber so will es der HErr nicht, und darum hat Er uns und unserem Werke eine Freistätte hier angewiesen. Der Gouverneur, welcher das Evangelium aufrichtig liebt, und seit mehr als 40 Jahren in Indien sich befindet, hat schon lange den Wunsch gehegt, eine Kirche hier aufzurichten, und zum Aufbau derselben bereits eine beträchtliche Geldsumme gesammelt. Wer kann es sagen, was der HErr hier zu thun im Sinne hat?"

Siebenter Abschnitt.

Niederlassung des Herrn Carey und seiner Mitgehülfen zu Serampore. Große Schwierigkeiten des Anfangs. Beschreibung ihrer neuen Lage. Vorzüge derselben. Ihre Arbeiten. Das hinduische Religionssystem und sein schädlicher Einfluß auf das Gemüth des Menschen. Erweiterung ihres Wirkungskreises. Eine Freischule errichtet. Unterhaltung mit den Eingebornen. Geschichte von Gokul und Krischnu. Taufe derselben.

Herr Carey verlor jetzt keine Zeit, im Namen Gottes seinen Entschluß ins Werk zu setzen. In einem Briefe an seinen Freund Fuller meldet er demselben von Moypal aus unter dem 21. Dez 1799 Folgendes: „Ich bin nun hier auf dem Wege nach Dinagepore, wohin ich in Begleitung der beiden Brüder Ward und Bowel gehe, um von dieser geliebten Stelle Abschied zu nehmen. Die Veranlassung hiezu haben Sie bereits vernommen. Die brittische Regierung will es unsern Brüdern nicht gestatten, in diesem Theile ihres Gebietes sich niederzulassen. Freilich wird unsere Niederlassung zu Serampore mit schweren Opfern erkauft werden müssen, und wir werden dort, nach dem geringsten Ueberschlage, ohne eine jährliche Unterstützung von wenigstens 10,000 Gulden zu leben nicht im Stande seyn. Zu Serampore ist alles noch einmal so theuer, als hier. Auch wird unsere Kleidung uns ungleich höher zu stehen kommen. Die Hausmiethe allein wird sich für uns und unsere Familien auf nicht weniger als 3000 Gulden, nach dem niedrigsten Anschlage, belaufen. Wir sind daher übereingekommen, ein Stück Land von der dänischen Regierung zu kaufen, und Bungalos (Strohhütten) für uns und unsere Familien aufzurichten, deren Aufbau auf eine Summe von 3600 Gulden zu stehen kommen dürfte, welche im entgegengesetzten Falle auf eine Hausmiethe für ein einziges Jahr verwendet werden müßte. Ueberdieß beläuft sich mein Verlust zu Kidderpore auf beiläufig 6000 Gulden, wovon ich Ihnen die Rechnung zusenden werde. Wir beben vor solcher Ausgabe zurück, und dieß ist gewiß auch bei Ihnen der Fall; aber sie kann nun einmal nicht weiter verringert werden. Wir kamen auf den Einfall, unsere Gesellschaft würde wohl am besten thun, wenn sie bei der Regierung ein Anleihen von 36,000 Gulden zu zwölf jährlichen Prozenten niederlegen würde, was auf dem einfachsten Wege einen jährlichen Interessebetrag von 4320 Gulden zum Unterhalt unserer Mission abwerfen würde. Wir gedenken

Schüler in den Unterricht zu nehmen, und auch die Arbeiten unserer Druckerpresse dürften einen jährlichen Ertrag einbringen, um auf diesem Wege das noch Mangelnde zu ergänzen. Ich darf getrost glauben, wir alle haben das volle Herz zu der Sache, und ein Jeder von uns wird das Aeußerste thun, um, so viel er kann, die Last der Gesellschaft abzunehmen; aber unsere Missionsfamilie besteht nun einmal aus zehn erwachsenen und neun jungen Mitgliedern, deren Nothdurft, wenn das Werk getrieben werden soll, von der Christenliebe im Vaterlande befriedigt werden muß; und es thut Noth, daß Sie unsere Lage kennen. Der Abschied von hier fällt meinem Herzen schwer, und ich gedenke wenigstens einmal des Jahres einen Besuch an dieser Stelle zu machen. Hurry Charon und Sokman legen eine aufrichtige Liebe zum Evangelium zu Tage."

In einem darauffolgenden zu Serampore unter dem 14. Januar 1800 geschriebenen Briefe meldet Herr Carey seinen Schwestern: „Vor wenigen Tagen bin ich mit meiner Familie wohlbehalten hier angekommen, um mich unter dem Schutze der dänischen Regierung an dieser Stelle niederzulassen. Unser Leben in den letzten Monaten war eine unausgesetzte Wanderung und voll mächtiger Bedrängnisse. Auch der frühe Hinscheid unseres Bruders Grant hat unsern Herzen eine tiefe Wunde geschlagen; indeß sind wir alle wohl, und haben alle Dinge unter einander gemein. Ein jeglicher von uns ist voll Verlangen, seine Zeit und Kraft im Missionswerke aufzuopfern. Dieser Theil des Landes ist ungleich bevölkerter, als die Gegend von Mudnabatty, und da sichtbarlich die Hand Gottes uns hieher geführet hat, so glaube ich auch, daß seine Huld mit uns seyn, und unsere Arbeiten segnen wird. Serampore liegt nur sechs Stunden von Calkutta entfernt. Hier haben wir vorerst ein Haus für die Mission angekauft, wohnen in demselben zusammen, und bilden eine glückliche Familie. Manches klärt sich uns bereits auf, was zuvor so dunkel

und räthselhaft vor unsern Augen stand. Wären wir zu Mudnabatty geblieben, so würde sicherlich die brittische Regierung bei dem ungerechten Argwohn, den sie gegen uns und unser Werk trägt, Alles gethan haben, um die Aufrichtung einer Druckerpresse daselbst zu verhindern; auch würden die Hindernisse, die Druckmaterialien dorthin zu schaffen, fast unüberwindlich gewesen seyn. Obgleich unsere Versetzung hieher mit bedeutendem Geldverluste verbunden ist, so wird doch im Ganzen der gewonnene Vortheil den Nachtheil weit überwiegen. Schon haben wir bei 300 Ex. des Evangeliums Matthäi in Umlauf gesetzt; der Druck des Neuen Testamentes rückt rasch vorwärts, und er wird vollendet seyn, noch ehe dieser Brief in Eure Hände kommt."

Eine umständlichere Nachricht über seine neue Lage gibt Herr Carey in einem Briefe, den er unter dem 17. Januar 1800 von Serampore aus an Dr. Ryland in England schrieb. „Serampore ist eine hübsche Stadt, und nur wenige Stunden von der Hauptstadt des brittischen Indiens entfernt. Sie dient als Zufluchtsort für alle, welche in Calkutta Schulden gemacht haben, und von ihren Gläubigern verfolgt werden, weßhalb sie auch in keinem guten Rufe steht. Wirklich scheinen mir auch ihre Einwohner die Schlechtesten unter den Schlechten zu seyn, und auch die Portugiesen hier sind nicht viel besser. Der achtungswürdigste Theil der Bevölkerung besteht aus Dänen, unter welchen sich der Gouverneur durch seine Freundlichkeit gegen uns auszeichnet. Schon hat sich eine kleine Gemeinde von Europäern um uns her gesammelt, unter denen ein Offizier sich befindet, der ein zweiter Oberst Gardiner ist. Er ist zu Barrakpore auf dem jenseitigen Ufer des Hoogly in Besatzung, und bringt immer des Sonntags einige seiner Offiziere mit sich zum Gottesdienst. Am meisten Kummer bereiten mir unter den vielen Sorgen und Arbeiten unserer Niederlassung die großen Kosten, welche wir unserer Gesellschaft verursachen. Lieber will ich, um die Last

derselben nicht zu vergrößern, alles Geld fahren lassen, das ich auf Kidderpore verwendet habe, obgleich mein ganzes Vermögen darinnen steckt. Die schwere Miethe, welche hier bezahlt werden muß, macht es wünschenswerth, ein Haus anzukaufen, was auch um den Preis von 7200 Gulden geschehen ist. Der Kaufschilling dafür zehrt unsern ganzen Geldvorrath auf, so daß wir darben müssen, wenn uns nicht augenblicklich die Gesellschaft eine neue Unterstützung sendet. Dazu bedürfen wir noch weiter 4800 Gulden für den Bibeldruck, außer unserm Jahrgehalt, der sich wenigstens auf 9000 Gulden jährlich beläuft. Könnte uns die Gesellschaft diese Summe in Thalern zusenden, so würden wir dabei augenblicklich 20 Prozent an Aufwechsel gewinnen, und damit so manche Nebenunkosten tilgen können.

Der Erfolg unserer Arbeit kann lange unsichtbar bleiben, obgleich alle unsere Brüder bereits munter die Hand ans Werk gelegt haben, und vielleicht werden unsere christlichen Freunde im Vaterlande des langen Wartens müde, vielleicht werden gerade diejenigen, welche die Pfeiler der Gesellschaft sind, bald vom Tode hinweggerafft; doch der HErr wirds versehen. Bruder Marshmann ist ist einer der tauglichsten Arbeiter, welche Sie ausgesendet haben. Ich liebe ihn von Herzen; auch ist mir jeder Andere aufrichtig lieb! Sie alle sind Männer Gottes."

In einem gemeinschaftlichen Briefe vom 10. Okt. d. J., welchen die Missionarien zu Serampore an ihre Gesellschaft im Vaterlande schrieben, erzählen sie mit viel freudiger Zuversicht die ersten stillen Anfänge des heiligen Werkes, das der HErr in ihre Hände niederlegte. „Br. Carey, schreiben sie, hält jede Woche fünf bis sechs Mal besondere Ansprachen an die Eingebornen, außer den vielfachen Unterredungen, die er täglich mit ihnen hat. Wir haben eine Anzahl evangelischer Gesänge in bengalischer Sprache gedruckt, welche ein Hindu, Ram Boschu, verfertigte, um seine Landsleute in die

Bibel einzuleiten. Auch eine Ansprache an die Laskaren (muhamedanische Seeleute) ist unter der Presse, welche Br. Pearce ausgefertigt hat, und die ein nützliches Schriftchen für Muhamedaner ist. Noch eine andere kleine Schrift von Ram Boschu ist in der Presse, welche die Thorheit und Gefahr des hinduischen Götterdienstes auseinander setzt. Diese Schrift ist besonders gegen die Brahminen gerichtet, und gleicht den donnernden Flugschriften, welche im Zeitalter der Reformation gegen die faule, unwissende und fleischliche Priesterschaft Roms gerichtet waren. Wir hoffen auch, mit dem Druck der neutestamentlichen Schriften innerhalb kurzer Zeit fertig zu werden, da derselbe schon bis zur Apostel-Geschichte vorgerückt ist. Mehrere Europäer dieser Gegend haben auf ein Exemplar dieses Neuen Testamentes mit 20 Gulden zum Besten der Mission unterzeichnet. Wir thun, was in unsern Kräften liegt, um die Ausgaben des Drucks zu vermindern; aber immer werden sie beträchtlich seyn.

Auf diese Weise suchen wir unter tausend Schwierigkeiten und Kämpfen die Materialien für den Tempel des lebendigen Gottes in diesem Lande vorzubereiten. Manche gehen an uns vorüber und spotten unseres Versuches; dennoch ruht unsere Hoffnung auf Gott. Könnten Sie uns bisweilen sehen, wie wir von unsern Predigerwanderungen auf den Dörfern umher nach unserm Hause zurückkehren, so würden Sie wohl uns auch fragen: Was sind das für Dinge, die ihr mit einander redet auf dem Wege, und seyd so traurig? Bald nennt der eine von uns einen ermunternden Umstand, der ihm in die Hände kam, bald führt der andere ein Wort der Verheißung an, dann versucht der dritte einen ähnlichen Fall aus seiner Erfahrung zu machen, und so suchen wir uns mitten unter den fürchterlichen Bollwerken, welche der Fürst der Finsterniß um uns her aufgeworfen hat, zum Muth und zum Vertrauen auf den HErrn unsern Gott zu erwecken. Vielleicht nie zuvor fand in

diesem finstern Lande ein solches Zusammenwirken falscher Grundsätze statt, wie gegenwärtig; und diese Grundsätze sind so trefflich auf den Geschmack des fleischlich gesinnten Menschen berechnet, daß der Sünder unter lauter süßen Tönen in seinen Sklavenketten eingewiegt wird.

„Den Brahminen in diesem Lande wird eine ungleich höhere Verehrung vom Volke gezollt, als dieß je in den finstersten Jahrhunderten des Papstthums bei der römischen Priesterschaft der Fall war; und alle kettet der eiserne Kastenzwang unbeweglich zusammen, dessen Verlust zur Folge hat, daß ein jeder, der ihn trifft, nicht nur von seinen Landsleuten, sondern von seinen eigenen Kindern gehaßt, verabscheut und verfolgt wird. Alle die zarten Bande, welche sich um das Herz eines Vaters, eines Ehegatten, eines Kindes schlingen, müssen für immer zerrissen werden, wenn ein Hindu dem Glauben an Christum sein Herz aufschließt. So ist der fürchterliche Koloß beschaffen, welchen Satan seinem Namen in diesem Lande aufgerichtet hat. Diese Schwierigkeiten mehren sich für uns dadurch, daß wir die Sprache noch nicht fließend reden, daß wir gar kein Ansehen in der bürgerlichen Gesellschaft haben, daß unsere brittischen Landsleute den Namen Christi durch ihren Wandel lästern, daß eine glühende Sonnenhitze uns oft zu Boden drückt u. s. w. Oft müssen wir mit dem Apostel ausrufen: Wir haben allenthalben Trübsal, aber wir ängsten uns nicht; uns ist bange, aber wir verzagen nicht; wir werden untergedrückt, aber wir kommen nicht um. (2 Cor. 4, 8.) Haben wir doch ein festes prophetisches Wort; mangelt es uns doch nicht an deutlichen Spuren dafür, daß Gott durch uns wirket, und eine Bahn macht, um sich ein Volk in diesem finstern Lande zu sammeln. Unsere Trübsale sind groß, aber die Huld und Treue unseres Gottes ist doch bis jetzt noch viel größer gewesen.

„Das Religionssystem der Hindus befindet sich mit den schlichtesten Grundsätzen der gesunden Vernunft so sehr im Gegensatz, und in den Religionsbüchern desselben werden so viele gellende Widersprüche angetroffen, daß sich mit Recht erwarten läßt, eine auch nur mäßige Stufe allgemeiner Erkenntnisse, wenn sie einmal unter dem Volke verbreitet ist, werde eine bedeutende Wirkung hervorbringen. Der beste Weg hiezu liegt darin, daß Hindu-Jünglinge selbst zu christlichen Lehrern ihres Volkes herangebildet werden. Nichts steht der allgemeinen Verbreitung des Evangeliums im brittischen Indien noch im Wege, als die Hemmung, welche die Regierung selbst bis jetzt der Verbreitung desselben entgegen gestellt hat. Die milde und freundliche Regierung, unter der wir leben, ist geneigt, uns bei allen mit Vorsicht geführten Unternehmungen zu beschützen. Wirklich scheint auch das Zutrauen mit jedem Tage zu wachsen, womit uns die Eingebornen entgegen kommen. Unsere gedruckten Bücher und Blätter nehmen sie mit großer Begierde an, und wir sind es gewiß, daß diese weit umher gelesen werden. Der Eine sagt, er habe sein Buch einem entfernten Freunde zum Lesen geliehen; ein Anderer begegnet uns auf dem Wege, und sagt uns ganze Stellen her, die er aus unsern Schriften auswendig gelernt hat; ein Dritter will Fehler gefunden haben in dem, was er gelesen hat. Die Brahminen legen indeß großes Mißfallen über unser Predigen und Drucken zu Tage, und einige fangen an zu merken, daß wir gekommen sind, um ihrem Gewerbe mit den Menschenseelen ein Ende zu machen. Ueberhaupt läßt sich unter dem Volke eine günstige Stimmung für Verbesserung wahrnehmen. Der Handel hat neue Gedankenreihen und neue Bestrebungen angeregt, so daß Hunderte gerne die englische Sprache lernen würden, wenn sie dieß nur unentgeldlich thun könnten. Wir hoffen, dieß in kurzer Zeit bewerkstelligen zu können, und so wird unsere Sprache das gesegnete Mittel seyn, christliche

Kenntnisse unter dem Volke auszubreiten. Aber jetzt noch haben wir mit näher gelegenen Arbeiten der Hände voll zu thun."

„Die Zahl der Kinder, welche unsere bengalische Freischule besuchen, beläuft sich auf 50 Schüler, welche meist sehr jung sind. Jedoch versuchen wir es, sobald ihre Verstandeskräfte sich zu entwickeln beginnen, die Wahrheit des Evangeliums ihren zarten Gemüthern einzuprägen. Mehrere Eingeborne haben sich auch schon darüber beschwert, daß wir die Gemüther ihrer kleinen Kinder vergiften. Am meisten Freude machen uns unsere beiden Söhne, Felix und William Carey, der eine 15, der andere 13 Jahre alt, in deren Herzen die Liebe Christi sich offenbart, und die ein inniges Verlangen nach der Rettung der armen Heiden in sich aufgenommen haben. Aber mitten in diese Erfahrungen christlicher Freude und Ermunterung dringt sich auch der wehmüthige Schmerz über den Verlust unseres theuren Bruders Fountain, welcher am 20. August d. J. in die ewige Ruhe gerufen wurde. Dieß ist nun der zweite Mitarbeiter, welchen wir seit zwölf Monaten von der Seite verloren haben. Das Ende unseres vollendeten Freundes war Friede, und er schied aus dieser Welt im lebendigen Glauben an Den, der ihn bis zum Tod geliebet hat."

Einige weitere Mittheilungen über die lieblichen Entwicklungen dieser ersten Missionsanfänge in Indien liefert ein Brief, den Herr Carey unter dem 23. Nov. d. J. an seinen Freund Fuller geschrieben hat.

„Als ich vor einigen Tagen einen Besuch in dem benachbarten Calkutta machte, begegnete ich auf der Straße dem Herrn Caplan Buchanan, der mich gar freundlich in sein Haus einlud. Er sprach viel von der wohlwollenden Gesinnung des General-Gouverneurs für die Missionssache, und drückte seine Ueberzeugung aus, daß wir in Calkutta vollkommen sicher gewesen wären, und allenthalben in der Stadt das Evangelium hätten

verkündigen

verkündigen können. Br. Thomas hat kürzlich einen Hindu, Namens Fakira von Birhoom, mit sich gebracht, in dessen Herzen die Predigt des Evangeliums einen tiefen Eindruck gemacht hat. Ich hoffe, ihn sowohl als unsern Freund Fernandez in diesen Tagen unserm HErrn Christo in der Taufe weihen zu dürfen. Auch Ram Boschu gibt uns viel Hoffnung. Er hat zwei tüchtige Schriftchen gegen die Brahminen geschrieben.

Unser Missionswerk hat seit kurzer Zeit eine sehr ermunternde Gestalt gewonnen; die Brahminen fangen an, sich dem Evangelium aufs heftigste zu widersetzen, und schon der Name Jesu Christi ist ein Gräuel in ihren Ohren. Dennoch können sie es nicht verhüten, daß sie häufig zum Stillschweigen gebracht und beschämt werden. An einem der letzten Abende machte ich mich mit Br. Ward auf den Weg, um ein benachbartes Dorf zu besuchen; aber kaum waren wir vor Serampore draußen, als einige Brahminen uns zu sich riefen. Br. Ward wollte weiter gehen, allein ich hielt es fürs Beste, mich in ein Gespräch mit ihnen einzulassen. Alsobald fingen sie zu disputiren an, und einer von ihnen warf die Schuld der Sünde geradezu auf Gott. Ich griff ihn nun, so gut ich vermochte, bei seinem eigenen Gewissen an, berief mich auf die Umstehenden, ob dieser Mann nicht ein Sünder sey, und erklärte ihm, daß er, ob er sich gleich einen Gott nenne, dennoch wie ein Mensch sterben, und sodann vor dem Richterstuhle Gottes für sein Betragen Rechenschaft ablegen müsse; und ermahnte ihn dringend, zu Christo, als dem einzigen Versöhner der Sünde, seine Zuflucht zu nehmen.

In einem spätern Briefe an Herrn Sutcliff führt Herr Carey die merkwürdige Geschichte dieses Jahres (1800) bis zum Schlusse desselben fort.

„Unsere Druckarbeiten, schreibt er, erfordern mehr Zeit und Mühe, als ich mir gedacht habe; namentlich macht die bis jetzt noch ungeregelte Rechtschreibung der

bengalischen Sprache zahllose Schwierigkeiten. Es kommt mir sehr gut zu Statten, daß ich etwas Sanskrit gelernt habe, indem in diesem die Wurzeln des Bengalischen, und eben darum die richtigen Regeln seiner Betonung anzutreffen sind. Bis hieher hat der HErr geholfen; ich hoffe, Ihnen mit dem nächsten Schiffe ein paar Exemplare des bengalischen Neuen Testamentes zusenden zu können. Alle unsere Brüder und Schwestern machen meinem Herzen große Freude. Sie sind vom rechten Missionsschlag, und stellen ein nachahmungswürdiges Beispiel dar, daß Christen von verschiedenen Stufen der Bildung und verschiedenartiger Gemüthsweise dennoch in einem Familienkreise einträchtig bei einander wohnen können, wenn nur die Liebe Christi das Steuerruder in ihren Herzen führt. Ihre Verschiedenheit muß nur dazu dienen, uns alle in christlicher Bildung weiter zu bringen. Alle unsere Brüder fangen bereits an, mit den Eingebornen in ihrer Sprache zu reden. Besonders muß ich die Gnade Gottes gegen mich rühmen, da zwei meiner Söhne mir die Hoffnung bereiten, für das Werk Christi zu gedeihen. Der ältere derselben, Felix, zieht oft mit Br. Ward hinaus, um die Heiden zum Antheil am Reiche Gottes herbeizulocken.

Dez. 4. Heute Abend besuchte uns Gokul und Krischnu. Letzterer ist der Mann, dem wir vor einiger Zeit das Schulterbein eingerichtet haben, ersterer sein Freund, der schon lange aufmerksam das Evangelium hörte. Wir sprachen ernstlich mit beiden, und Gokul erzählte uns nun, er habe seinem Weibe den Wunsch seines Herzens entdeckt, ein Christ zu werden, und dem HErrn Jesu sich ganz zu übergeben. Diese habe ihm nun bittere Vorwürfe darüber gemacht, und sey zu ihrem Vater geflohen. Er seines Theils hingegen sey entschlossen, nimmermehr von Christo zu scheiden, wenn man ihm auch einen goldenen Berg versprechen wollte; und jetzt brachen Thränen der Liebe aus seinen Augen

hervor. In Krischnu's Hause sieht die Sache ganz anders aus. Sein Weib und seine Schwester wünschen mit ihm ein Eigenthum des HErrn Jesu zu werden. Wir besuchten ihn an einem der folgenden Tage in seiner Wohnung, und die Einwohner derselben kamen uns mit der Erklärung entgegen, wir hätten ihrem Hause großes Heil gebracht, denn sie hätten jetzt den rechten Weg zum Leben gefunden. Ich sprach nun mit ihnen über die Fülle der Gnade Christi, und sie erklärten, daß sie bereit seyen, ihre Kaste und alles, was sie haben, für Christum hinzugeben. Mehrere Nachbarn waren zugegen, und hörten aufmerksam zu. Krischnu hat vier Töchter, die alle mit ihm Christo angehören.

Dez. 18. Unser Br. Brunsdon liegt sehr krank am Fieber darnieder, und wir fürchten, noch einen Bruder aus unserem Kreise zu verlieren. Jedoch wir sind stille, dieweil wir wissen, daß Er Gott ist. Gokul, Krischnu und seine Familie machen uns viel Freude; doch können wir uns nur mit Zittern freuen, weil das Herz des Menschen so trügerisch ist. Der Name Christi erregt bei vielen Hindus große Erbitterung; sie laufen plötzlich davon, sobald er genannt wird, und sprechen Schimpf und Lästerung über denselben aus. Dieß halten wir indeß für ein gutes Zeichen, denn erst noch vor kurzer Zeit zeigte sich kein Widerstand, weil die Leute alle schliefen. Vor zwei Tagen besuchte ich mit Br. Marschman ein benachbartes Dorf, wo wir auf dem Marktplatze eine große Volksmenge antrafen. Wir gingen unter sie hinein, und ich erklärte ihnen, wir seyen die Boten eines großen Freundes, der ihnen durch uns einen köstlichen Schatz anbieten lasse, wenn sie ihn nur annehmen wollen. Ein alter Mann sagte: was brauchen wir Schätze, habe ich Gott, so habe ich genug. Ei, sagte ich, dieß ist ja gerade der Schatz, den ich dir bringen will; aber sage mir doch, wie kannst du dieses Schatzes theilhaftig werden? Du bist ein Sünder, und

Gott ist heilig. Du kommst nicht über diesen Fluß hinüber, ohne ein Boot, und so kommst du auch nicht zu Gott, ohne einen Mittler. Und nun verkündigte ich Allen Christum, der um unserer Sünden willen am Kreuze gestorben ist. Wie kann Gott sterben? fragten sie. Das ist wahr, versetzte ich, hätte sich Gott nicht mit dem Menschen Jesus vereinigt, so hätte Er nicht sterben können; aber Er ist Mensch geworden, um den Tod für uns zu erdulden; und jetzt hörten sie alle aufmerksam dem zu, was ich ihnen von Christo sagte.

Dez. 22. Gokul und Krischnu haben heute ihrer Kaste den Abschied gegeben, und wünschen mit den beiden Frauen heute Abend zu kommen, um durch die Taufe der Gemeinde Christi einverleibt zu werden. Wirklich trafen auch beide so wie das Weib und die Schwester Krischnu's bei uns ein, und wurden von uns zuerst über ihren Glauben an Christum geprüft. Sie erklärten sich alle sehr offen und herzlich über ihren Glauben an Christum, und ihr sehnendes Verlangen, mit Ihm vereinigt zu werden. Bald machte die Sache großes Aufsehen in der Stadt, und es ward eine gerichtliche Untersuchung über die guten Leute angestellt, welche jedoch fest bei ihrem Beschlusse beharrten, daß sie durch die Taufe der Gemeinde Jesu einverleibt zu werden verlangen. Besonders kam Gokul's Weib herbei, um das letzte zu versuchen, ihren Mann zum Glauben der Väter zurückzubringen; aber vergeblich. Wir zogen nun mit einander an die Ufer des Flusses hinaus, wo eine große Volksmenge, Hindus, Muselmanen, Portugiesen, Griechen und Armenier versammelt waren; und nachdem ich eine ernste Ansprache an sie und die Täuflinge gehalten hatte, wurden sie nebst den Töchtern des Krischnu im Wasser des Flusses unter feierlicher Stille auf den Namen des dreieinigen Gottes zu Gliedern der Gemeinde Jesu geweiht.

Sie sehen, theurer Freund, wie Gott vor uns her die Bahn bereitet, und dem Wort seiner Gnade den

Sieg verleiht. Lange haben wir unter großen Prüfungen gearbeitet, aber endlich hat sich der HErr aufgemacht, unserem Amte das Siegel des Geistes aufzudrücken. Möge Er uns Weisheit verleihen, diese neugebornen Kindlein zu seinem Preise zu erziehen.

Achter Abschnitt.

Carey's Urtheil über sich. Missionsweise der Neubekehrten. Errichtung einer höhern Bildungsschule im Fort William. Carey's Anstellung als Lehrer bei derselben. Seine literarischen Arbeiten. Lebensweise der Missionarien. Tod des Herrn Thomas. Beschreibung der Stadt Calkutta. Aufrichtung neuer Missionsstellen. Taufe von Neubekehrten. Neue Auflage des bengalischen Neuen Testaments. Mißhelligkeiten, welche dieselbe veranlaßt. Schmerzhafte Erfahrung unter den Neubekehrten. Bibelübersetzungen. Ausbreitung des Missionswerkes. Herausgabe der Ramayanah. Errichtung einer Bibelgesellschaft. Erweiterte Missionsthätigkeit. Unerwartetes Verbot derselben von Seiten der brittischen Regierung. Froher Wiederanfang.

Das verflossene Jahr 1800 zeichnete sich im Leben des Herrn Carey dadurch aus, daß es ihm im Laufe desselben gestattet war, seine ganze Zeit und Kraft ausschließend der Missionssache hinzugeben. Zuvor war es sein Aufseheramt über eine Indigofaktorei, das ihm häufig hindernd in den Weg trat, so daß er dem Verlangen seines Herzens, die Erkenntniß des Heiles unter den Heiden auszubreiten, nicht so ganz, wie er es wünschte, leben konnte. Jetzt führte die verborgene Weisheit Gottes eine neue unerwartete Wendung in seinem erfahrungsreichen Leben herbei, welche, wie sehr sie auch seine Zeit und Kraft in Anspruch nahm, doch am Ende dazu dienen mußte, daß in dem mächtigen Ländergebiete des brittischen Indiens die alten Riegel

abergläubischer Besorgnisse durchgebrochen, und weite und freie Bahnen für die Verbreitung der Erkenntniß Jesu Christi unter den Einwohnern derselben für immer aufgeschlossen wurden. Wir wollen uns diesen Hergang der Dinge in einem Briefe erzählen lassen, den Herr Carey unter dem 15. Juli 1801 an Dr. Ryland in England schrieb.

„Der Lebensgang unsers lieben Bruders Pearce, schreibt er, macht meinem Herzen große Freude; aber nie hatte ich so viel Ursache, mich über mich selbst zu schämen, als jetzt. O mein theurer Bruder, ich muß denken, es sey nie etwas in mir gewesen, das Liebe zu Gott oder zu den Menschen genannt zu werden verdient. Ich komme mir vor, als habe nie ein zartes Gewissen, eine rege Sorge für das Seelenheil meiner Brüder, ein lebendiger Glaube, ein rechtschaffener Eifer für das Werk Christi, oder irgend eine Tugend des wahren Christensinnes in meiner Seele Wurzel geschlagen. Das beugt und beschämt mich vor Gottes Angesicht, und dennoch befinde ich mich in einer Lage, wo ich ein ungleich größeres Maaß des Geistes Christi bedarf, als es je in meinem frühern Berufe in England der Fall war. Die Vorsehung scheint mir lauter solche Stellungen im Leben anzuweisen, welche ein großes Maaß von Geisteskraft und Berufstüchtigkeit, viel reife Urtheilskraft und einen beharrlichen Sinn erfordern. Wir haben, wie Sie vielleicht schon wissen, am letzten Dezember vorigen Jahrs fünf bekehrte Hindus getauft, welche uns Gott aus den Heiden gegeben hat, und ein paar andere reifen für das öffentliche Bekenntniß des Christenthums. Sie alle machen uns viel Freude; aber von unserer Seite ist große Weisheit in ihrer Behandlung nöthig, denn sie sind in Vergleichung mit Europäern nur als große Kinder anzusehen, und bedürfen jeden Augenblick unserer Leitung und Zurechtweisung, und doch soll alles so geschehen, daß sie eine warme Liebe zu uns in ihrem Herzen bewahren.

Die Art, wie unsere neubekehrten Freunde ihren Landsleuten das Evangelium empfehlen, ist sehr lieblich. Sie sprechen von der Liebe, womit Christus sein Leben für uns dahingegeben hat; und diese Liebe scheint ein und alles bei ihnen zu seyn. Ihre Unterhaltungsweise mit andern ist etwa folgende: Ei Krischnu, sagt ein Nachbar, du hast allen Gewohnheiten deiner Voreltern den Abschied gegeben, wie kommst du dazu? — Krischnu antwortet: Habe nur einen Augenblick Geduld, lieber Nachbar, und ich will dir alles sagen. Ich bin ein großer Sünder. Ich versuchte, beim Hinduglauben Ruhe zu finden für meine Seele, und that alles, was eure Religion vorschreibt; aber es half Alles nichts. Später hörte ich von Christus, Er sey Mensch geworden, habe alles für uns gethan, und am Ende sogar sein Leben für die Sünder aufgeopfert. Ich dachte, welche Liebe ist doch das! und hier erwählte ich meine Ruhestätte, und es ist meinem Herzen wohl geworden. Ich habe den Frieden mit Gott gefunden. Nun urtheile einmal selbst, lieber Nachbar, hat je einer eurer Götter solche Liebe euch erzeigt? ist Durga, ist Kali, ist Krischnu für Sünder gestorben? Du weißt es, sie haben immer nur sich selbst gesucht, und keine Liebe für Andere gehabt. — Dieß ist die einfache Weise, wie sie ihre Landsleute zur Rede stellen, und keiner derselben kann darauf antworten. Sie können nur spotten, und dieß ertragen sie mit Geduld.

Wohl wird Ihnen bereits bekannt seyn, daß im verflossenen Jahre im Fort William zu Calkutta ein Collegium aufgerichtet worden ist, in welchem die jüngern Civilbeamten des brittischen Indiens in einem Studienkurs von drei Jahren für ihren Beruf zubereitet werden sollen. Die Anstalt verdient die vollkommenste Billigung; wohl aber kam es mir nie zu Sinne, daß mir eine Lehrstelle bei derselben angetragen werden würde. Herr Prediger Brown, erster Regierungskaplan, ist Vorsteher derselben, und sein Statthalter ist Herr Prediger

Claudius Buchanan. Zu meiner großen Verwunderung wurde ich aufgefordert, den Beruf eines Lehrers der orientalischen Sprachen in derselben zu übernehmen. Meine Brüder waren um verschiedener Gründe willen der Meinung, daß ich den Ruf annehmen sollte, sofern mich derselbe an meiner Missionsarbeit nicht stören würde. Ich selbst fühle mich unfähig, eine solche Stelle mit Würde und Tauglichkeit einzunehmen, und fand deßwegen für nöthig, meine Bedenklichkeiten in diesem Stück ehrlich darzulegen; allein die Vorsteher der Anstalt glaubten, daß ich es unbedenklich thun solle, und daß das Missionswerk dabei keineswegs Schaden leiden würde. Mit Furcht und Zittern willigte ich nun ein, und wurde deßhalb dem General-Gouverneur, Lord Wellesley, als Patron des Collegiums, vorgestellt. Diesem sagten sie nun in meiner Gegenwart, ich sey seit mehr als sieben Jahren Missionar im Lande gewesen, und als Missionar zu dieser Lehrstelle berufen. Der Gouverneur machte die einzige Frage, ob ich es mit dem Staat wohl meyne, und im Stande sey, die Pflichten dieses Amtes zu erfüllen? worauf Herr Buchanan zur Antwort gab, daß er mich im entgegengesetzten Falle nie in Vorschlag gebracht haben würde. Ich muß mich wundern, wie die Leute eine so günstige Meinung von mir haben können; meine Liebe zum Lande ist treu und redlich, aber meine Tüchtigkeit zu diesem Berufe ist mir sehr zweifelhaft.

Bei dieser Anstellung konnte ich mir nicht verbergen, daß mir ein wichtiger Beruf anvertraut wurde, und daß mir für denselben nicht die geringsten literarischen Vorarbeiten zu Gebote stehen. Ich habe mich daher unverweilt ans Werk gemacht, eine bengalische Grammatik zu verfertigen, welche bereits zur Hälfte gedruckt ist. Unsern in indischer Literatur wohl erfahrenen Ram Boschu veranlaßte ich, eine Geschichte eines ihrer frühern Könige ins Bengalische zu übersetzen, die gleichfalls sich bereits im Druck befindet. Diese ist die erste Schrift in Prosa, welche je in bengalischer Sprache geschrieben

worden ist. Ebenso hat unser Pundite eine Sammlung von Sanskritfabeln ins Bengalische übersetzt, welche mit Hülfe des Sanskritwörterbuches von Foster die erste Bahn zum Lesen ihrer poetischen Schriften bahnen wird. Ich habe 13 Schüler in meiner Klasse, und mit denselben am 4. Mai des verflossenen Jahres den Anfang gemacht. Auch die Sanskritsprache habe ich in der Anstalt zu lehren, und bereite mich jetzt darauf vor, indem ich eine Grammatik dieser Sprache und ein Wörterbuch ausfertige, an welchem ich schon seit ein paar Jahren gearbeitet habe. Serampore befindet sich jetzt in den Händen der Engländer; die Stadt wurde eingenommen, während wir im Bett lagen und schliefen. Sie können sich daher denken, daß dabei kein Blut vergossen wurde. Ueber uns dürfen Sie vollkommen ruhig seyn; denn wir sind unter der englischen Regierung eben so sicher, wie unter der dänischen. Unser Gemeinlein besteht jetzt aus 16 Mitgliedern. Auch mein zweiter Sohn hat sich ernstlich zu Gott bekehrt, und ich habe hohe Ursache, seinen Namen dafür zu preisen."

Durch diesen neuen Beruf war Herr Carey dem Missionswerke keineswegs entführt worden, indem er fortwährend bei seinen Brüdern zu Serampore wohnen, und nur wenige Stunden der Woche seinem Berufe zu Calkutta widmen durfte; indeß gerade diese Anstellung das Mittel werden mußte, den würdigen und der Sache des Christenthums gewogenen General-Gouverneur, Lord Wellesley, für die Missionssache zu gewinnen, und durch den mächtigen Einfluß desselben ihr allmählig die verschlossene Bahn zu den Völkern Indiens zu öffnen. In einem Briefe aus Serampore an seine Schwestern gibt uns im Nov. 1801 Herr Carey weitere Nachrichten vom stillen Fortgang ihres Werkes.

„Wir bilden jetzt, schreibt er, eine öffentliche Familie, und auch im Aeußerlichen hat uns Gottes Güte mehr gesegnet, als wir je erwarten konnten. Wir haben alle Dinge mit einander gemein, und keiner von

uns besitzt ein Privateigenthum; und es ist gut, denn nach meiner Ueberzeugung hängt die Existenz der Mission von dieser Einrichtung ab. Bis hieher hat der HErr geholfen. Sämmtliche alttestamentliche Schriften sind in die bengalische Sprache übersetzt, und der erste Band derselben wird ehestens im Druck erscheinen, indeß das Neue Testament bereits im Druck fertig ist. Zwei meiner Söhne sind zu Gott bekehrt, und einer derselben fängt an, sich dem Amte der Versöhnung unter den Heiden zu widmen. Sechs neubekehrte Hindu habe ich getauft, und seit zwölf Monaten wandeln sie würdig des Berufes, den sie durch den Glauben an den Sohn Gottes empfangen haben. Auch unsere zeitlichen Angelegenheiten stehen über alle Erwartung gut, so daß wir jetzt zwei ansehnliche Häuser und eine blühende Schule besitzen, ein gemeinschaftliches Einkommen von jährlich 24,000 Gulden genießen (die bedeutende Besoldung des Herrn Carey war wohl dabei eingerechnet), so daß sich die Mission beinahe selbst erhalten kann, und uns dabei des Wohlwollens der dänischen und englischen Regierung erfreuen dürfen. Wenn ich dieses alles ansehe, so möchte ich ausrufen: HErr, nun lässest Du deinen Diener im Frieden fahren, wie Du gesagt hast, denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen.

Herr Thomas ist am 13. Okt. d. J. unter traurigen Umständen gestorben, indem er den Gebrauch seiner Verstandeskräfte verlor. Daß wir drei geliebte Mitarbeiter durch den Tod eingebüßt haben, wisset Ihr. Ich muß staunen, daß der HErr einen so unfruchtbaren Baum, wie ich bin, noch länger stehen läßt; aber Er ist weise, und weiß wohl, was Er thut. Wir leben in der zartesten Liebe mit einander, und haben alle nur Ein Herz und Eine Seele im Werke Gottes. Meine Gattinn muß stets das Bett hüten; ihr Zustand wird leider immer schlimmer, und ich fürchte, die hiesige Polizei nöthigt mich am Ende, sie einsperren zu lassen."

In einem Briefe vom 2. Dez. 1802 gibt Herr Carey seinen Schwestern eine kurze Schilderung von Calkutta, welche hier eingerückt zu werden verdient.

„Calkutta ist eine große Stadt, welche beinahe zwei Stunden in die Länge und eine halbe Stunde in die Breite sich ausdehnt. Der südliche Theil derselben wird von Europäern, Portugiesen und Armeniern bewohnt; die übrigen Theile der Stadt haben die verschiedenen Kasten der Hindus und die Muselmanen im Besitz. Der Hooglyfluß, der den westlichen Zweig des großen Delta des Gangesstromes bildet, läuft ganz nahe an der westlichen Seite der Stadt vorüber. Er ist eine kleine Viertelstunde breit, und große Schaaren von Schiffen kommen aus allen Theilen der Welt bis zu ihren Pforten. Am Südende der Stadt befindet sich eine große Ebene am Ufer des Flusses hin, die Esplanade genannt, wo ein herrlicher, mit hohen Bäumen besetzter Spaziergang bis zum Fort William hinab sich befindet. Das Fort selbst wird für das vollständigste in der Welt gehalten, und ich bin gewiß, daß kein Schiff an ihm vorüberziehen könnte, das nicht mit leichter Mühe von den Kanonen desselben zertrümmert werden könnte. Der Handel Calkutta's ist sehr beträchtlich. Aus allen Theilen von Bengalen, Oude und den entferntern westlichen Provinzen werden auf den zahlreichen Flüssen die Waaren in reichem Ueberflusse herbeigebracht, und der Ausfuhrhandel nach allen Ländern ist sehr groß. Es befinden sich in der Stadt zwei protestantische Kirchen, in welchen das Evangelium rein und lauter verkündigt wird, die eine ist die Kirche der Regierung, die andere die Missionskirche, welche vor wenigen Jahren ein deutscher Missionar, Herr Kiernander, hier aufgebaut hat. Auch eine portugiesische und eine armenische Kirche ist hier. Das Collegium nimmt eine Anzahl gemietheter Wohnungen ein. In ihm werden die arabische, persische, sanskrit, bengalische, hindostanische, tamulische, so wie die neuern europäischen Sprachen, nebst andern gemeinnützi-

gen Wissenschaften gelehrt. Auch befindet sich hier eine schöne Bibliothek, welche, wenn die Anstalt fortdauern sollte, sich in kurzer Zeit vermehren wird. Von dieser Anstalt läßt sich viel Gutes für das Land hoffen, indem die jungen Beamten der Regierung mit den Sprachen und Sitten des Landes bekannt gemacht werden.

„Die Lebensweise des Volkes in dieser Stadt ist gar mannigfaltig, und stellt das buntscheckigste Gemälde dar, das man nur immer in der Welt sehen kann. Da sieht man Europäer in prächtigen Staatswagen, von schönen Pferden gezogen, und zahlreicher Dienerschaft begleitet; dort Kinder auf einem Wägelchen, das von ein paar großen Ochsen geführt wird; hier Muselmanen auf einem alten mit rothen Umhängen bedeckten Wagen, mit ein paar Rossen bespannt, die sich kaum auf den Beinen halten können; da ziehen alle Arten von Tragsesseln von den verschiedensten Gestalten, auf den Schultern der Männer getragen, oder zweirädrige Karren von der wundersamsten Bauart vorüber, die sich, von Büffeln gezogen, nur langsam fortbewegen. Auf den Straßen wandern Europäer aus allen Nationen, Armenier, Portugiesen, Chinesen, Muselmanen und Hindus in ihren Nationaltrachten einher, das seltsamste Gemisch von Sprachen redend, indeß die Armen fast ohne alle Leibesbedeckung sich fortschleppen.

„Wahre Christen findet man in dieser großen Hauptstadt nur gar Wenige. Einige bekennen sich zwar zum Christenthum, aber sie stellen sich der Welt gleich, und die Zahl derer ist ungemein gering, welche ihrem Christenglauben gemäß ihr Leben einrichten. Der Deismus ist die gangbare Religionsweise der Europäer. Die Armenier richten sich in Lebensweise und Gleichgültigkeit gegen die Religion nach den Engländern; die Portugiesen sind dem Namen nach unwissende Katholiken, und gehören zu der verworfensten Klasse der Einwohner. Die schamloseste Lasterhaftigkeit herrscht allgemein unter den Eingebornen und Andern. Die Europäer treiben

an des HErrn Tag eben so wie an jedem andern Tage ihren Beruf, ihre Belustigungen und ihre gesellschaftlichen Spiele fort; und wenn einer nach Indien kommt, so legt er in kurzer Zeit zu Tage, was er in England gewesen seyn würde, hätte ihn nicht dort irgend ein Zügel im Zaum gehalten."

Das Jahr 1802 war für die Missionssache in vielfacher Weise fruchtbar gewesen. Im ersten Anfang desselben wurde ein Hindu, Petumber Schinschi, getauft, der bis zu seinem, wenige Jahre nachher erfolgten, Hingang dem Glauben an Jesum treu geblieben ist. Nicht lange hernach kamen Eingeborne aus dem Distrikt Jessore, die um das Heil ihrer Seele bekümmert waren, und Neue Testamente verlangten. Am 4. April ward Syam Daß getauft, welcher voll Liebe Christi war, und fünf Monate später auf einer Reise unter den Händen von Meuchelmördern sein Leben einbüßte. Auch ein Betrüger, Dulol, meldete sich zur Taufe, welcher der Führer einer weitverbreiteten deistischen Sekte zu seyn vorgab, aber die Missionarien wiesen ihn zurück. Nicht lange hernach kamen drei Muselmanen, welche nach dem Weg des Lebens fragten, und die Missionarien einluden, in ihrem Distrikte sich niederzulassen. Am 4. Juli wurden vier Andere zur heil. Taufe zugelassen; auch kam ein Muselmann aus den obern Gangesgegenden herbei, um die Missionarien dorthin einzuladen. Eine zahlreiche Sekte hatte sich nämlich in der Gegend von Luckful gebildet, welche dem Götzendienste des Landes den Abschied gegeben hatten, und jetzt die wahre Gotteserkenntniß suchten. Eine nähere Verbindung wurde mit denselben angeknüpft, welche später reichliche Früchte trug.

In einem spätern Briefe vom 21. Sept. fügt Carey hinzu: „Meine Zeit wird mit der zweiten Auflage des Neuen Testamentes und meinen übrigen Berufsarbeiten so besetzt, und mein Gemüth von lauter Sprachgegenständen so eingenommen, daß ich lebendig fühle, wie das arme Herz mitten unter Beschäftigungen mit dem

Bibelbuche verweltlicht werden kann. Indeß kann eben die Arbeit nicht geschehen, ohne fortgesetzte angestrengte Aufmerksamkeit; und mir bleibt dabei kein anderer Trost, als der Gedanke, daß ich mich in des HErrn Werke befinde. Die zweite Auflage des Neuen Testamentes wird viele Sprachveränderungen erfahren, und wir suchen sie dem griechischen Texte möglichst genau anzuschließen."

Die Revision dieser zweiten Auflage des Neuen Testamentes legte leider den Grund zu unseligen Mißhelligkeiten, welche später der brittischen Bibelgesellschaft in London ein schweres Gedräng herbeiführten, das nur durch eine neue bengalische Uebersetzung gehoben werden konnte. Der bekannte ehrwürdige Prediger in London, Rowland Hill, hatte durch ein unschuldiges Wort die erste Veranlassung hiezu gegeben. Bei dieser zweiten Auflage scheint nämlich Herr Carey mit allzu einseitiger Befangenheit für die Unterscheidungslehren der Baptistenkirche, der er angehörte, zu Werke gegangen zu seyn, indem er namentlich bei den neutestamentlichen Ausdrücken von der Taufe Wortbezeichnungen wählte, welche das Untertauchen ins Wasser bei der Taufe aufs stärkste ausdrückten. Dieß gab Herrn Rowland Anlaß zu dem Witze, daß die Baptistenmissionarien in Indien die Kinder bei der Taufe ersäufen. Die Bengalesen haben nämlich für ihre religiösen Waschungen im Wasser des Ganges nicht weniger als sieben verschiedene Ausdrücke, je nachdem die vorgeschriebene Stufe dieser Waschungen Statt findet, welche vom Besprengen mit Wasser an bis zum Untertauchen, und vom Untertauchen bis zum wirklichen absichtlichen Ertrinken im Ganges stattfinden. Carey hatte nun bei dieser zweiten Auflage einen bengalischen Ausdruck für das Wort „taufen" gewählt, welcher die bloße Besprengung mit Wasser ausschloß, und das tiefste Untertauchen ins Wasser bezeichnete. Darüber beschwerten sich später die Missionarien anderer Kirchengemeinschaften, welche sich allmählig in Bengalen ansiedelten, und weigerten sich,

dieses Neue Testament zu gebrauchen, so lange nicht Ausdrücke dieser Art in der Uebersetzung verändert würden. Carey glaubte nun, seiner Ueberzeugung nach, nicht nachgeben zu dürfen, und so blieb der brittischen Bibelgesellschaft nichts übrig, als später ihre bedeutenden Unterstützungen von dem Bibeldruck zu Serampore zurückzuziehen. Erfahrungen dieser Art konnten natürlich dem Herzen unseres Freundes nur schmerzhaft seyn, welcher seine eigenthümlichen Ansichten über diesen dogmatischen Punkt nicht aufopfern zu dürfen glaubte. Hiezu kamen noch andere schwere Erfahrungen, welche sein Gemüth kränkten. Er schreibt unter dem 27. Febr. 1804 an Herrn Fuller:

„Unser Zustand ist in mancher Beziehung schmerzlich, und ich habe Ursache zu fürchten, daß bei mehreren unserer Hindu-Freunde das innere Leben des Glaubens im Abnehmen ist. Wir haben deßhalb heute unter uns den nächsten Sonntag zu einem Tag der Buße, des Gebets und der Selbstprüfung festgesetzt."

Wirklich waren auch die Umstände betrübend. Krischnu hatte eine Spaltung unter dem kleinen Häuflein angerichtet, und Gokul mußte ausgeschlossen werden. Beide kamen jedoch später reumüthig wieder auf den geraden Weg zurück. Indeß kam im Anfang des Jahres der würdige Gehülfe Chamberlain zu Serampore an, der eine Reihe von Jahren hindurch im Segen gearbeitet hat. Auch unter den Hindus zeigte sich bald wieder eine neue, für das Christenthum günstige Bewegung, und eine bedeutende Zahl derselben ward in die Gemeinde aufgenommen. Auch das Uebersetzungswerk rückte kräftig vorwärts. „Ich habe, schreibt Carey, die Gesellschaft benachrichtigt, daß wir Bibelübersetzungen in der hindostanischen, persischen, Mahratta- und Ulkul-Sprache begonnen haben. So viele schöne Gelegenheiten wie jetzt werden sich wohl schwerlich je für solches Werk wieder darbieten. Wir können Sprachgelehrte aus allen indischen Völkern haben. Eine Buchdruckerpresse und eine ansehnliche Bibliothek steht

uns zu Gebote; auch haben wir einige Fertigkeit im Uebersetzungsfache erlangt. Wir sind mit einander übereingekommen, mehrere neue Missionsposten auf Entfernungen von etwa 40 Stunden von einander anzulegen, die sich, wie wir hoffen, durch ein kleines Gewerb, z. B. Tuchhandel, selbst werden erhalten können. Vier Brüder sollen jederzeit zu Serampore bleiben, und stets eine Verbindung mit diesen Posten unterhalten. Auch soll das Ganze gemeinschaftliches Gut und ausschließlich Missionszwecken gewidmet seyn. Br. Chamberlain wird die erste Station bei Cutwa, oberhalb Nuddea, am Ufer des Ganges beziehen."

Eine schwierige Frage über Vielweiberei ward um diese Zeit von den Missionarien dahin entschieden, daß, obgleich das Neue Testament den Gläubiggewordenen das Anknüpfen einer mehrfachen Ehe verbietet, so soll ein Hindu, der bei seinem Uebertritt zum Christenthum mehr als eine Gattinn hatte, nicht gehalten seyn, die andern zu entlassen; indeß soll ihm der Missionsberuf nicht gestattet seyn.

Das Missionswerk gewann indeß unter Gottes Segen einen immer größern Umfang. In den letzten 14 Tagen, schreibt Herr Carey unter dem 22. August 1805, haben sich mehrere Hindus unserer Umgegend eingefunden, welche ernstlich um das Heil ihrer Seele bekümmert sind. Sieben Einwohner eines Dorfes sind durch das Lesen unserer christlichen Schriftchen ernstlich aufgewacht, und vier derselben verlangen getauft zu werden. Vier andere, welche unserm Gottesdienst in Calkutta seit einiger Zeit beiwohnten, kamen gestern herbei, und möchten gerne durch Christum selig werden. Ließe sich doch in England nicht mehr für die Missionssache thun? Die großen Geldsummen müssen in diesen Kanal geleitet werden. Wäre nicht eine öffentliche Jahresversammlung zu London auch von Seiten unserer Baptistenbrüder von großem Gewinn? Sollten nicht die Prediger vorzugsweise das Missionsinteresse im Auge haben,

und befördern? Ich sehe, das Werk ruht immer noch auf wenigen Schultern. Wenn vier bis fünf Männer, die es in der Hand haben, dahin sterben, wer wird im Vaterlande in ihre Lücken eintreten? Die asiatische Gesellschaft zu Calkutta hat uns einen jährlichen Beitrag von 4500 Gulden für Uebersetzung und Druck sanskritischer Werke zugesagt. Wir haben deßhalb mit der Herausgabe des ältesten und berühmtesten Gedichtes der Hindus, der Ramayana, das Rama's Thaten beschreibt, den Anfang gemacht. Der Verkauf dieses Werkes, mit einer englischen Uebersetzung, soll der Missionssache zu gut kommen. An Arbeiten fehlt es nicht. Ich habe die Weda's zu übersetzen angefangen, und vergleiche deßhalb verschiedene Manuscripte; mehrere Pressen sind mit dem Druck des mahrattischen Neuen Testamentes und einer Sanskrit-Grammatik fortlaufend beschäftigt, und die Korrekturbogen gehen dreimal durch meine Hände. Eben so ein sanskritisches Wörterbuch, das Herr Colobrooke herausgibt. Meine bengalische Grammatik habe ich ganz neu umgearbeitet und vermehrt, und eine mahrattische Sprachlehre ist in der Arbeit. Außer diesen halte ich meine Vorlesungen im Collegium, und predige zwei bis drei Mal in der Woche. Ich nenne dieß nicht, weil ich mein Werk für eine Last halte, vielmehr ist es mir ein wahres Vergnügen, sondern ich möchte Ihnen nur begreiflich machen, warum meine Briefe so selten sind. Jeder Brief muß auf Kosten eines Kapitels in der Bibel geschrieben werden, das ich indeß übersetzen könnte."

Es thut dem Herzen wohl, dem kräftigen Entwickelungsgange des Missionswerkes, das in den Händen dieser wackern Männer lag, mit dem Gemüthe nachzulaufen. Herr Carey schreibt am 10. Dez. 1805 an seinen Freund Fuller: „Das verflossene Jahr war das gesegnetste, das unsere Mission bis jetzt gesehen hat. Wir haben im Oktobermonat 13, im November 5, und im Lauf des verflossenen Jahres 36 neubekehrte Hindus getauft; auch ist mir keine Zeit bekannt, wo

die äußeren Umstände so günstig zur Förderung des Werkes mitgewirkt hätten. Zwei Hindernisse standen uns bisher im Wege, Mangel an tüchtigen Missionsarbeitern, und Mangel an Geld, sie zu unterhalten. Ich hoffe, beide Hindernisse werden in kurzer Zeit mit Gottes Hülfe überwunden seyn. Ein anderer willkommener Umstand, der unsere Wirkungskreise bedeutend zu erweitern verheißt, besteht darin, das die brittische Bibelgesellschaft damit umgeht, in der Mitte der hiesigen christlichen Freunde eine Hülfsgesellschaft aufzurichten, um den Bibeldruck zu unterstützen. Herr Buchanan hat sich mit diesem Anliegen alsobald an den General-Gouverneur gewendet, und die Genehmigung einer solchen Gesellschaft läßt sich mit Gewißheit hoffen. So werden uns die schweren Ausgaben für den Bibeldruck vom Rücken genommen, und wir in Stand gesetzt werden, unsere Einnahmen ausschließend auf die Verbreitung christlicher Erkenntniß unter den Völkern Indiens zu verwenden. Schon haben wir der Gesellschaft fünfzehn Völkersprachen genannt, in welche die heiligen Schriften übersetzt, und mit der Hoffnung eines gesegneten Erfolges ausgebreitet werden könnten. Wir haben Aussicht, daß unser Missionswerk die öffentliche Genehmigung der Regierung erhalten wird. Der Unterricht in der Mahrattensprache ist mir nun gleichfalls im Collegium übertragen, und mir mit dem Titel eines Professors ein gedoppelter Gehalt zugesichert worden." - ...

Seinen Schwestern schrieb Herr Carey am letzten Tage des Jahres 1805: „Wir werden einander wohl in dieser Welt nicht mehr sehen. Blicke ich auf das Werk hin, das vor mir liegt, und auf die lauten Anforderungen, welche mein ganzes Wesen in Bewegung setzen, so würde ich, hätte ich auch einen tausendfachen Körper, so stark wie dieser ist, mir doch nimmermehr den Gedanken gestatten, Euch und meine Freunde im Vaterlande in diesem Prüfungsthale wieder zu sehen. Ich genieße gute Gesundheit, und einen frohen Muth.

Die kalte Witterung setzt mir zu, obgleich ich alle Bequemlichkeiten habe, die das Herz wünschen mag. Aber einen englischen Winter könnte ich doch nicht mehr aushalten. Mehrere unserer bekehrten Hindus besitzen viel Gaben zur Verkündigung des Evangeliums, und sind viel brauchbarer im Missionswerke, als wir. Möge doch der HErr ihre Zahl vermehren, und seine Sache fördern, bis ganz Indien, ja die ganze Welt dem Glauben unterthan geworden ist. Wir sind jetzt mit der Uebersetzung und dem Druck des Bibelbuches in sieben indischen Sprachen beschäftigt, und gedenken in kurzer Zeit in sechs andern Sprachen Indiens uns hineinzuarbeiten."

Seinem Freunde Fuller schreibt Herr Carey unter dem 15. Mai 1806 unter Anderm folgendes: „Das Werk Gottes schreitet allmählig vorwärts unter uns, und wenige Monate gehen vorüber, in welchen nicht neubekehrte Hindus zu der Gemeine hinzugethan werden. Man hat mit Recht öfters bemerkt, daß es nicht möglich seyn dürfte, die ganze Heidenwelt durch europäische Missionarien zum Christenthum zu bekehren, und daß es daher wichtig sey, Nationalgehülfen zu bilden, um diese an solchen Stellen in Thätigkeit zu setzen, auf welchen die Missionarien zuerst den Acker Christi angebaut haben. Aber zwei oder drei Dinge sollten dabei nicht außer Acht gelassen werden, erstlich, daß solche Gehülfen gründlich ausgebildet, und besonders zu einem gesunden Schriftstudium angehalten werden sollten; zweitens, daß die Stellen, auf welche sie zur Arbeit ausgesendet werden, nicht zu weit von den Arbeitsplätzen europäischer Missionarien entfernt seyn sollten, indem sie leicht aus Mangel an Zurechtweisung der Versuchung unterliegen; und endlich sollten die europäischen Brüder so oft wie möglich auf ihren Reisen sie begleiten, um ihnen zu christlicher Selbstständigkeit nach und nach zu verhelfen.

„Das Kap der guten Hoffnung ist jetzt in den Händen der Engländer. Wäre es nicht möglich, daß etwa

alle zehn Jahre ein Mal eine Generalversammlung von Abgeordneten aller christlichen Gesellschaften aus allen vier Theilen der Welt daselbst stattfinden könnte? Die erste Versammlung könnte auf das Jahr 1810 gesetzt werden. Ich bin gewiß, daß etwas dieser Art die gesegnetsten Wirkungen haben würde. Wir würden einander besser verstehen, und in einer Unterhaltung von zwei Stunden besser unsere wechselseitigen Aussichten austauschen, als dieß durch einen Briefwechsel von Jahren nicht geschehen kann.

„Wir sind jetzt mit einer großen Unternehmung, nämlich der Uebersetzung der heil. Schriften in allen Sprachen des Ostens beschäftigt, und schon ist eine ansehnliche Subscription für diesen Zweck in Umlauf, welche bereits über 36,000 Gulden beträgt. Der Druck meiner Sanskrit-Grammatik ist jetzt vollendet. Das war eine schwere Arbeit! Ich bin herzlich froh, daß sie fertig ist."

Es stand zu erwarten, daß eine düstere Wolke bald über diesen heitern Himmel hinüberziehen würde, weil es das Leben des Christen in dieser Welt eben also mit sich bringt. Herr Carey bezeichnet seinen Freunden dieses Ungewitter in einem Briefe vom 2. Sept. 1806: „Sie sind bereits mit unserm Wunsche bekannt, schreibt er, den Einfluß des Evangeliums durch Anlegung verschiedener Missionsstellen im Lande zu erweitern. Eine Bitte um Genehmigung, die wir deßhalb auf mittelbarem Wege an das General-Gouvernement richteten, sollte den Weg hiezu bahnen. Hiezu waren wir um so mehr veranlaßt, da einige neue Gehülfen in Indien angekommen waren, um unsere Reihen zu verstärken. Aber urtheilen Sie selbst, wie groß unser Erstaunen seyn mußte, als wir beim Melden unserer beiden neuangekommenen Brüder auf der Polizei zu Calkutta von den Beamten daselbst erfuhren, es sey ausdrücklicher Wille des General-Gouverneurs, daß wir uns nicht durch Predigten und Unterricht in die Vorurtheile der Ein-

gebornen einmischen, auch weiter keine Bücher unter sie vertheilen sollen, und daß den neubekehrten Einwohnern nimmermehr gestattet sey, ins Land zu gehen, und das Christenthum unter ihrem Volke zu verbreiten. Dieses Verbot ist höchst betrübend für uns, und dieß um so mehr, da sich gerade jetzt die weitesten Wirkungskreise für die Verbreitung des Evangeliums unter den indischen Völkern vor uns aufschließen. Da wir uns jeder Einmischung in politische Gegenstände strenge enthalten haben, so ist uns die Ursache dieser plötzlichen Veränderung völlig unerklärlich. Seit mehr als zwanzig Jahren ist das Evangelium unter den Bewohnern Bengalens verkündigt worden, ohne daß die geringste bürgerliche Störung dadurch veranlaßt worden wäre. Zudem haben deutsche Missionarien auf der südlichen Küste seit mehr als siebenzig Jahren das Christenthum unter den Einwohnern verbreitet, und über 40,000 derselben für die Kirche Christi gewonnen, ohne daß der brittischen Regierung die geringste Gefahr daraus erwachsen wäre. Eine solche Erfahrung sollte doch genügen, um den Staatslenkern Indiens einen sattsamen Beweis in die Hände zu geben, daß sie von der Einführung des Christenthums nichts zu fürchten haben.

„Es will uns schwer werden, in dem vorliegenden Fall den Pfad der Pflicht zu erkennen. Unsere gegenwärtige Lage hat viel Aehnlichkeit mit derjenigen, in welcher sich die Apostel befanden, als ihnen von dem hohen Rath des Landes verboten wurde, nichts weiter von dem Namen Christi zu dem Volk zu reden. (Apost. Gesch. 4, 18.) „Urtheilet ihr selbst, gaben diese zur Antwort, ob es vor Gott recht sey, daß wir euch mehr gehorchen denn Gott?" Ist es Recht, wenn auch wir in dem vorliegenden Falle eine solche Antwort geben? Auf der einen Seite werden durch dieses Verbot die herrlichen Gelegenheiten, das Reich Gottes unter den Völkern Indiens zu pflanzen, unsern Händen entrissen, indeß Tausende unsterblicher Menschenseelen der Gewalt

des Verderbens unterliegen; und auf der andern dürfte leicht ein offenes Widerstreben gegen den Wunsch des General-Gouverneurs eine gesetzliche Verordnung hervorrufen, welche unserer ganzen Missionsthätigkeit auf lange Zeit ein Ende macht. Weichen wir dagegen eine Zeit lang dem Sturme aus, so dürfte er sich bald wieder legen, und wir vielleicht gar die Genehmigung vom Staate erhalten, die wir schon so lang gesucht haben.

„Herr Prediger Brown hatte indeß letzten Sonntag mit einem angesehenen Staatsbeamten eine lange Unterhaltung, welcher sich dahin äußerte, daß die Missionarien zu Serampore immerhin ihre Missionsarbeit daselbst ungestört fortsetzen, auch heil. Schriften verbreiten, und in ihrem Hause christlichen Unterricht ertheilen dürfen, allein sich enthalten sollen, öffentlich auf dem Markt das Evangelium zu verkündigen. Dabei bezeugte dieser Staatsmann, nie eine Klage gegen uns vernommen zu haben, auch sei nie eine solche bei der Regierung eingesendet worden. Viel Besorgniß verursachte derselben die Ankunft unserer beiden Mitgehülfen, und sie hatte Befehl gegeben, daß das Schiff, welches sie nach Indien brachte, dieselben wieder nach Europa zurücknehmen müsse. Indeß ward bald hernach dieser Befehl wieder zurückgenommen, und unsere beiden Brüder, Mardon und Chater, ließen sich zu Serampore bei uns nieder.

„Da wir jetzt für die Mission nichts thun können, so haben wir beschlossen, zu versuchen, ob nicht im birmanischen Reich eine Mission begonnen werden könne. Diese beiden Brüder haben den Ruf dorthin wirklich angenommen, und warten jetzt auf ein Schiff, das sie nach Rangoon bringen soll. Umständlichere Nachrichten über dieses Land finden sich in Obrist Symes Gesandtschaftsreise nach Ava. Dieses große Reich grenzt östlich an Bengalen, aber die hohen, mit dichten Waldungen besetzten Gebirge machen es unmöglich, zu Land dorthin zu kommen. Ich hoffe, der HErr wird es uns gelingen

lassen, auch in dieses Land mit seinem Evangelium einzudringen. Zum Schlusse bemerke ich Ihnen noch, daß seit kurzem mich die Regierung als Lehrer der Sanskrit, Bengalischen und Mahrattensprache mit einer jährlichen Besoldung von 14,000 Gulden angestellt hat. Dieß wird der Mission trefflich nachhelfen."

Indeß fügte es die Huld Gottes also, daß die Stunde der Noth nicht allzulange dauern durfte, denn schon unter dem 14. Okt. 1807 konnte Herr Carey seinem Freunde Fuller folgendes schreiben: „Ich freue mich, Ihnen melden zu dürfen, daß der Sturm vorüber ist. Letzten Dienstag erhielt der Gouverneur zu Serampore ein Schreiben von der Regierung, worin die Fortsetzung unserer Druckarbeiten mit der Bedingung genehmigt ist, daß wir von jeder Druckschrift vor ihrer Vertheilung dem General-Gouvernement ein Exemplar zusenden sollen. Eine so förmliche Zurücknahme früherer Befehle konnten wir durchaus nicht erwarten, und wir werden daher einen feierlichen Danktag für die Befreiung unserer Presse mit einander halten. Ich habe Ursache zu hoffen, daß die noch übrigen Hindernisse allmählig aus dem Wege werden geräumt werden, und vielleicht ist jetzt schon unsere Lage besser, als sie je zuvor war. Wir dürfen uns dabei nicht längnen, daß es viele mächtige Widersacher zu Calkutta gibt, die es gerne sehen würden, wenn das Christenthum ganz und gar aus dem Lande verbannt, und besonders unserm Missionswerke jedes Hinderniß in den Weg geworfen würde. Wir haben daher keinen andern Schutz, als bei unserm Gott; und seit mehreren Monaten liegt mir das Wort des HErrn (Jes. 40, 27. 28.) unaufhörlich in der Seele: „Weißest du nicht, hast du nicht gehöret: der HErr, der ewige Gott, der die Enden der Erde geschaffen hat, wird nicht müde noch matt, sein Verstand ist unausforschlich." Auf diese Weise kann er ja Alles thun, was Noth ist, um seine Kirche zu schützen, zu segnen und auszubreiten.

Unter dem 14. Januar 1808 gibt Herr Carey seinem Freunde Fuller die Nachricht, daß es am 8. Dez. Gott gefallen habe, seine Gattinn durch den Tod zu sich zu nehmen, nachdem sie die letzten zwölf Jahre in der peinlichsten Geistesverwirrung ihr armes Leben zugebracht habe. Auch meldet er demselben, daß ein edler Gönner, Herr W. Grant, in seinem Testamente 24,000 Gulden zur Förderung der Mission, 12,000 Gulden zur Unterstützung der Bibelübersetzung, und noch andere 12,000 Gulden zum Unterhalt eines evangelischen Predigers bei der Missionskirche zurückgelassen habe. „Ich habe kürzlich, fügt er hinzu, in Hinsicht auf die Fortschritte des Evangeliums eine Vergleichung zwischen dem gegenwärtigen Zustande Indiens und der Lage der Dinge, wie ich die Sache fand, als ich vor dreizehn Jahren hier landete, zu machen Gelegenheit gehabt. Als ich damals hier ankam, waren mir nur etwa sechs Männer bekannt, welche die Sache des Evangeliums auf dem Herzen trugen. Wohl waren derselben mehr, aber ich kannte sie eben nicht. Nunmehr sind in Indien umher bereits 32 Verkündiger des Evangeliums zu finden, und das Wort Gottes ist entweder ganz oder dem Anfange nach in zehn Sprachen Indiens übersetzt. Sollte Gott unser Leben fristen, so gedenken wir auch in den noch übrigen Sprachen und Mundarten dieser Völker das süße Evangelium überzutragen. Mit der chinesischen Sprache haben wir bereits den Anfang gemacht. Dieß große Werk der Bibelübersetzung in alle Sprachen der Weltvölker muß zuvor vollendet werden, ehe das Reich Christi die allgemeine Herrschaft auf der Erde gewinnen kann."

In einem spätern Briefe vom 4. Mai d. J. bemerkt er seinem Freunde, daß er sich mit einer frommen christlichen Schwester seines Alters, Miß Charlotte Rumohr, aus einer edlen Familie im Herzogthum Schleswig, zur Ehe verlobt habe, und fügt hinzu: „Das verflossene Jahr war eines der folgereichsten, aber auch zugleich

eines der prüfungsvollsten Jahre meines Lebens gewesen. Ausgezeichnete Beweise von Hochachtung sind mir von Seiten der Regierung zu Theil geworden, und in mehreren schmerzlichen Erfahrungen hat mir der HErr wunderbar durchgeholfen. Sein Name sey dafür hoch gelobet!"

Allein noch ehe er dieses Jahr 1808 schließen durfte, sah er sich in die traurige Lage versetzt, daß seine zweite Gattinn, mit welcher er kaum fünf Monate in der glücklichsten Ehe gelebt hatte, am 8. Dez. ihm durch den Tod von der Seite hinweggerissen wurde; und so zog er nun wieder allein, aber voll Vertrauen auf seinen Gott, der Zukunft entgegen.

Neunter Abschnitt.

Missionserfahrungen. Wachsthum des Missionswerkes in Indien. Carey's Krankheit. Aufrichtung von Freischulen. Calkutta. Kannibalismus auf Sumatra. Vorbereitungsarbeiten für Missionarien. Zerstörung der Druckerpresse zu Serampore. Ausfertigung von Bibelübersetzungen. Missionsstationen. Neue Charte für Indien. Erweiterte Missionsbedürfnisse. Trennung der Missionarien von der Muttergesellschaft. Errichtung einer Agrikulturgesellschaft. Oeffentliche Blätter zu Calkutta. Tod des Missionars Ward. Große Ueberschwemmung. Carey's Arbeiten. Ausdruck seines Gefühls über das Dahinsterben seiner alten Freunde.

Der gegenwärtige Abschnitt, welcher sieben der merkwürdigsten Jahre aus der Lebensgeschichte unseres Freundes umfaßt, ist in zahlreichen Briefen desselben von ihm selbst auf eine so lehrreiche und umständliche Weise gezeichnet, daß es nur einer zweckmäßigen Auswahl einzelner Auszüge aus diesen Briefen bedarf, um ein treues Bild desselben unsern Lesern vor die Augen zu stellen. Herr Carey läßt uns zuerst in einem Briefe

an seine Schwestern vom 9. August 1808 in die unermeßlichen Wirkungskreise hineinblicken, die sich von allen Seiten vor ihm aufschlossen, und die Thätigkeit seiner Liebe in Anspruch nahmen. „Dieser Theil der Welt, schreibt er, ist in Hinsicht auf die Erkenntniß göttlicher Dinge einer unübersehbar großen, unangebauten Wildniß ähnlich. Wohin wir gehen, werden wir Tausende und Hunderttausende unserer Mitmenschen gewahr, von deren Keinem uns selbst das schonendste Urtheil sagen läßt: Dieß ist ein Christ. Oft werde ich von Muthlosigkeit angefallen, wenn ich die Unwissenheit, den Aberglauben und die Lasterhaftigkeit gewahr werde, welche dieses Land überschwemmen, und wenn die ungeheuern Menschenmassen, welche noch nichts vom Worte des Lebens gehört haben, die vielfachen innern und äußern Hindernisse, welche ihrer Bekehrung im Wege stehen, die kleine Anzahl von Arbeitern und die Unvollkommenheiten derselben, so wie den vergleichungsweise geringen Erfolg ins Auge fasse, welcher bis jetzt die Predigt des Evangeliums in Indien begleitet. Dabei liegt der Gedanke Zentnerschwer auf meiner Seele, daß ich selbst wohl noch wenigen unter ihnen nützlich gewesen bin. Als ich zuerst ins Land kam, hatte ich vor Allem eine schwere Sprache zu erlernen, ehe ich mich an das Missionsgeschäft machen konnte. Schon hatte ich mehrere Jahre lang in der bengalischen Sprache das Wort Gottes gepredigt, oder zu predigen geglaubt, als eines Tages ein Mann zu mir kam und mir sagte, daß er mich nicht verstehen könne, indeß meine schmeichlerischen Lehrer mir schon längst ein lautes Loblied über meine Sprachkenntnisse gesungen hatten. Heute noch fühle ich den Eindruck, den das Wort dieses Mannes auf meine Seele gemacht hatte. Ich arbeitete lange, ohne eine Frucht zu sehen, und jetzt fing der HErr zu arbeiten an, und mehrere Hindus wurden getauft. Einige derselben sind eine Zierde des Evangeliums. Ein paar Andere sind im siegreichen Glauben an unsern HErrn von dieser Erde

geschieden. Noch Andere haben mir durch ihren unziemlichen Wandel das Herz durchbohrt. Jedoch ich soll und will nicht klagen; vielmehr will ich mich freuen, daß mir, dem allergeringsten unter allen Heiligen, die Gnade zu Theil geworden ist, zu predigen unter den Heiden den unerforschlichen Reichthum Christi. In einer Woche bin ich jetzt 47 Jahr alt. Der HErr thue ferner mit mir, was seinem Herzen wohlgefällt. In dieser volkreichen Stadt (Calkutta) findet unser Werk viel Ermunterung. Vor zehn Jahren war keiner vorhanden, der das Abendmahl mit uns gefeiert hätte; jetzt vereinigen sich mit uns bei fünfzig theure Brüder und Schwestern am Tische des HErrn.

Seinem Freunde Sutcliff schreibt Herr Carey unter dem 12. August 1809: „Kürzlich brachte mich ein schweres Fieber an die Pforten des Todes; und ein paar Wochen lang schwebte mein Leben in der augenscheinlichsten Gefahr. Ein inbrünstiger Gebetsgeist ward nun über die Gemeinde des HErrn, meiner Schwachheit halben, ausgegossen, und ich glaube, daß ich meine Wiedergenesung als eine Gebetserhörung meiner Freunde zu betrachten habe. Kaum hatte ich die Uebersetzung der alttestamentlichen Schriften in die bengalische Sprache Tags zuvor vollendet, so kam das Fieber herbei. Jetzt bin ich wieder aufgestanden. Möge mir der HErr Kraft verleihen, mit mehr Herzenseinfalt und mit mehr Salbung des Geistes als bisher meine Arbeiten zu verrichten. Die Zahl der wahrheitsuchenden Seelen nimmt zu, und unter diesen befinden sich viele namentlich aus den eingebornen Portugiesen, welche, wenn sie einmal für das Werk Christi gewonnen sind, später demselben die nützlichsten Dienste leisten können. Diese Leute reden nicht nur die Sprachen des Landes fertig, sondern sie stehen auch der Denk- und Lebensweise der Eingebornen näher, als dieß bei einem Europäer je der Fall werden kann. Ich bitte Sie, uns doch Sämereien aller Art aus England zuzusenden. Die gemeinsten Blumen des

Vaterlandes, deren Samen jeder Knabe um ein paar Pfenninge Ihnen sammelt, haben für mich einen großen Werth. Die amerikanischen Freunde sind in diesem Stück viel mittheilsamer, als unsere englischen. Obgleich ich bis jetzt hier in Calkutta ein paar Loth Kohlkopfsamen kaum um 25 Gulden zu kaufen vermochte, so konnte ich es bis jetzt doch nicht dahin bringen, von allen meinen Freunden in England auch nur eine Unze dieses Samens herauszuzwingen. Bessern Sie sich in diesem Stück. — Die Bibelgesellschaft hat uns für die drei folgenden Jahre jedes Jahr eine Unterstützung von 12,000 Gulden für den Bibeldruck zuerkannt, und uns abermals zu Mitgliedern des korrespondirenden Kommittee ernannt."

„Es sind nun bald 17 Jahre verflossen, schreibt er unter dem 24. Mai 1810, seitdem ich das Vaterland verließ, um mich in diesem Lande anzusiedeln. Seit dieser Zeit war ich Zeuge einer erstaunlichen Reihe von Veränderungen, welche der Sache Gottes in diesem Lande eine ganz neue Gestalt gegeben haben. Dieses ganze Werk wurde indeß von Gott auf eine so geheimnißvolle Weise geführt, daß es schwer seyn dürfte, irgend einen besondern Umstand herauszuheben, von welchem einer von uns sagen könnte: Dieß ist durch mich geschehen. Unser gemeinsames Werk ist in dem Zusammenwirken Aller so zusammengeflossen, daß die Wirksamkeit des Einzelnen mit ihrem Erzeugnisse in diesem Bilde nicht besonders herausgehoben werden kann. Wir sehen die Wirkungen, und Jeglicher von uns freuet sich derselben, und dennoch vermag keiner von uns zu sagen, Das habe ich gethan! Oft kommt mir vor, das Werk Christi sey unter meinen Händen mehr gehindert als gefördert worden; und oft fühle ich mich ganz ausgeleert von jeder Tauglichkeit zu dem heiligen Werke des Amtes, das die Versöhnung predigt. Eine natürliche Trägheit für geistliche Unterhaltung, ein stetes Umherschweifen meiner Gedanken, eine ungewöhnliche Leerheit an geistiger Kraft, so wie ein großes Vorherrschen un-

geheiligter Triebe, wozu jetzt noch eine Abnahme meines Gedächtnisses hinzukommt, haben mich lange Zeit niedergedrückt, und mich überzeugt, daß ich für das evangelische Predigtamt eben gar untauglich bin. Seit Jahren habe ich mich so fortgeschleppt, und sah mich genöthigt, mir täglich eine strenge Arbeitsregel vorzuhalten, und von einer Stunde zur andern aufs neue anzufrischen, um nur mein Zurücksinken in Geistesträgheit zu verhindern. Betrachtungen dieser Art schlagen oft meinen Muth nieder, und bereiten mir viel innern Kummer. Dennoch ist es mein sehnliches Verlangen, mich ganz, so wie ich bin, Gott und seinem Werke hinzugeben, und meine Tage in seinem Dienste zuzubringen."

„Ich danke Gott, schreibt er in einem spätern Briefe vom 24. Okt. 1810 an Dr. Ryland, daß unsere Missionsangelegenheiten in einem gedeihlichen Zustande sich befinden. Letzten Donnerstag kamen zwanzig heilsbegierige Hindus zu mir, welche der Gemeinde Christi einverleibt zu werden verlangen. Dieß ist für uns sehr ermunternd, besonders da ich seit ein paar Monaten unter unsern heidnischen Zuhörern um mich her blickte, und kaum einige finden konnte, für welche ich einige Hoffnung zu fassen wagte. Wahrlich, der HErr thut große Dinge für diese Hauptstadt; und obgleich der Unglaube noch das Steuerruder führt, so ist doch in manchem Hause der Christenglaube der Gegenstand der Unterhaltung geworden. Wir haben für portugiesische Töchter eine Freischule aufgerichtet, so wie wir für Knaben dieser Nation schon früher eine ähnliche eröffnet haben, in welcher bereits mehr als 70 derselben unentgeldlichen Unterricht empfangen. Kaum hatten die europäischen Damen dieser Stadt von einer solchen Mädchenschule gehört, so war alles unter ihnen in Bewegung, um thätige Hand an dieselbe zu legen."

Ueber die Missionsgehülfen, welche nach und nach aus dem Kreise der neubekehrten Hindus herausgebildet

wurden, enthalten die Briefe des Herrn Carey um diese Zeit mancherlei erfreuliche Nachrichten. In einem derselben schreibt er vom Ende des Jahres 1811 an Herrn Sutcliff: „Was die Arbeiten unserer Nationalgehülfen betrifft, so kann ich Ihnen manches Erfreuliches über dieselben mittheilen, obgleich auch einige Fälle vorhanden sind, welche unsern Herzen Kummer machen. Zwei derselben nennen sich Krischna, einer von diesen, der Erstling unter unsern Getauften, arbeitet zu Calkutta, und der Andere, John Peter, hat zu Ballassore seinen Wirkungskreis gefunden. Ersterer ist ein großer Segen für seine Volksgenossen in der Hauptstadt; er ist jetzt ein wohlunterrichteter, eifriger, beharrlicher, und ich darf hinzufügen, beredter Diener des Evangeliums geworden, der in der Hauptstadt und ihren Umgebungen jede Woche zwölf bis vierzehn Mal das Evangelium seinen Volksgenossen verkündigt. Sebukran, ein anderer ehrenwerther Knecht Christi, arbeitet gleichfalls zu Calkutta, und steht unserm Krischna an Fleiß und Eifer nicht nach. Beiden, so wie uns, sind auch die Gefängnisse geöffnet, in welche wir das Licht, die Zucht und den Trost des Christenglaubens hineinzutragen versuchen. Die wachsende Anzahl der aufmerksamen Zuhörer erfüllt mein Herz mit Freude und mit Dank gegen Gott. Ich selbst kann mich leider nur wenig mit ihnen beschäftigen, aber ich sehe ein Werk heranwachsen, das meine Seele mit Wonne erfüllt. Jeden Donnerstag Abend kommen Leute zu mir, welche ernstlich nach der Wahrheit fragen. Die einfachen Bekenntnisse ihres sündlichen Zustandes, die ungeschminkten Erklärungen über ihre frühere Unwissenheit, der Ausdruck ihres Vertrauens auf Christum, und ihre Dankbarkeit gegen Ihn, so wie die Schilderungen ihrer innern sittlichen Kämpfe, welche nicht selten von einem Thränenstrome unterbrochen werden, stellen bisweilen einen Auftritt dar, von dem Sie sich kaum eine richtige Vorstellung zu machen vermögen. Zugleich werden an jedem Abende der Woche

Gebets- und Erbauungsversammlungen gehalten, welche von den Hindus fleißig besucht werden, so daß der heilige Sauerteig nach und nach seinen heilsamen Einfluß unter der Volksmasse verbreitet.

„Br. Charter gedenkt jetzt zu Palambang auf der Insel Sumatra eine Missionsstation aufzurichten. Dieß ist ein wichtiges Unternehmen, und ich zweifle nicht, daß er Treue, Fleiß und Eifer dabei beweisen wird. Sumatra bietet wichtige Wirkungskreise für Missionsthätigkeit dar. Herr Parr, der früher auf dieser Insel eine bedeutende Stelle bekleidete, versicherte mich, die entschiedensten Gründe dafür zu haben, daß die Bewohner derselben Kannibalen seyen. Indeß hörte ich erst vor 14 Tagen von einem Reisenden, der allen Glauben verdient, eine Nachricht über dieselben, die alles übertrifft, was ich noch je von Kannibalen vernommen habe. Als er mit einem Knaben bei uns auf Besuch war, fragte er mich, können Sie sich denken, wie ich zu diesem Knaben gekommen bin? Als ich vor einiger Zeit auf der Ostküste Sumatra's landete, wurde zufällig meine Aufmerksamkeit auf drei kleine Knaben hingelenkt, welche vor mir standen. Ich fragte nun einen Malaien, wer sie seyen, und dieser gab mir sogleich zur Antwort, sie seyen von einer benachbarten Insel gestohlen worden, und bestimmt, an die Battas als Futter verkauft zu werden, nachdem man sie zuvor gemästet habe. Ich fragte nach ihrem Preise, und man nannte mir 150 Thaler. Alsobald lief ich an Bord des Schiffes, um das Lösegeld zu holen, und nahm sie mit mir. Wahrlich, die Gegner der Mission werden es kaum zweifelhaft finden, ob es an der rechten Stelle sey, Missionarien nach dieser Insel zu senden."

Die Blicke des Herrn Carey erweiterten sich mit jedem Jahre, so wie er tiefer in die Bedürfnisse des Volkes mit seinem Geiste eindrang, und es waren ungeheure Plane des Wohlthuns, welche im Gebiete seines Herzens sich entfalteten. Nichts war ihm zu groß,

und nichts zu schwer, was er nicht bereitwillig unternahm, um im Dienste des Evangeliums seinen Brüdern in der Welt nützlich zu werden. So schreibt er unter dem 10. Dez. 1811 an seinen Freund, Dr. Ryland: „Da mich mein Beruf nöthigt, mich mit mancherlei Sprachen zu beschäftigen, so ist es mir Gewohnheit geworden, ihre Eigenthümlichkeiten, Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten unter einander zu vergleichen, und ein klares Bild ihres innern Baues aufzufassen. Ich habe daher über drei dieser Sprachen, die Sanskrit, die Bengalische und die Mahrattensprache eine Sprachlehre entworfen, und durch den Druck bekannt gemacht. Auch die andern indischen Sprachen gedenke ich grammatisch zu bearbeiten. Sprachlehren über die Telinga- und die Seikhsprache habe ich bereits ausgefertigt, und sie bebefinden sich im Druck; auch habe ich nunmehr die Bearbeitung der Orissasprache begonnen. Diesen gedenke ich mit der Zeit Sprachlehren über die Carnata, Caschmirische, Nepaul, und vielleicht auch Assamsprache hinzuzufügen. Ich gebe jetzt ein Wörterbuch der bengalischen Sprache heraus, das ziemlich vollständig werden soll; denn schon sind 256 Quartseiten gedruckt, und noch sind die Wörter des ersten Buchstabens nicht vollendet. Indeß muß bemerkt werden, daß dieser Buchstabe im Bengalischen mehr Wörter in sich faßt, als je zwei andere dieses Alphabets. Ich gehe damit um, und habe schon seit geraumer Zeit Materialien dazu gesammelt, um ein allgemeines Wörterbuch aller orientalischen Sprachen auszuarbeiten, welchem das Sanskrit zu Grunde liegt, an das sich alle von demselben abgeleitete Töchtersprachen anschließen, denen zugleich die entsprechenden hebräischen und griechischen Wörter beigefügt werden sollen. Ich wünsche sehr, zum Behuf künftiger orientalischer Bibelübersetzer dieses Werk als Vorarbeit vollenden zu können, da vielleicht im Laufe eines Jahrhunderts für die Bearbeitung eines solchen Werkes so treffliche Gelegenheiten, wie sie mir zu Gebote stehen, nicht leicht wiederkehren dürften."

Unter diesen zerstreuenden Beschäftigungen ging das Gefühl der Dankbarkeit für die Segnungen Gottes, und der Blick auf den großen Endzweck seines Lebens nicht in seiner Seele unter. Er schreibt unter dem 11. März 1812 an einen seiner Freunde:

„Ich genieße einer guten Gesundheit, und fühle mich glücklich. Drei meiner Söhne sind Glieder unserer Gemeinde, und zwei andere derselben am Werke des Amtes beschäftigt. Wie deutlich sagt mir doch meine tägliche Erfahrung, daß es Wahrheit ist, was der HErr verheißen hat: Wer alles Erdengut um meines Namens und des Evangeliums willen hingibt, der wird es hundertfältig wiederfinden. Segnungen von noch unendlich höherm Werth sind mir im Dienste Christi zugeflossen. Ich habe sehen dürfen, wie das Wort Gottes Wurzel faßt in diesem Lande, so daß zu dieser Missionsstelle bereits eilf Gemeinden im Lande gehören, und zwei bis drei andere sich zu bilden im Begriffe stehen. Einige dieser Häuflein befinden sich freilich noch im Zustande der Kindheit, andere sind zu 40, 70 und selbst zu 150 Mitgliedern herangewachsen."

Einem seiner Verwandten, Eustatius Carey, welcher Missionsgedanken in seiner Seele trug, schrieb er unter dem 12. März 1812: „Du magst als Missionar nach Indien kommen oder nicht, so darfst du gewiß glauben, daß die Verkündigung des Evangeliums der wichtigste Beruf ist, den Du auf der Erde erwählen kannst. Umfasse ihn mit dem Gefühl demüthiger Abhängigkeit von Gott, mit dem einfältigen Blick auf seine Verherrlichung, und Er wird es dir an seinem Segen nicht mangeln lassen. Wem der HErr die erforderliche Tauglichkeit für dieses Werk gegeben hat, der ist verpflichtet, sich demselben zu widmen. Es steht nicht in seiner Wahl, ob er soll oder nicht, so wenig es in der Wahl der Christengemeinde steht, ob sie ihn als Verkündiger des Evangeliums den Heiden zusenden sollen, oder nicht. Thut sie's nicht, so liegt die Schuld auf

ihr. Das Bedürfniß nach Arbeitern ist in unsern Tagen unendlich groß. Wenn 50,000 derselben in diesem Augenblick kämen, so würden sie doch noch so dünne umher zerstreuet seyn, daß man sie kaum bemerken würde. Wahrlich die Ernte ist groß, aber der Arbeiter sind noch gar zu Wenige.

Diesen Seiten der Erquickung vor dem Angesichte des HErrn sollte in Carey's Leben bald wieder eine Prüfungsstunde folgen, und zwar die schwerste, welche ihn bisher betroffen hatte. Er selbst nennt sie uns in einem Briefe an Herrn Fuller vom 25. März 1812: „Die Hand unseres Gottes, schreibt er, hat uns in der letzten Zeit auf der schmerzhaftesten Seite angegriffen. Der arme Bruder Chamberlain ist innerhalb weniger Monate aller seiner Kinder, drei derselben, durch den Tod beraubt worden. Bruder Mardon hat seine Gattinn, und in der letzten Woche sein jüngstes Kind verloren. Br. Ward beweint eine geliebte Tochter, und Br. Marschmann einen theuern Sohn, welche der HErr zu sich gerufen hat; und in der verflossenen ist unsere Druckerei mit allem, was sich darin befand, vom Feuer verzehrt, und uns dadurch ein Schaden von wenigstens 75—80,000 Gulden verursacht worden. Leider sind bei diesem Brande mehrere wichtige Manuscripte zu Grunde gegangen, und ich habe zwölf Monate angestrengt zu arbeiten, um wieder zu ersetzen, was das Feuer verzehrt hat. Zum Glück ist dabei kein Leben verloren, und unsere Druckerpressen sind gerettet worden. Der Verlust der übersetzten Manuscripte in der Telinga-, Carnata-, Scheikh-, Sanskrit- und Assamsprache ist wohl dabei am empfindlichsten; aber wenn man, wie sauer man auch dazu kommen mag, einen Weg zum zweiten Mal zurücklegen soll, so thut man dieß doch mit größerer Sicherheit, als es das erste Mal geschah; und ich darf hoffen, daß das Werk an seinem wahren Werthe nichts verlieren wird. Wir müssen eben wieder von vorne an beginnen, und sind deßhalb nicht muthlos. Wirklich

habe ich mich auch bereits daran gemacht, die verlornen Manuscripte aufs neue auszuarbeiten, und ich darf hoffen, Druckmaterialien bereit zu haben, sobald unsere Pressen wieder aufgerichtet, und neue Schriften gegossen seyn werden. Seyd stille, und erkennet, daß ich Gott bin! Diese Worte des Psalmisten (Ps. 46, 10.) haben mir durch diese Noth kräftig durchgeholfen."

Einem andern Freunde in England, dem Prediger Robert Hall, dem er um diese Zeit in einem Briefe die gleichen Trübsale kurz erzählt, fügt er noch in wenigen Worten bei: „Aber lassen Sie uns nicht blos auf die Schatten-, sondern auch zugleich auf die Lichtseite dieses Gemäldes schauen. Wir haben jetzt zwölf Gemeinlein, welche zu dieser Mission gehören, nämlich drei in Hindostan, zu Agra, Digga und Patna; fünf in Bengalen, zu Dinagepore, Gomalti, Cutwa, Jessore und Serampore, zu welch letztern noch die Gemeinde der Neubekehrten in Calkutta gehört; eine im Reiche Orissa; eine zu Rangoon im Birmahnenlande; eine auf der Insel Java, zu Samarang; und eine auf der Insel Mauritius (Bourbon). Mehrere derselben befinden sich in einem gedeihlichen Zustande, andere sind schmachtend und niedergedrückt. Wir haben die Aussicht, bald noch einige andere aufrichten zu dürfen."

In England sowohl als in Bengalen selbst erwachte jetzt ein großer und heilsamer Eifer, den erlittenen Schaden der Baptistenmission möglichst bald wieder gut zu machen; und dieser Eifer, der solcher Aufregung bedurfte, mußte mächtig dazu beitragen, die Verbreitung des Evangeliums in Indien zu fördern. Herr Carey schreibt hievon an seinen Freund Fuller unter dem 30. Juli 1812: „Wir haben bei dieser Gelegenheit die zärtlichste Theilnahme vieler unserer Freunde zu Calkutta erfahren, welche hervortreten, um unsern Verlust zu ersetzen. Herr Prediger Thomason ließ alsobald eine Subscriptionsliste herumgehen, welche bereits mehr als 8500 Gulden Beiträge in sich faßt. Gleich nach dem

Tage des Brandes haben wir angefangen, die Druckerei aus dem Aschenhaufen wieder aufzurichten, und die Schriften wieder gießen zu lassen, so daß wir bereits wieder in sieben Sprachen Indiens den Druck beginnen können, und hoffen dürfen, am Ende dieses Jahres wieder im vollen Besitz des Verlornen zu seyn. Ich arbeite nunmehr neunzehn Jahre am Werke der Mission, und es scheint mir, als seyen wir nur erst durch die ersten Bollwerke hindurchgedrungen, welche dem Evangelium den Zutritt zu den Völkern Indiens versperren."

In einem Briefe vom 15. März 1813 fügt er demselben Freunde folgendes hinzu: „Nie war ich so angestrengt beschäftigt, wie jetzt. Ich habe so eben meine Telingasprachlehre für die Druckerpresse zubereitet, indeß der letzte Bogen der Pundschabigrammatik unter der Presse sich befindet; auch ist die Grammatik für die Carnatasprache beinahe vollendet. Ich mache mich nun daran, die nöthigen Materialien für die Bearbeitung der Caschmire-, Puschto- und Bilotschisprachen vorzubereiten, und zugleich nimmt das bengalische Wörterbuch einen großen Theil meiner Zeit in Anspruch. Ich freue mich des Werkes, und finde hohen Genuß in der Beschäftigung mit demselben, obgleich meine Arbeit blos darin besteht, die ersten Steine aus dem Wege zu lesen, und Materialien zu sammeln für die Arbeit derer, welche nachkommen werden. Ich habe hohe Ursache, dem HErrn dankbar zu seyn; denn ich genieße im Kreise meiner Familie, so wie in meinem Berufe eine Fülle von Segnungen, welche ich Armer nimmermehr erwarten durfte. Das Werk des HErrn rückt vorwärts; die Gemeinde zu Calkutta ist jetzt sehr groß geworden, und wächst mit jedem Tage. Die Mission hat, ihrer schweren Verluste ungeachtet, kräftige Unterstützungen gefunden, und die Druckarbeiten sind nach dem Verfluß eines Jahres in ungleich größerem Umfange begonnen worden, als dieß je zuvor der Fall war. Dabei können wir nicht erwarten, ohne Leiden durch diese Welt hindurch zu

kommen; nur kommt Alles darauf an, daß wir unsere Herzen in stiller Geduld fassen, und unsere Sorgen auf Den werfen, welcher für uns zu sorgen verheißen hat."

Eine neue entscheidungsvolle Epoche fing um diese Zeit für die Kulturgeschichte der indischen Völker an, indem durch merkwürdige Parlamentsverhandlungen in England so manche drückende Fesseln der bürgerlichen Verfassung Indiens gelöst, und durch den Entwurf einer neuen freisinnigern Charte neue Wege für die geistige und sittliche Entwicklungsgeschichte derselben geöffnet wurde. Diesen Umstand berührt Herr Carey kurz in einem Briefe an seine Schwestern vom 3. August 1814: „Hohe Freude, schreibt er, bereitet meinem Herzen der Sieg, welchen die Sache Gottes in den letzten Parlamentsverhandlungen bei der Erneurung der Charte über die Gegner derselben davon getragen hat. Ich wundere mich über die nackte Unverschämtheit, womit das Missionswerk von denselben angegriffen wurde; aber sie sind auch dafür mit Schmach und Schande zurückgewiesen worden. Die Sache des Bibelbuches und der Mission ist eine Sache Gottes, und wird am Ende, zur Schande derer, die sich ihr in den Weg stellen, siegen. Freudig blicke ich auf die Völker nach allen Richtungen umher, ich sehe bereits in 25 Sprachen derselben angefangene oder vollendete Bibelübersetzungen in unserm Hause liegen, und hoffe, alle übrigen Sprachen der indischen Völker in kurzer Zeit umfassen zu dürfen, bis sie alle in ihren Zungen die großen Thaten Gottes vernehmen dürfen."

In einem spätern Briefe zählt Herr Carey 26 Uebersetzungen der neutestamentlichen Schriften namentlich auf, welche zum Theil bereits vollendet, zum Theil in Arbeit unter seinen Händen lagen, und fügt hinzu: „Wie froh wäre ich, wenn es mit meiner Seele eben so gut stünde, wie mit meinem Körper. Ich glaube, dem HErrn Jesu mein Vertrauen geschenkt zu haben, und ich weiß täglich nichts anderes zu thun, als meine arme Seele diesem

Heilande der Sünder zur Pflege und Bewahrung hinzugeben; aber was ich am meisten beklage, ist der Mangel an Liebe zu Christo, den ich täglich in mir empfinde. Jene Inbrunst des Geistes, welche so manche Kinder Gottes fühlen, jene beständige Uebung in den Wegen Gottes, jener Hunger und Durst nach Gerechtigkeit, welcher die Seele des Christenthums ausmacht, ist mir kaum bekannt, und wenn ich sie dem Anfange nach fühle, so dauern sie zu kurz, als daß ich sie als einen wesentlichen Bestandtheil meines Charakters betrachten könnte. Ich lebe ein mechanisches Leben dahin; gehe jeden Tag von einer Arbeit zur andern über, ohne dabei jener innern Geisteskraft mir bewußt zu seyn, welche die Uebung der Pflicht zum seligen Genusse macht."

Mit jedem Jahre schloß sich dem Geiste unseres vollendeten Freundes die Welt mit ihren zahllosen sittlichen Bedürfnissen und Ansprüchen auf die Menschenliebe immer weiter auf; und dieß ist eben der große geistige Gewinn, welchen die genauere Bekanntschaft mit der Missionssache einbringt, daß sie das geeignetste Mittel ist, die schmählichen Fesseln der beengenden Selbstsucht zu lösen, und einen großartigen Sinn in das Herz des Menschen zu pflanzen, dem nichts, was Mensch heißt, und den Menschen betrifft, fremde bleiben darf. „Blicke ich auf die ungeheuern Länderstrecken umher, schreibt er unter dem 14. Okt. 1815 an Dr. Ryland, die sich im Osten vor uns aufschließen, so möchte ich unsere theuern Brüder in England angelegentlich bitten, nicht durch einen kleinkrämerisch zugeschnittenen Plan die Anzahl der bestehenden Missionsstationen nach dem Maaßstabe zu verringern, den das Rechnungsergebniß Ihrer Gesellschaft Ihnen darbieten dürfte, sondern ihre ganze Aufmerksamkeit vielmehr darauf zu lenken, die Mittel ihrer jährlichen Einkünfte zu vermehren, um den dringenden Anforderungen zu genügen, welche die Vorsehung an Sie macht. Sind nur Ihre Missionsentwürfe weit und groß genug, so wird auch das christliche Pub-

likum seine Beiträge darnach einrichten; ziehen Sie aber dieselben zusammen, so wird in demselben Verhältniß auch Ihre jährliche Einnahme sich unvermeidlich verringern. Die Uebersetzungen heiliger Schriften sind nunmehr so zahlreich geworden, daß das Werk eine hohe Bedeutsamkeit hat. Unter der gnädigen Leitung Gottes haben wir durch sorgfältige Bemühungen zu Serampore nunmehr eine bedeutende Anzahl von Sprachgelehrten aus allen Theilen Indiens zusammengebracht, welche sich mit dem Uebersetzungswerke beschäftigen, und die, würden sie entlassen, nicht leicht wieder in dieser Weise vereinigt werden könnten. Diese Männer machen die erste rohe Uebersetzung der heiligen Schriften in ihre besondern Volkssprachen, indem einige die bengalische, andere die hindostanische, und wieder andere die Sanskrit-Uebersetzung des Neuen Testamentes zur Unterlage haben, je nachdem sie die eine oder die andere am besten verstehen. Sie gehen mit einander und mit andern Punditen dabei zu Rathe, welche seit einer Reihe von Jahren als Korrektoren bei der Presse angestellt sind, und die heil. Schriften beinahe auswendig kennen. Auf diese Weise gewinnen wir das sichere Idiom jeder einzelnen Sprache, worauf ich das Ganze prüfe, und die Veränderungen, welche erforderlich sind, dabei mache. Am Ende werden Männer aus jedem einzelnen Volke herbeigezogen, um die Probe mit ihnen zu machen, ob sie die Uebersetzung wirklich richtig verstehen. Die Zahl der indischen Sprachen ist ungleich größer, als ich und Andere bisher gedacht haben, indem wir von der Voraussetzung ausgingen, daß im Norden und Westen Indiens die Hindu- oder hindostanische Sprache allgemein gesprochen werde. Aber was wir bisher blos für eine Varietät von Mundarten derselben gehalten haben, das sind wirklich verschiedene Sprachen; freilich immerhin demselben Mutterstamme, dem Sanskrit, entsprossen, aber doch in ihrem innern Bau und ihren Wortendungen so verschiedenartig gebildet, daß die Bewohner der

benachbarten Länder sie nicht verstehen. Die Gleichheit des Wörtervorrathes in allen diesen Sprachen macht es mir indeß vergleichungsweise leicht, die Richtigkeit der Uebersetzungen zu beurtheilen, und mir daher die Lösung einer Aufgabe möglich, welche demjenigen, welcher mit dem Sanskrit und den abweichenden Beugungen der verwandten Sprachen nicht bekannt ist, geradezu unmöglich seyn würde."

Leider traten von dem Jahr 1817 an mitten im blühendsten Fortgange des Missionswerkes zwischen den Missionarien zu Serampore und der Muttergesellschaft in England Mißverständnisse ein, welche am Ende eine Trennung beider Theile herbeiführten. Die Muttergesellschaft drückte nämlich den Wunsch aus, daß das Missionseigenthum zu Serampore in ein engeres Aufsichtsverhältniß zu ihr gestellt, und daß zu diesem Zweck in den Verein der dortigen Missionarien einige englische Freunde zu Calkutta als Mitverwalter dieses Eigenthums zugelassen werden möchten. Mit diesem Vorschlage waren die Missionarien zu Serampore nicht einverstanden, und sie veranlaßten daher die dänische Regierungsbehörde daselbst, eine in ihrem Sinne verfaßte Besitzurkunde über das Missionseigenthum auszufertigen, mit deren Inhalt die Muttergesellschaft ihrerseits sich nicht zu verständigen vermochte. Nun folgten eine Zeitlang gegenseitige Erörterungen über diesen zarten Gegenstand, welche das entstandene Uebel zwar milderten, und in seinem Fortgang eine Zeitlang stille stellten, aber doch die Hauptfrage unaufgelöst ließen. Es konnte dabei nicht fehlen, daß das wechselseitige brüderliche Vertrauen, auf welchem der gesegnete Bestand eines Missionswerkes allein ruht, nothwendig Schaden leiden mußte; und da noch andere ökonomische Schwierigkeiten im Verlauf der Zeit hinzu traten, so gelangten die Missionarien zu Serampore im Jahr 1827 zu dem Beschlusse, ihre bisherige Verbindung mit der Muttergesellschaft in England aufzulösen.

An Herrn Dr. Ryland schreibt derselbe unter dem 23. Okt. 1820: „Ich gehe seit einiger Zeit damit um, eine Gesellschaft für den Landbau in Indien aufzurichten. Die Gemahlinn des General-Gouverneurs, Lady Hastings, ermunterte mich zu solchem Versuche, und so wurde am 14. Sept. ein Agrikulturverein errichtet, welcher bereits etwa 50 Mitglieder zählt. Mehrere der wohlhabendsten Hindus sind demselben beigetreten, und ich darf hoffen, daß er wohlthätig für das Land wirken, und die Zeit vorbereiten wird, wo die Einwohner, nach der Verheißung, ihre Schwerter in Pflugscharen, und ihre Speere in Sicheln verwandeln werden. Vor einiger Zeit übersandte der König von Dänemark den Brüdern Marschmann, Ward und mir mit einer goldenen Medaille für Jeglichen von uns ein eigenes Handschreiben, in welchem Ihre Majestät Ihre wohlwollende Billigung unserer Arbeiten ausdrückt, und unserm Hindukollegium zu Serampore ein öffentliches Gebäude zuweist, welches zuvor einer der Staatsbeamten bewohnt hatte."

In einem andern Briefe vom 4. Juli 1822 meldet Herr Carey seinem Freunde Ryland, daß die vollkommenste Eintracht zwischen ihnen und den Missionarien anderer Kirchengemeinschaften stattfinde, und daß der Segen Gottes auf allen ihren Arbeiten ruhe. „Eine große Veränderung, fügt er hinzu, hat in den Umständen der Eingebornen stattgefunden. Es werden jetzt zu Calkutta drei Zeitungen in bengalischer, und eine in persischer Sprache gedruckt. In diesen werden von den Eingebornen selbst gar mancherlei, das Heidenthum und das Christenthum betreffende Gegenstände öffentlich besprochen, und Thatsachen über die Gräuel des Götzendienstes ans Licht hervorgezogen, welche sonst nie zur öffentlichen Kenntniß gelangt wären. Eine rege Begierde, Freischulen für das Volk zu errichten, nimmt immer mehr unter den Eingebornen zu, und die einflußreichsten

Führer derselben nehmen in Gemeinschaft mit menschenfreundlichen Europäern thätigen Antheil an denselben."

Ueber mehrere schmerzliche und erfreuliche Erfahrungen gibt Carey in einem Briefe an seinen Freund Ryland unter dem 18. Juli 1823 folgende Nachricht: „Wohl haben Sie schon vernommen, daß unser Bruder Ward gestorben ist. Wie sein Leben, so war auch sein Ende, eine Zierde des Evangeliums, das er bekannte. Aber sein Verlust fällt uns schmerzhaft. Noch schmerzlicher ist für mein Vaterherz die Erfahrung, daß mein Sohn Felix schnell aus dieser Welt abgerufen wurde. Er leistete uns bei der Korrektur der Bibelübersetzungen sehr nützliche Dienste, und diese Arbeit fällt nun wieder auf mich zurück. Auch der wackere Missionar Schröter, welcher in den Diensten der bischöflichen Missionsgesellschaft stand, ist frühe schon in die ewige Ruhe eingegangen. Er hinterließ viele Schriften, welche mir jetzt zur Durchsicht und Vorbereitung für die Presse übergeben sind. Sie bestehen meist aus zerstreuten Materialien für eine Sprachlehre und ein Wörterbuch der thibetanischen Sprache. Zudem wurde mir von der Regierung zu meinem bisherigen Berufe noch ein neues Amt übertragen, nämlich die Regierungsverordnungen aus der englischen in die bengalische Sprache zu übersetzen."

In einem andern Briefe vom 22. Dez. d. J. meldet er seinem Freunde einen unglücklichen Fall, der einen seiner Füße schwer verletzte, so daß er mehrere Wochen lang das Lager hüten mußte. „Während ich im Okt. das Bett hütete, schreibt er, kam eine solche Wassermasse von den westlichen Hügeln herab, daß das ganze Land auf eine Strecke von mehr als 40 Stunden in die Länge und Breite von derselben gänzlich überschwemmt wurde. Der Ganges breitete sein Gewässer nach allen Richtungen hin aus, und auch Serampore stand acht Tage lang unter Wasser, so daß auf diesem großen

Landesbezirke alle Wohnungen der Eingebornen zusammenstürzten, ihre Viehheerden weggeschwemmt würden, und die Einwohner nur auf den Hügeln und auf Bäumen ihre Rettung finden konnten, auf denen Tausende vom Hunger verzehrt wurden. Missionar Jetter sprach auf seiner Rückreise von Burdwan bei uns ein, und machte uns die schmerzlichste Schilderung von dem grenzenlosen Jammer, den diese Wasserfluth über die ganze Gegend verbreitet hat. Er selbst mußte drei Tage lang Hunger leiden, ehe er einen Bissen erhalten konnte.

„Das Missionswerk ist ausgebreiteter, und wie ich glaube segensreicher, als es je zuvor war. Es sind nun auch Arbeiter von andern Kirchengesellschaften bei demselben angestellt, und ich freue mich, sagen zu dürfen, daß wir in zarter Liebe in dem Werke des HErrn verbunden sind, und einander gerne in die Hände arbeiten. Auch Töchterschulen sind nunmehr aufgerichtet worden, und finden Unterstützung."

In einem Briefe vom 6. Juli 1824 meldet er seinem Freunde Ryland, daß er in Folge seines letzten schweren Falles sechs Monate lang nicht ohne Hülfe der Krücken sich habe fortbewegen können; dabei aber zum Preise Gottes im Stande gewesen sey, mit dem Strome seiner vielen Arbeiten von einem Tage zum andern fortzuschwimmen. „Neben ihnen, schreibt er, hatte ich auch noch den zweiten Band von Roxburgh's Flora Indica in der Herausgabe zu besorgen, welcher jetzt im Druck fertig ist. Während ich zu Hause eingesperrt war, wurde ich einstimmig zum Präsidenten der Gesellschaft für Belebung des Ackerbaues in Indien erwählt; und da schon vor zwei Jahren eine offizielle Vorstellung an die Regierung gemacht worden war, daß der Mangel an Zimmerholz im Lande so groß sey, daß dem vorliegenden Bedürfniß an Bauholz nicht mehr abgeholfen werden könne, so wurde ich zum Mitglied einer Pflanzungskommittee erwählt, welche die Mittel zu berathen hat, diesem Uebelstande abzuhelfen. Es sind daher Plane

entworfen worden, wie neue Waldungen in Indien angelegt, und auf welche Weise die alten erhalten werden mögen."

Eine tiefe Wunde schlug um diese Zeit seinem Herzen der Umstand, daß nach und nach einer seiner Freunde um den andern, mit denen er bisher einen ermunternden Briefwechsel geführt hatte, durch den Tod von dieser Welt abgerufen wurde. Schon vor einiger Zeit war sein theurer Freund, Herr Prediger Fuller, gestorben, der dreißig Jahre zuvor einen so innigen Antheil an der Bildung der Baptisten-Missionsgesellschaft genommen und welcher durch fortgesetzte Thätigkeit innerhalb dieses langen Zeitraumes seinen treuen Sinn für die Beförderung des Werkes Christi im Heidenlande vielfach bewährt hatte. Jetzt lief auch die Trauerbotschaft von dem Hinscheid eines andern thätigen Stifters der Gesellschaft, des Herrn Dr. Ryland, bei ihm ein, mit welchem er seit Fuller's Tod den Briefwechsel fortgesetzt hatte. „Es kommt mir vor, schreibt Herr Carey unter dem 9. Dez. 1825, als ob mir Alles weggestorben wäre, was meinem Herzen im Vaterlande theuer ist. Es sind nun in England sehr wenige Prediger mehr zurück, mit denen ich früher bekannt war, und auch meine Familienverhältnisse daselbst haben sich sehr gelöst. Es erscheint mir bald mein altes geliebtes Vaterland wie ein weißer Papierbogen, auf welchem nichts mehr für mich geschrieben steht; sollte ich noch einmal dorthin zurückkommen, so müßte ich ganz neue Freundschaften anknüpfen. Doch das kann und wird nun nimmermehr geschehen, ob ich gleich überzeugt bin, daß mich dort viele mit Freuden aufnehmen würden. Aber mein Herz ist nun einmal mit Indien vermählt, und ob ich gleich gar wenig nütze bin, so macht es mir doch das süßeste Vergnügen, wenn ich auch nur wenig für dasselbe thun darf, und freue mich der vielen geistlichen Segnungen, welche von Andern hier ausgestreut werden. Mein bengalisches Wörterbuch ist jetzt fertig; es faßt drei eng-

gedruckte Quartbände in sich, und hat mehrere Jahre lang alle meine Erholungsstunden hinweggenommen. Ich darf hoffen, daß es dazu beitragen wird, die Erlernung der bengalischen Sprache zu erleichtern, und den nachkommenden Missionarien eine Arbeit zu verkürzen, welche in der Regel die unangenehmste im Missionsberufe ist."

Zehnter Abschnitt.

Carey's letzte Lebensjahre. Rückblicke auf die Vergangenheit. Seine letzte Krankheit und sein Tod. Carey's testamentliche Verfügung. Bemerkungen über sein Leben und seinen Charakter von einem seiner Söhne. Kurze Beurtheilung seiner vielfachen Uebersetzungs-Arbeiten. Einige Nachträge zur Schilderung seines Charakters.

Carey's letzter gefährlicher Fall hatte für seine Gesundheit Folgen zurückgelassen, von denen er sich nie wieder ganz erholen konnte; und es stellten sich nach und nach mancherlei körperliche Gebrechen ein, die es ihm fühlbar machten, daß das Ende seiner Laufbahn schnell herbeirücke. Er fing daher seine Bibelübersetzungsarbeiten ohne Verzug mit demselben Fleiße wieder an, welcher bisher seine ganze Thätigkeit im Missionsberufe geleitet hatte; nur war er sorgfältiger als zuvor darauf bedacht, den weiten Umkreis seiner Arbeiten mehr zusammenzuziehen, und seine ganze Kraft der Bearbeitung einiger der wichtigsten indischen Sprachen zu widmen. Eine vorzügliche Sorgfalt widmete er der bengalischen Uebersetzung des Neuen Testamentes. Mit dieser hatte er seine Uebersetzungsarbeiten begonnen, und die letzte Revision derselben ward gerade mit seinem Tode geschlossen. Einen schmerzlichen Zwischenakt zwischen das Gewebe dieser heilbringenden Arbeit bildete der traurige Briefwechsel, den er mehrere Jahre hindurch im Namen seiner Colegen mit der Muttergesellschaft über die

allmählige Ablösung ihrer Missionskolonie von derselben, und die einleitenden Schritte ihrer selbstständigen Thätigkeit zu führen hatte. Mit seinen dießfallsigen Ansichten waren viele seiner Freunde im Vaterlande eben nicht zufrieden. Es darf nicht geläugnet werden, daß Herr Carey vor jedem andern seiner Mitarbeiter eine eigenthümliche Befugniß hatte, ein von der Muttergesellschaft möglichst unabhängiges und selbstständiges Handeln im Missionsberufe in Anspruch zu nehmen; auch haben es die Missionsfreunde in Europa im Grunde keinen Augenblick zu beklagen, wenn eine ihrer Missionsanlagen um die andere in der Heidenwelt allmählig unter Gottes Segen zu solcher Kraft und Selbstständigkeit erhoben wird, daß sie der bisherigen Unterstützungen ihrer Freunde in Europa nicht länger bedarf. Aber eine solche neue Stellung sollte niemals auf dem Wege der Anforderungen und eroberter Zugeständnisse, sondern sie sollte immer nur auf dem Wege wechselseitigen brüderlichen Einverständnisses zu Stande gebracht werden. Und hat denn, fragen wir am Ende, hat denn eine alte sorgsame Mutter alle Ansprüche auf ihre Tochter eingebüßt, wenn diese einmal zu eigener Selbstständigkeit herangewachsen ist? Allerdings hatte sich Herr Carey um die erste Pflanzung des Missionswerkes in Indien ein Verdienst erworben, das nur wenigen Missionarien in gleicher Weise zukommt, und worin er vielen seiner Brüder als nachahmungswürdiges Muster vorangegangen ist. Er war im Vertrauen auf seinen Gott mit seiner Familie zuerst in die finstere Heidenwelt hinausgezogen, ohne bestimmte Zusage fortlaufender Unterstützung von dem Vereine von Freunden erhalten zu haben, der sich im Vaterlande um ihn her gesammelt hatte. Er hatte geraume Zeit in Indien sich und die Seinigen mit der Arbeit seiner Hände ernährt, und das zarte Kindlein der Mission in seinem Schooße groß erzogen. Er hatte freiwillig auf seine angekaufte Kolonie zum Besten der Missionssache verzichtet, und sich am neuen Orte, zu Serampore mit

seinen Brüdern schwer durchgekämpft. Er hatte den bedeutenden Betrag des Einkommens, das er als Berufsmann von der Regierung in Empfang nahm, dem Missionswerke hingegeben, und dieses war auf diesem Wege sein eigenster Lebensberuf geworden. Aber auch der Verein seiner Brüder im Vaterlande hatte das Seinige nach Kräften gethan, und unter dem Segen Gottes das gnadenreiche Werk mit Freuden gefördert. Somit wäre nach menschlicher Ansicht die Fortdauer eines wechselseitigen Verhältnisses brüderlicher Handreichung wohl auch darum für beide Theile heilsamer gewesen, weil die Kraft und der Segen der ungetrübten betenden Liebe im Vaterlande dem Boten Christi im Heidengebiete Größeres austrägt, als in Zahlen und Figuren berechnet werden mag; und weil hinwiederum der zurückwirkende heilbringende Einfluß des Missionswerkes auf die Kirche Christi im Vaterlande Größeres wirkt, als durch die Losgerissenheit der Missionsstellen von derselben errungen werden mag. Doch wer weiß, was bei solchen Veränderungen öfters Gottes Absicht sey? wer vermag die tiefer liegenden Folgen zu durchblicken, welche für das Verbreitungswerk des Evangeliums Christi auch auf diesem Wege gewonnen werden soll?

Wir kehren nun zur Erzählung der letzten Jahresgeschichte unseres theuren Freundes zurück.

In einem seiner Briefe an seine Schwestern vom 5. Juni 1830 bemerkt derselbe: „Seit 18 Monaten hatte ich an immer neuen Fieberanfällen zu leiden, welche meine Kräfte sehr geschwächt haben. Oft dachte ich, daß die Zeit meines Abscheidens vorhanden sey, und der HErr gab mir Gnade, daß ich mein ganzes ewiges Heil allein in der Barmherzigkeit Gottes durch unsern HErrn Jesum Christum finden durfte. Ich habe erfahren, daß in dem Opfer, das Er gebracht hat, eine vollkommene Versöhnung dargeboten wird, und daß ich eben darum, weil Jedem, der an Ihn glaubt, ewiges Leben verheißen ist, der Stunde mit demüthigem Vertrauen ent-

gegenblicken darf, in welcher alle, die angenehm gemacht sind in dem Geliebten, als Versöhnte und Gerechtfertigte zum Antheil an der Erbschaft der Heiligen im Licht erhoben werden sollen."

Auf ähnliche Weise drückte er sich um diese Zeit in einem Schreiben an seinen dritten Sohn, Jabez, aus: „Ich bin heute 70 Jahr alt, schreibt er, und stehe als ein Denkmal der göttlichen Barmherzigkeit noch auf meiner Stelle, obgleich ich beim Rückblick auf mein verflossenes Leben vieles, gar vieles finde, um dessen willen ich mich vor Gott in den Staub demüthigen muß. Meiner wirklichen Sünden ist eine zahllose Menge; mein Versäumniß im Werke des HErrn war groß, und ich habe seine Sache nicht so gefördert, seinen Ruhm nicht also gesucht, wie ich hätte thun sollen. Dessen ungeachtet hat Er mich bis diesen Augenblick bei seinem Werke erhalten. Nur allein im Blute Christi finde ich meinen Antheil an Ihm, und darf hoffen, durch Ihn in Gnaden aufgenommen zu werden in sein Himmelreich. O wie sehr verlanget mich, am inwendigen Menschen noch mehr geheiliget zu werden, alle Christentugenden noch fleißiger zu üben, seinem Dienste mich noch treuer hinzugeben, und Früchte der Gerechtigkeit zu tragen zum Preise des Erlösers, der sein Leben für mich aufgeopfert hat. Dieses Söhnopfer, das Er am Kreuze darbrachte, ist der einzige Grund meiner Hoffnung; und auf diesen Grund baue ich auch zugleich meine zuversichtliche Erwartung, daß alle Verheißungen Gottes in Erfüllung gehen, daß der Götzendienst, der Muhamedanismus, der Unglaube unter allen Völkern der Erde vertilgt, daß dem Krieg, der Unterdrückung, der Sklaverei in allen ihren Verzweigungen ein Ende gemacht, und das Reich unseres Erlösers unter allen Völkern aufgerichtet werden soll und wird. Aus diesem Grunde bete ich auch für den Frieden Jerusalems; nicht blos um das Aufhören feindseliger Reibungen zwischen den verschiedenen christlichen Religionspartheien, sondern um die Herrschaft

jener

jener allgemeinen Liebe, welche das Evangelium fordert, und die es auch allein in den Herzen der Menschen zu pflanzen vermag."

In einem spätern Briefe vom 27. Juli 1833 schreibt er an seine Schwestern: „Dieß ist vielleicht der letzte Brief, den Ihr von mir in Empfang nehmet. Vor einer Woche habe ich eine solche Veränderung erfahren, daß ich sie für den Todesstoß halten mußte, und darum sammelten sich alle meine Kinder um mein Sterbelager her. Seitdem bin ich fast auf wundervolle Weise wieder zum Leben erwacht; kann aber nicht erwarten, daß dieser Zustand lange dauern wird. Des HErrn Wille geschehe. Lebet wohl, theure Schwestern, bis ich euch in einer bessern Welt wieder finde!"

In einem letzten Schreiben an seine Schwestern vom 25. Sept. 1833 meldet er denselben: „Nachdem ich mehrere Monate lang in solcher Schwachheit gelegen war, daß ich alle Besinnungskraft eingebüßt zu haben schien, und kaum ein Wort bisweilen reden konnte, kann ich jetzt wieder auf meinem Lager aufsitzen, und bisweilen einen Korrekturbogen der heil. Schriften durchlesen. Mein Gemüth ist ruhig. Ich glaube, die Hauptsache ist im Reinen, und ich bin jetzt zur Abreise fertig. Die Stunde des Abrufens überlasse ich meinem Gott."

Unter solchem Wechsel flossen die letzten Lebenstage unseres theuren Freundes dahin, bis er am 9. Juni 1834 im Glauben an seinen Erlöser getrost und selig entschlafen durfte.

In seinem Testamente, das der Verewigte zurückließ, entsagte er für sich und die Seinigen jedem Anspruche auf die bedeutenden Missionsanlagen zu Serampore, vermachte dem Hindu-Kollegium daselbst seine ansehnliche und in mancher Hinsicht kostbare Naturaliensammlung, und drückte nur den Wunsch aus, da er alles der Missionssache als Eigenthum überlasse, aus dem Erlös seiner ansehnlichen Bibliothek, so weit diese nicht dem Missionsgeschäfte nützlich sey, seinem Sohne

Jabez ein Legat von 1800 Gulden auszubezahlen, da Gott seinen andern Sohn Jonathan im Zeitlichen also gesegnet habe, daß er einer anderweitigen Unterstützung nicht bedürfe. In Beziehung auf sein Begräbniß verordnete er, daß es durchaus einfach gehalten, und nur auf einem schlichten Steine folgende Grabesinschrift gemacht werden solle:

„William Carey, geboren den 17. August 1761.
Gestorben

Hülflos in mir, und gänzlich arm
Sink gläubig ich in deinen Arm!

Der Lebensbeschreibung des Vollendeten ist von seinem Sohne Jonathan eine kurze Schilderung der verschiedenen Berufsarbeiten seines Vaters beigefügt, aus welcher wir hier einige kurze Auszüge herausheben.

„Als Mitglied der Serampore-Mission, schreibt derselbe, hatte mein Vater hauptsächlich den Beruf, die heil. Schriften in indische Sprachen zu übersetzen, und dort sowohl als zu Calkutta das Evangelium zu verkündigen. Seine zahlreichen Bibelübersetzungen sind dem Publikum bekannt. Ihnen widmete er seine meiste Zeit; auch sparte er keine Mühe, denselben die möglichste Vollendung zu geben, wobei er jedes geeignete Hülfsmittel und jeden guten Rath dankbar benützte. Neben diesem Uebersetzungsgeschäfte lag es ihm ob, nicht nur seine sprachlichen Vorlesungen im Fort William zu halten, sondern auch sämmtliche Regierungsverordnungen in die Sprache des Landes überzutragen. Mit diesen Uebersetzungen verband er die Sammlung und Ausfertigung von Sprachlehren und Wörterbüchern, von denen einige ihm eine sehr schwierige Aufgabe darboten. Mit seiner Zeit war er im eigentlichen Sinne geizig, und übernahm ihn des Nachts unter seiner Arbeit der Schlaf, so suchte er das Versäumte durch desto emsigere Thätigkeit wieder hereinzubringen. Drei Punditen waren immer abwechselnd den Tag über mit ihm beschäftigt; der

eine kam am frühen Morgen bis zum Frühstück; diesen löste ein zweiter bis zu der Stunde ab, wo er seine Vorlesungen zu halten hatte; und nach derselben trat Nachmittags der dritte mit ihm in die Arbeit ein.

Mit Predigen hatte mein Vater zu Serampore sowohl als zu Calkutta gerne zu thun. Er verkündigte das Wort in englischer und bengalischer Sprache, und widmete eine Stunde des Abends solchen Seelen, welche nach der Wahrheit fragten. Beschäftigung mit Naturgegenständen bereiteten ihm immer große Freude, und sie waren seine Erholungen von den Tagesgeschäften. Seine Sammlung von Erzstoffen und andern Naturgegenständen war ansehnlich. Noch bedeutender war seine Pflanzensammlung, da die Botanik immer sein Gemüth mächtig anzog; auch blieb sein Garten und die Pflege desselben seine Erholung bis in die letzten Lebenstage, und hier genoß er die seligsten Momente der Andacht und des Nachdenkens. Man rührte seinen Augapfel an, wenn ihm ein Gartenbeet auf irgend eine Weise beschädigt wurde. In diesem Garten hatte er die seltenste Sammlung der vorzüglichsten Pflanzen des Ostens angelegt, und für ihre möglichste Vervollständigung manche Briefe an berühmte Pflanzenkenner geschrieben, mit denen er in stetem Auswechselungsgeschäfte seltener Pflanzen begriffen war. Es war schmerzlich, wahrzunehmen, mit welcher Wehmuth mein Vater von dieser Stätte seiner stillen Freuden schied, als die äußerste Körperschwäche ihn nöthigte, diesem Lieblingsaufenthalte den Abschied zu geben, indem er sich in der letzten Krankheit eine Zeitlang auf einem Kärrchen mit vier Rädern hatte umherführen lassen.

An allen Gegenständen, welche das Wohl des Landes betrafen, nahm er gerne thätigen Antheil. So wie er einen Verein für die Beförderung des Ackerbaues leitete, so war er auch ein thätiges Mitglied einer Gesellschaft für den Gartenbau, und er hatte die Freude, sehen zu dürfen, wie die ausgezeichnetsten Männer im

Lande sich an dieselbe als Mitglieder anschlossen, und die nützlichen Zwecke derselben aus allen Kräften beförderten. Auch die asiatische Gesellschaft hatte in ihm ein thätiges Mitglied gefunden, das seine Geistesgaben und Kenntnisse gerne nach allen Richtungen hin zur Beförderung wissenschaftlicher Kenntnisse anzuwenden bereit war. Besonders aber lag es ihm am Herzen, dazu mitzuwirken, daß nach und nach die gräuelvollen und grausamen Scenen des Götzendienstes aus dem Lande vertilgt wurden. In Verbindung mit einigen einflußreichen Männern ging er die Regierung um Abschaffung des häufigen Kindermordes an, und er hatte die Freude, seinen Wunsch verwirklicht zu sehen, indem diese das Ersäufen der Kinder im Ganges bei der berüchtigten Stelle zu Sangor verbot, wo von jener Zeit an bis jetzt eine Soldatenwache aufgestellt ist, um diesen abscheulichen Gebrauch des hinduischen Aberglaubens zu verhindern. Ebenso war er einer der ersten, der mit den eindringlichsten Vorstellungen die Regierung ersuchte, die bekannte Sutti, oder das Verbrennen der Wittwen mit den Leichnamen ihrer Ehegatten abzuschaffen, und er war emsig damit beschäftigt, aus den Religionsschriften der Hindus die Befugniß der Regierung zu beweisen, ein solches Verbot ausgehen zu lassen. Auch hatte er die Freude, die allgemeine Abschaffung dieses Gräuels im ganzen brittischen Indien erleben zu dürfen. Nicht minder trug er das Seinige dazu kräftig bei, daß die Regierung zu dem Beschlusse kam, die sogenannte Pilgertaxe, vermöge welcher der Zutritt zu den gefeierten Stellen des hinduischen Aberglaubens mit einer Abgabe an die Regierung bezahlt werden mußte, so wie die Beiträge abzuschaffen, welche bisher die Regierung für die Wiederherstellung und den Unterhalt heidnischer Götzentempel geleistet hatte.

Gegen alle Klassen des Volkes war sein Betragen zart und milde; vor allem aber waren diejenigen, welche zur Haushaltung des Glaubens gehörten, seinem Herzen

theuer; gerne nahm er an ihren Freuden und Leiden Antheil, kam bereitwillig, so weit er es mit der kleinen Geldsumme, die er sich vorbehalten hatte, zu thun vermochte, den Bedürfnissen der Nothleidenden zu Hülfe; und wenn er selbst nicht helfen konnte, so ward doch keines derselben ohne guten Rath und Trost von ihm entlassen.

Er hatte von Natur ein lebhaftes Gemüth und einen muntern Geist, und besaß das eigenthümliche Geschick, in der Gesellschaft mit Andern lehrreich und interessant zu seyn. Seine Grundsätze waren fest und entschlossen, auch scheute er sich nie, seine Ueberzeugung offen auszusprechen. Der Eidschwur war seinem zarten Gewissen durchaus zuwider, und er sprach sich immer stark über den Leichtsinn aus, mit welchem Eide von der Regierung abgenommen wurden. Er selbst konnte sich nie entschließen, einen Eid zu schwören, wenn auch der größte Verlust für ihn mit dieser Weigerung verbunden gewesen wäre. Einmal war einer der Diener Morgens frühe an den Ganges hinausgegangen, um zu baden, und hatte am Wege einen Leichnam wahrgenommen; da es aber noch dunkel und kein anderer Mensch in der Nähe war, so ging er vorüber, ohne weitere Notiz von demselben zu nehmen. Auf seinem Rückwege nach Sonnenaufgang sah er einen Menschenhaufen um den Leichnam versammelt, und bemerkte zufällig den Wächtern, daß er eine Stunde zuvor denselben auf der andern Seite der Straße liegen gesehen habe. Alsobald wurde er nun ins Gefängniß abgeführt, um als Zeuge vor Gericht zu erscheinen. Da er sich aber vor dem Richter weigerte, einen Eid abzulegen, so ward er abermals ins Gefängniß zurückgeführt. Dort weigerte sich der Hindu, der ein geachteter Mann war, Speise zu sich zu nehmen, und hielt in diesem Zustande ein paar Tage aus. Kaum hatte dieß mein Vater zu Calkutta vernommen, so eilte er so gut er konnte, um sich eines Mannes anzunehmen, der die gleiche Ansicht über den Eid mit ihm theilte. Er ward von einem Richter zu dem andern gewiesen,

und jeder behauptete, in der Sache nicht entscheiden zu können. Dieß ermüdete seine Geduld nicht. Mit viel Aufopferung von Zeit wandte er sich endlich an den Oberrichter, und ließ nicht eher nach, bis der Mann in Freiheit gesetzt wurde. Ein anderer Fall betraf ihn selbst. Bei seiner letzten Verehlichung war der Tag der Hochzeit bereits festgesetzt. Die Gäste waren eingeladen, und alle Zurüstungen waren gemacht, als er wenige Tage zuvor vernahm, daß er, um die Heirathsgestattung zu erhalten, entweder einen Eid schwören, oder warten müsse, bis eine mehrmalige Verkündigung stattgefunden habe. Um des Eides los zu werden, wandte er sich an den Oberrichter, welcher ihm indeß bemerklich machte, daß er ihn, da er kein Quäker sey, von demselben nicht lossprechen könne. Um nun keinen Eid schwören zu dürfen, entschloß er sich, eher noch drei Wochen zu warten, und die bereits getroffenen Zurüstungen fahren zu lassen.

Kaum hatte mein Vater die letzte Ausgabe des bengalischen Neuen Testamentes geschlossen, so bemerkte er, daß nunmehr sein Werk auf dieser Erde vollendet sey, und daß ihm nichts weiter übrig bleibe, als auf den Willen seines HErrn zu warten. Oft pflegte er mit seinem Geiste zum Missionswerke in Indien zurückzukehren, und auszurufen: Was hat nicht der HErr gethan! Von seinen eigenen Arbeiten sprach er immer mit viel Bescheidenheit, und er betrachtete sich als einen unnützen Knecht, welcher der Gnade seines Erlösers unausgesetzt bedarf. Oft beklagte er während seiner Krankheit seine Unbrauchbarkeit, und fürchtete immer, Andern zur Last zu werden. In diesem arbeitslosen Zustande ward er oft von seinen Freunden besucht, die ihn hochachteten und liebten; und als einmal einer derselben, ein Prediger, mit welchem er wohl bekannt war, ihn fragte, was seine Hoffnung sey in Hinsicht auf die zukünftige Welt? so gab er zur Antwort: ich kann eben nicht sagen, Empfindungen entzückter Freude in meiner Seele zu haben; aber ich vertraue auf die Verheißungen meines

HErrn, und wünsche, meine ewigen Angelegenheiten seiner Fügung anheimzustellen, meine Hand in seine Hand zu legen, wie ein Kind mit seinem Vater thut, und mich von Ihm führen zu lassen, wie und wohin es Ihm wohlgefällt. In dieser Gemüthsstimmung blieb er während seiner Krankheit. Seine körperliche Schwäche nahm von Tag zu Tag zu; allein sein Gemüth blieb sich immer gleich; stille und in Gott eingekehrt wartete er, bis seine letzte Stunde schlug, um ihn für immer aus den Banden des Todes zu erlösen."

So weit die Bemerkungen eines seiner Söhne über den Charakter seines vollendeten Vaters.

Bald nach der Niederlassung Herrn Carey's und seiner Brüder zu Serampore ward der umfassende Entwurf ins Werk gesetzt, die Ausfertigung von Bibelübersetzungen in allen Sprachen Indiens zum Gegenstand ihrer gemeinsamen Bestrebungen zu machen. Im Laufe von 25 Jahren ließ es ihnen auch Gott gelingen, in vierzig verschiedene Sprachen Indiens größere oder kleinere Theile alt- und neutestamentlicher Schriften überzutragen. Es ließ sich nicht erwarten, auch machen sie keinen Anspruch darauf, daß sie von allen diesen Sprachweisen eine gründliche Kenntniß sich erworben hätten. Die Art, wie sie bei diesen Uebersetzungen zu Werke gingen, haben die Missionarien in ihren Berichten genau auseinander gesetzt. Jede dieser Uebersetzungen wurde von einem sprachkundigen Eingebornen verfertigt, welcher die Sprache, in die er übersetzte, als Muttersprache redete, und der zugleich mit einer oder mehrern andern Mundarten bekannt war, in denen er die vorhandenen Uebersetzungen als Original benützen konnte. Diese Uebersetzer saßen und arbeiteten zugleich in demselben Zimmer, und hatten daher Gelegenheit, in zweifelhaften Fällen den Rath und die Beihülfe ihrer Mitarbeiter einzuholen. Einer der Missionarien ging nun diese Arbeiten vergleichend und prüfend durch, worauf Dr. Carey die letzte Hand der Revision an dieselbigen

legte. Zu solch prüfender Durchsicht bedurfte es eben nicht gerade einer eigenen Kenntniß der Sprache, in welche die Uebersetzung verfertigt war, sondern es genügte hiezu die Sanskritsprache mit ein paar der gangbarsten verwandten Stammdialekte gründlich inne zu haben, um sich der Uebersetzungstreue derselben zu vergewissern. „Ueber Dreiviertheile der Wörter in den meisten verwandten Mundarten Indiens, sagen die Missionarien, werden in allen ihren Bedeutungen vermittelst des Sanskrit, der bengalischen und Hindusprache verstanden, wenn man auch diese untergeordneten Dialekte noch nicht selbst zu lernen angefangen hat. Zudem findet bei vielen derselben eine solche Aehnlichkeit statt, nach welcher sie nicht blos den innern Sprachbau, das Idiom und die gewöhnlichen Sprachbilder, sondern selbst sieben Achtel der Wörter mit der ganzen indischen Sprachfamilie gemein haben."

An der allgemeinen Richtigkeit dieser Bemerkung kann nicht gezweifelt werden, und es ist gewiß, daß eine gründliche Bekanntschaft mit der Sanskritsprache einen höchst brauchbaren Schlüssel zum Verständniß aller Dialekte liefert, welche in Indien gesprochen werden. Kommt zu ihr noch die Bekanntschaft mit ein paar der gangbarsten abgeleiteten Töchtersprachen hinzu, so dürfte es keineswegs schwer seyn, die allgemeine Uebereinstimmung einer in einen andern Dialekt gemachten Uebersetzung richtig beurtheilen zu können. Damit hat man aber freilich noch nicht ein sicheres Urtheil über den Werth einer solchen Arbeit gewonnen, indem man weder der richtgen Anwendung der einzelnen Wörter, noch der Richtigkeit der eigenthümlichen Ausdrucksweise in dieser Sprache gewiß geworden ist. Tritt noch der Umstand hinzu, daß das gegebene Original, nach welchem übersetzt wird, wie z. B. gerade die sanskritische Bibelübersetzung, ihre vielfachen Sprachhärten und Unbehülflichkeiten des Ausdruckes noch in sich schließt, so werden diese auch in die andern Uebersetzungen übergetragen, und eben damit dem Volke, das diese Mundart spricht, unverständlich werden. So wenig demnach dieser allgemeinen Uebersetzungsweise der heil. Schriften aller Werth abgesprochen werden kann, und so gewiß es ist, daß sie in manchen Fällen wenigstens dem Missionar, der in einen einzelnen indischen Dialekt sich hineinarbeiten will, als erstes Hülfsbuch nützliche Dienste leisten mögen, so wenig kann auf der

andern Seite geläugnet werden, daß sie nur als erste Versuche betrachtet werden dürfen, welche in der Folgezeit vielfache Veränderungen erfahren werden.

In Carey's Charakter treten vielfache anziehende Seiten ans Licht hervor, welche uns die Tiefe seines Christensinnes und seine besondere Tauglichkeit zum Missionsberufe deutlich kund thun. Kräftige Entschlossenheit, geduldige Beharrlichkeit und demüthige Einfalt scheinen uns die Grundzüge des ehrwürdigen Bildes auszumachen, das uns seine Lebensgeschichte vor die Augen stellt, und wodurch er ein nachahmungswürdiges Muster für die Boten Christi in der Heidenwelt geworden ist. Es war überall nichts Schwankendes, Ungewisses, Zweifelhaftes in seiner ganzen Denk- und Handlungsweise. Sein Blick wußte in jedem vorkommenden Falle schnell und sicher gerade das zu unterscheiden und aufzufinden, was jetzt Noth that, und ohne Zögern war in ihm der Gedanke zur That geworden. Er griff immer fest und sicher, und konnte auch in jedem vorliegenden Falle jedem Andern mit Bestimmtheit aussprechen, was er wollte und nicht wollte, und dem, was er als seine Lebenspflicht erkannte, folgte er jetzt mit unabweichlicher Beharrlichkeit nach. Dabei war ihm keine Gefahr zu drohend, kein Opfer zu schwer, keine Anstrengung zu groß, vielmehr fand er gerade in der Macht der sich entgegenstellenden Hindernisse nur einen desto größern Antrieb, dieselben in der Kraft Christi durch entschlossenen Muth zu überwinden. Diese Entschlossenheit des Sinnes legte sich in vielen Fällen schon in seiner Jugendgeschichte zu Tage. Er selbst pflegte öfters zu erzählen, daß er als Knabe die Gewohnheit gehabt habe, gerade diejenigen Bäume zum Erklettern auszuwählen, welche keiner seiner Kameraden zu ersteigen wagte. Einmal sey er bei solchem Versuche von einem hohen Baume jämmerlich herabgestürzt, und habe sich an mehreren Theilen des Körpers schwer verwundet. Aber kaum sey er nach mehreren Wochen schmerzlicher Heilung wieder so weit hergestellt gewesen, daß er das väterliche Haus verlassen konnte, so sey der erste Gang nach dem gleichen Baume gewesen, um das Vogelnest, das er früher auf demselben holen wollte, jetzt in Empfang zu nehmen.

Mit derselben Kraft und Entschlossenheit, womit er früher der Welt und ihrer Lust gedient hatte, gab er sich auch den Eindrücken hin, die das Lesen des Evan-

geliums auf seine Seele gemacht hatte. Von nun an war er mit dem ganzen Herzen dem Glauben an den HErrn hingegeben; jetzt fing er an, das Wort Gottes mit ungetheiltem Eifer zu studiren, und jede neue Wahrheit, die sich seinem Geiste in demselben aufschloß, bereitete ihm eine Herzenswonne, wie sich derjenige freut, der große Beute davon getragen hat. Besonders lag es ihm an, bei allen seinen Nachforschungen den Willen Gottes an sich deutlich zu erkennen, und dem erkannten Willen Gottes jetzt mit einfältigem Herzen zu folgen, ohne sich darüber ängstliche Sorgen zu machen, wohin ihn der Gehorsam gegen Gott führen möge. In dem Evangelio Christi war es besonders der Ausdruck der überschwenglichen Liebe Gottes gegen die Menschenkinder, welcher seine Seele unwiderstehlich an sich zog, und ihn bald zu der überwiegenden Ueberzeugung führte, daß es seine höchste Lebenspflicht sey, diese Liebe Gottes gegen die Menschen aller Welt bekannt zu machen. Weil ein ausdrücklicher Befehl Gottes diese Verpflichtung gebot, so konnte er auch keinen Augenblick an einem glücklichen Erfolg jedes Versuches dieser Art zweifeln, der in kindlichem Gehorsam gegen Gott geschah. Wie frühe oder wie spät, und in welchem Maaße dieser Erfolg sich zu Tage legen, und welche Schwierigkeiten, Trübsale und Gefahren mit seiner Ausführung verbunden seyn mögen, das konnte er ganz und gar seinem Gott ruhig anheimstellen. Einzige Hauptsache hiebei erschien ihm nur das, daß sich ein Herz ganz und gar und ohne allen Rückhalt diesem Werke Gottes übergebe. Er betrachtete demnach den Missionsberuf als einen von Gott selbst ihm anvertrauten Auftrag, und diesen Auftrag auszuführen, dazu achtete er sein Leben nicht zu theuer. Die großen Widerwärtigkeiten, welche die ersten Jahre seiner Missionslaufbahn in Indien bezeichneten, das schwere häusliche Leiden, das so viele Jahre hindurch die Bürde seines Berufes noch ungleich drückender machte, und vor Allem so manche verfehlte Hoffnung für die Bekehrung der Heiden, die ihn bisweilen bis zur Muthlosigkeit niederzudrücken drohte, vermochten ihn doch keinen Augenblick in dem Entschlusse wankend zu machen, der Ausbreitung der Erkenntniß Christi unter den Heiden seine letzten Kräfte zu widmen.

Den verfinsterten Völkern Indiens die heil. Schriften des alten und neuen Bundes in die Hände zu geben,

erschien ihm als die höchste Aufgabe seines Lebens, und kein Beruf in dieser Welt, wie glänzend, einflußreich und wohlthätig er immer seyn mochte, bot ihm irgend einen Vergleichungspunkt mit dieser Aufgabe dar. Bei der Beschäftigung mit derselben hielt er jede Schwierigkeit für gering, wie gewaltig sie sich auch vor seiner Seele aufthürmen mochte. Viele Sprachen sollten zu diesem Berufe erlernt werden. Ihm war wohl bewußt, daß eben kein überfließendes Maaß von Gaben ihm anvertraut worden war, und im fortgehenden Kampfe mit einer angebornen Neigung zur Trägheit fiel ihm das Sprachenlernen schwer, aber er trug keinen Augenblick Bedenken, alle Sprachen Indiens mit Gewalt anzugreifen, um sie seiner großen Lebensaufgabe dienstbar zu machen. Ihm fehlten bei solchem Geschäfte alle gewöhnlichen literarischen Hülfsmittel, welche dem Sprachschüler in Europa auf jedem Schritte zu Hülfe kommen; auch dieß machte ihm kein Bedenken; er war entschlossen, wenn es seyn sollte, für alle indischen Sprachen Grammatiken und Wörterbücher zu verfassen, und mit dieser trockenen und geisttödtenden Arbeit, wenn es seyn sollte, sein ganzes Leben zuzubringen, um dem großen Ziele allmählig näher zu kommen, das Licht der biblischen Offenbarungen in die Nächte der heidnischen Finsterniß hineinzutragen. Daß er dabei ein sehr sparsamer Haushalter seiner Zeit seyn mußte, verstand sich von selbst. Aber indem er jedem einzelnen Geschäfte einen bestimmten Theil des Tagewerks und der Zeit zuwies, und sich durch nichts vom Festhalten an dieser Tagesordnung abbringen ließ, war er im Stande, die verschiedenartigsten Geschäfte in richtigem Ebenmaaße neben einander fortzusetzen und zu vollenden, ohne daß eines das andere stören durfte. Auf diese Weise rückten seine vielfachen Bibelübersetzungen neben allen seinen übrigen Berufsgeschäften zwar langsam, aber doch festen Schrittes vorwärts, bis nach einer Reihe von Jahren die Summe riesenhafter und doch glücklich vollendeter Arbeiten zu einer solchen Größe heranwuchs, daß man bei der Lebensgeschichte dieses Mannes stille stehen, und sich im Ernst fragen muß: wie es möglich war, daß ein einziger Mann innerhalb dieses kurzen Zeitraums im Kampf mit so vielen Schwierigkeiten, und beim Mangel der unentbehrlichsten Hülfsmittel solche Arbeiten vollenden konnte. Aber unüberwindliche Geduld, und unverdrossene

Beharrlichkeit sicherten ihm den Sieg über alle Schwierigkeiten. Einmal sagte er zu einem seiner Freunde: mein Lieber, sollte es nach meinem Tode je einem Menschen einfallen, eine Skizze meines Lebens schreiben zu wollen, so will ich dir ein Merkmal nennen, woran du erkennen magst, ob er richtig über mich geurtheilt habe. Läßt er mich nämlich als einen Mann gelten, der sichs bei seiner Arbeit sauer werden ließ, so hat er recht; aber alles Weitere ist zu viel gesagt. Ich kann mich bei der Arbeit plagen, ich kann jede Aufgabe unverdrossen verfolgen; dieser Eigenschaft habe ich auch nächst Gottes Segen Alles zu verdanken.

Aber eines der eigenthümlichsten Kennzeichen seines geistigen Wesens bestand in der großen Einfalt seines Herzens und Lebens. Diese war das eigentliche Element, in welchem er sich bewegte, und es goß einen eigenthümlichen Reiz über sein ganzes Wesen aus. Diese Einfalt seiner Seele war bei ihm nicht sowohl Gabe der Natur, als vielmehr das Ergebniß einfacher und sicherer Lebensgrundsätze, denen er mit unveränderlicher Treue anhing; und daher kam es auch, daß er in diesem Bilde eben so ehrwürdig als liebenswerth erschien. Diese Eigenschaft gewann ihm nicht minder die entschiedene Hochachtung der Großen, als das volle Vertrauen der Armen und Geringen, und während er von dem Gelehrten ehrenwerth geachtet wurde, wußte er sich zugleich die ungezwungenste Zuneigung des Kindes zu erwerben. In der Wissenschaft wollte er nur von Thatsachen und streng geläuterten Erfahrungsgrundsätzen hören; in der Naturkunde, die seine Lieblingssache war, galt ihm ein Linné, indeß ein Buffon keinen Werth in seinen Augen hatte. Ebenso hielt er es auch in Sachen religiöser Erkenntniß und christlichen Lebens. Er jagte keinen Theorien nach, sondern er las die heil. Schrift mit dem schlichten Sinne eines lernbegierigen Schülers, um aus ihr sich unterrichten zu lassen, und Lebensregeln für sein Handeln zu gewinnen. Wie es kam, daß er das Diplom eines Doktors der Theologie empfing, vermag ich nicht zu sagen, bemerkt sein Biograph, und noch weniger vermag ich es zu rechtfertigen, indem es mit seinen allgemeinen Ansichten und seinem ganzen Benehmen in wundersamem Contraste stand. Seine Predigtweise war ungemein einfach, und es waren nur zwei Gesichtspunkte, welche ihn unverrücklich dabei leiteten; es war nämlich

sein Herz und sein Evangelium, welche ihm in ihrem lebenskräftigen Verhältnisse zu einander sein Predigtmaterial darboten. Das unerforschliche Bedürfniß des menschlichen Geistes, Herzens und Lebens auf der einen, und der unerforschliche Reichthum der Erkenntniß Jesu Christi auf der andern Seite; dieß war der große Wendepunkt, um welchen sich alle seine Erbauungen bewegten. Seine Ausdrucksweise war nicht minder einfach, aber dabei häufig vernachläßigt, und mehr ein Erguß des Augenblicks als des vorbereiteten Nachdenkens. Er äußerte selbst, nie in seinem Leben eine Predigt geschrieben zu haben, und daß er sich ganz außer Stand fühle, dieß zu thun. Dabei aber lebte er unausgesetzt in der Bibelwahrheit, und besaß eine eigenthümliche Fertigkeit, das Bibelwort, mit welchem er gründlich bekannt war, auf jeden vorkommenden Fall des Lebens anzuwenden.

Im Umgang mit Andern besaß er nur in geringem Maaße die Unterhaltungsgabe. Er selbst war sich dieses Mangels bewußt, und pflegte nicht selten über das, was er sein abstoßendes Wesen nannte, Klage zu führen. Kam man indeß mit ihm auf Missionsgegenstände zu sprechen, so wachte Alles in ihm auf, und er wurde voll Geistes und Lebendigkeit. Um so herablassender und redseliger war er in der Unterhaltung mit Armen und mit Kindern. Nie konnte er sich entschließen, im Gespräch mit Andern auf unbedeutsame Gegenstände sich einzulassen, und seine Zeit an sie zu vergeuden. Er brach ab, und ging an sein Geschäft zurück. Mehr Unbefangenheit und größere Leichtigkeit, sich den Gefühlen Anderer anzuschließen, würde unstreitig den Umgang mit ihm genußreicher gemacht haben. Aber er dachte schnell, und sprach gewöhnlich mit großer Freimüthigkeit die ersten Eindrücke seines Gemüthes aus. Schmeichelworten war er schon von Natur gram; auch konnte er zu blos äußern Höflichkeitsbezeugungen und Empfehlungen sich nicht leicht entschließen; denn so oft er aus seiner gewohnten Weise heraustrat, so machte er leicht so gewaltige Verstöße, daß ihm alle Lust entfiel, den Versuch wieder zu wagen. Dabei war über sein ganzes Wesen eine schlichte Gutmüthigkeit ausgegossen, bei welcher er in so vielen Vorfallenheiten des täglichen Lebens sich selbst und das Seinige bereitwillig zum Opfer brachte, um dem HErrn in seinen Mitbrüdern zu dienen. Diese Zartheit seines Gefühls, welche leicht auf Abwege hätte

gerathen können, wäre sie nicht unter der Herrschaft sicherer Grundsätze des Christenthums gestanden, gab nicht selten in den entscheidungsvollsten Momenten seines Lebens den Ausschlag. Er selbst war mit dieser Seite seiner Gemüthlichkeit nicht unbekannt, und äußerte einmal gegen einen seiner Freunde: „Bruder Swan, ich bin für das Erziehungswesen nicht gemacht, weil ich nicht „nein" sagen kann. Ich entschloß mich, Prediger zu Mouldon zu werden, nur weil ich nicht „nein" sagen konnte. Ich ging nach Leicester, blos weil ich nicht „nein" sagen konnte. Ich bin ein Missionar geworden, weil ich nicht „nein" sagen konnte." Diese Weichheit des Gemüths ist nicht selten mit großer Seelenstärke verknüpft. Es ist ein Gebrechen, das an die Tugend grenzt. Wir wollen uns freuen, daß Carey nicht nein sagen konnte, als ihn ein innerer Ruf zum Missionswerke nach Indien hinüber zog.

Diese Einfalt des Sinnes legte sich besonders in seiner christlichen Erfahrung zu Tage. Die einfachen, wesentlichen, ungeschminkten Lehren des Evangeliums waren die Grundlage seiner Hoffnung, der Haltungspunkt und Trost seiner Seele. „Ich sehe nichts in meinem verflossenen Leben, schrieb er nach einer schweren Krankheit einem seiner Freunde, worauf ich mich verlassen könnte, und ein, jeden Augenblick sich erneuerndes Bedürfniß meines Herzens treibt mich an, meine arme Seele der Hand meines Erlösers anzuvertrauen. Sollten Sie mich überleben, und es verhüten können, so ersuche ich Sie dringend, daß meinem Namen kein lobendes Beiwort beigefügt werden möge, wie z. B. „der treue Diener Gottes," oder etwas dergleichen. Alle solche Ausdrücke würden bei mir nur eine Lüge in sich schließen. Werde ich am Ende vom HErrn nur angenommen, so bin ich gewiß, daß aller Ruhm dafür von Anfang bis zu Ende ausschließend der göttlichen Gnade angehört; indeß mir nichts anderes als Schaam und Schande gebührt." Mit diesem Sinne hat am Ende unser Freund seine Laufbahn hienieden vollendet, indem er unverrückt nach der Gnade unsers HErrn Jesu Christi zum ewigen Leben hinzublicken sich gedrungen fühlte.

Inhalt
des ersten Heftes 1837.

Lebensgeschichte des vollendeten Missionars Dr. W. Carey.

Jahrgang
1837.

Zweites Quartalheft.

Das Königreich Birmah.

Das Königreich Birmah.

Erstes Kapitel.

Allgemeiner Ueberblick von Hinterindien.

Die physische Gestalt des Landes. Gebirgsketten desselben. Der Irawaddystrom. Physische Beschaffenheit von Birmah. Periodische Ueberschwemmung. Länder-Abtheilung. Sprachen. Kämpfe um die Oberherrschaft. Der weiße Elephant. Früheste Bezeichnung der Birmahnen.

Die Halbinsel jenseits des Ganges, oder die Länder **Hinterindiens**, wie wir sie zu nennen pflegen, fassen einen ungeheuren, und für jetzt noch für unsere geographischen Berechnungen gänzlich unbestimmbaren Flächenraum in sich, welcher im Norden von den Hochgebirgen Thibets, im Osten von den westlichen Provinzen China's, und im Süden und Westen von den Gewässern des indischen Ozeans und den brittischen Gebieten in Indien begrenzt sind. Dieser ungeheure Länderstrich ist nur erst vor kurzer Zeit an seinen Ufergebieten der europäischen Welt aufgeschlossen worden, indeß sein Inneres noch jetzt, dem größten Theile nach, ein uns völlig unbekanntes Land ist. Die physische Gestalt dieser mächtigen Ländergebiete, die sich vom 1—27. Grad der nördl. Breite, und vom 108—127 Grad der Länge ausdehnen, und einen Flächenraum von mehr als 40,000 □ Meilen in sich fassen, wird durch fünf große

Bergketten gebildet, welche, von den Hochgebirgen Thibets ausgehend, in fast gleichlaufenden Linien von Norden nach Süden bis zu den Gewässern des indischen Meeres sich ausdehnen, und das Land in herrliche Thalebenen theilen, welche von vier großen Flüssen, dem Irawaddy oder Avaflusse, dem Thaluayn oder Martabanflusse, dem Menam oder Siamflusse, und dem Meikong oder Kambodschaflusse, bewässert werden.

Unter den fünf großen Bergketten, welche das Land durchziehen, ist die westlichste diejenige, welche das birmahnische Gebiet von Bengalen und den Ebenen von Dschittagong trennt, und im Reiche Arrakan allmählig niedriger wird, bis sie sich unweit dem Kap Negrais in kleine Hügel verliert. Dieses Gebirge, das sich von den hohen Garrows unter dem 25. Grad der Breite ablöst, ist den Birmahnen unter dem Namen Anaupectaumiau oder das große westliche Hügelland, bekannt, dessen Entfernung von der Meeresküste von 4—40 Stunden abwechselt. Der zweite, kürzere Gebirgszug, welcher das Avathal von dem Wasserbecken des Martabanflusses scheidet, ist nur wenig bekannt. Die längste und höchste Gebirgskette, welche das Land durchzieht, ist diejenige, welche das Reich Birmah und Pegu von dem großen Thale des Menamstromes in Siam trennt, sich längs der ganzen Halbinsel von Malacca hinabzieht, und sich in der südlichsten Spitze Asiens, dem Kap Romania, bei der Insel Singapore, endigt. Das Siamthal wird vom Kambodschaflusse durch eine vierte Gebirgskette geschieden, welche unter dem 22. Grad an das Hochgebirg China's sich anschließen, und bis zum südlichen Meeresufer hinabreichen soll. Die fünfte und letzte Bergkette, eine der beträchtlichsten in Asien, geht von der westlichen Provinz Yonan in China aus, und zieht sich in südöstlicher Richtung, die westliche Grenze von Tonkin und Cochin-China bildend, bis zum Saume des chinesischen Meeres hinab.

Der erste dieser großen Ströme, der Irawaddy, theilt das Land der Birmahnen in zwei ungleiche Theile; auf dem östlichen Ufer desselben besitzen sie einen Landstrich von 10 Tagereisen, der sich in einer von Bergen unterbrochenen Ebene von etwa 60 Stunden bis zum Thaluaynstrome ausdehnt, welcher die Grenzen gegen Siam bildet. Sehr wenig Boden zwischen beiden mächtigen Strömen ist angebaut oder bewohnt. Eine Reihe hoher Berge trennt sie, und das Land ist größtentheils wüste und mit Buschwerk überwachsen. Der Irawaddy ist für Birmah, was der Ganges für Bengalen ist, die Hochstraße des Volkes und des täglichen Verkehres, und darum sind auch die alten und die neuen Hauptstädte des Landes an seinen Ufern erbaut. Der Fluß ist für die Boote der Eingebornen schiffbar bis nach Quantong hinauf, und er bietet eines der tauglichsten Mittel dar, einen Handelsverkehr mit den südwestlichen Staaten China's anzuknüpfen. Auf der Westseite desselben und längs des rechten Ufers seines westlichen Zweiges, des Kiayn-tuen, bis zum 24. Grade hinauf waren vor der Eroberung Arrakan's die Birmahnen Besitzer eines Landstriches, der von 4—12 Stunden in der Breite hatte, und sich bis zum Fuß der Gebirge erstreckte, welche von einem rohen Volksstamme, der Kains oder Kajanen, bewohnt ist, welche dem größten Theile nach als Bergvolk ein unabhängiges Leben führen. Noch weiter nördlich wird das Land immer bergigter, so daß mit Ausnahme der fruchtbaren Ebenen von Montschabu, welche zwischen dem westlichen und östlichen Zweigstrome des Irawaddy (vom 22—24° der Breite) liegen, in dem weiten Ländergebiete nördlich von Prome kein Landestheil vorhanden zu seyn scheint, aus welchem die Birmahnen einen bedeutenden Vortheil zu gewinnen vermögen. Unterhalb Prome, der Grenze des Reiches Pegu, ist das Land meist eben und des Anbaues fähig, und längs der Ufer des Flusses so fruchtbar und reich, wie irgend eine Landstrecke in der Welt. In den obern

Provinzen soll der Boden meist aus sandigtem Lehme bestehen, der auf felsigtem Grunde ruht, indeß derselbe in den untern Provinzen meist aus Thon- und Dammerde zusammengesetzt ist. Südöstlich von Prome liegt das alte Reich Tonghu, das nur sparsam bewohnt, aber fruchtbar sein soll. Das Land südlich und westlich von Tonghu, nebst dem Delta des Irawaddy und den Niederungen, welche der Martabanfluß bewässert, kurz das eigentliche Land Pegu wird von den Birmahnen Henzawuddy (das Land der wilden Gänse) genannt, indem die sogenannte Brahminengans den Birmahnen eben so, wie einst den Römern der Adler, als Kriegszeichen dient.

Die periodische Ueberschwemmung der Thäler und Küstenniederungen durch das Anschwellen der Flüsse ist ein Umstand, der in ganz Hinterindien, obgleich zu verschiedenen Zeiten, stattfindet; letzteres ist ein Kennzeichen, daß ihre Wasserbehälter in verschiedenen Entfernungen sich finden. Der Menam- oder Siamfluß führt die höchste und regelmäßigste Ueberschwemmung herbei, weßhalb vermuthet worden ist, daß er seine Quellen in den entferntesten Gebirgen von Thibet haben müsse; aber wahrscheinlicher ist, daß ihm von seinen zahlreichern Zweigströmen auch eine größere Wassermasse zugeführt wird. Es ist bemerkenswerth, daß in der Mitte Siams die Ueberschwemmung dieses Flusses viel größer ist, als in der Nähe seiner Mündung. Eine Thatsache, welche auf seine Verbindung mit andern Gewässern schließen läßt, die zur Regenzeit stattfinden muß. Das Reich Siam bildet ein einziges weites Thal, ein mächtiges Wasserbecken, das in einem breiten und tiefen Busen sich endigt. Der ganze südliche Theil des Landes, von den Birmahnen Dwara-wuddy genannt, ist von vielen kleinen Strömen durchschnitten, und der Boden vorzugsweise für den Anbau von Reis geeignet. Die nördlichen Landestheile sind nur wenig bekannt. Man hat vermuthet, daß sie durch eine Gebirgskette von Oberlaos getrennt sind, wofür indeß kein Beweis vorhanden ist; vielmehr

sind wir geneigt zu glauben, daß dieses unbekannte Land einen niedrigen und schwammigten Boden umfaßt, der mit ungeheuern Wäldern überdeckt ist, welche von den Ufern des Menams bis zum Maykong sich erstrecken, und von den Wassern beider Flüsse zur Regenzeit überströmt werden. Für die ungeheuren Wälder und undurchdringlichen Sümpfe von Obersiam sind Zeugnisse einzelner Reisenden genug vorhanden; an sie stoßen die Wälder von Laos, welche von Elephanten wimmeln sollen, so daß das Land seinen Namen von diesem Umstande trägt. Auch viele Büffel werden dort auferzogen. Einst waren die Siamesen gewohnt, in Wagenkarawanen, die von Büffeln gezogen wurden, nach Laos zu wandern, was eine Reise von zwei Monaten gemacht haben soll. Da nun solche Reisen mit Büffeln nicht über hohe Gebirge gemacht werden können, so deutet auch dieser Umstand darauf hin, daß südlich von Yunan eine ungeheure Niederung sich finden muß, die von Seen und Morästen, gleich Huquang oder das Seeland China's, bedeckt ist. Es bedarf indeß noch weiterer Entdeckungen, um diese Muthmaßung zu rechtfertigen.

Hinterindien besteht demnach aus drei großen Länderabtheilungen, dem Reiche Birmah, Siam und Anam, wozu noch die Halbinsel Malacca, so wie die kleinen, unabhängigen Staaten gehören, welche die Grenzgebirge einnehmen. Die Malayen bilden eine eigenthümliche Rasse, welche wahrscheinlich in den frühesten Zeiten von der indischen Halbinsel her in diese Gegenden versetzt wurden; auch ist ihre Sprache ein Gemisch von koptischer, Sanskrit und arabischer Sprache. Alle übrigen Völker Hinterindiens gleichen mehr oder weniger in ihrer Gestalt dem mongolischen und chinesischen Völkerstamme; sie haben breite Gesichter, gelbe Gesichtsfarbe, starken Haarwuchs und schiefgedrückte Augen, und stammen sichtbar sämmtlich vom gleichen Mutterstamme her. Auch ihre Sprachen drücken denselben eigenthümlichen Charakter der Einfachheit, der Armuth und des Mangels,

wie die einsylbigen Sprachen von Thibet und China, aus. Diese dreifache Länderabtheilung entspricht den drei besondern, vorherrschenden Sprachen, welche von diesen Völkern gesprochen werden; es ist die birmahnische, die in Ava und Arrakan herrschend ist, die siamesische, welche sich auch über Laos ausdehnt, und die anamesische, welche in Tonking, Cochin-China und Kambodscha gebräuchlich ist. Das Land Pegu hat indeß seine eigene ursprüngliche Mundart, Mon genannt, von welcher jedoch zu wenig bekannt ist, als daß ihr Verhältniß zu den drei Hauptsprachen dieser Völker bestimmt werden könnte. Diese Sprachen sind mehr oder weniger mit Chinesischem und Hindustanischem vermischt, je nachdem das einzelne Volk Indien oder China näher liegt. Die heilige Sprache Birmah's ist die Bali oder Palisprache, welche dieselbe seyn soll, die in der Provinz Magadha oder dem südlichen Bahar am obern Ganges vom Volke gesprochen wird. Die birmahnische Sprache hat, so wie viele Sanskritwörter, so auch die Buchstabenschrift von der Sanskritsprache entlehnt; indeß besteht ihr Charakter gewöhnlich im runden Nagari, das, wie die europäischen Sprachen, von der linken zur rechten Hand geschrieben wird. Ihr Gesetzbuch ist einer der Kommentarien über die Verordnungen des Menu; und in dieser, so wie in andern Beziehungen verrathen die Birmahnen ihre Verwandtschaft mit der Völkerfamilie Hindustans, indeß die Siamesen, Anamesen und Peguanen eine schärfer gezeichnete Aehnlichkeit mit dem chinesischen Geschlechte haben.

Im Allgemeinen werden vierzehn Mundarten unter den Völkern Hinterindiens aufgezählt. Von diesen sind sieben mehrsylbig, nämlich: 1) das Malayische, 2) Java, 3) Bugis, 4) Bima, 5) Batta, 6) Tagola, und 7) Pali, die Sprache der Gelehrten und ihrer Religionsschriften. Die sieben übrigen sind einsylbige Sprachen, nämlich: 1) das Arrakanesische, 2) das Birmahnische,

3) Mon (Peguanische), 4) Thay (Siamesische), 5) Kohmin (Kambodschasprache), 6) Lao (Laos), und 7) Anam.

Die politischen Abtheilungen der Länder Hinterindiens waren von jeher einem beständigen Wechsel unterworfen, den ihre unbestimmten Grenzen, so wie die fortgesetzten Kriege, in denen diese nebenbuhlerischen Staaten um die Oberherrschaft kämpften, nothwendig zur Folge haben mußten. Unstreitig war einst das Reich Siam, so wie der älteste, so auch der mächtigste dieser Staaten, und erstreckte sich vom Meerbusen Martaban bis nach Kambodscha, und südlich über die Halbinsel Malacca. Später scheint das Reich Pegu der blühendste Staat geworden zu seyn, dessen Beherrscher die Hauptstadt Siams zerstörte, die Stadt Martaban zertrümmerte, und sich des weißen Elephanten zu bemächtigen wußte. Letzteres ist das allgemein anerkannte Zeichen der Oberherrschaft über diese Länder. Herr des weißen Elephanten, ist das Unterscheidungsmerkmal des rechtmäßigen Besitzers eines verkörperten Symboles des Budha, der eben damit über alle seine Zeitgenossen hoch erhaben ist, und dem die Oberherrschaft über die ganze Welt gebührt. Dieses beneidete Zeichen war seit Jahrhunderten eben so sehr der Gegenstand des Ehrgeizes in den Budhistenstaaten, als es die allgemeine Weltherrschaft in den christlichen Staaten ist; und um den Besitz des weißen Elephanten sind von jeher die blutigsten Kriege unter diesen Völkern geführt worden. Dieß war besonders zwischen Siam und Pegu der Fall, die sich unaufhörlich um die Oberherrschaft bekämpften, um sich wechselseitig den Besitz des weißen Elephanten zu entreißen.

Als früher im sechszehnten Jahrhundert es den Portugiesen gelang, sich auf der Halbinsel Malacca festzusetzen, so fanden sie die Länder zwischen dem indischen und chinesischen Meere in vier mächtige Staaten getheilt, welche jetzt unter dem Namen Arrakan, Ava,

Pegu und Siam bekannt sind. Ihre Geschichtsschreiber erzählen uns, daß die Birmahnen, obgleich früher dem Könige von Pegu unterworfen, sich kurz zuvor Ava's bemächtigt hatten; und diesen Birmahnen leisteten nun die Portugiesen in ihren spätern Kriegen gegen den Beherrscher von Pegu Beistand. Der Name Ava bezeichnet eigentlich nur den Namen einer Stadt, und scheint nicht von den Eingebornen als Benennung ihres Landes (Birmah) gebraucht worden zu seyn. Der eigentliche Landesname, dessen sich die Einwohner bedienen, ist Myamma, indeß die Chinesen das Reich Birmah Mientien zu nennen pflegen. Die Bedeutung dieser Benennung ist schwer zu erklären, und eben so wenig läßt sich auch der eigentliche Ursprung des Namens Birmahnen nachweisen, den die Anwohner des Irawaddy in unsern Tagen tragen. Am wahrscheinlichsten faßt er die Bezeichnung von Kriegsmännern in sich, die, wie einst die Germanen von den Hochebenen Asiens her, in diese östlichen Ländergebiete einfielen, und sich derselben bemächtigten. Beim Mangel an Satzungen, historischen Zeugnissen und der durchgängigen Verwirrung, in welcher die alten Geschichtbücher des Orientes heute noch vor unsern Augen liegen, wird es immer eine der schwierigsten Aufgaben der Geschichte bleiben, über das Dunkel der Vergangenheit, in welches die früheste Geschichte dieser Völker eingehüllt ist, das erwünschte Licht zu verbreiten.

Zweites Kapitel.

Geschichte des Landes Birmah.

Die Engländer und Holländer in Birmah im siebenzehnten Jahrhundert. Niederlassung der Engländer zu Ava und Syriam. Abfall der Peguanen von Birmah. Der Held Alom-prau. Geschichte desselben. Wird Stifter einer

neuen Regentenlinie in Birmah. Sein Sohn Namtotschi wird König. Geschichte seiner kurzen Regierung. Ihm folgt sein Bruder Schembuan auf dem Throne nach. Eroberungen desselben. Sein Vetter Momein wird nach seinem Tode auf den Thron erhoben. Ihn stürzt nach wenigen Tagen Schembuans Sohn Tschenguza vom Throne. Despotismus desselben. Mandaratschi, Schembuans jüngerer Bruder wird König. Glückliche Siege desselben. Brahminen am birmahnischen Hofe. Mandaratschi wird Kaiser des Reiches. Arrakan von ihm erobert und seinem Reiche bleibend beigefügt (Jahr 1794) Einfluß der Britten auf Birmah. Friedensschluß.

Schon im Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts hatten die Holländer sowohl als die Engländer in verschiedenen Theilen der birmahnischen Staaten festen Fuß gefaßt, und einzelne Niederlassungen aufgerichtet. Allein das unkluge Betragen der ersteren hatte zur Folge, daß später alle Europäer aus dem Lande verjagt wurden. Erst viele Jahre nach dieser Vertreibung gelang es den Engländern, in der Stadt Ava, so wie zu Syriam, einer Stadt unterhalb Rangoon, an den Mündungen des Irawaddy, Faktoreien anzulegen, und selbst von der Insel Negrais, an der südlichsten Spitze von Arrakan, Besitz zu nehmen. Die Birmanen behaupteten nun ihre Oberherrschaft über die Peguanen bis zum Jahr 1740, als eine allgemeine Empörung unter den letztern ausbrach, und ein Bürgerkrieg sich entspann, der mehrere Jahre mit roher Grausamkeit fortgesetzt wurde. Im Laufe desselben wurde die brittische Faktorei zu Syriam zerstört, und eine Zeitlang jeder Handelsverkehr aufgehoben. Endlich errangen die erbitterten Peguanen mit Hülfe europäischer Waffen einige glänzende Siege über die Birmahnen, und im Jahr 1752 mußte sich nach kurzer Belagerung die Hauptstadt Ava denselben ergeben. Der birmahnische König Dwibti mit seiner Familie ward zum Gefangenen gemacht, zwei seiner Söhne ausgenommen, welche nach Siam flüchteten, und dort eine

freundliche Aufnahme fanden. Binga-Della, der König von Pegu, kehrte im Triumph mit seinem Gefangenen nach seiner Hauptstadt zurück, nachdem er seinen Bruder Apporaza als Herrscher des unterjochten Landes zurückgelassen, und allen Birmahnen den Huldigungseid abgenöthigt hatte. So schien das ganze Land zu den Füßen seines Siegers zu liegen, als ein Mann aus der niedern Volksklasse, erzürnt über die Herabwürdigung seines Volkes, einen allgemeinen Aufruhr erweckte, und den Grund legte zu der neuen mächtigen Herrschaft, welche der Beherrscher Birmah's besitzt. Alom-prau, so hieß sein Name, war der Schulze eines armen Dorfes, Monschabu, etwa fünf Stunden vom Flusse gelegen. Mit einem Talente begabt, das der kühnsten Unternehmungen fähig war, fühlte er in sich ein glühendes Verlangen, sein Vaterland vom schmählichen Joche der Knechtschaft zu befreien; und es dauerte nicht lange, so bot ihm der Uebermuth des Peguanischen Herrschers eine Veranlassung zu solchem Versuche dar. Dieser hatte nämlich nach seiner Rückkehr in seine Hauptstadt in stolzen Worten die Erklärung bekannt machen lassen, daß das Reich Birmah künftig als eroberte Provinz seinen Staaten einverleibt werden solle, und daß die Stadt Pegu nunmehr die Hauptstadt des ganzen Reiches sey. Alom-prau hatte sich indeß etwa hundert treue Anhänger gesammelt, auf deren Muth er sich verlassen konnte. Mit diesen griff er die peguanische Besatzung seines Dorfes an, und ließ sie alle unter seinem Schwerte fallen. Um indeß seinen Empörungsplan zu verschleiern, richtete er an den Statthalter Apporaza ein demüthiges Schreiben, worin er den Vorfall als zufällige Gewaltthat schilderte, die in gegenseitiger Aufreizung ihren Grund hatte. Der Vizekönig, den dringende Geschäfte gerade von der Hauptstadt abgerufen hatten, und der die Sache für unbedeutend hielt, begnügte sich damit, die Dorfbewohner zu strafen, und den Alom-prau als Gefangenen nach Ava abholen zu lassen. Aber zu ihrer

Verwunderung fanden die Soldaten, die ihn gefangen einbringen sollten, das ganze Dorf verschanzt, und Alom-prau überfiel sie jetzt bei Anbruch des Tages mit seiner kleinen Truppe, und schlug die Peguanen einige Stunden weit zurück. Jetzt wurden die Bewohner der benachbarten Dörfer eingeladen, sich bewaffnet unter seinem Panner einzufinden, und Viele eilten auf seinen Ruf herbei. Die Regierung zu Ava, unentschlossen, welche Maaßregeln sie für den Augenblick ergreifen sollte, zauderte, und der tapfere Alom-prau rückte nun mit der Schaar seiner Getreuen kühn auf die Hauptstadt los, noch ehe die peguanischen Truppen im Lande umher gesammelt werden konnten. Der Ruf seiner Annäherung war zureichend, um die Birmahnen zu allgemeinem Aufstande zu entflammen. Der Statthalter floh, seine Soldaten wurden erschlagen, und Alom-prau, der jetzt persönlich ins Feld rücken mußte, schickte seinen zweiten Sohn, Schembuan, um Besitz von der Hauptstadt zu nehmen.

Um diese Zeit hatten die Engländer und Franzosen ihre Faktoreien zu Syriam wieder aufgerichtet, und verfolgten ihre besondern Interessen. Die Franzosen begünstigten die Peguanen, indeß die Engländer auf die Seite der Birmahnen traten. Beide Theile begnügten sich aber damit, ihren Günstlingen heimlich Kriegsvorräthe herbeizuschaffen. Frühe im Jahr 1754 sandte nun der König von Pegu, die Gefahren eines neuen Krieges ahnend, seinen Bruder Apporaza von Syriam mit einer Flotte von Kriegsbooten den Irawaddyfluß hinauf, um die empörten Provinzen aufs neue zu erobern. Allein die Zeit war für solches Beginnen ungünstig. In den vier trockenen Monaten, die mit dem Januar beginnen, wird das seichte Flußwasser fast ganz unschiffbar, indeß um diese Zeit ein anhaltender Nordwind alle Lastboote im Fahren zurückhält. Indeß gelang es doch dem Befehlshaber, mit großen Verlusten bis vor die Mauern von Ava hinaufzusegeln; allein die Stadt war auf eine

lange Belagerung vorbereitet, und die Birmahnen zum heftigsten Widerstand gerüstet. Alom-prau hatte indeß an den untern Ufern eine gewaltige Flotte und eine Armee von 10,000 Mann gesammelt, und rückte damit den Strom hinauf, und Apporaza, die Gefahr der Schlacht einer langen Belagerung vorziehend, zog ihm mit seinem Kriegsheere entgegen. Der Kampf war hartnäckig und blutig. Endlich verbreitete sich das Gerücht, daß Schembuan einen fürchterlichen Ausfall aus Ava im Rücken des Feindes gemacht habe, und jetzt löste sich das peguanische Heer in gänzlicher Unordnung auf. Tausende wurden auf der Flucht erschlagen, und Schembuan vollendete ihre Zernichtung. Dieser glänzende Sieg sicherte die Befreiung des Birmahnenreiches, und alle Maaßregeln der Rache, welche die Peguanen ergriffen, fielen auf ihr eigenes Haupt zurück. Der alte, entthronte Birmahnenkönig, der als Gefangener noch in ihren Händen war, ward grausam ermordet, und in den Distrikten, welche die Peguanen noch inne hatten, die vornehmsten Birmahnen unbarmherzig hingeschlachtet. Diese blutigen Auftritte der Grausamkeit hatten indeß nur die Folge, daß die Bewohner der untern Distrikte zur Verzweiflung gereizt wurden. Empört über diese Gewaltthaten, fielen sie mit einem Schlage über ihre Unterdrücker her, schlugen die peguanischen Besatzungen nieder, und schlossen sich jetzt muthig an den Anführer ihrer Landsleute an.

Indeß war der älteste Sohn des ermordeten Königs aus Siam, wohin er früher geflohen war, zurückgekehrt, um an der Stelle seines Vaters die Regierung anzutreten; allein Alom-prau bedeutete ihm seine Absichten auf den Thron auf eine so begreifliche Weise, daß dem jungen Prinzen nichts übrig blieb, als zum zweiten Mal auf der Flucht eine Freistätte in dem benachbarten Siam aufzusuchen. Im Herbst 1754 rückte der König von Pegu, Benga-Della, mit neuen, zahlreichen Kriegshaufen den Strom hinauf, und belagerte die

Stadt Prome. Diese ward 40 Tage lang von den Birmanen tapfer vertheidigt, bis Alom-prau mit seinen besten Truppen und einer furchtbaren Kriegsflotte den Strom hinab zur Entsatzung herbeieilte. Ein blutiges Treffen entwickelte sich zwischen beiden Heeren, und die Birmanen trugen einen glänzenden Sieg davon. Der Schrecken ihrer Waffen verbreitete sich so weit, daß ihr Anführer ohne Widerstand bis zur Meeresküste hinab drang, und über das Delta, das der Strom an seinen Mündungen bildet, seine Herrschaft ausbreitete. Hier legte nun Alom-prau vor seiner Rückkehr auf den Trümmern einer großen und volkreichen Stadt den Grund zu dem blühenden Seehafen Rangoon (Sieg), welcher indeß die Pforte geworden ist, durch welche der europäische Handel, und an seiner Seite das Christenthum des Abendlandes in die Finsternisse der Eingebornen eindrang.

Lange noch dauerten die Meutereien an den Mündungen des Flusses fort; aber der tapfere Alom-prau besiegte alle seine Widersacher. Erbittert über die Treulosigkeit und Schwäche der englischen und französischen Faktoreien, die sich immer nur wechselnd auf die Seite des Stärkern gestellt hatten, nahm er jetzt blutige Rache an denselben. Ihre Einwohner wurden größtentheils ermordet, und ihre Niederlassungen zu Grunde gerichtet. Seine siegreiche Laufbahn verfolgend, verwüstete er die Hauptstadt Pegu, diese feindselige Nebenbuhlerinn seines Vaterlandes. Der König von Pegu, nebst seiner Familie, warf sich in die Arme des Eroberers, und sein Land ward einer allgemeinen Plünderung Preis gegeben. In kurzer Zeit ward auch der große Distrikt Martaban, nebst einem großen Theile der südlichen Meeresküste, von Tenasserim bis Menguin hinab, nebst dem unabhängigen Staate Tavoy seinem siegreichen Scepter unterworfen, und den Siamesen entrissen. Selbst die Hauptstadt Siams, an den Mündungen des Menam, ward im Mai 1760 von ihm belagert, und schon schien

ihr Fall seiner Siegerbahn die schönste Krone aufzusetzen, als der Tod ihn mitten in ihrem Laufe ereilte, und auf diese Weise das Reich Siam vom gänzlichen Untergange errettete. Er starb in seinem 50sten Lebensjahre, und der kurze Zeitraum von sieben Jahren hatte zugereicht, um diese glänzenden Eroberungen zu vollenden. Alom-prau hatte nicht blos Muth, sondern auch Geisteskräfte genug, um die Macht der Birmanen auf feste und tiefe Grundlagen aufzurichten; diese wurden seit dieser Zeit nicht wieder erschüttert, und noch jetzt tragen seine Nachkommen das Scepter des Reichs, das er den Feinden seines Vaterlandes entrissen hatte.

Sein ältester Sohn, Namdoschi-Prau, folgte ihm in der Regierung nach, aber nicht ohne die Scenen eines blutigen Bürgerkrieges zurückkehren zu sehen, welche den Fußstapfen asiatischer Eroberer jeder Zeit zu folgen pflegen. Er fand einen Nebenbuhler in seinem jüngern Bruder Schembuan, der im Schooße der Armee mit der Erklärung hervor trat, daß ihn der verstorbene Vater zum Erben seiner Krone eingesetzt habe. Weil er jedoch seine Ansprüche nicht zu unterstützen vermochte, so suchte er eine Aussöhnung mit seinem Bruder, welche ihm dieser großmüthig gewährte. Allein ein noch gefährlicherer Gegner wachte in einem Generale der Armee, Meinla Rajah, einem Liebling der Soldaten, für ihn auf, welcher sich der stärksten Festung im Lande Tonghu bemächtigte, und selbst die alte Hauptstadt Ava in seine Gewalt bekam. Namdoschi, der zu Monschabu, dem Lieblingssitze seines Vaters, wohnte, raffte in Eile eine junge Mannschaft im Lande zusammen, da die alten Soldaten meist im Reiche Siam als Besatzung zurückgeblieben waren, und die Jahreszeit begünstigte sein Unternehmen. Das Schmelzen des Schnees in den Thibetanischen Hochgebirgen führt dem Strome so gewaltige Wassermassen zu, daß in den Monaten Juni, Juli und August die Schifffahrt auf demselben unmöglich

wäre,

wäre, würde sie nicht durch die Kraft eines anhaltenden Nordwestwindes unterstützt; diesen fassen die Birmanen mit ihren Segeln auf, und machen mit demselben eine geschwindere Fahrt auf dem Strome, als zu irgend einer andern Jahreszeit. Die Entfernung der gegenwärtigen Hauptstadt Birma's von Rangoon beträgt auf dem Flusse 200 Stunden, aber dieser weiten Entfernung ungeachtet setzte doch der weit über die Ufer ausgelaufene Strom die königliche Flotte in Stand, sich mit den Truppen des Königs zu vereinigen, die Hauptstadt nach hartnäckigem Widerstande wieder zu erobern, und den Rebellen ein Ende zu machen.

Die Regierung des Fürsten Namdotschi, welche nur drei Jahre dauerte, zeichnete sich durch unnatürliche Strenge aus; denn er war gewohnt, jedes leichte Vergehen gleich dem gröbsten Verbrechen zu bestrafen. Wer der Trunkenheit überwiesen wurde, durfte sicher auf Todesstrafe rechnen; und ebenso ward jeder kleine Verstoß gegen die Vorschriften der Landesreligion aufs strengste geahndet. Er hinterließ einen unmündigen Sohn; aber Schembuan, sein Bruder, bemächtigte sich alsobald nach seinem Tode des Thrones. Die Regierung dieses Fürsten, welche zwölf Jahre dauerte, schloß eine Reihe glücklicher Kriege in sich, in denen er seine ausgezeichneten Talente entwickelte. Die Entwürfe seines Vaters Alom-Prau verfolgend, rückte er im Jahr 1766 gegen die Hauptstadt der Siamesen, die sich ihm bald ergab, und deren König er gefangen wegführte. Schembuan setzte einen Statthalter über das Land, aber der Haß der Einwohner gegen die Birmanen war so aufgereizt, daß nur eine gänzliche Vertilgung des Volkes das unterjochte Volk lange unter fremdem Joch zu erhalten vermochte. Bald brach er in hellen Flammen aus, und ein reicher Chinese, Pe ya tai, stellte sich an die Spitze des empörten Volkes, und befreite Siam von dem Drucke der Eroberer. Die Plün-

derung der alten Hauptstadt Yuthia durch die Birmanen hatte viele Einwohner derselben veranlaßt, diese Stätte zu verlassen. Pe ya tai sammelte ihre zerstreuten Haufen, und legte nicht lange hernach ebenfalls an den Ufern des Menamflusses eine neue Stadt, Bankok, an, welche seitdem die Hauptstadt des Reiches wurde. Nicht lange hernach ward Schembuan in einen Krieg gegen die Peguanen verwickelt, welche sich gegen ihn empört hatten. Er schlug sie aufs Haupt, und ließ dem alten König des Landes, Binga Della, der bereits zwanzig Jahre in der Gefangenschaft der Birmanen geschmachtet hatte, grausam hinrichten, um den Frevel, den er früher durch die Ermordung des birmanischen Königs auf sich geladen hatte, an ihm zu rächen.

Das wichtigste Ereigniß während Schembuans Regierung, war ein verheerender Einfall einer zahlreichen chinesischen Armee in das birmanische Gebiet. Kaum war der Krieg mit den Siamesen zu Ende, als der chinesische Kaiser, in der Erwartung, daß der lange und blutige Feldzug die Birmanen und Peguanen geschwächt haben würde, einen Einfall vorbereitete, welcher zum Zweck hatte, die schönen und fruchtbaren Ländergebiete des Irawaddy mit seinen Staaten zu vereinigen. Schon rückten 50,000 chinesische Krieger, von mächtigen Haufen tartarischer Reiterei unterstützt, von Yunans westlichen Grenzen heran, und marschirten über die Gebirge, welche die birmanische Grenze umgürten. Schembuan hatte zwei kleine Heereshaufen zugerüstet. Der eine derselben, von Amiumi angeführt, sollte die Aufmerksamkeit des chinesischen Heeres beschäftigen, und die Fortschritte desselben hemmen; ein noch größerer Haufen von Tenschiabu, einem erfahrenen Generale befehligt, versuchte durch weite Ummärsche über die südlichen Gebirge den Rücken des Feindes zu gewinnen. Unaufhaltsam rückten die Chinesen vorwärts, und drangen zwischen Gauptong und Quantong, einem berühmten

Marktplatze zu, wo die Birmanen und Chinesen einen bedeutenden Tauschhandel mit ihren Landeserzeugnissen zu treiben pflegen. Wirklich ward dieser Handelsort von den Chinesen genommen und geplündert, indeß bei Penschi der kleine Heereshaufen des Amiumi in die Flucht geschlagen wurde. Aber dieser unbedeutende Vortheil zog den gänzlichen Untergang der chinesischen Armee nach sich, die im Uebermuthe unverweilt auf die Hauptstadt Birma's loszuziehen sich anschickte. Wirklich rückte sie bis zur Stadt Tschibu unaufhaltsam vor, als auf einmal der Heereshaufen des Tenschiabu in ihrem Rücken erschien, indeß der Statthalter von Quantong sich zugleich ihnen entgegen stellte. So von allen Seiten eingeschlossen, warf sich das chinesische Heer verzweiflungsvoll auf die birmanischen Haufen des Tenschiabu; aber diese kämpften mit solcher Tapferkeit, daß von 50,000 Chinesen auch nicht Ein Mann in seine Heimath zurückkehrte. Etwa 2,500 derselben wurden am Leben erhalten, und als Gefangene in Ketten in die Hauptstadt zurückgeführt, wo ihnen ein eigenes Quartier zur Wohnung angewiesen wurde. Später ward ihnen gestattet, birmanische Töchter zu heirathen, um sich dadurch die Rechte von Eingebornen zu erwerben. Duldsamkeit ist ein hervorstechender Zug in dem Charakter der Birmanen. Zugänglich für Christen, Muselmannen und Juden, tragen sie auch kein Bedenken, die Anhänger des Confucius oder des arabischen Propheten in ihre Gemeinschaft aufzunehmen, und die Kinder derselben, von birmanischen Töchtern geboren, haben dieselben Ansprüche auf den Schutz des Staates, wie diejenigen, welche eine lange Reihe von Voreltern im Vaterlande zählen.

Schembuan wollte das Andenken seiner Siege durch eine öffentliche Handlung unsterblich machen. Der heilige Tempel des Dagon zu Rangoon, wo Gauda Buddha seit undenklichen Zeiten verehrt wurde, war durch ein Erdbeben, das den mächtigen eisernen Schirm seines

Domes herabgeworfen hatte, beschädigt worden. In Birma wird kein Göttertempel für heilig gehalten, bis unter feierlichen Ceremonien ein solcher Schirm sein Dach bedeckt. Begleitet von den birmanischen Edlen und 50,000 Kriegern rückte Schembuan im Oktober 1775 in Rangoon ein, aber schon auf dem Marsche hatte sichs gezeigt, daß seinem Zuge eine ganz andere Absicht zu Grunde lag. Die zahlreichen Peguanen-Häuptlinge, die in der frühern Rebellion gegen ihn gekämpft hatten, wurden jetzt auf die grausamste Weise mit dem Tode bestraft, und auch der alte König Pegus, den er als Gefangenen mit sich schleppte, mußte unter fürchterlichen Martern vor seinen Augen das Leben endigen. Allein kaum war Schembuan in seine Hauptstadt zurückgekehrt, so ward er von einer tödtlichen Krankheit ergriffen, und im Frühling 1776 von der Erde weggerafft.

Indeß war Momein der einzige Sohn des verstorbenen Namdotschi-Prau zur Mündigkeit herangewachsen. Eingeschlossen in ein Kium (Kloster), sollte er als heidnischer Mönch sein Leben endigen, und Tschenguza, Schembuans Sohn, bestieg jetzt den Thron seines Vaters. Das Reich war in einem blühenden Zustande, und seine Herrschaft mächtig unterstützt durch die treuen Anhänger und guten Rathgeber seines Vaters, und alles verkündigte dem neuen Fürsten eine glückliche und glänzende Regierung; allein seine kurze Laufbahn wurde durch schaamlose Ausschweifung, und durch Handlungen der rohesten Barbarei befleckt. Sein jüngerer Bruder ward aus Eifersucht von ihm ermordet; auch sein Oheim fiel als Opfer seines Argwohns, indeß seine übrigen Verwandten im Gefängniß schmachten mußten. Seine Gemahlinn, die unfruchtbar war, ließ er in einen Sack einnähen, und am hellen Tage, vor den Augen ihres jammernden Vaters und Tausenden von Zuschauern, im Irawaddy ersäufen. Obgleich er selbst immer betrunken war, wurde doch jeder seiner Unterthanen, der sich

der Trunkenheit schuldig machte, mit dem Tode bestraft. Auch die Priester, die kräftigste Stütze seiner Herrschaft, behandelte er schmählig, und zog sich dadurch ihren Haß zu, indem sie jetzt das Volk aufreizten, sich vom Tyrannenjoche zu befreien. Momein, sein Vetter, war indeß von den Priestern der Eifersucht des Königs durch seine Verbergung entzogen worden, und jetzt bereiteten sie im Stillen den Weg, um ihn auf den Thron zu erheben. Der König war nach Keoptalun, einer Stadt 12 Stunden unterhalb Ava, gezogen, um ein Götzenfest zu feiern. Während seiner Abwesenheit zog Momein, in den königlichen Mantel eingehüllt, und von einem großen Gefolge begleitet, um Mitternacht vor die goldene Pforte des Pallastes, und verlangte unter dem Vorgeben, daß er der König Tschinguza sey, eingelassen zu werden. Die Pforte ward geöffnet, Momein mit seinem Gefolg stürzte herein, und nahm, nach kurzem Kampfe mit der Wache, vom Pallaste Besitz. Schon am folgenden Morgen ward er jetzt als Selbstherrscher Birma's ausgerufen, und der abgesetzte König in die Acht erklärt. Dieser entschloß sich, in das Cassayland zu fliehen, um bei dem Könige daselbst Schutz zu suchen: Allein seine Mutter rieth ihm, eher den Tod vor der goldenen Pforte zu wagen, als sich der Hinterlist eines Vasallenkönigs Preis zu geben. Tschinguza folgte dem Rathe der Mutter, und begab sich in einem kleinen Boote, von zwei seiner Freunde begleitet, vor die Mauern des Pallastes, wo er, als rechtmäßiger Besitzer desselben, eingelassen zu werden verlangte. Ein so unerwartetes Benehmen setzte die Schildwache in Staunen, und ehrfurchtsvoll zog sie sich vor dem Könige zurück, und so drang er, von einem Haufen Pöbel begleitet, bis in den äußern Vorhof, wo ihn der Staatsminister, sein Schwiegervater, dessen Tochter er ersäuft hatte, zu Gesicht bekam, und in einem Augenblick mit dem Schwert durchbohrte. Auch Momeins Regierung dauerte nur 6 Tage, denn sein ehrgeiziger Oheim, Minderatschi-

Frau stürzte ihn vom Thron, und ließ ihn, um des Nebenbuhlers für immer los zu werden, im Wasser des Irawaddy ersäufen.

Minderatschi trat im Jahr 1782 die Regierung an, und obgleich er seine Thronbesteigung mit Blutschulden erkauft hatte, so war doch seine Regierung durch Thaten der Gerechtigkeit und Menschenliebe bezeichnet. Vor auswärtigen Feinden gesichert, und gegen Nebenbuhler der königlichen Familie geschützt, gelang es ihm in kurzer Zeit, einen Aufruhr zu dämpfen, der unter dem Volke gegen ihn angezettelt worden war, und durch seine Maaßregeln jede Gefahr des Widerstandes zu besiegen. Den mächtigsten Schutz seiner Regierung suchte er in einem Haufen von Brahminen, die er an seinem Hofe sammelte. Obgleich die Birmahnen als Verehrer des, in der Gestalt Gaudama eingekörperten, Buddha von den Hindukasten nichts wissen, und den zahllosen Götterhaufen der hinduischen Götterlehre keine Verehrung widmen, so findet doch zwischen beiden Arten des Aberglaubens ein enger Zusammenhang statt. Die Brahminen verehren den Buddha als eine Menschwerdung des Wischnu, des Erhalters, und dieser gemeinschaftliche Punkt des Götzendienstes ist der Grund, warum die Brahminen in Birmah stets als Glaubensbrüder hochgeachtet wurden, und seit Jahrhunderten gewohnt waren, von Cassay und Arrakan her nach Birmah zu ziehen, und sich in der Hauptstadt niederzulassen. Die Bildungsweise der Brahminen, so wie ihr Verkehr mit der bürgerlichen Gesellschaft verschaffte ihnen von jeher eine gewisse Geistesüberlegenheit vor den birmahnischen Priestern, welche in Klöstern zusammenwohnen, und es für Verunreinigung achten, irgend ein Geschäft des bürgerlichen Lebens zu verrichten. Schlau wußten sich die Brahminen der Vorliebe des Königs zur Sterndeuterei zu bemächtigen, und so großen Einfluß am Hofe zu gewinnen, daß ihnen der König ein eigenes Collegium und Ländereien zu ihrem Unterhalte vergabte, und ihnen

die Führung des Volkskalenders überließ, in welchem sie jedes Jahr aus den Constellationen der Gestirne die günstigen und ungünstigen Tage nennen sollten. Seit dieser Zeit haben die Brahminen einen festen Fuß in Birmah gefaßt; sie sind die Wächter des Thrones geworden, und bilden eine Art heiliger Bande, die, gleich den Druiden der alten Germanenwelt, aus den Sternen oder dem Vögelfluge jedem sein zukünftiges Schicksal verkündigen. Veranlaßt durch diese neuen Rathgeber, gab der König Minderatschi seine Residenz zu Alt-Ava auf, und gründete eine neue Hauptstadt. Seine Wahl hiebei war klug überlegt. Etwa zwei Stunden von Ava, gegen Nordosten, befindet sich ein großer und tiefer See, Tounzemaun genannt, der vom Irawaddy gebildet wird, dessen Wasser zur Regenzeit in diese Niederungen abfließen, und ein Wasserbecken von vier Stunden in der Länge, und eine Stunde in der Breite bilden. Auf einer kleinen Halbinsel, an deren einen Seite der See sich befindet, indeß auf der andern der Irawaddy vorüberströmt, steht Amara-pura (die unsterbliche Stadt), die blühende Hauptstadt des Reiches. Ihre Lage ist trocken und gesund, auch wurde sie bald eine der bestgebauten und schönsten Städte, die man im Osten findet.

Ein Hauptereigniß der Regierung des Königs Minderatschi war sein glücklicher Einfall in den Staat Arrakan, den die Natur zu einer großen Festung gebildet zu haben scheint. Arrakan dehnt sich vom Flusse Naaf, der äußersten Grenze der brittischen Provinz Dschittagong bis südlich zum Kap Negrais aus, und nimmt einen Landstrich von 100 Stunden der Länge bei einer Breite von etwa 16 Stunden mit einem Flächeninhalt von 11,500 □ Meilen ein, welche der große westliche Gebirgszug, Anupectu-Miu genannt, fast gänzlich umschließt. Seine südliche Grenze kann nur zu Wasser angegriffen werden. Die Seeküste ist fast auf der ganzen Linie von Meereszungen durchschnitten; auch sind die Engpässe im Gebirge so schmal und steil, daß eine

kleine Truppe das Land gegen ein mächtiges Heer zu vertheidigen vermag. Obgleich der große Strom, an welchem die Stadt Arrakan steht, in ein weites Wasserbecken an seinen Mündungen sich ausdehnt, so wird doch sein Eingang durch zahlreiche kleine Inseln und Sandbänke mächtig geschützt. Dennoch drang eine starke Flotte birmanischer Kriegsboote, die aus dem Irawaddy auslief, durch die Kanäle des Bassienflusses in die Gewässer des Arrakan ein, und ein Seetreffen ward hier geliefert, das für die Birmahnen siegreich ausfiel. Maha Sumda, der Rajah von Arrakan, ergriff die Flucht, ward aber gefangen, und mit seiner ganzen Familie nach Amara-Pura gebracht, wo er im ersten Jahr seiner Gefangenschaft starb. Die Stadt und Festung Arrakan fiel jetzt, nach geringem Widerstand, dem Sieger in die Hände, und auf ihren Fall folgte auch die Uebergabe der zahlreichen Inseln, welche längs der Meeresküste hin liegen. Viele der Einwohner, Mughs genannt, zogen die Flucht der Knechtschaft vor, und retteten sich in die wüsten Buschhügel an den Grenzen des Distriktes Dschittagong, wo sie einen unabhängigen kleinen Räuberstaat bildeten, und das birmahnische Reich durch immer neue Feindseligkeiten zu necken fortfuhren.

Die Unterjochung Arrakans war innerhalb weniger Monate vollbracht, und eine mächtige Beute wurde jetzt aus dem Lande nach Birmah weggeschleppt. Aber der kostbarste Gewinn bestand in dem Originalbilde des Gaudama Buddha, das, aus reinem Erz gegossen, den kolossalen Götzen in sitzender Gestalt darstellte. Neben vielen andern Götterbildern ward auch eine eherne, 30 Fuß lange Kanone, unter großem Pomp zu Wasser nach der Hauptstadt des Siegers gebracht. Im glücklichen Besitze dieses ersten Heiligthums der Budhistenreligion, legte sich nun der König als Erbfolger des Großmogul den kaiserlichen Titel Boa, und die noch stolzere Benennung eines Herrn des weißen Elephanten bei, die ihn als obersten Regenten und Hohepriester der Bud-

histenwelt bezeichnet. Dieses wichtige Erwerbniß vermochte indeß den Ehrgeiz des Eroberers nicht zu befriedigen. Nach langer Ruhe war der nebenbuhlerische Nachbarstaat Siam wieder zu Kräften gelangt, und jetzt beschloß der birmahnische Kaiser, seine Siege auf der südlichen Halbinsel hinab immer weiter auszudehnen. An der Spitze von 30,000 Kriegern verließ Mandaratschi seine Hauptstadt, und lief im Frühling 1786 im Meerbusen von Martaban ein. Kaum hatte er mit seinem Heere das siamesische Gebiet betreten, so rückte ihm der König Siams mit mächtigen Kriegshaufen entgegen. Eine fürchterliche Schlacht ward geliefert, in welcher die Birmahnen aufs Haupt geschlagen wurden, und der Kaiser selbst kaum der Gefahr der Gefangenschaft entging. Mehrere Jahre lang dauerten jetzt die Feindseligkeiten zwischen beiden Völkern ohne bedeutenden Erfolg fort, bis im Jahr 1793 ein Friedensschluß zu Stande kam, in welchem der König von Siam die westlichen Seestädte bis nach Mergui im Süden dem birmahnischen Kaiser abtrat, der jetzt zum Besitz der wichtigsten Seeprovinzen des Orientes gelangte. Auch die Provinz Bamu mit der Stadt und Festung Quantong wurde den Chinesen entrissen, und gegen Osten hin die Grenzen Birmahs bis zu den waldbedeckten Bergspitzen ausgedehnt, welche die chinesische Provinz Yonang von Ava trennt. Auf diese Weise gelangte der birmahnische Kaiser zu einem Ländergebiete, das nach seiner geographischen Ausdehnung dem ganzen französischen Reiche gleichkommt.

Dieß war der Zustand der Dinge, als sich im Jahr 1794 ein Umstand ereignete, welcher die birmahnische Regierung mit einer auswärtigen Macht zuerst in Berührung brachte, deren geistige Ueberlegenheit sie bis jetzt noch nicht erfahren hatte. Schon seit geraumer Zeit hatte der Handel der Birmahnen mit Arrakan durch die Angriffe seeräuberischer Horden vielen Schaden erlitten, und selbst die königliche, mit den Abgaben der

Einwohner beladene Flotte, war von diesen Freibeutern angegriffen worden, die sich einst aus ihrem Vaterlande Arrakan in die wilden Gebirge von Dschittagong geflüchtet hatten. Hatten diese sich auf der Küste ihrer Beute bemächtigt, so liefen sie, wie die Birmahnen behaupteten, unter dem Schutz der englischen Flagge in die Mündungen des Naafflusses ein, und brachten ihren Raub in den Wäldern der brittischen Provinz in Sicherheit. Der birmahnische König ließ daher, ohne weitere Erkundigungen über den Thatbestand einzuziehen, einen Heereshaufen von 5000 Soldaten in das brittische Gebiet von Dschittagong einrücken, um sich der Räuberhorden daselbst zu bemächtigen, und diese gefangen nach Birmah zurückzubringen, indeß die brittische Regierung, befremdet über diesen Angriff, eine Truppenabtheilung nach Dschittagong absandte, um jeden feindseligen Angriff abzuwehren. Der birmahnische General beharrte indeß auf der Forderung, daß ihm die Räuber insgesammt zur Bestrafung ausgeliefert werden sollten, indem er entschlossen sey, nicht früher das brittische Gebiet zu verlassen. Die Erscheinung englischer Truppen brachte ihn indeß bald zu einem andern Entschlusse, und den Versicherungen ihres Anführers vertrauend, daß nach seinem Abzuge die Sache genau untersucht werden solle, segelte er mit seinem Heere wieder den Naaffluß hinab, um mit ein paar Räuberhäuptlingen in sein Vaterland zurückzukehren.

Der brittische General-Gouverneur zu Calkutta, Sir John Shore (später Lord Teignmouth, Präsident der brittischen Bibelgesellschaft), hielt es für angemessen, mit diesem kühnen und furchtbaren Nachbar eine freundliche Verbindung anzuknüpfen. In dieser Absicht wurde noch in demselben Jahr Oberst Symes als Regierungsbevollmächtigter von Calkutta an den birmahnischen Hof abgesendet, den ein Gefolg von 70 Personen begleitete. Der Schrift dieses sachkundigen Mannes, die er im Jahr 1796 unter dem Titel: „Nachrichten einer Ge-

sandtschaft nach dem Königreiche Ava," zu London herausgab, und welche später auch ins Deutsche übersetzt wurde (Weimar 1801), haben wir die besten Nachrichten zu verdanken, welche bis dahin über die Landesbeschaffenheit, so wie über den bürgerlichen, religiösen und häuslichen Zustand des birmahnischen Volkes im Abendlande bekannt geworden sind.

In den Jahren 1799 und 1800 brachen neue Feindseligkeiten zwischen den Birmahnen und Siamesen aus, wozu die letztern den Anlaß gegeben hatten. Anfangs schienen die Siamesen glückliche Fortschritte zu machen, allein die Anstrengungen des birmahnischen Königs Minderatschi waren so groß, daß sie bald zurückgeschlagen wurden, und jetzt ein neues Friedensbündniß zwischen beiden Völkern aufgerichtet ward. Das Vasallensystem, das in Birmah herrscht, setzt den Monarchen leicht in den Stand, innerhalb kurzer Zeit ein vollkommen ausgerüstetes Heer auf jedem Punkte zusammenzuziehen, und sie schnell auf den Flüssen des Landes nach allen Seiten hin zu bewegen. Allein so schnell auch das Kriegsfeuer wieder ausgelöscht wurde, so waren doch während desselben große Massen von Einwohnern abermals aus Arrakan in die brittische Provinz Dschittagong ausgewandert, wo sich dieselben häuslich niederließen. Da die brittische Regierung Indiens sorgfältig jeder Veranlassung auswich, welche sie mit ihrem mächtigen gen Nachbar, dem birmahnischen König, in Verwicklung bringen konnte, so ward auf beiden Seiten der Handelsverkehr ohne Hinderniß fortgesetzt, wie laut auch am birmahnischen Hofe nicht selten die Eifersucht gegen die Engländer hervorbrach. Im Juni 1819 endigte der birmahnische Kaiser nach einer 37jährigen Regierung seine lange und glückliche Laufbahn, und ihm folgte sein Großsohn, Engy Tekien, der ohne Widerstand den kaiserlichen Thron bestieg, und unverweilt die Provinz Cassay im Norden überfiel, und nach einem glücklichen Feldzug die Grenzen seines Landes nach dem

Nordwesten hin bis an die brittisch-indischen Gebiete ausdehnte. Es dauerte nicht lange, so gaben diese neuen Grenzberührungen zu feindseligen Streitigkeiten Gelegenheit. Im Jahr 1822 zogen große Haufen verfolgter Einwohner von Assam in die brittischen Gebiete ein, um sich auf denselben ruhig niederzulassen; und den armen Flüchtlingen folgte nun abermals ein Birmahnenheer nach, um sie in ihr früheres Vaterland zurückzubringen. Ein Haufen derselben nahm von der Insel Schapuri, welche in der Mündung des Naafflusses liegt, gewaltsamen Besitz, um sich auch von dieser Seite her dem brittischen Gebiete zu nähern. Sie wurden mit Gewalt wieder fortgejagt; allein stärkere Birmahnenhaufen fielen jetzt im Distrikte Caschar ein, aus welchem sie, jedoch erst nach tapferem Widerstande, gleichfalls von den brittischen Truppen verjagt wurden.

Allein die Birmahnen wurden durch diese kleinen Versuche nur um so kühner gemacht, Größeres zu wagen. Sie überfielen jetzt mit einem großen Heere die brittische Provinz Dschittagong selbst, und rückten mit solcher Schnelligkeit über Ramu vorwärts, daß Calkutta in den größten Schrecken darüber gerieth. Eine bedeutende Kriegsflotte ward jetzt im Mai 1824 nach Rangoon abgesendet, um die Kriegsflamme von der Hauptstadt Indiens hinweg nach dem Süden zu ziehen. Bei der Annäherung des brittischen Heeres ward diese, durch den Handel blühend gewordene Stadt, alsobald von den Birmahnen verlassen und den Engländern preisgegeben. Jetzt ward auch die Insel Tschetuba, so wie das Kap Negrais, jedoch nicht ohne hartnäckigen Kampf, von denselben eingenommen. Nach einer Reihe blutiger Treffen, in denen die Birmahnen mit kühner Tapferkeit sich vertheidigten, fielen die Seeprovinzen Martaban, Tavoy und Tenasserim den Britten in die Hände, auch wurde die feste Stadt Mergui nach heftigem Widerstand erobert.

Allein die Birmahnen waren durch diese Verluste nur um so kampflustiger geworden. Noch im Dezember desselben Jahres (1824) rückte der birmahnische Heerführer, Maha Bundala, mit einer Armee von 60,000 Mann über Prome den Fluß herab, und jetzt folgte eine Reihe neuer Kämpfe, in denen die Birmahnen den entschlossensten Muth zu Tage legten, ihren Boden mit dem letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Sechs Tage lang griffen sie unaufhörlich die brittische Linie an, und wo sie immer auf einem Punkte geschlagen wurden, da sammelten sie sich auf einem andern wieder. Auch das brittische Kriegsgeschwader ward von Haufen birmahnischer Kriegsboote in den Kampf gezogen, und nicht geringer Gefahr ausgesetzt. Zufälliger Weise befand sich bei dem englischen Geschwader ein Dampfboot, das zu Calkutta ein Privatmann auf seine Rechnung ausgerüstet hatte, und die wichtigsten Dienste leistete, indem es mit einem Ungestüm, dem nichts zu widerstehen vermochte, unter die Haufen birmahnischer Kriegsboote hinein rannte. Durch die lärmenden Räder und die dampfende Rauchsäule in panischen Schrecken gesetzt, erlitten die tapfern Birmahnen eine gänzliche Niederlage, und der größere Theil ihrer Boote ward niedergerennt, und ging im Wasser zu Grunde. Auf dem Meere und zu Lande von Waffen besiegt, deren Uebermacht die östliche Welt bis jetzt noch nicht erfahren hatte, zog sich die große Armee der Birmahnen unter ihrem tapfern Anführer gegen die Ufer von Pegu zurück, um sich zu neuen Kämpfen vorzubereiten.

Im Februar 1825 stellte sich der Feldherr der Birmahnen bei einer großen Stadt am Flusse, Donubiu genannt, etwa 20 Meilen oberhalb Rangoon auf, um hier den Angriff der Britten zu erwarten. Der brittische General Cotton, der ihnen entgegen rückte, ward mit großem Verluste zurückgeschlagen, bis nach wiederholten Angriffen diese Stadt in die Hände der Engländer fiel, und diese nun bis nach Prome vorrückten, welche Stadt

vom Feinde verlassen wurde. Als nun in offenem Felde die Heereshaufen der Birmahnen dem Feinde nicht länger zu widerstehen vermochten, so nahmen sie jetzt zu dem fürchterlichen Mittel ihre Zuflucht, alle Städte und Dörfer umher niederzubrennen, das Land zu verwüsten, und die Bewohner desselben mit sich in das Innere fortzuschleppen, bis endlich im Januar des folgenden Jahres ein Friedensschluß unterzeichnet wurde, nach welchem der birmahnische Kaiser die vier Provinzen von Arrakan, so wie die Provinzen Mergui, Tavoy und Zea an die englisch-ostindische Gesellschaft abtrat, und derselben einen Theil der Kriegskosten bezahlen mußte. Ebenso wurde beschlossen, daß die nördlichen Provinzen Assam, Caschar, Sittong und Munnipore von Fürsten, welche die brittische Regierung ernennt, künftig regiert werden, und in jedem dieser Länder ein brittischer Beamter seinen Wohnsitz aufschlagen sollte. In diesem Friedensschluß war zugleich das siamesische Reich eingeschlossen, und auf diese Weise unter der Leitung der Vorsehung der Weg gebahnt, daß von nun an europäische Missionarien nicht nur in dem mächtigen brittischen Gebiete jenseits des Ganges, sondern auch in den beiden Königreichen Birmah und Siam unter dem Schutze der brittischen Regierung sich gefahrlos niederlassen, und den Millionen heidnischer Einwohner ungehindert das Evangelium von Christo verkündigen können.

Drittes Kapitel.

Allgemeine Charakterzüge des birmahnischen Volkes.

Die Landesbevölkerung. Soldatenwesen. Charakter der Birmahnen. Literatur, Sprache, Schrift, Schulunterricht, Dichtkunst, Musik, Geldmünze, Gestalt der Birmahnen.

Die Kiaynen. Die Caraynen. Die Priester. Religionsbegriffe. Aberglaube. Leichenbegängnisse. Wohnhäuser. Hausgeräthe. Kleidung. Die Ehe. Oeffentliche Tugenden.

Die Bevölkerung des birmahnischen Reiches ist aus verschiedenen Völkerstämmen zusammengesetzt, die in Sprache, Gesichtsbildung und Sitten weit von einander abweichen. Die völkerreichsten Stämme des Landes sind 1.) die eigentlichen Birmahnen, welche am Irawaddystrome hin sich niedergelassen haben. 2.) Die Talaien oder Peguanen, ein Schwestervolk der Birmahnen, das jetzt von ihnen unterjocht ist. 3.) Die Siamesen der eroberten Provinzen. 4.) Die Kiaynen der westlichen Gebirge. 5.) Die Muggs oder die Bewohner von Arrakan. 6.) Die Karaynen oder Carrianer, ein harmloses Hirtenvolk, das an der Küste wohnt; und 7.) die Cassayer, ein Volk, das sich am Fuße der Garrowgebirge niedergelassen hat, und den Hindus am meisten ähnlich ist. Außer diesen befinden sich noch viele kleinere Volksstämme im Lande, welche die Gebirge bewohnen, und bis jetzt den Europäern nur wenig bekannt sind. Da die Grenzen des Reiches völlig unbestimmt und vielfachen Veränderungen unterworfen sind, so ist es unmöglich, auch nur mit einiger Sicherheit sowohl den Umfang des Landes als den Betrag der Bevölkerung desselben anzugeben. Oberst Symes hat im Jahr 1795 die Zahl der Einwohner auf 17,000,000 angeschlagen, indeß ein späterer Reisender, Kapitain Cox, diese Angabe auf acht Millionen herabsetzt, während der neueste Beschreiber des Landes, Oberst Franklin, zweifelhaft ist, ob die Bevölkerung die Summe von vier Millionen übersteigt. Besonders hat durch die frühern fortgesetzten Kriege, und namentlich durch die blutigen Feldzüge gegen die Britten die männliche Bevölkerung am meisten abgenommen, und die weibliche scheint um das gedoppelte stärker zu seyn. Die Hauptstadt des

Landes soll 25,000 Familien oder 175,000 Seelen in sich fassen. Jeder Erwachsene ist in Birmah zum Kriegsdienste berufen, und der Soldatendienst wird für den ehrenvollsten im Lande gehalten. Die Aushebung zum Militärdienste geschieht von den Regierungsbeamten mit solcher Strenge, und ist meist mit so harten Bedrückungen verbunden, daß viele Einwohner in die Wälder fliehen, oder das Land ganz verlassen, um den endlosen Plackereien zu entgehen. Die Familien müssen für das gute Verhalten des Soldaten, der aus ihrer Mitte ausgehoben wurde, einstehen, und wenn dieser von seinem Posten entflieht, so ist sie ihres unausbleiblichen Unterganges gewiß. Der Soldat muß für seine eigene Ausrüstung Sorge tragen, und erhält statt des Soldes täglich nur eine Portion Reis, wofür ihm aber gestattet ist, das, was er bedarf, von den Einwohnern zu rauben.

Von dem Charakter der Birmahnen gibt Oberst Franklin keine sehr günstige Beschreibung. „Seinen Vorgesetzten, sagt er, ist der Birmahne sklavisch unterthan, aber gegen die Fremdlinge ist er keck und undankbar, ja selbst räuberisch und grausam, wenn ihm die Gewalt dazu in den Händen ist. Im Verkehr ist er zanksüchtig und treulos. Seine Begierde ist unersättlich; dabei ist er träge, und so unreinlich in seinem Hauswesen, wie ich es nirgends gesehen habe. Die Ceremonien seiner Religion werden genau von ihm befolgt, auch ist er mildthätig gegen die Priester und die Armen, in hohem Grade abergläubisch, dabei heitern Gemüthes, ausdauernd in Strapatzen, und an seine Familie mit großer Liebe anhänglich."

Listige Verschlagenheit wird unter allen Verehrern des Buddha für eine Tugend gehalten, und in ihren heiligen Büchern werden in der Geschichte ihres Götzen Gaudama die schändlichsten Beispiele dieser Art als lobenswürdige Handlungen gepriesen. Die tiefeingewurzelte Meinung, daß Geschicklichkeit im Stehlen so

viel als Tapferkeit gelte, ist übrigens in allen Morgenländern herrschend, nicht blos in den Buddhistenstaaten, sondern auch in Hindostan und Egypten, und der spartanische Gesetzgeber Lykurg entlehnte nur seine Gesetze aus herkömmlichen Gebräuchen, welche noch jetzt unter den Bergvölkern Asiens im Schwange sind. So darf z. B. geraubtes Eigenthum nicht mehr zurückgefordert werden, sobald es ein Dieb unentdeckt in seine Wohnung zu bringen wußte; wird er entdeckt, so besteht die einzige Strafe darin, daß er in seinem Dorfe ein Gegenstand des Spottgelächters wird, und das Geraubte wieder zurückgeben muß. Wohl dachte man dabei, daß man in einem geschickten Diebe auch einen geübten Krieger erwarten dürfe.

Frau Judson, die vollendete Gattinn des noch jetzt in Birmah lebenden Missionars Judson, gibt von dem Charakter der Birmahnen eine etwas freundlichere Schilderung. Sie beschreibt dieselben als einen muntern, gewerbsamen und kräftigen Menschenschlag, der in geselliger Bildung den meisten orientalischen Völkern vorausgerückt ist. Sie sind offenherzig und freimüthig, auch findet man bei ihnen nicht jene Feigherzigkeit, welche das Wesen der Hindus bezeichnet, und eben so wenig jene rachsüchtige Bösartigkeit, die ein herrschender Zug im Charakter des Malayen ist. Manche unter ihnen sind kräftige Denker, und finden ein Vergnügen darin, neue Gegenstände zu untersuchen. Ihre Bücher sind zahlreich, und einige derselben in schöner, fließender Schreibart verfaßt, auch wissen sie ihre Geschichten in sinniger Weise zu erzählen. Dr. Buchanan behauptet, daß die Birmahnen zahlreiche historische Bücher besitzen, welche die Geschichte ihrer verschiedenen Regentengeschlechter erzählen. Für das berühmteste Geschichtswerk wird ihre Schrift: Maha-rajah-wayntschi (große Fürstengeschichte) gehalten. Auch besitzen sie Uebersetzungen chinesischer und siamesischer Geschichtsbücher, und sind

mit den Geschichtswerken ihrer übrigen Nachbarvölker nicht unbekannt geblieben.

Die birmahnische Sprache scheint ursprünglich eine rein einsylbige Sprache gewesen zu seyn, die aber vieles aus der Palisprache entlehnte, und aus ihren einsylbigen Wurzeln nach und nach vielsylbige Nennwörter nach der Aehnlichkeit des Pali bilden lernte. Sie hat keine Beugungen, und bildet dieselben, gleich dem Hebräischen, durch beigefügte Buchstabenzeichen oder Beiwörter. Ihre Eigenthümlichkeiten sind wenige und einfach; besonders zeichnet sie sich dadurch aus, daß sie nach dem Range des Redenden besondere Fürwörter zu gebrauchen pflegt. Gedankenvolle Kürze und größte Einfachheit des Ausdrucks wird für die schönste Zierde der Sprache gehalten. Wir sind noch zu wenig mit den Völkersprachen Hinterindiens bekannt, um bestimmen zu können, in welch näherer oder entfernterer Verwandtschaft sie zu denselbigen steht. Bis jetzt wurde sie für eine ganz selbstständige Sprache gehalten, welche nur mit dem Arrakanesischen einige Aehnlichkeit haben soll. Nach der großen Beimischung von Paliwörtern, welche in das Birmahnische so eingebürgert sind, daß sie selbst den Bau desselben wesentlich bestimmen, läßt sie sich als das Mittelglied betrachten, das zwischen den vielsylbigen Sprachen Indiens und den einsylbigen China's mitten inne liegt.

Missionar Judson, welcher seit dem Jahr 1813 als Verkündiger des Evangeliums in diesem Reiche arbeitet, hat sich eine gründliche Kenntniß sowohl in der birmahnischen als in der Palisprache erworben, und nicht nur Wörterbücher in beiden Sprachen zum Drucke befördert, sondern auch in der erstern eine Uebersetzung des Neuen Testamentes vollständig ausgearbeitet, welche nach langer, sorgfältiger Durchsicht vor wenigen Jahren im Druck erschienen ist. Dieser schreibt in einem seiner Tagebücher über das Verhältniß beider Sprachen zu einander folgendes: „In den letzten sechs Monaten

hat die alphabetische Anordnung und neue Revision meines Paliwörterbuchs den größern Theil meiner Zeit weggenommen, indem ich den Paliwörtern die birmahnische Bedeutung beifügte, und die birmahnischen Wörter als Anlage zu einem birmahnisch-englischen Wörterbuch gesammelt habe. Mit dem Schlusse des Jahres habe ich diese beschwerliche Arbeit zu Ende gebracht, und die Summe von Paliwörtern, die im Birmahnischen einheimisch sind, beläuft sich in meinem Wörterbuche auf mehr denn 4000 Ausdrücke. Die beständige Wiederkehr von Paliwörtern in jedem birmahnischen Buche hat diese Arbeit durchaus nothwendig gemacht."

Die Birmahnen schreiben, gleich den Europäern, von der Linken zur Rechten. Ihre gewöhnlichen Bücher bestehen aus zusammengehefteten Blättern des Palmyrabaumes, auf welche sie mit einem eisernen Griffel die Buchstaben eingraben. Andere Schreibbücher werden aus sehr dünnen, geglätteten und gefirnißten Bambusstücken gemacht, auf welche die Buchstaben mit schwarz glänzender Japantinte geschrieben werden. Nicht selten sind die Ränder dieser Blätter mit rother und grüner Farbe niedlich gemalt. Ihre schönsten Bücher sind aus schwarz gefärbten Blättern von Elfenbein zusammengesetzt, auf welchen die Buchstaben in Goldschrift eingetragen werden. Da es nur wenige Birmahnen gibt, welche nicht lesen und schreiben können, so trägt fast jeder derselben ein kleines Schreibheft (Paruäk) mit sich herum, in welchem er alles niederschreibt, was ihm merkwürdig erscheint. Dieses Paruäk besteht aus einem Bogen dicken Papieres, der etwa 8 Fuß lang und 18 Zoll breit ist, und gleich einem Fächer in Falten oder Blätter zusammengelegt wird. Sie schreiben nicht selten mit großer Behendigkeit und in eigenthümlichen Abkürzungen, und ich habe bisweilen gesehen, wie einer eben so schnell zu schreiben vermochte, als der andere neben ihm sprach. Sie sind, gleich den Chinesen, eifersüchtig darauf, eine schöne und leserliche Handschrift

zu schreiben. Alle Knaben im Lande werden von den Priestern unterrichtet, welche ihren Unterhalt vom Volke erhalten; aber auf weibliche Erziehung wird, die Klasse der Vornehmsten etwa ausgenommen, keine Mühe verwendet. Jeder Schüler hat eine Tafel in seiner Hand, auf welche die Lektionen des Lehrers geschrieben werden, die er sorgfältig auswendig lernen muß. Dieß hat zur Folge, daß eine gewisse Stufe von Volksbildung allgemein verbreitet ist, welche als Mittel benutzt werden kann, dem Volke mit dem Unterrichte im Christenthum nahe zu kommen.

Dichtkunst und Musik gehört zur Liebhaberei der Birmahnen. Ihre Gedichte fließen, wenn sie vorgelesen werden, sanft und melodisch dahin, und sind meist in wechselnden Reimen abgefaßt. Sie besitzen eine Anzahl epischer und religiöser Gedichte, welche in großem Rufe stehen; auch lieben sie sehr, die Thaten ihrer Könige und Feldherrn in heroischem Versmaaße zu besingen. Die Musik wird in hohen Ehren gehalten, und, wie in Indien und Griechenland, die Sprache der Götter genannt. Die königliche Bibliothek zu Amarapura soll verschiedene Aufsätze über diese Kunst enthalten. Indeß bringt dieselbe, wie Missionar Hough (Hoff) in seinem Aufsatze über die Sitten und Gebräuche der Birmahnen (im Freund Indiens Nro. 12.) bemerkt, mehr Lärm als Harmonie hervor, da sie viele erzerne Schlaginstrumente und Trommeln aller Art dabei gebrauchen. Um Lärm zu machen, begleiten sie immer die Instrumentalmusik mit Zusätzen dieser Art, welche das Ohr beleidigen. Unter ihren vorzüglichen Instrumenten ist die Soum oder Harfe, aus leichtem Holz in der Gestalt eines kleinen Canus, mit einem Resonanzboden gedeckt, ausgefertigt; über diesen werden von einem Ende zum andern mit untergesetzten Stegen die Saiten aufgezogen, indeß an jeder Seite des Hauptsteges zwei Tonlöcher angebracht sind. Der Turr gleicht unserer Violine, hat aber nur drei Saiten, und wird auch mit einem Bogen gespielt. Ihr Pullaway

ist unser gewöhnliches Vogelpfeifchen (Flageolet). Der Keysoub ist eine Zusammensetzung von Zimbeln, auf einem Bambusrahm ausgespannt, welche eine große Gradation von Tönen hervorbringt. Ihre Patola oder Guitarre ist ein wundersames Instrument, das gerade wie ein kleines Krokodill aussieht. Aus leichtem Holz verfertigt, ist sein Körper hohl und hat einige Tonlöcher auf dem Rücken. Drei Saiten sind von der Schulter bis zum Schwanze ausgespannt, welche an beiden Enden durch Stegreife getragen werden. Man spielt dieses Instrument mit den Fingern, und begleitet mit seinen Tönen den Gesang. Der Him ist eine Pfeife aus Schilfrohr, mit einem Mundstück niedlich zusammengesetzt, und bringt sehr klagende Töne hervor. Die Birmahnen sind große Freunde der Musik, und jeder Matrose trägt sein Instrument bei sich, um seine arbeitslosen Stunden mit demselben zu vertreiben. Sie verstehen sich vortrefflich auf die Kunst, durch sanftes Bestreichen großer Metallmassen die süßesten Töne hervorzulocken.

Die Birmahnen haben, wie die Chinesen, keine ausgeprägte Münze; kleine Silberstücke und Bleiklümpchen machen die laufende Münze im Lande aus. Ihr gewöhnliches Geldmaaß wird Tekal oder Kiat genannt, ein Stück Silber etwa zu 2 Gulden rhein. im Werthe. Dieser Tekal wird in 4 Math (à 30 xr), der Math in 2 Mu (15 xr), der Mu in 2 Dubbi (7½ xr) eingetheilt. Hundert Tekals machen eine Uis. Die Gewichte werden sämmtlich in der Hauptstadt gemacht und gestempelt; alle andern sind im Lande verboten. Reis wird nach Körben verkauft, wovon jeder 54 Pfund hält. Ein solcher Korb Reis wird zu Rangoon um etwa 30 Fr. verkauft.

Ihrer Gesichtsbildung nach sind die Birmahnen den Chinesen ähnlicher, als den Einwohnern von Hindostan. Das weibliche Geschlecht ist gemeiniglich schöner, als das der Hindus, aber nicht so zart gebaut. Sie neigen sich fast sämmtlich zur Wohlbeleibtheit; ihre Haare sind

schwarz, grob und lang. Die Männer sind nicht schlank, aber rührig und kräftig, und haben, weil sie die Barthaare auszupflücken pflegen, ein sehr jugendliches Aussehen. Ihre Gemüthsweise ist munter, aufbrausend und unruhig, und so bilden sie einen schneidenden Gegensatz gegen das träge Wesen der Hindus. Die Augenbraunen ragen sehr wenig hervor; die Augen sind sehr klein und schief gestellt, so daß die äußern Winkel derselben höher als die innern stehen. Die Nase ist schmal, aber nicht geflächt, wie im Gesichte eines Negers; die Nasenlöcher kreisförmig, und auseinander stehend; der Mund gut gebildet; die Haare lang und schwarz. Die Bewohner der wärmern Gegenden haben nicht die tiefe schwarzbraune Farbe der Hindus, und die, welche in den kältern Gegenden wohnen, nicht das klare Weiß der europäischen Hautfarbe. Im Allgemeinen tragen sie, gleich den meisten Geschlechtern Hinterindiens, in ihrer körperlichen Beschaffenheit, ihrem gevierten Gesichte, ihren lang gezogenen Augen und ihrer gelben Hautfarbe eine große Aehnlichkeit mit den mongolischen Stämmen. Auch haben die Birmahnen eine Tradition, nach welcher eine Kolonie von Mongolen, aus 700,000 Menschen bestehend, in früher Vorzeit in ihrem Lande angekommen seyn soll. Ueberlieferungen dieser Art beweisen indeß nur, daß die ursprünglichen Bewohner dieser Länder seit undenklichen Zeiten Besitz von denselben genommen haben müssen.

In Hinterindien, wie in Hindostan und Egypten, werden Ueberbleibsel solcher Ureinwohner angetroffen, welche die verborgenen Winkel der Felsengebirge bewohnen, die das ganze Land durchziehen. Unter diesen zeichnen sich besonders die Kains oder Kiaynen aus, welche über die hohen Bergrücken und Waldgegenden zwischen Bengalen und Birmah hin zerstreut sind. Viele derselben haben seit der Eroberung von Arrakan sich veranlaßt gefunden, ihre Berghöhen zu verlassen, und sich in den Ebenen anzusiedeln. Sie sprechen eine eigene Mundart, die von den Sprachen ihrer Nachbarn gänz-

lich verschieden ist. Es sind einfache, ehrliche, fleißige Landleute, die im höchsten Grade unwissend sind. Sie verbrennen ihre Todten, und glauben, daß ihre Gottheit auf einem hohen Berge wohne, welchen noch kein Birmahne betreten habe. Stirbt einer von ihnen im Gebiete der Birmahnen, so wird seine Asche zum Fuße dieses Berges getragen, und in heiliger Erde niedergesetzt. Diese Leute haben weder geschriebenes Gesetz noch Buchstabenschrift, und leben nach väterlichem Herkommen. Das Gesicht ihrer Weiber ist punktirt, und es sind meist zirkelförmige Figuren in dasselbe eingegraben, was ihnen ein häßliches Aussehen gibt.

Die Karaynen sind ein anderes Volk eigenthümlicher Art, das Birmah bewohnt. Sie sollen ursprünglich aus der Provinz Yonang hergekommen seyn, und sind jetzt weithin über das Land ausgebreitet. Nach dem Berichte eines glaubwürdigen katholischen Missionars sind sie ein schlichtes, ruhiges Völkchen, das eine vom Birmahnischen verschiedene Sprache spricht, und sich von Ackerbau und Viehzucht nährt. Sie sind die arbeitsamsten Unterthanen im Staate, und man sieht sie immer auf dem Felde oder in ihrem Hauswesen beschäftigt. Ein großer Theil der Lebensmittel, die man im Lande verbraucht, werden von ihnen gepflanzt. Auch verstehen sie sich vortrefflich auf den Gartenbau. Sie sind ein friedsames Volk und dem Kriege abgeneigt; auch sind sie wegen ihrer Ehrlichkeit hochgeachtet, dabei aber sehr unwissend, und mit Religionsbegriffen gänzlich unbekannt.

Wie verderblich auch der Einfluß ist, den bürgerlicher und geistlicher Despotismus über die Bewohner Birmah's ausübt, so sind doch die Hindernisse der Volksbildung in diesem Lande nicht so groß und zahlreich, wie dieß in Indien der Fall ist. Von Kastenunterschieden, durch welche die indische Bevölkerung in tausend Theile zersplittert wird, weiß man im birmahnischen Reiche nichts. Hier wird kein einzelner aus Furcht vor

persönlicher Befleckung abgehalten, einen freien und sorgenlosen Verkehr mit jedem seiner Nachbarn zu treiben, und während in vielen andern Ländern das Amt, das man bekleidet, der Reichthum, den man besitzt, oder eine vornehme Geburt den Rang bezeichnet, den man in der bürgerlichen Gesellschaft einnimmt, so ist hier jedem ohne Unterschied die Bahn zu Ehre und Einfluß aufgeschlossen.

Die Priester im Lande haben zwar ihre religiösen Eigenthümlichkeiten, aber auch diese haben mit dem Kastenunterschiede nichts zu thun. Sie zeichnen sich durch ihre mönchischen Gebräuche, ihren gelben Anzug, ihr geschornes Haar, ihre nackten Füße, und durch die ernste, sinnende Haltung aus, in welcher sie des Morgens unter dem Volke umherwandeln, um ihre Gaben einzufordern. Ihre Klöster können eben so gut als wissenschaftliche, denn als religiöse Anstalten im Lande angesehen werden. In diese treten die jungen Leute zu ihrer Bildung ein, und betrachten es als ein Verdienst, das sie sich in der zukünftigen Welt erwerben, wenn sie das gelbe Mönchskleid anlegen, den Genüssen der gewöhnlichen Welt entsagen, die süßen Freuden eines abgezogenen Lebens genießen, und ihr Gedächtniß mit dem Inhalte ihrer heiligen Bücher bereichern. Das Alter macht kein Hinderniß für die Zulassung in die Klöster, und selbst grau gewordene Greise treten nicht selten in ihre Zellen ein. Sogar eheliche und väterliche Liebe wird oft dem Verlangen aufgeopfert, die Mönchskutte zu tragen, und man hält es für eine religiöse Handlung, wenn man Gatten und Familie verlassen und dem Elende hingegeben hat, um sein Leben in der Klostereinsamkeit zuzubringen. Von ihrem Gotte Gaudama wird gerühmt, daß er in einer seiner Verkörperungen seine Anwartschaft auf einen Thron aufgeopfert, und selbst seinen Sohn und seine Tochter der Sklaverei preisgegeben habe, um in der Einsamkeit eine höhere Stufe der Vollendung zu gewinnen.

Die Priester verrichten keine Arbeit, außer dem Geschäfte, das Gesträuch auszureißen, das an den Pagoden aufwachsen will. Sie reiten nie zu Pferd, auch essen sie nicht mehr, wenn die Sonne an der Mittagslinie vorübergezogen ist. Ihre priesterlichen Verrichtungen bestehen im Hersingen von Liedern, in welchen die Geschichte ihres Gaudama während seiner Menschwerdung besungen wird, so wie in dem Hersingen von Abschnitten aus ihren heiligen Büchern, in welchen die Religionspflichten dem Volke eingeschärft werden. An Tagen öffentlicher Gottesverehrung erbauen sie ihre Zuhörer mit gewissen vorgeschriebenen Liturgien, welche mit der katholischen Messe auch darin eine Aehnlichkeit haben, daß das Volk mit gefalteten Händen von Zeit zu Zeit Antworten gibt. Die Priester legen in ihren amtlichen Verrichtungen viel Uneigennützigkeit zu Tage, indeß die Anhänglichkeit des Volkes sie mit den Mitteln des Lebensunterhaltes im Ueberflusse versieht. Mehrere ihrer Priester haben die heilige Palisprache gelernt, und besitzen eine gewisse Stufe von Bildung. Die meisten aber tragen sichtbare Kennzeichen von Geisteserschlaffung und trägem Müssiggange in sich.

Die heiligen Schriften der Birmahnen sollen auf wunderbare Weise an einem Tage von den Originalien abgeschrieben seyn, welche zuerst von den Priestern auf der Insel Ceylon, etwa 100 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung, in lesbarer Schrift verfaßt wurden. Die Zahl dieser Schriften, welche den ganzen Umfang natürlicher und religiöser Wissenschaften umfassen, beläuft sich auf mehrere Tausende. Nur wenige dieser Aufsätze werden von den Priestern gelesen, und noch weniger beschäftigt sich das lesende Volk mit denselben. Dieses ist damit zufrieden, wenn es nur mit den drei Hauptpunkten ihres religiösen Bekenntnisses, mit Gott oder dem Stellvertreter desselben, seinem Bilde, mit dem Schicksal oder dem Lauf der Dinge, und mit der Priesterschaft seine Bekanntschaft gemacht hat. Die Haupt-

vorschriften ihrer Sittenlehre sind in fünf Verboten zusammengefaßt. Die Birmahnen sollen nämlich thierisches Leben nicht zerstören, nicht stehlen, nicht lügen, nicht Ehebruch treiben, und keine berauschenden Getränke zu sich nehmen. Der Glaube an die Seelenwanderung, so wie an die endliche Zerstörung aller vorhandenen Dinge ist allgemein. Alles Vorhandene ist veränderlich, nur das Schicksal nicht, welches ewig ist, und während dieses die Zerstörung aller vorhandenen Dinge verordnet, so hat es für die Entstehung einer andern materiellen Welt bereits Sorge getragen; und so geht es ins Unendliche fort. Selbst ihr Gott ist Gegenstand von Belohnung und Strafe; er hat sich in ein Thier, in einen Menschen, und in ein himmlisches Wesen verkörpert, und ist das Daseyn derselben durchgelaufen; er hat zu wiederholten Malen Millionen von Jahren zur Strafe in der Hölle zugebracht; auch hat er Tausende von Jahren in paradiesischen Vergnügungen im Nadlande verlebt, und befindet sich jetzt im Nickbaan, im Zustande der Zernichtung.

Da die Birmahnen durch ihren religiösen Glauben angewiesen sind, die Tausende von Jammergestalten, mit denen sie von allen Seiten umgeben sind, als Wirkungen der Strafgerechtigkeit eines unwiderstehlichen Schicksales zu betrachten, so sollte man von ihnen ein frommes und im Zaum gehaltenes Menschengeschlecht erwarten dürfen. Allein in dieser Beziehung läßt sich nicht viel Gutes von ihnen aussagen. Sorge für ihr eigenes Heil, ist selten in irgend einer Gestalt unter ihnen anzutreffen; auch wird keine Spur von religiöser Begeisterung unter ihnen gefunden. Sie lieben ihre Religion, weil sie der Glaube ihres Volkes ist, und jeder Schein von Abweichung von derselben wird als ein Gegenstand strafwürdiger Verfolgung angesehen. Aber es ist ihnen dabei nicht sowohl um die Sache der Religion, als vielmehr um volksthümliche Einförmigkeit zu thun. Der Beherrscher des Reichs könnte immerhin

mit einem einzigen Wort den Buddhismus mit allen Denkmalen seiner Geschichte vertilgen, und ohne Gefahr den Glauben an eine neue Religion gebieten, wenn es nur ohne Beeinträchtigung des Nationalcharakters geschehen kann.

Ihre Feiertage richten sich nach den Veränderungen des Mondes, und am Tage des Vollmondes und des Neumondes werden mancherlei Ceremonien gehalten. Ihr Jahresfest fällt in den Monat März, und wird mit Musik und Tanz, mit Maskeraden und Volksbelustigungen aller Art gefeiert. Religionspflicht ist es, Pagoden zu bauen und mit Goldblättern zu schmücken, größere und kleinere Bildnisse des Gaudama zu verfertigen, Klöster und Zayats (religiöse Versammlungsörter) aufzurichten, und die Priesterschaft reichlich zu ernähren. Die Birmahnen haben ihre glücklichen und unglücklichen Tage, und nichts Wichtiges wird unternommen, ohne zuvor den Rath der Sterndeuter eingeholt zu haben. Bei der Geburt eines Kindes wird die Stellung der Planeten sorgfältig gemerkt, und das Schicksal eines Menschen kann man in den Furchen seiner Hand lesen. Sie glauben an das Daseyn böser Geister, an dämonische Besitzungen und an Zauberei. Wenn ein Geier auf einer Wohnung sich niederläßt, so haben die Einwohner großes Unglück zu erwarten, und das Haus wird alsobald verlassen. Astrologen gibt es in Menge, und diese wissen sich mit ihrem Berufe wohl fortzubringen. Viele derselben sind Brahminen, welche aus Assam oder Hindostan eingewandert sind. Auch Birmahnen treiben diesen Beruf, der jedoch nicht so hoch geachtet ist, wie das Amt eines Priesters. Mit der Arzneikunde treibt der Aberglaube sein leichtes Spiel, und die Art und Weise der Verfertigung von Arzneimitteln und der Zeit, in welcher sie genommen werden dürfen, steht unter seiner Herrschaft. An Büchern, welche von der Natur der Krankheiten, von den Heilkräften der Pflanzen und Wurzeln, von der Kunst ihrer Zubereitung u. s. w. handeln,

fehlt es ihnen nicht. Auch Apotheken sind reichlich vorhanden; nur mit der Wundarzneikunde sind die Birmahnen völlig unbekannt.

Ihre Begräbnißfeierlichkeiten werden mit Anstand gehalten, und ihre Todten verbrannt oder in die Erde verscharrt. Ersteres wird für ehrenvoller gehalten. Ein mit Goldrahmen verzierter Sarg, dem die Leidtragenden in weißen Kleidern nachfolgen, wird unter dem Vorgang blasender Instrumente nach dem Begräbnißplatze gebracht, und hier unter demselben Holz aufgescheuert, und der Leichnam verbrannt. Kinder und Verbrecher, so wie die Armen im Volke werden begraben. Die Leichname der Priester werden vermittelst der Einbalsamirung länger aufbewahrt, und mit allerlei Blumwerk bedeckt. Die Ufer des Irawaddy sind nicht, wie dieß bei dem Ganges in Bengalen der Fall ist, für die Aufnahme der Verstorbenen bestimmt, auch schreibt man dem Wasser keine heiligen Eigenschaften zu, weßhalb auch dem Strome keine Art religiöser Verehrung gewidmet ist.

Beim Aufbau ihrer Wohnhäuser wird gewöhnlich Bambusholz gebraucht, was in großer Menge im Lande wächst. Es werden Pfosten in die Erde gegraben, und die Wände mit geflochtenen Matten behängt, mit welchen auch die innern Abtheilungen des Hauses gemacht werden. Blätter des Nipahbaumes dienen zur Bedeckung des Daches, und auf diese Weise wird eine geräumige und eben nicht unbequeme Wohnung mit einem Kostenaufwand von 40—50 Gulden vollendet. Auch die Vornehmen bauen ihre Wohnungen auf diese Weise, nur werden die Pfosten aus hartem Tihkholz gemacht, um sie gegen die Zerstörung der weißen Ameisen länger zu sichern, welche alles weiche Holz in kurzer Zeit zerfressen. So ist der alte Palast der Hauptstadt aufgebaut, während eine Anzahl von Dachbedeckungen bis zu einer bedeutenden Höhe über einander gethürmt ist, von denen die eine immer kleiner ist als die andere, und

welche auf diese Weise dem Gebäude eine thurmartige Gestalt geben. Nicht minder einfach ist auch das Hausgeräthe der Birmahnen. Ein paar Matten dienen statt des Bettes, der Stühle und der Tische, und ein paar hölzerne oder irdene Geschirre reichen für alle ihre Mahlzeiten zu. Einige kleine Körbe fassen den ganzen Kleidervorrath der Familie in sich, und damit ist ihre Haushaltung vollendet. Nur die Reichen gestatten sich den Genuß einer eigenen Bettstelle. Obgleich ihre Person, wie ihre Wohnungen keineswegs das Bild der Reinlichkeit tragen, so stehen sie doch in dieser Rücksicht hinter ihren westlichen Nachbarn nicht zurück. Dieß ist nun freilich ein sehr geringes Lob, das nicht viel sagen will. Gewiß ist es, daß ihnen an Niedlichkeit in ihren Wohnungen eben gar wenig gelegen ist; darum kann man aber auf der andern Seite nicht behaupten, daß sie um ihr persönliches Aussehen eben so unbekümmert seyen. Beide Geschlechter sind gewohnt, ihren Körper so oft wie möglich zu baden. Was am meisten beim Anblick der Birmahnen den Eckel der Europäer erregt, ist ihre schmutzige Gewohnheit, immer Betel zu kauen, und dabei nehmen sie es mit dem Auswurf ihres Speichels eben gar nicht genau. Die vornehmere Klasse bedient sich einer Betelbüchse, welche ihnen von einem Diener überall nachgetragen wird. Diese Büchsen sind nach dem Rang oder dem Vermögen des Besitzers von Gold, Silber oder geringerm Metall verfertigt. Es ist allgemeine Sitte, den Kopf mit Oel zu bestreichen, und da sie das Haar ohne allen Schnitt so lang und dicht wachsen lassen, als die Natur will, so ist eben damit dem Ungeziefer eine behagliche Wohnstätte bereitet. Die Religion des Birmahnen verbietet ihm nun strenge, kein thierisches Leben zu zerstören, und auf diese Weise wird der Fortpflanzung dieser Geschlechter nur selten gesteuert.

An ihren festlichen Tagen sind sie gewohnt, den schönsten Anzug anzulegen, den sie im Hause haben.

Die Frauen tragen gewöhnlich lange, weite, weiße Mäntel von Baumwolle, mit welchen sie einen gestreiften, meist seidenen Unterrock bedecken. Auch die Männer bedecken sich mit Mänteln dieser Art, welche um ihre Lenden gewunden sind, und deren Enden über die Knie hinabhängen. Die Frauen knüpfen ihr Haar auf dem Hintertheil des Kopfes in einen Knopf zusammen, indeß die Männer dasselbe schneckenartig auf dem Wirbel aufrollen, und die Stirne mit weißem Mousselin umwickeln. Die Männer sind gewohnt, allerlei Figuren in die nackten Theile ihres Körpers einzuätzen. Die Schuhe beiderlei Geschlechts bedecken nur die Fußsohlen, und haben zwei Schlüpfen, in welche sie ihre Zehen einfügen, um die Sandale zu halten. Die Frauen suchen ihre Schönheit dadurch zu erhöhen, daß sie ihr Gesicht mit einem Pulver bestreuen, das aus wohlriechendem Sandelholz verfertigt wird; auch bisweilen die Nägel an Händen und Füßen mit schönem Roth färben.

An der Führung der Haushaltung nimmt die Frau den größten Theil; sie geht selbst auf den Markt und besorgt ihre Küche. Auch zum Erwerb des Lebensunterhaltes ihrer Familie trägt ihr Fleiß das meiste bei, indem sie durch Spinnen und Weben, oder durch das Führen eines kleinen Krames ihren täglichen Beitrag zu erwerben sich bemüht. Bei der Berathung ihrer allgemeinen Familienangelegenheiten ist sie keineswegs ausgeschlossen. Man fragt sie dabei um Rath, den sie mit aller Freimüthigkeit gibt, und der auch in den meisten Fällen beachtet wird. Die weiblichen Glieder der Familie sind in Birmah nicht eingeschlossen, und in ihrem Benehmen keineswegs scheu oder zurückhaltend, vielmehr machen sie einen wesentlichen Theil des geselligen Verkehres aus. Sie achten es für ein Glück, Mütter zu werden, betrachten aber die Geburt eines Sohnes für ein viel erfreulicheres Familienereigniß, als die Taufe einer Tochter. Im Allgemeinen sind sie

gewohnt, ihre Kinder bis zum dritten oder vierten Jahre zu stillen. Da zahlreiche Nachkommenschaft eine Seltenheit in Birmah ist, so nimmt auch die Bevölkerung nur langsam zu. Auch sind der verderblichen Ursachen genug im Lande vorhanden, welche die Vermehrung des Volkes hindern.

Auf die Vermählungszeremonie wird weder viel Geld noch Zeit verwendet. Ein Gastmahl, so weit es der Bräutigam zu geben vermag, wird zubereitet, an welchem die Familienglieder und die Verwandten Theil nehmen. Auf einer kleinen Platte werden dabei Theeblätter in Oel getaucht, den Neuvermählten gereicht, und wenn sie nun dieselben aus der gleichen Platte mit einander verzehren, so ist der Ehebund geschlossen. Zum Unglück für die Dauer ehelicher Glückseligkeit wird wohl in keinem Lande der eheliche Bund so wenig geachtet, wie in Birmah, und die Trennung der Ehe wird um leichten Preis gemacht. Ein unbedeutender Zank mag zureichen, um beide Theile rechtsgültig von einander zu trennen. Zwar ist Vielweiberei im Lande verboten, aber sie wird dennoch reichlich angetroffen, und die unglücklichen Folgen derselben sind allenthalben wahrzunehmen.

Edelmuth und Gastfreundlichkeit gehören eben nicht zu den Tugenden der Birmahnen, im Gegentheil sind sie kaltherzig, gefühllos und mißtrauisch, und gewöhnlich gegen jede Gestalt des menschlichen Elendes unempfindlich. Keine öffentliche Anstalt der Wohlthätigkeit fordert ihr Interesse für das Geschlecht der Unglücklichen auf, und Geiz und Selbstsucht, diese herrschende Leidenschaft der Birmahnen, machen sie für jede fremde Noth unzugänglich. Auch die Regierung trägt das Ihrige dazu bei, die Gefühle der Einwohner abzustumpfen. Das tyrannische Verfahren, das sie durch ihre kleinen und großen Staatsdiener über jede Klasse ihrer Unterthanen ausübt, erzeugt in der bürgerlichen Gesellschaft jene Gefühle des Mißtrauens und der Eifer-

sucht, welche jedes zutrauliche Verhältniß vergiften, und die edelsten Gefühle des menschlichen Herzens ausrotten. Man sieht seinen Nachbar in augenscheinlicher Todesgefahr, und keine Hand streckt sich nach ihm aus, ihm zu helfen; ein Unglücklicher liegt bewußtlos und mit dem Tode ringend auf der Straße, und Jeder geht vorüber, ohne sich nach dem Elenden umzuwenden. Auf die Frage, woher doch diese Gefühllosigkeit gegen schreiende Noth komme? erhält man bald die Antwort: man könne leicht in Verlegenheit mit der Regierung darüber gerathen; der Mann, wenn er wieder zum Bewußtseyn komme, könne seinen Retter als einen Dieb verklagen, der ihm etwas aus der Tasche gestohlen habe, und man müsse sodann unter blutigen Peitschenstreichen für seine Hülfleistung büßen. In solchem Zustand der Dinge läßt sich die Uebung von Wohlwollen und Gastfreundlichkeit eben nicht erwarten; besonders haben die Fremdlinge im Lande auf sie nicht die geringsten Ansprüche zu machen. Es ist indeß billig, zu bemerken, daß sich in dieser Beziehung gar manche Ausnahmen von der allgemeinen Regel finden. Nicht selten werden sehr freundschaftliche Verhältnisse zwischen Blutsverwandten angetroffen, und auch an solchen fehlt es nicht im Lande, welche die Pflichten inniger, treuer und edelmüthiger Freundesliebe gegen einander ausüben. Das Herz des Birmahnen ist für zartere Gefühle keineswegs unempfindlich, und auch in dieser Rücksicht ließe sich eine heilsame Umgestaltung des Volkes erwarten, wenn nur einmal das Evangelium Christi die Blutadern ihres öffentlichen Lebens durchdrungen hätte.

Viertes Kapitel.

Blicke in die Geschichte des Buddhismus *).

Hohe Alterthümlichkeit des Buddhistenglaubens. Früheste Verbreitung seiner Grundbegriffe unter allen östlichen und nördlichen Völkern. Der Groß-Lama in Thibet. Kurze Geschichte der Buddhas. Ursprung derselben. Gaudama. Die Einführung seiner Verehrung in Hinterindien. Ursprung des Buddhismus in Birmah. Buddhisten-Priester. Klostereinrichtungen derselben.

Bekanntlich bekennt sich das birmahnische Volk zur Buddhistenreligion, welche in den Ländergebieten des tiefen Morgenlandes weithin verbreitet ist, und vielleicht die größte Anzahl von Bekennern auf der ganzen Erde zählt. Obgleich die meisten Völker Mittelasiens, so wie der größte Theil der Bewohner Hinterindiens und China's unter der finstern Macht dieses, jedes bessere Gefühl der Menschheit zerstörenden Aberglaubens schmachtet, so liegt doch der Ursprung, so wie das Wesen und die Wirksamkeit desselben für den Forscher des Abendlandes noch in tiefes Dunkel eingehüllt, und nur eine stufenweise fortschreitende Bekanntschaft mit dem Zustande der Völker Asiens und dem Inhalte ihrer alten geschichtlichen Literatur wird ihn in den Stand stellen, über das geheimnißvolle Dunkel dieser weltbeherrschenden Religionsweise ein helleres Licht zu verbreiten, und die Gestalt des namenlosen Verderbens richtiger zu erkennen, welche sie seit Jahrtausenden über den größern Theil der Weltvölker ausgebreitet hat. Es gehört zu den eigenthümlichen Vorzügen unserer Tage, welche wir dem aufgewachten evangelischen Missionsgeiste zu verdanken haben, daß einzelne tüchtige Männer, welche sich durch einen langen Aufenthalt im Oriente mit den

*) Der Leser, welchen der Inhalt dieses Kapitels weniger interessiren sollte, wird gebeten, dasselbige zu überschlagen.

Sprachen, der Literatur und dem Leben der Völker jenseits des Ganges vertraut gemacht haben, unsere allgemeine Religionsgeschichte von Zeit zu Zeit mit ihren Forschungen über die wahre Gestalt der herrschenden Völkerreligionen des Heidenthums bereichern, und dem Freunde der Menschheit die Gelegenheit bereiten, in den wahren Zustand der Dinge tiefer hineinzublicken.

Der Ursprung des Buddhismus ist in tiefe Dunkelheit eingehüllt. Indeß läßt sich an seinem hohen Alterthum nicht zweifeln, und es ist sehr wahrscheinlich, daß in ihm der älteste Glaube der Völker Indiens angetroffen wird, indeß die birmahnische Religionsweise erst in späterer Zeit aus demselben hervorging. Es ist, wie Herr Ward in seiner lehrreichen Schrift über den Glauben der Hindus gezeigt hat, erwiesen, daß unter den sechs philosophischen Schulen, welche im Alterthume unter den Hindus aufblühten, zwei derselben über den Ursprung und die Grundursache der Dinge dieselben atheistischen Grundsätze aufgestellt haben, wie wir sie heute noch unter den Bekennern des Buddhismus antreffen; auch läßt sich aus den Schriften der Hindus unwiderlegbar darthun, daß diese beiden Religionssekten lange vor der Erscheinung des Buddhu in Indien ausgebreitet waren. Der Ausdruck Buddhu oder Buddha, der einen Philosophen bezeichnet, kommt in vielfacher Anwendung in der alten Religionsgeschichte der Völker vor. Er ist der Name des hinduischen Merkurs; er ist der Wodan der nordischen und germanischen Völker, von dessen Verehrung fast in jeder Sprache des Alterthums deutliche Spuren angetroffen werden; aber der geschichtliche Buddha der Indier ist eine andere Persönlichkeit, oder vielmehr ist dieser Name, wie dieß bei Zoroaster der Fall war, verschiedenen Weisen der indischen Völker beigelegt worden. Das unterscheidende Merkmal dieser Religionslehre, oder vielmehr dieses atheistischen Systemes besteht darin, daß in irgend einem vergötterten Helden oder Weisen des Alterthums eine

vermenschlichte göttliche Eigenschaft an die Stelle des Schöpfers aller Dinge gesetzt wurde, der in einen gedankenleeren Begriff verwandelt, und der ewigen Materie der abendländischen Philosophen gleichgestellt wurde.

Die Völker Hinterindiens glauben, gleich den Hindus, an das Daseyn eines Gottes, aber ihre Vorstellung von seinem Wesen ist so hohl und leer, daß er kein Gegenstand der Furcht und Hoffnung, und eben darum auch nicht der Verehrung für sie ist. Ihrer Vorstellung nach schlummert er in ewiger Ruhe und Bewußtlosigkeit dahin, wenige Zeitpunkte ausgenommen, wenn er bisweilen seine Kraft anzieht und Welten schafft. Aber diese Kraft ist außerhalb des Buddha selbstständig vorhanden, und ist ewig, wie er selbst. Nach der Meinung der Hindus sind es die Götter, die Riesen, die Brahminen und die frommen Büßer, denen das größte Maaß dieser Kraft zu Theil geworden ist. Auch nach der Sektenlehre der Buddhisten werden die religiösen Büßer als diejenigen begünstigten Geschöpfe betrachtet, welche die Wohnstätte des göttlichen Ausflusses geworden sind. Dieser Begriff von dem Inwohnen des göttlichen Einflusses in gewissen Geschöpfen bildet den Grundzug aller heidnischen Religionsweisen der morgenländischen Völker. Auf ihn ist die Lehre der Menschwerdungen, der Seelenwanderung, der Verehrung vergötterter Elemente oder vergötterter Helden, des Wischnu, des Buddha, des Fo, des Lama, der Kuh, des Elephanten u. s. w. gebaut. Diese inwohnende Kraft der Gottheit, die sich mit irgend einer Körpergestalt vermählt hat, ist bald in dieser, bald in jener Weise der allgemeine Gegenstand religiöser Verehrung. Der Hindu spricht gerade dasselbe aus, was in der Apostelgeschichte (8,10.) von Simon dem Zauberer gesagt wird: „Dieser ist die große Kraft Gottes." Mit diesem Begriffe verbinden alle diese Völker die Vorstellung von der Seelenwanderung, und der Wirksamkeit religiöser Büßungen, um diese Ausflüsse der Gottheit, welche in der Materie

wohnen, wieder in das Meer des großen Geistes zurückzuführen, von dem sie ausgegangen sind, und für immer bewußtlos im Göttlichen zu versenken.

Der Großlama Thibets ist eine, in der Erbfolge fortgepflanzte, lebendige Gottheit, vor welcher sich viele Millionen anbetend niederwerfen. Er stirbt nur, um in einer andern Gestalt wieder zu erscheinen. Seine Religionsweise, ein abgefallener Sprößling der Religion der Hindus, ward von einem Schüler des Buddha gestiftet, und aus Indien nach den südlichen Theilen Thibets gebracht, die an Indien grenzen, und in denen noch jetzt der Großlama seinen Wohnsitz hat. Von dort aus verbreitete sie sich über die Mandschu-Tartarei, und wurde zuletzt über China und Japan ausgestreut. Obgleich in vielen äußerlichen Gestaltungen vom Hinduismus verschieden, steht sie doch mit der Religion des Brumha in vielen wichtigen Punkten in der engsten Verwandtschaft. Der Hauptgötze in den Tempeln Thibets ist Maha Muni (der große Philosoph), der zugleich der Buddha Bengalens ist, so wie er auch unter diesem Namen durch die ganze Tartarei und unter allen Völkern östlich vom Brahmaputraflusse verehrt wird. Derselbe wird in Assam und Ava, Gaudama genannt; in Siam heißt er Schamanah, in Japan Amida Buddh, in China Fohi, in Bengalen und Hindostan Buddha und Schakamuni.

Die Birmahnen zählen, so wie alle übrigen buddhistischen Völker, drei Vorgänger des Gaudama Buddha. Einer der Oberpriester Birmah's, welcher eine kurze Schilderung ihrer Glaubenssätze verfaßte, bemerkt, daß vier Götter in der gegenwärtigen Welt erschienen seyen, welche die Vollkommenheit des Nigban erreicht haben, und zählt unter diesen den Gaudama als den vierten derselben auf. Der Sakya-muni, welcher auf der Insel Ceylon verehrt wird, wird gewöhnlich als Stifter dieser Religionssekte betrachtet, und ist höchst wahrscheinlich mit dem Somonocodom der Siamesen dieselbe Person; denn nach ihren heiligen Büchern war sein Vater Bali

König von Ceylon (Teve Lanca). Der berühmte La Croze bemerkt gleichfalls, daß der Name des Fo vor seiner Vergötterung Xaxa gewesen sey, und daß dieser auf der Insel Ceylon geboren wurde. Eben so behaupten die Priester in Siam allgemein, daß ihre Religion von Lanca (Ceylon) abstamme; und viele Umstände der alten Geschichte lassen auf den engen Zusammenhang zwischen den Cingalesen und Siamesen schließen. Dasselbe scheint im Lande Ava der Fall gewesen zu seyn, und Herr Ward findet es wahrscheinlich, daß die Religionsweise des Buddha bald nach ihrer Verbreitung auf Ceylon im birmahnischen Reiche Wurzel faßte. „Die Birmahnen glauben, sagt er (Bd. II. Seite 211.), daß 650 Jahre nach diesem Ereigniß (etwa im Jahr 107 der christlichen Zeitrechnung) unter der Herrschaft des Mahamuni ein Brahmine, Namens Buddha Goscha, nach Ceylon gesendet wurde, um eine Abschrift der Wischooddhimargu zu verfertigen, welche alle Jagas oder Geschichten der Menschwerdungen des Buddha in sich faßt. Seitdem haben viele Birmahnen diese Schriften übersetzt und ausgelegt." Ebenso wird von ihm aus zerstreuten Stellen der Sanskritbücher der Beweis geführt, daß Indien, und namentlich das alte Königreich Magadha oder Benares die gültigsten Ansprüche auf die Ehre hat, den Gaudama Buddha erzeugt zu haben, und daß der Buddhu der Indier, so wie der Gaudama der Birmahnen nichts anderes als Familiennamen oder Ehrentitel der Regentenlinie von Magadha gewesen sind (Bd. II. Seite 207—210.).

Nach den geschichtlichen Forschungen des Herrn Ward war der vierte und letzte Buddhu Gaudama, der Stifter des nunmehr herrschenden buddhistischen Religionssystemes, ein büßender Mönch von königlicher Abstammung, welcher vor etwa 2370 Jahren (etwa 535 Jahre vor Christi Geburt) lebte. Da er sich, wie Zoroaster und Manes, für einen Verbesserer der Religion ausgab, so reiste er durch Indien nach Ceylon und in

andere Länder, um seine Lehren auszubreiten. Sein Bildniß stellt ihn durchgängig in der Gesichtsbildung und mit den gekräuselten Haaren eines Afrikaners dar, und läßt schließen, daß die früheste Regentenlinie von Magadha äthiopischen Ursprungs war. Man hat keine Ursache, zu vermuthen, daß Gaudama selbst, während seiner Lebzeiten, sich für einen Gott ausgab; vielmehr scheint er gewisse Vorgänger in seinem Amt, welche Buddhas oder weise Männer genannt werden, und vor ihm aufgetreten sind, anerkannt zu haben. Der erste dieser Buddhas, Kaukathan genannt, war wahrscheinlich der Hermes des Orientes, der Merkur der Hindus, und der Buddha des Götterkalenders. Gaudama ist der vierte Gottesgesandte der Weltperiode, dessen Erhöhung bis zum Ablauf von 5000 Jahren dauern soll, an welcher Zahl bereits 2370 Jahre verflossen sind. Nach dieser Zeit wird sich ein anderer Heiliger erheben, und als Gott der Welt verehret werden.

Zu welcher Zeit und durch welche Kanäle der Buddhismus in die Länder Hinterindiens eingeführt wurde, wird wohl schwerlich je durch die Geschichte in zweifellosem Lichte dargethan werden können. Diese Religionsweise mußte wohl schon in Birmah bekannt gewesen seyn, noch ehe der Priester Buddha Goscha nach Ceylon abgesendet wurde, um dort eine Abschrift der heiligen Jatas auszufertigen. Wahrscheinlich kamen schon bei der ersten Auswanderung des Balivolkes, nach dem Umsturz der Buddhistenregentenlinie in Magadha, welche etwa 300 Jahre vor Christi Geburt geschah, die ersten Verbreiter des Buddhaglaubens in das Land; wenn er nicht anders schon früher seine Anhänger in Hinterindien gefunden hat. Dabei bleibt es immer in hohem Grade bemerkenswerth, daß die Birmahnen ihre Zeitrechnung nicht früher, als mit dem Jahre 638 nach Christi Geburt beginnen. Dieselbe Zeitrechnung mit dem gleichen Anfangspunkte wird auch von den Astronomen Siams befolgt, von woher sie wahrscheinlich in Pegu eingeführt

wurde. Man hat alle Ursache, zu glauben, daß die Siamesen ihren buddhistischen Religionsunterricht von Laos, d. h. mit andern Worten, von China her, empfangen haben. Aber die Verehrung des Fohi (oder Buddha) wurde erst im ersten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung in China eingeführt, und das Götzenbild des Buddha soll um das Jahr 66 nach Christi Geburt von einer westlichen Insel, d. h. von Ceylon her, dort eingebracht worden seyn. Hieraus ergibt sich, daß in keinem Falle früher als in der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts der Buddhismus festen Fuß in Birmah gefaßt haben kann, und sich nur allmählig im Lande auszubreiten vermochte, indem nach dem Zeugnisse ihrer alten Geschichtbücher die Religion des Buddha nur erst vor 800 Jahren als Staatsreligion öffentlich anerkannt wurde.

Es läßt sich zum Voraus erwarten, daß eine Religionsweise, welche in sich selbst aus lauter hohlen und inhaltsleeren Begriffen zusammengesetzt ist, und welche im Laufe der Jahrhunderte und in wildem Kampfe mit dem Brahmanismus Indiens die seltsamsten Schicksale erfuhr, mancherlei Veränderungen seit ihrer Verbreitung erlitten haben muß; und die Frage wird nicht weiter beantwortet werden können, in welchen Lehrsätzen der ursprüngliche Glaube der Buddhisten bestanden habe, und welche weitere Zusätze von den spätern zahlreichen Sekten demselben beigefügt worden seyen. Man kann sich beim Anblick einzelner Bestandtheile der Budhistenreligion der Vermuthung nicht erwehren, daß frühe schon die Verbreitung des Christenthums in den Morgenländern durch nestorianische Missionarien einen vielfachen Einfluß auf die allmählige Ausbildung des Buddhismus ausgeübt haben müsse. Bekanntlich waren die malabarische Küste so wie die Insel Ceylon die ersten und frühesten Punkte Indiens, auf welchen sich der christliche Glaube in den frühesten Jahrhunderten ansiedelte, und von denen aus derselbe seine Bahnen zu

den Völkern Indiens aufsuchte. Ein bestimmtes Zeugniß der ältesten cingalesischen Geschichtsbücher versichert, daß im Laufe des vierten Jahrhunderts der Thron der Insel Ceylon von zwei malabarischen Missionarien besetzt gewesen sey, und daß diese die Landesregierung über zwanzig Jahre ausgeübt haben, bis sie von einem Gliede der königlichen Familie ermordet wurden. Auftritte dieser Art waren gewiß in der Geschichte für die Ausbildung des Buddhismus, dessen heiliger Wohnsitz von jeher die Insel Ceylon war, keineswegs bedeutungslos. Wir werden zu Vermuthungen dieser Art veranlaßt, durch die auffallende Aehnlichkeit, welche zwischen den nestorianischen und römisch-katholischen Klöstern des Mittelalters, und den heidnischen Mönchsinstituten in den Ländern Hinterindiens heute noch stattfindet, und welche wohl nur durch die Voraussetzung erklärt werden kann, daß in manchen Ländern des Orientes, und namentlich auf der Insel Ceylon, der Buddhismus in seinen Einrichtungen sich dem Klosterleben früher christlicher Anstalten anschmiegte. Ein portugiesischer Missionar, der Pater Buri, welcher im sechszehnten Jahrhundert Cochin-China besuchte, äußert sich in kläglichem Tone in seiner Erzählung über diese Aehnlichkeit, und bemerkt: „daß es keine Priesterkleidung, keine Priesterverrichtung, keine Ceremonie in der Kirche Roms gebe, für welche nicht der Teufel eine Nachäffung in diesem Lande ersonnen habe." Der gelehrte Dr. Buchanan nennt in mehreren schätzbaren Aufsätzen, welche in der wichtigen Zeitschrift: Forschungen in den Ländern Asiens (Asiatic Researches), beigefügt sind, viele Einzelnheiten, welche die kirchliche Aehnlichkeit beider Religionsweisen bezeichnen. Die Priester des Gaudama, Rahaans genannt, sind durchgängig Mönche, welche in irgend einem Kloster ihre Erziehung erhalten haben, und einem heidnischen Mönchsorden angehören, der mit den Mönchsstiftungen der römischen Kirche auffallend verwandt ist. Diese Mönche haben das Gelübde der Ehelosigkeit auf

sich, und leben zusammen in ihren Klöstern, welche bei weitem die schönsten Gebäude im Lande sind. Jedes Kloster hat einen Abt, Zara genannt, welcher die Angelegenheit desselben leitet. Ueber allen Klöstern steht der Zarado oder königliche Abt, welcher der Beichtvater des Monarchen genannt werden kann. Indeß übt doch ein jeder Abt in seinem Kloster eine unbedingte Gewalt aus, und ist geachtet in demselben Verhältnisse, als das Kloster Reichthümer besitzt. Die Hochachtung, welche man diesen Priestern erzeigt, ist ausnehmend groß. Man geht ihnen allenthalben aus dem Wege, und sie werden mit dem Ausdrucke Pundschi (Hoheit) und Bura (Herr) angesprochen. Es ist ihnen gestattet, in weißer Farbe sich zu kleiden, wie es der König zu thun pflegt. Uebrigens ist ihre ganze Lebensweise sehr einfach, und auch in ihrer Kleidung unterscheiden sie sich, die Farbe ausgenommen, nicht von dem Volke, das vor ihnen auf die Erde niederfällt. Sie gehen barfuß umher, empfangen die Almosen der Einwohner, und ertheilen denselben ihren Segen. Sie dürfen Alles genießen, was sie geschenkt bekommen, wenn es anders bereits zubereitet ist; denn sie selbst zünden nie ein Feuer an, aus Furcht, irgend ein Insekt ums Leben zu bringen. Sie haben gewisse Fastenzeiten im Jahre unter sich eingeführt. Bei ihren Gebeten gebrauchen sie Rosenkränze, welche aus wohlriechendem Ambra oder aus Körnern des indischen Blumenrohrs zusammengesetzt sind. Ihre eigenthümlichen Vorrechte erstrecken sich so weit, daß kein Verbrecher hingerichtet werden darf, sobald ihn einmal ein Priester berührt hat. Ueber ihre eigenthümlichen Lehrmeinungen ist immer noch großes Dunkel ausgebreitet, und wir werden dieselbigen nicht genauer kennen lernen, bis in den künftigen Tagen — möge es recht bald geschehen! — das Licht der evangelischen Erkenntniß diese finstern Stellen erleuchtet haben wird."

Fünftes Kapitel.

Die Stadt Rangoon.

Der Rangoonfluß und seine Umgebungen. Die Stadt Rangoon; ihr Aussehen. Bevölkerung derselben. Ihre Einwohner. Handelsverkehr der Stadt. Schiffbau. Der goldene Dagontempel. Der Götze Dagon. Die Umgebungen der Stadt. Palang. Bassein. Die Insel Negrais. Das Delta des Irawaddy.

Der Fluß Rangoon, der an der Stadt vorüber fließt, ist für den Irawaddystrom, was der Hoogly bei Calkutta für den Ganges ist; er bildet die Pforte zum birmahnischen Reiche. Ueberhaupt hat dieser Fluß mit seinen Ufern mit dem Hoogly bei Calkutta große Aehnlichkeit, nur ist die Schifffahrt auf demselben viel bequemer. Auf beiden Seiten ist das Land niedrig und sumpfig, und die Ufer sind überall mit dickem Buschwerk überwachsen, aber das Strombett ist tief und bequem. Noch ehe man landet, streckt die Pagode des Dagon ihre hohen Dächer und Spitzen weit über die Bäume empor, und über sie hinaus wird ein anderer Götzentempel bei Syriam sichtbar. Syriam, wo die erste brittische Faktorei aufgerichtet war, liegt an einem nordöstlichen Zweige des Flusses, indeß der Rangoonzweig von Nordwesten her läuft. Die Stadt gewährt, vom Flusse aus angesehen, einen armseligen Anblick, indem sie aus Haufen elender Bambushütten zusammengesetzt ist, die auf Pfosten dicht am Wasserrande aufgerichtet sind, unter denen nur da und dort ein Bretterhaus, gleich einer Zierrath, sich erhebt. So dehnen sich auf beiden Ufern des Flusses die Hütten beinahe eine Stunde weit neben einander aus, in deren Haufen viele kleine Pagoden mit ihren vergoldeten Spitzen aus den Bäumen emporragen. Die Straßen sind enge, aber reinlich und gut gepflastert, und hinter der Stadt erhebt sich eine Art von Festung, die mit einem Graben umzogen

ist. Die Regierungsbeamten, so wie die wohlhabensten Kaufleute wohnen in derselben, indeß die niedern Volksklassen die andern Theile der Stadt nebst den Vorstädten inne haben. Der amerikanische Missionar, Herr Judson, der mit seiner wackern Gattinn zwölf Jahre hier wohnte, beschreibt den geselligen Verkehr als sehr unsicher, indem Diebstähle und Mordthaten häufig bei Nacht verübt werden. Rangoon ist, wie so manche andere Seehafenstadt des Orientes, der Sammelplatz von dem schlechten Gesindel aller Nachbarländer, das hieher flieht, um sein Glück auf irgend eine Weise zu versuchen. Die lasterhaften Sitten, welche hier allgemein im Schwunge gehen, sind daher nicht als Maaßstab für die Beurtheilung des Volkscharakters im Innern des Landes zu betrachten.

Die Bevölkerung der Stadt ist ansehnlich, und schon im Jahr 1796 wurden 5000 steuerbare Häuser in derselben gezählt. Da ihr Handel seit dieser Zeit schwunghaft betrieben wurde, so hat sich auch mit dem Wohlstand die Bevölkerung derselben vermehrt, welche wenigstens auf 30,000 Seelen angeschlagen werden kann. Freilich wurde die Stadt im Januar 1810 durch eine Feuersbrunst gänzlich aufgezehrt; und kaum war sie wieder aufgebaut, so ging sie im März 1823 aufs Neue in den Flammen auf. Indeß ist in einem Lande, das mit dichten Wäldern überdeckt ist, eine hölzerne Stadt bald wieder aufgebaut, und die Einwohner bekümmern sich nur wenig um solchen Verlust, den sie gewöhnlich mit kalter Gleichgültigkeit betrachten.

Die Stadt Rangoon wimmelt von hergelaufenen Ausländern, welche hier einem Glücke nachjagen, das sie in der Heimath nicht finden konnten. Flüchtlinge dieser Art findet man hier aus allen Völkern des Orients und von allen Farben. Malabaren, Mongolen, Perser, Armenier, Chinesen, Portugiesen, Franzosen, Engländer, Deutsche, Alles wimmelt unter einander, um irgend eine Art von Handelsgeschäft zu treiben. Sie

genießen nicht allein den Schutz der Regierung, diese läßt ihnen auch die vollkommenste Religionsfreiheit zu Theil werden, und sie können ihre religiösen Feierlichkeiten begehen, ohne im Geringsten von den Birmahnen beeinträchtigt zu werden, welche keine Lust zeigen, Ausländer für ihren Glauben zu werben. Die Birmahnen bekümmern sich selten um den religiösen Glauben Anderer, so lange man ihren Frieden nicht stört, und ihren Götzendienst stehen läßt.

Die Natur hat Rangoon mit jeglichem Vorzug ausgestattet, um diese Stadt zu einem der wichtigsten Marktplätze der Welt zu machen, und vermöge ihrer Lage würde sie unter geschickten Händen bald den Großhandel der blühendsten Völker an sich locken, und eine Lagerstätte für Indien werden. Tihkholz ist bis jetzt noch der wichtigste Artikel, den Birmah für den Schiffbau Indiens ausführt. Am meisten wird aber noch immer durch den Schiffsbau gewonnen, indem in den Seehäfen Birmah's Schiffe von 900 und 1000 Tonnen Ladung ungleich wohlfeiler als in irgend einem Theile Indiens gebaut werden. Ihre Arbeiter besitzen in diesem Fache ungleich größeres Geschick, als dieß in Indien der Fall ist, auch ist das schönste und dauerhafteste Schiffsholz um äußerst geringe Preise hier im Ueberfluß zu finden.

Die Klöster in der Nachbarschaft von Rangoon sind sehr zahlreich, und nach der Versicherung des Oberst Symes sollen deren über 1300 umher liegen. Das berühmteste von ihnen ist der Dagontempel, in welchem der Zarado, das Oberhaupt der Priesterschaft, seinen Wohnsitz hat. Dieser Tempel steht, etwa eine halbe Stunde von der Stadt, auf einer felsigten Anhöhe, welche die ganze Umgegend beherrscht, und er blickt auf eine weite Entfernung in das Land hinaus. Der mächtige, reich vergoldete Schirm, der sein Dach bedeckt, gewährt beim Sonnenschein einen prachtvollen Anblick. Um den Tempel umher sind Reihen hoher Bäume auf-

gepflanzt, unter denen sich das Volk sammelt, um ihre religiösen und volksthümlichen Feierlichkeiten zu begehen. Der goldene Tempel, welcher das riesenhafte Götzenbild des Gaudama in sich faßt, kann in Hinsicht auf Schönheit mit den prachtvollsten Göttertempeln wetteifern. Er ist ganz von hartem Tihkholz verfertigt, und an seinen Wänden mit unsäglicher Mühe schönes Schnitzwerk eingeschnitten. Der ganze Bau ist reich vergoldet, mit Ausnahme von drei Dächern, welche ein silberfarbiges Aussehen haben. Die meisten Zierrathen stellen den Kopf eines Pfauen dar, auch sind an den Dächern, wie an den Wänden, eine zahllose Menge von Glocken angebracht, welche jeder leichte Windstoß in Bewegung setzt. Der Götze, welcher in diesem Tempel verehrt wird, ist unstreitig Buddha, welcher den aus der ältesten Bibelgeschichte bekannten Namen Dagon führt. Das Wort Dag-un ist aus Dag (ein Fisch), und der geheimnißvollen und heiligen Sylbe Un zusammengesetzt, ein Ton, welcher die Sonne bezeichnet, und zugleich den Begriff des Göttlichen in sich schließt. Dagon ist daher der Fischgott, jene amphibische Gottheit, welche der Hauptgegenstand des phönizischen Götzendienstes war. Unter diesem Bilde wird in der Matsyaverkörperung auch der indische Wischnu als ein Mensch dargestellt, der in einen Fisch ausläuft. Es läßt sich nicht zweifeln, daß dieser Dagon Jahrhunderte zuvor an dieser Stelle verehrt wurde, ehe die Religionsweise des Buddha hier eingeführt wurde, und daß der indische Gaudama die Ehre hatte, der Erbe des syrischen Dagons zu werden. Auf gleiche Weise war vormals der Tempel des Tschu-madu (Maha deo) in dem benachbarten Syriam nichts anderes, als der hinduische Apollo (Surya), und Sidong nichts anderes, als Seidon, d. h. der phönizische Dagon, unter einem andern Namen.

Die Umgebungen von Rangoon wechseln wellenförmig mit fruchtbaren Hügeln ab, auf deren Höhen das Auge eine weite und prachtvolle Aussicht genießt. Nord-

östlich hin bilden die Hochgebirge von Martaban den Horizont. Nach Süden und Westen hin erblickt man die tausendfachen Kreuz- und Schlängelwege des mächtigen Flusses, die sich über eine weite Ebene hinziehen, welche mit Reisfeldern überdeckt, und deren Hintergrund mit tiefen Waldungen begrenzt ist. Der Thalboden besteht aus fettem Lehm, den die üppigsten Weideplätze schmücken, auf welchem zahlreiche Viehheerden weiden, und auf welchen das Vieh so groß und schön ist, als in irgend einem Theile Indiens. Der Boden der Hügelgerölle ist aus rothem, mit Sand gemischtem Lehm zusammengesetzt, welcher auf rothem Felsen ruht, der sehr eisenhaltig zu seyn scheint. In der Nähe der Stadt werden viele Obstgärten angetroffen. Die Luft ist rein und elastisch, und ihr gesunder Zustand wird aus dem frischen und kräftigen Schlage von Einwohnern erkannt, welche hier wohnen. Der Strom läuft meist nach Südosten hin, macht jedoch sehr viele große Wendungen, und ist bei einer Tiefe, welche die größten Schiffe trägt, 250—300 Klafter breit. Die Ufer sind niedrig, mit zerstreuten Wohnungen besetzt, und gut angebaut; auch ragt an denselben ein Gebüsch von meist 10 Fuß hohem Schilfrohr empor, dessen Spitzen ein herrliches Futter für das Vieh liefern.

Banlang, die erste Station oberhalb Rangoon, war vormals eine Stadt von bedeutendem Umfange, und die große Zahl von Booten, welche hier lagen, läßt noch immer eine gewerbsame Stelle in ihr erblicken. Hier trennt sich der Rangoonfluß vom großen Strome, indem der Hauptstrom, etwa 700 Klafter breit, seine gerade südliche Richtung fortsetzt, und sich bald in eine Menge von Wasserstraßen auflöst, welche die Meeresfluth schwellt, und die fast sämmtlich schiffbar sind. Das große Delta des Irawaddy, das sich von dem westlichen Gebirge des Kaps Negrais bis nach Syriam ausdehnt, hat etwa 110 geographische Meilen in die Länge, und wird in die Distrikte Negrais, Bassien, Dalla, Rangoon

und Syriam eingetheilt. Dalla ist der Wohnsitz eines Distriktsstatthalters, und bildet eine lange Straße, deren Wasserkanal bis in die See hinaus führt. Bassien (Bersain) liegt am Flusse gleichen Namens, welcher den westlichen Zweig des Irawaddy bildet, und sich bei dem Kap Negrais in den indischen Ozean ergießt. Der Hafen ist bequem, und in ihm können die größten Schiffe sicher anlegen. Hier wurde im Jahr 1757 von den Britten eine Faktorei angelegt, welche jedoch in den spätern Kriegen zerstört, und bis jetzt nicht wieder aufgebaut wurde, seitdem Rangoon der Hauptstapelplatz des Handels geworden ist.

Die Insel Negrais liegt der Mündung des Bassienflusses gegenüber, und gewinnt nur durch ihren Hafen eine Wichtigkeit. Nicht eine einzige Menschenwohnung ist auf ihr anzutreffen, da es ihr ganz an frischem Wasser fehlt. Das Küstenland ist hier eine öde Wildniß, welche mit undurchdringlichem Strauchwerk bedeckt ist. Nur gegen Norden hin befindet sich ein Hügel, auf welchem ein alter Göttertempel über das Land emporragt, der unter dem Namen Pagodenspitze bekannt ist. Der Hafen Negrais ist als der sicherste im ganzen bengalischen Meerbusen bekannt, indem hier die Schiffe jederzeit ohne Hinderniß nach dem Süden auslaufen können, so lange nicht der Monsoon ihnen zuwider ist. Das ganze Delta, welches die Mündungen des Irawaddy bilden, wird gewöhnlich Henzawaddy genannt, und dieses ausgenommen, ist wenig ebenes Land in Birmah anzutreffen. Hier wächst der Tihkbaum im Ueberflusse, aber schon in kurzer Entfernung von Syriam fängt das Land an, hügelicht und unfruchtbar zu werden. In diesen Ebenen ist der Boden ungemein ergiebig, und er erzeugt eine Menge herrlichen Reises, welcher dem Einwohner als Hauptnahrung dient.

Sechstes Kapitel.

Die Reise auf dem Irawaddy nach der Hauptstadt.

Der Irawaddystrom. Die Fahrt auf demselben. Die Stadt Donubiu. Kiumseik. Meyahun. Die Stadt Prome. Theraikittra. Die Stadt Pegu. Das alte Reich Pegu. Martaban. Die Küste von Tenasserim. Mergui. Amherst. Tavoy. Missionsstellen. Die Stadt Tonghu. Miady. Lunghi. Die Krokodillenstadt. Pahgan. Das Elephantendorf. Die Trümmer von Ava.

Von Rangoon aus kann die Reise nach der Hauptstadt (Ava) auf dem Irawaddystrome zur trockenen Jahreszeit in einem Monate gemacht werden; meist aber sind zwei Monate dazu erforderlich. Der Strom läuft immer sehr reißend, und zur Zeit seines Anwuchses würde das Schiffen auf demselben unmöglich seyn, wenn nicht der, gerade in die Regenzeit fallende, südwestliche Monsoon das Fahren gegen den Strom unterstützte; indeß ist die Schifffahrt auf demselben wegen des häufigen Aufenthaltes immer lästig und langweilig. Ungleich schneller gehts den Strom herab, und Missionar Judson legte den Weg von Ava nach Rangoon in zwölf Tagen zurück.

Die Boote, welche gemeiniglich sehr zahlreich den Fluß hinaufsegeln, sind bequem gebaut und zweckmäßig eingerichtet, um gegen den mächtigen Strom zu laufen; ein 60 Fuß langes Boot ist gewöhnlich an seiner weitesten Stelle nicht mehr als zwölf Fuß breit. In dieser Zusammensetzung wäre ein Boot freilich jeden Augenblick in Gefahr, vom Wasser umgeworfen zu werden, wäre es nicht an seiner Außenseite mit einem 6—7 Fuß breiten bretternen Verschlag versehen, der horizontal von der Vorder- bis zur Hinterseite hinabläuft, und das Boot auf dem Wasser hält. Auf diesem Verdecke befinden sich die Ruderer, um das Schiff vorwärts zu treiben,

treiben, auch halten sie sich Tag und Nacht auf demselben auf, und decken sich bei Nacht mit Matten zu. Der Boden des Schiffes ist mit Matten belegt, und über dasselbe ein Stück Leinwand ausgebreitet, welcher zu genauer Noth vor dem Regen sichert; auch befindet sich eine Art von Kajüte im Schiff, in welcher die Reisenden sich mit ziemlicher Bequemlichkeit niederlassen können.

Der Irawaddy, oder nach seiner Wortbedeutung der Elephantenfluß, hat, wie vermuthet wird, seinen Namen von den zahlreichen Heerden dieser majestätischen Thiere, welche auf seinen Ufern sich umhertreiben. Da indeß dieses Wort aus der Sanskritsprache abstammt, so ist es wahrscheinlicher, daß der heilige Name des indischen Irawaddy auf den birmahnischen Fluß übergetragen wurde, wie Auswanderer immer zu thun pflegen, welche gefeierte Namen ihres Vaterlandes in ihre neue Heimath übertragen. Dichtes Buschwerk bedeckt auf allen Seiten die Ufer des Flusses, und die ungeheuern Schaaren von Stechmücken sind auch hier, wie auf jedem wilden Boden, eine nicht geringe Plage für den Wanderer. Alle Reisende beschreiben sie als die lästigsten und bösartigsten Thiere, deren Stich ungemein schmerzlich ist, wenn sie auch mit doppelter Kleidung ihren Körper zu verwahren suchen. Die armen Matrosen auf dem Schiff können bei Nacht keine Ruhe vor denselben finden, indem diese Thiere in dem dichten Schilf, womit die Ufer besetzt sind, in mächtigen Heerschaaren hausen. Zum Glück erstreckt sich dieses Pestübel nur wenige Meilen den Strom hinauf, und ein schnellsegelndes Boot kann bald den beschwerlichen Regionen entfliehen, welche sie als Eigenthumsherren beherrschen. „Die Mosquitos, erzählt Oberst Symes, griffen uns bei Tag in solcher Menge an, daß wir unsern ganzen Körper mit Leder überziehen, und unser Gesicht unaufhörlich mit Tüchern gegen sie vertheidigen mußten. Aber kaum war

die Dunkelheit eingebrochen, so griffen sie uns in solchen Massen an, und ihr Stich war so giftig, daß, wenn ein Europäer mit seiner zartern Haut eine Nacht die Plage aushalten müßte, so würde sein Tod unausbleiblich seyn. Die birmahnischen Matrosen haben eine harte Haut, und fühlen weniger, aber unsere bengalischen Diener seufzten jämmerlich die ganze Nacht hindurch." Stückweise wird an den Ufern des Flusses Indigo gebaut, und Pflanzungen dieser Art sind immer von ein paar Hütten bewohnt. „Wo ich landete, erzählt Kapitain Cox, fand ich die Hütten der Eingebornen so gut eingerichtet, und sie selbst so wohl bekleidet und genährt, als ich es nur immer unter den Landleuten in Indien angetroffen habe. Jede Familie pflanzt ihren Indigo, Baumwolle und Reis, und die Weiber spinnen, weben, und verfertigen ihre eigenen Kleider, indeß die Männer die Arbeiten auf dem Felde besorgen."

In etwa 16 Stunden kommt der Reisende aus dem Palang- oder Rangoonflusse in den großen Irawaddy hinein, der hier eine halbe Stunde breit ist. Bis hieher muß sich das Schiff durch Rudern den Fluß hinauf arbeiten, aber jetzt werden die Segel aufgespannt, und die kräftigen Südwinde treiben frisch das Wasser hinauf. Donubiu, etwa 24 Stunden von Rangoon, ist eine bedeutende Stadt, die einen Dagonstempel in sich faßt. Hier werden Matten von verschiedenartigem Ge-Gewebe verfertigt, welche zu den schönsten gehören, die man in Birmah sieht. „Wir kamen, schreibt Oberst Symes, am fünften Tage an dieser Stelle vorüber, wo der Strom zur trockenen Jahreszeit viele Inseln bildet, welche zur Regenzeit überschwemmt werden, die aber mit grünen und hohen Bäumen besetzt sind. Das Wetter war schön, und wir legten anderthalb Stunden Wegs in einer Stunde zurück. Von einer Strecke Wegs zur andern erblickte das Auge immer volkreiche Städte und Dörfer, welche unter dem Schatten der Mangobäume ruhen, und deren Bewohner mit dem Feldbau sich be-

schäftigen. Die Stadt Kiumseik, in welcher wir auf den Stufen eines Klosters übernachteten, ist ansehnlich, sie besitzt zwei Götzentempel, welche vom Boden an bis zu ihren obersten Spitzen vergoldet sind, und ein glänzendes Aussehen haben. Es gibt hier viele Klöster, und die Priester laufen schaarenweise umher. In dieser Stadt wird viel baumwollen Tuch verfertigt. Die Felder sind mit Indigopflanzungen bedeckt, welche üppig emporwachsen. Auch scheint der Boden für diese Pflanzengattung vorzüglich geeignet zu seyn; nur verstehen sich die Einwohner auf die Bereitung des Indigo's nicht genug, oder sie sind zu träge, um ihn zu reinigen, und in eine harte Substanz zu verwandeln.

In der Nähe von Kiumseik befindet sich eine sehr alte Stadt, Hendahtah genannt. Büffel und anderes Vieh weiden in ihren Umgebungen in großen Heerden herum. Ein wenig oberhalb dieser Stelle zieht sich ein bedeutender Wasserzweig des Stromes in südwestlicher Richtung nach Bassein hinab, welcher der Anukiub oder der westliche Fluß genannt wird. Hier überblickt man die lange Bergkette, welche sich an den Grenzen von Arrakan nordwestlich hinabzieht. Weiter am Flusse hinauf sind die Ufer abermals mit sechs Fuß hohem Schilf bedeckt, in welchem Schaaren von Tigern hausen. Kanung ist eine große Stadt, die dicht an einem steilen und hohen Ufer liegt, auf welchem Wassertreppen von 100 Stufen zum Strome hinablaufen. Das Land ist ziemlich gut angebaut, und Gärten, von Mango- und Plantanenbäumen besetzt, werden allenthalben umher gesehen. Auch scheint die Bevölkerung dieses Distriktes nicht unbedeutend zu seyn. Das Thermometer stieg um die Mittagszeit bis auf 26° Reaumur.

Die Stadt Mayahun, etwa 40 Stunden von Rangoon entfernt, und durch die heißen Kämpfe zwischen Birmahnen und Peguanen berühmt, ist sehr alt, und zieht sich eine Stunde weit dicht am Ufer hin.

Zahlreiche vergoldete Tempel und geräumige Klöster heben sich hier aus den hohen Bäumen empor, welche der Stadt das Aussehen von Bedeutsamkeit erlangen. Das Land umher ist von üppigen Reisfeldern besetzt. Auch befinden sich hier die großen Kornkammern des Königs, von denen aus mächtige Vorräthe nach allen Theilen des Landes ausgeführt werden. Die große westliche Gebirgskette tritt hier in ihrer ganzen Majestät hervor; auch scheinen diese Gegenden weit umher zahlreich bevölkert, und meist gut angebaut zu seyn.

So wie man der Stadt Prome sich nähert, wechseln auf den Ufern Thäler und Hügel, dichte Wälder und Pflanzungen auf eine freundliche Weise mit einander ab; auch werden mehrere volkreiche Städte nach verschiedenen Richtungen hin gesehen. Die Stadt Prome liegt auf der Ostseite des Irawaddy; sie war Jahrhunderte lang der Wohnsitz der Regentenlinie des Talayenvolkes, und ist jetzt die Residenz eines Vizekönigs, der meist aus der königlichen Familie genommen ist. Sie liegt in einem angenehmen Thale, und hat einen Umfang von etwa zwei Stunden, welche eine einzige regelmäßige Straße mitten durch die Stadt durchzieht, indeß die Häuser der übrigen Quartiere nur durch kleine Gäßchen von einander getrennt sind. Ein großer Theil der Einwohner soll aus Muhamedanern bestehen. Die Hügel, welche die Stadt umgeben, sind mit Tihkwäldern besetzt, und reich an Metallen. Blei und Eisen wurde indeß bis jetzt allein in ihnen gewonnen; aber auch an Gold würde es nicht fehlen, wenn sich die Einwohner auf den Bergbau verstünden. Der hauptsächlichste Handelsartikel der Stadt besteht in Tihkholz, indeß wird auch baumwollen Zeug, Schiffstau und Papier verfertigt, welches letztere zu Schirmen und zu Büchern verwendet wird. Nahe bei der Stadt befindet sich ein großes königliches Gehege von Elephanten, das aus zwei Reihen hoher Stallungen besteht, in welchen diese Thiere

während der Regenzeit beherbergt werden. Im Ganzen ist Prome eine der wichtigsten Stellen des Reiches, und ihre Lage wird für besonders gesund gehalten.

Etwa zwei Stunden südlich von Prome sind noch die Trümmer einer alten Stadt, Therai Kittra genannt, welche einst die Hauptstadt der peguanischen Könige war. Eine ebene Straße mit Wäldern vom hohen Palmyrabaume besetzt führt an diese Stelle. Eine enge, tief gelegene Pforte führt in die Stadt hinein, in welcher Reihen zerfallener Hütten noch umher stehen. Vor dem Falle der Pegu-Monarchie muß diese Stadt einen mehrstündigen Umfang gehabt haben, und glänzend gewesen seyn. Noch sind die Trümmer des königlichen Pallastes und eines großen Tempels hier zu schauen. Große Karawanen bespannter Wagen mit gesalzenen Fischen beladen, wandern von einem benachbarten See her auf dieser Straße von Zeit zu Zeit nach der Hauptstadt. Auch wird auf derselben in ähnlichen Karawanen ein bedeutender Handel zwischen China und Bengalen geführt. Diese Wagen ziehen mitten durch Birmah nach dem arrakanischen Gebirge bis zu den Ufern des Brahmaputra, und legen diesen weiten Weg mit großer Sicherheit zurück.

Wir verlassen nun auf einige Augenblicke die Hauptstraße des Flusses, um nach dem Osten und Süden des Landes einen Ausflug zu machen, und die Grenzen desselben, so weit sie der Fuß des Europäers betrat, kennen zu lernen.

Die Stadt Pegu war einst die Hauptstadt eines der mächtigsten Reiche des Orientes; jetzt liegt die alte Stadt meist in Trümmern da, und nur einige Göttertempel sind aus einer alten glänzenden Vorzeit übrig geblieben. Die Reihen von Wohnungen wurden nach der Eroberung des Reiches, im Jahr 1790, durch Minderatschi aufgebaut, nachdem 33 Jahre zuvor Alom-prau die Stadt dem Boden gleich gemacht hatte. Nur nach und nach erheben sich wieder prachtvolle Gebäude aus

der Asche hervor; allein der Anblick des Ganzen erinnert an eine entschwundene Herrlichkeit, und läßt nur düstere Eindrücke in der Seele zurück. Was im siebenzehnten Jahrhundert das Reich Pegu war, wird uns in den Reisen des Vincent Le Blanc mit glänzenden Farben geschildert. „Das Reich Pegu, erzählt er, ist nach der Mongolei und China eines der größten, reichsten und mächtigsten in Indien, und faßt nicht weniger als 26 Staaten gekrönter Häupter in sich. Die Stadt Pegu ist sehr groß und ins Gevierte gebaut; auf jeder Seite hat sie fünf Thore; sie ist mit hohen Mauern und einem Wassergraben umgeben, der von Krokodillen wimmelt. Die Mauern sind von Holz, und mit reich vergoldeten Wachthürmen geschmückt; auch befinden sich prachtvolle Gebäude in der Stadt. Die Straßen derselben sind sehr breit, und so nach der Schnur gebaut, daß sie alle im Herzen der Stadt auf einem Mittelpunkte zusammenlaufen. Auch sind sie mit hohen Palmbäumen besetzt, welche dem Ganzen ein sehr freundliches Aussehen geben. Der Pallast des Königs ist ein mächtiges Gevierte, das ein prachtvoller Dom schmückt; an jeder Ecke steht eine atlasähnliche Riesengestalt von polirtem Marmor, welche dieses ungeheure Gebäude tragen, und die mit ihren verzerrten Gesichtern unter der schweren Last zu stöhnen scheinen, welche sie zu Boden drücken will. Mächtige Palläste von Marmor und Porphir aufgebaut, zieren die Hauptstraßen. In dem See des königlichen Parkes werden alle Arten von Wasservögeln angetroffen, indeß im Parke umher die seltensten Thiere und Vögel gefunden werden. Auch für reißende Thiere aller Art ist ein Park aufgerichtet, denen täglich eine Anzahl von Verbrechern als Speise vorgeworfen werden.“

Alle diese Herrlichkeiten sind dahin, und das Bild grauenvoller Verwüstung hat die Stelle derselben eingenommen. „Wie sehr ist es doch zu beklagen, ruft Oberst Symes aus, daß dieses Land, eines der schönsten,

fruchtbarsten und gesundesten, die es auf dem Erdboden gibt, dem größten Theile nach in eine öde Wildniß verwandelt worden ist. Viele Menschenalter werden dazu erfordert, wenn die frühere Bevölkerung Pegu's mit ihrem Wohlstande wieder hergestellt werden sollte. Kommt einmal für dieses Reich eine bessere Zeit, so hat ihm Gott in seiner Natur die reichsten Hülfsquellen angewiesen, um das Land zu dem blühendsten und üppigsten des Orientes zu machen."

Ueber das bedeutende Gebiet zwischen Pegu und Martaban hat man bis jetzt keine Nachrichten, das Tagebuch ausgenommen, das ein früherer Baptisten-Missionar, Franz Carey, welcher im Jahr 1809 den Vizekönig von Pegu nach Martaban begleitete, hinterlassen hat. Von Pegu an dehnt sich in östlicher Richtung eine ungeheure Ebene aus, welche mit dichtem Buschwerk überwachsen ist, auf der alle Arten wilder Thiere die Herrschaft führen. Das Gebirg, das den Horizont nach Osten begrenzt, läuft von Chittong in nordöstlicher Richtung hin, und lenkt gegen Martaban südlich ab. Der Kubanfluß, zwei Tagreisen von Pegu gelegen, ist 200 Klafter breit und sehr tief. Das ganze Land umher ist eine vollkommene Wildniß, die mit langem Grase bewachsen ist, und scheint zur Regenzeit vom Wasser überfluthet zu werden. Die Stadt Chittong liegt am östlichen Ufer des Flusses, und ist von ein paar zerstreuten Dörfern umgeben. Die ganze östlich gelegene Bergkette ist unbewohnt, und nur an ihrem Fuße sind zerstreute Hütten der Karaynen anzutreffen. Die Berge selbst sind, so weit das Auge reicht, mit großen Bäumen bedeckt, unter denen Heerden von Antilopen und Tigern angetroffen werden, indeß die Elephanten und wilden Schweine von den Ebenen Besitz genommen haben. Die Truppen, welche den Vizekönig begleiteten, fanden die Wälder fast undurchdringlich. Diese bestehen meist aus den verschiedensten Gattungen rother und schwarzer Farbholzbäume, auch wird der Pengadur, die härteste Holzart, in Birmah im Ueberflusse angetroffen.

Am achten Tage nach dem Abmarsch von Pegu kam die Truppe aus den dicken Wäldern heraus, an die Ufer eines schönen Flusses, Tungweog genannt, wo Herr Carey wahrnahm, daß sie zwischen zwei Bergzügen den Weg gemacht hatten, von denen der eine gegen Westen, und der andere gegen Osten lag. Aber bald sahen sie sich wieder von ungeheuern Wäldern eingeschlossen, in denen nur da und dort eine Hütte der Ureinwohner angetroffen werden konnte, bis sie nach einer beschwerlichen Reise von noch weitern vier Tagen die Stadt Martaban erreichten.

Am folgenden Tag bestieg Herr Carey einen der höchsten Berge in der Nähe der Stadt, um das Land zu überschauen. „Die Aussicht auf dieser Höhe, schreibt er, ist wahrhaft großartig. So weit das Auge reicht zieht sich nach Norden und nach Süden das mächtige Gebirge hin, auf welchem die Stadt liegt. In einer Entfernung von 40—60 Stunden erhebt sich, gleichlaufend mit den Bergen, welche das Seeufer umgürten, die lange Reihe von Hochgebirgen, welche Birmah von Siam trennen, und nach Westen hin sieht man den Fluß Thaluan, der in zwei Zweige sich vertheilt, eine Menge von Inseln bildet, und mit seiner weiten Mündung in das Meer sich ergießt. Die Bevölkerung der Stadt, so wie die der ganzen Umgegend, ist beträchtlich, und aus Peguanen, Birmahnen, Siamesen und Bergbewohnern zusammengesetzt. Unweit Martaban haben sich die Engländer in Besitz des bedeutenden Seehafens Amherst gesetzt, und eine Anzahl derselben hat sich an dieser Stelle des Handels wegen niedergelassen; auch wurde hier in der neuern Zeit von den Baptisten-Missionarien eine Missionsstelle aufgerichtet, welche in blühendem Zustande sich befindet.

Die Küste von Tenasserim machte früher einen Theil der Staaten Siams aus, wurde aber im Jahr 1793 an Birmah abgetreten. Mergui liegt etwa drei Stunden oberhalb der Mündung des Tenasserimflusses

(19° 12′ nördl. Breite, und 98° 24′ östl. Länge Greenwich). Auch dieser Fluß wird, wie alle andern Flüsse dieser Länder, von einer Sandbank geschlossen, über die jedoch kleinere Schiffe wegsegeln können. Die Engländer haben zu Mergui seit dem Jahr 1687 eine Faktorei, und sind sehr geachtet; auch eine Anzahl Muhamedaner, so wie einige römische Christen wohnen hier, und haben eine Kirche mit einem Priester. Die Mergui-Inseln, die sich längs der Küste 50 Stunden weit ausdehnen, sind unbewohnt, obgleich, wie man behauptet, ihr Boden fruchtbar seyn soll, und südlich von denselben liegt die beträchtliche Insel Jonk Seylon, welche etwa 22 Stunden lang und 6 Stunden breit ist, und nur durch einen schmalen Kanal vom Festlande sich scheidet. Auf ihr finden sich ansehnliche Zinnminen, die von den Eingebornen bearbeitet werden. Diese Insel bildet die südlichste Spitze des birmahnischen Reichs, und wird von Malayen, Chinesen, Siamesen und Birmahnen bewohnt.

Tavoy ist, wie Tenasserim, der Name eines Flusses, einer Stadt und einer Provinz zugleich. Die Stadt liegt etwa auf eine Entfernung von acht Meilen den Fluß hinauf (13° 13′ nördl. Breite), und das ganze Land umher ist ausnehmend fruchtbar.

Die Bewohner dieser Provinzen gehören dem größern Theile nach dem Mongstamme an; auch ist die Bevölkerung derselben ansehnlich, und aus den verschiedensten Völkerstämmen der Nachbarreiche zusammengesetzt. Sie gewinnen eine eigenthümliche Wichtigkeit durch den erfreulichen Umstand, daß sich an dieser Küste hier seit dem Jahr 1827 nach und nach von den Mündungen des Martabanflusses an bis zu den Mündungen des Tenasserimflusses hinab vier evangelische Missionsstellen, zu Maulmein, Chummerah, Tavoy und Mergui, angesiedelt haben, welche von amerikanischen Missionarien besetzt worden sind, die bereits aus den Eingebornen kleine Christenhäuflein an diesen Stellen gesammelt haben.

Jedoch wir kehren nach diesem kurzen Ausfluge nach Süden und Osten zum großen Irawaddystrome zurück, auf welchem wir unsere Reise nach der Hauptstadt Birmah's fortsetzen.

Von der Stadt Tonghu, welche östlich von Prome liegt, ist nur wenig bekannt, da noch kein Europäer sie besuchte. Sie liegt an einem Seitenstrome des Sittongflusses, und ist durch ihre Baumwollenweberei bekannt. Der Distrikt soll fruchtbar, aber nur wenig bewohnt seyn. Derselbe liefert die besten Betelnüsse im ganzen Lande. Der Fürst von Tonghu ist gemeiniglich ein Prinz von königlichem Geblüte. Von den Einwohnern dieser Provinz ist indeß nur so viel bekannt, daß sie, wegen ihrer Wildheit und Zanksucht, von den Birmahnen verachtet werden.

Die Umgegend von Miady fand Oberst Symes sehr schön, aber nur wenig angebaut. Die Einwohner behandelten ihn mit großer Ehrerbietung; sie kamen zu Haufen in sein Quartier, und jeglicher brachte ein kleines Ehrengeschenk an Reis, Tabak oder andern Früchten mit, um dafür eine desto größere Gabe zu empfangen. In der Umgegend der Stadt ward ihm ein flacher Granitstein gezeigt, der mit einem hölzernen Dach gegen den Regen geschützt war. Diesem Steine sollen, nach dem Glauben der Birmahnen heute noch die Fußstapfen ihres Götzen Gaudama eingedrückt seyn. Wirklich sind große Fußtritte dieser Art in die Fläche des Steines eingegraben, und mit sinnbildlichen Figuren geschmückt. Der Fuß tritt auf eine sich krümmende Schlange, und seine Zehen sind mit kleinen Muscheln geschmückt. Aehnliche Fußstapfen des Buddha werden an verschiedenen Orten Indiens, so wie auf der Insel Ceylon nachgewiesen, und es ist eine Ueberlieferung, welche die Birmahnen und Siamesen mit den Cingalesen gemein haben, daß Gaudama Buddha einst mit einem Fuß auf dem Festlande Asiens, und mit dem andern auf der Insel Ceylon gestanden habe.

Weiter hinauf theilt sich der Fluß in zwei mächtige Arme, an deren östlichem Zweige die Stadt Lunghi (Schiffsseil) liegt. Dieser Ort hat seinen Namen von einem merkwürdigen steinernen Bande, das einen, mitten im Strome liegenden, Felsen mit dem entgegengesetzten Ufer verbindet, und einem versteinerten Kabeltau (Schiffseil) ähnlich ist. Die Einwohner erzählen, daß vor etwa 100 Jahren ein großes Schiffstau den Strom herunter geschwommen sey, das sich durch die Versteinerung des Wassers an beiden Enden angeheftet habe. Wirklich besitzt das Wasser des Irawaddy die Eigenschaft, Holz zu versteinern, wovon zahllose Beispiele an den Ufern umherliegen. Es ist sichtbar, daß die entgegengesetzte kleine Felseninsel früher mit einer andern zusammenhing, welche 6 Stunden höher den Fluß hinauf liegt, und durch ein Erdbeben von derselben getrennt wurde, und dieser Felsen an die Stelle, wo er jetzt liegt, durch einen gewaltigen Wasserstrom hinabgeschwemmt worden seyn muß. Der Boden umher ist leicht und sandig, und für den Anbau der Baumwollenstaude sehr günstig. Mehrere niedliche Dörfer werden in der Umgegend auf eine Entfernung von einigen Stunden gesehen. Auch hausen in den benachbarten Wäldern ganze Heerden wilder Thiere. Große Büffelochsen werden an den Pflug oder den Karren gespannt, und folgen willig ihrem Treiber. Oberst Symes sahe einen Wagen mit vier gewaltigen Büffeln bespannt, die ein Landmädchen an einem Zügel, mit einer langen Peitsche, mit großem Geschick im vollen Gallopp vor sich her trieb. Eine Karawane von 18 Wagen, jeder von 6 Büffeln gezogen, machte ihren Weg von Süden herauf nach der Hauptstadt. Sie waren mit Bambusdächern versehen, um sich vor dem Regen zu schützen. Auf jedem derselben hausten mehrere Familien; Weiber, Kinder, Affen, Katzen, Papageien, mit dem gesammten Hausrath des Wagentreibers, alles war neben und über einander aufgethürmt, indeß jeder Ochse eine Schelle am Halse trug.

Der Zug ging langsam vorwärts, und machte, unter furchtbarem Geheul der Räder des Tages nur 4—6 Stunden. Eine besuchte Straße führt von Lunghi nach Tonghu hinüber, welches 15 Tagreisen entfernt liegt.

Migheuagyay (Krokodillenstadt), ein beträchtlicher Handelsort, liegt am westlichen Ufer des Flusses. Etwa 100 große Boote lagen im Wasser umher, welche mit Reis, Knoblauch, Zwiebeln und Oel für die Hauptstadt beladen wurden. Die Felder umher sind mit Dornhecken umzäunt; in den Niederungen wird Reis gepflanzt; die Anhöhen dienen für Gemüsegärten und Weideplätze. Weit umher wird eine große Anzahl von Dörfern gesehen, die zum Theil ein schönes Aussehen haben. Jedes Haus ist von einem Garten umgeben, den Palmyra-, Plantanen- und Mangobäume zieren. Noch immer erblickt das Auge das Hochgebirge von Arrakan, das den westlichen Horizont begrenzt; auch erheben sich von einer Stelle zur andern zahlreiche Götzentempel auf den Höhen des Landes.

Die Stadt Pahgan, zu welcher die Fahrt stromaufwärts führt, hat sich in der Birmahnengeschichte einen großen Namen gemacht. Sie war vor etwa 500 Jahren der Wohnsitz der frühern Regentenlinie, wo eine Reihe von 45 Monarchen nach einander die Völker umher mit gewaltigem Scepter beherrscht haben. Jetzt sieht man an dieser Stelle nur ein paar zerstreute Hütten, die am Ufer des Flusses hin liegen, und nur die modernden Trümmer ihrer zerfallenen Götzentempel bieten noch dem Auge des Wanderers einen reichen Stoff zu ernsten Betrachtungen dar. Missionar Judson bestieg einen diesen Trümmerhaufen, und schilderte die Aussicht auf das weite Land als sehr malerisch. „Das ganze Land umher ist mit Götzentempeln und Denkmalen jeder Gestalt und Größe bedeckt. Die meisten sind gänzlich zertrümmert, andere fallen schnell dahin, noch andere tragen Spuren einer Hand an sich, die sie noch länger erhalten wird. Zu unsern Füßen liegen die Rui-

nen von den alten Wällen einer großen Stadt, die zusammengeworfenen Pfeiler ihrer eingestürzten Thore, und Tausende von zerfallenen Wohnhäusern, in denen ein entschwundenes Geschlecht seine Zeit verlebte. Die Trümmer bedecken am Stromufer hin eine Strecke von nicht weniger als drei Stunden, und ziehen sich eine Stunde weit in das Land hinein. Welche Denkmale einer verfallenen Größe, und der gänzlichen Hinfälligkeit aller irdischen Dinge! Wer sollte nicht durch dieselben gemahnt werden, die Zeit der Gnade zu nützen, und zu wirken, so lange es Tag ist, weil eine Nacht kommt, da Niemand wirken kann!" Pahgan ist etwa 100 Stunden von Rangoon entfernt, und ein kleiner Strom, in den Tagen ihrer Herrlichkeit Schukiung (der goldene Strom) genannt, läuft hier in den Irawaddy aus. Die neuere Stadt, Neundah, zwei Stunden nördlich gelegen, ist nur eine Fortsetzung von Pahgan, und theilweise die Erbinn ihres abgeschiedenen Ruhmes. Sie ist eine bedeutende Handelsstelle, von wo aus mit Baumwolle, Sasamumöl und andern Erzeugnissen des Bodens Handel mit dem Auslande getrieben wird. Mehrere Hunderte kleiner Handelsschiffe liegen hier am Ufer, um ihre Ladungen in Empfang zu nehmen. Die Stadt selbst wird in ihrer ganzen Länge von einer Straße durchschnitten, welche mit lauter Kramläden besetzt ist, in welchen meist nur niedlich gefirnißte Lakirwaaren mit schönen Zeichnungen zum Verkauf ausgesetzt sind.

Noch ist es von hier gewöhnlich eine Fahrt von acht Tagen, bis man den Strom aufwärts die Hauptstadt erreicht. Der Fluß ist bereits bei zwei Stunden breit geworden, und sein östliches Ufer erhebt sich senkrecht bei 100 Fuß über das Wasser. An seinen Wänden findet man da und dort eine Anzahl kleiner Oeffnungen, welche die Höhlen von Einsiedlern seyn sollen. Sichtbar nimmt von hier an mit der Bevölkerung zugleich auch der Anbau des Bodens zu. Auf beiden Ufern des Stromes befinden sich zahlreiche Städte und

Dörfer, mit Gärten und Reispflanzungen umgeben, welche an eine europäische Landschaft erinnern, und den Fleiß der Einwohner kund thun. In ihrer Mitte ragen zahlreiche Göttertempel mit ihren vergoldeten Spitzen empor, und verkündigen den Einwohnern die Herrschaft einer unsichtbaren finstern Gewalt, welche sie gefangen hält. Das bedeutende Dorf Sandaht, das nahe am Ufer liegt, besteht fast nur aus großen Stallungen, in welchen die königlichen Elephanten gehalten werden. Der König ist nämlich der einzige Besitzer aller Elephanten in seinen Staaten, und das Vorrecht, einen Elephanten zu halten und auf ihm zu reiten ist eine Ehre, welche nur den angesehensten Männern des Staates gestattet wird.

So wie man der Hauptstadt näher kommt, mehren sich die Städte und Dörfer in so großer Anzahl, daß das ganze Land umher mit Häusern bedeckt ist. Noch ehe man die Hauptstadt, Amara-pura, selbst betritt, begegnet dem Auge ein Schauplatz der Zerstörung, der sich mehrere Stunden weit über die Ufer hinzieht, und das Gemüth mit Entsetzen erfüllt. Es ist die alte Hauptstadt Ava, welche hier in glänzenden Trümmern umher liegt. Meist nur ihre alten Göttertempel sind auf diesen Trümmern umher stehen geblieben, welche dem Wanderer eine längst vergangene Herrlichkeit verkündigen. Die, mehrere Stunden weit umherziehenden, Mauern der Stadt und Festung sind gänzlich zertrümmert, und die zerfallenen Ueberreste der eingestürzten Wohnungen sind die Lagerstätten zahlreicher Diebsbanden und wilder Thiere geworden, welche sich des Tages unter den Ruinenhaufen verbergen. Wer den wankelmüthigen Charakter asiatischer Despoten kennt, den wird es nicht befremden, wenn er vernimmt, daß in kurzer Zeit das zertrümmerte Ava wieder aus seinen modernden Ruinen emporgehoben, und die erste Hauptstadt des Landes werden dürfte. Die neue Hauptstadt, Amara-pura, ist die Schöpfung des Kaisers Minderatschi, und ihre Straßen

sind nach demselben Plane angelegt, wie die zu Ava. Der Kaiser darf nur ein Wort sprechen, und die alte Stadt steht wieder in ihrem frühern Glanze da, und wirft die neue in denselben Abgrund der Verlassenheit und der Verwesung zurück.

Siebentes Kapitel.

Die Hauptstadt Amara-pura.

Die Hauptstadt Amara-pura. Ihre Lage. Ihre Bevölkerung. Die kaiserlichen Hofbedienten. Rangordnungen. Der kaiserliche Pallast. Audienz des Missionars Judson am kaiserlichen Hofe.

Amara-pura (die unsterbliche Stadt) steht auf den Ufern eines tiefen und weiten Sees, Tounzeman, welcher durch einen schiffbaren Kanal mit dem Irawaddystrome verbunden ist. Die Lage ist für eine Hauptstadt ausnehmend schön, und wurde von Minderatschi erkoren, der die Stadt im Jahr 1783 erbaute. Um sie jedoch in ihrer ganzen Herrlichkeit zu schauen, muß man sie besuchen, wenn der Fluß seine größte Höhe hat. Haben ihn die periodischen Regengüsse angefüllt, so bildet der See auf der einen, und der Strom auf der andern Seite eine trockene Halbinsel, auf welcher die Hauptstadt erbaut ist. Die zahllose Menge vielgestalteter Boote, die sich auf dem Wasser bewegen, die weite Ausdehnung des Sees, das Getümmel der Hauptstadt, so wie die hohen Berge, welche sie von der Ferne umschließen, stellen dem Auge einen majestätischen Anblick dar. Die Stadt dehnt sich zwei Stunden weit längs des südöstlichen Ufers aus, und ist mit götzendienstlichen Gebäuden aller Art angefüllt. Der Pallast, aus großen Haufen verschiedenartiger vergoldeter Gebäude zusammengesetzt, nimmt, am westlichen Ende der Stadt, den

Raum einer kleinen halben Stunde ein. Nach Osten und Norden zieht sich eine hohe und nackte Gebirgsreihe hin, die zwei Stunden von der Stadt entfernt liegt. Der Fluß, der an der Stadt vorüberzieht, ist eine volle Stunde breit, und zur trockenen Jahreszeit ist sein Bett mit kleinen Inseln angefüllt, welche in üppigem Anbau stehen, aber zur Regenzeit gänzlich überschwemmt werden, und unaufhörlich ihre Gestalt und Lage verändern.

Die Festung Amara-pura ist ein großes Viereck. Sie hat auf jeder Seite eine Hauptpforte und eine viereckigte Bastion, welche weit hervorragt. Als morgenländische Befestigung ist sie bedeutend, würde aber der neuern Kriegskunst nicht zu widerstehen vermögen. Die Bevölkerung der Hauptstadt wurde von Kapitain Cox im Jahr 1800 auf 175,000 Seelen angeschlagen. Die Stadt ist in vier große Quartiere abgetheilt, deren jedem ein Maywoon vorsteht. Dieser Beamte, welcher in den Provinzen die Gewalt eines Vizekönigs übt, ist in der Hauptstadt die erste Magistratsperson, und der Vorsteher des Gerichtshofes. Er besitzt ein großes Ansehen, indeß hat sich doch der Monarch das Recht, allein über Todesstrafen zu verfügen, vorbehalten. Im birmahnischen Reiche herrscht die genaueste Rangordnung, und die Grenzlinien sind pünktlich vorgezeichnet, innerhalb welcher jeder seine Stellung im Staate festhält. Nach den Prinzen des kaiserlichen Hauses folgen die Wunschis oder ersten Staatsminister, deren vier sind, welche den Staatsrath des Monarchen bilden. Jedem einzelnen ist die oberste Leitung einer Anzahl von Provinzen anvertraut, und die Statthalter oder Vizekönige der Provinzen stehen unter seinem Befehl. Um die Minister in der Staatsverwaltung zu unterstützen, stehen ihnen vier Wundocks zur Seite, welche am Staatsrathe (Lotu) berathend Theil nehmen, aber keine Stimme haben. Vier Attavuns oder geheime Räthe

scheinen

scheinen die Bestimmung zu haben, die Macht der Wunschis in Schranken zu halten. Sie haben das besondere Vorrecht, was selbst den Staatsministern nicht gestattet ist, zu allen Zeiten den Zutritt zu dem Kaiser zu haben. Außer diesen Großwürdeträgern des Hofes gibt es vier Staatssekretaire (Seretotschis), welche eine große Zahl von Schreibern (Seris) unter sich haben. Noch sind vier Nakaantschis, welche die Verhandlung im Staatsrath zu Protokoll bringen; vier Santogaan (Ceremonienmeister), welche das Hofceremoniel besorgen, und dem Kaiser die Botschaften überbringen; neun Santosains oder Vorleser im Staatsrathe; ein Assaywoon (Generalzahlmeister); ein Taywun oder Großsiegelbewahrer, nebst einer Menge von Pagen, welche die Dienerschaft des Hofes ausmachen. Im birmahnischen Reiche gibt es keine erbliche Würden, sondern alle Aemter und Ehrenstellen kehren mit dem Tode des Würdeträgers an die Krone zurück.

Es ist durchgängig Sitte in Birmah, daß durch die Eigenthümlichkeit der Kleidung, so wie durch andere Kennzeichen der besondere Rang bezeichnet wird, den der Einzelne im Staate einnimmt. Jeder Stand hat daher seine eigenthümliche Kleidung, und zeichnet sich noch durch andere Insignien aus, welche ihm zu tragen gestattet sind. So ist z. B. die besondere Gestalt der Tabaksbüchse, die dem vornehmen Birmahnen nachgetragen wird, so sind seine Ohrenringe, seine Knöpfe, seine Kappe, sein Pferd, selbst das Metall seines Hausgeschirrs Zeugen seines Ranges, den er in der Gesellschaft einnimmt; und wehe dem, der irgend eine andere Kleidung anlegen wollte, als wozu ihn sein Stand berechtigt hat. Auch das weibliche Geschlecht hat seine Unterscheidungszeichen, und man erkennt den Rang jeder einzelnen Frau nicht nur an dem Stoff und dem Zuschnitt ihrer Kleidung, sondern auch an der Kopfbedeckung, und der Art und Weise, wie die Haare zusam-

mengelegt sind. Selbst die Farben machen eine wesentliche Unterscheidung. Die königliche Farbe ist weiß, und auch die Sonnenschirme bestehen aus weißem Seidenstoff, der mit Goldfäden durchzogen ist.

Der Glanz des kaiserlichen Hofes ist ausnehmend groß, und die Hofsitte in ächt orientalischem Zuschnitte vorgezeichnet. Schon früher (Magazin Jahrg. 1823 S. 654 f.) hatten wir Gelegenheit, die Audienz zu beschreiben, welche Missionar Judson im Jahr 1819 am kaiserlichen Hofe hatte. Der Kaiser Minderatschi, den das Volk für einen Widersacher der eingeführten Landesreligion hielt, war kurz zuvor gestorben, und jetzt bot die heidnische Priesterschaft ihren ganzen Einfluß auf, um unter seinem Nachfolger den väterlichen Glauben gegen jeden Angriff sicher zu stellen. Ueberall ward von den Priestern das Volk aufgeboten, neue Pagoden aufzubauen, glänzende Prozessionen zu halten, und festliche Opfer dem Gaudama darzubringen. Ein Verfolgungsgeist von Seiten der Rhahanen trat bald hervor, der dem begonnenen hoffnungsvollen Werke der amerikanischen Missionarien im Lande den Untergang drohte, und Missionar Judson, von einigen seiner Neubekehrten begleitet, wagte es, in einer feierlichen Audienz dem neuen Monarchen die Missionssache ans Herz zu legen. Wirklich erhielten sie vom ersten Staatsminister die Gestattung, nach der brahminischen Ausdrucksweise, das goldene Angesicht zu schauen. „Der Schauplatz, schreibt Missionar Judson, auf den wir im kaiserlichen Pallaste geführt wurden, übertraf alle unsere Erwartungen. Der weite Raum des Audienzsaales, seine majestätischen Pfeiler, der prachtvolle Dom, der übertäubende Schimmer der mit Gold bedeckten hohen Wände bot dem Auge einen erschütternden Anblick dar. Die vornehmsten Hofbeamten und Minister standen bereit, den Kaiser zu erwarten, und jeder versetzte sich in die ehrfurchtsvollste Stellung. Nach wenigen Minuten trat langsamen und stolzen Schrittes der neue Ahasveros in den Saal herein,

und ließ sich mit orientalischer Majestät auf dem Throne nieder. Sein Mantel war reich, und in seiner Hand hielt er ein goldenes Schwert empor, indeß sein gebieterischer Blick die ganze Halle durchblitzte. Kaum war er ansichtig geworden, so sank jedes Haupt, das unsrige ausgenommen, in den Staub darnieder. Wir selbst mußten uns auf unsere Kniee niederlassen, unsere Hände falten, und den Monarchen anblicken. Nun warf er uns einen Blick zu mit der Frage, wer sind diese? Die Lehrer, großer König, gab ich zur Antwort. Was, antwortete er rasch, ihr sprecht birmahnisch? Seyd ihr die Priester, von denen man mir gestern Nacht sprach? Seid ihr Lehrer der Religion? Seyd ihr etwas ähnliches, wie die portugiesischen Priester? Warum kleidet ihr euch also? — Nachdem wir ihm diese Fragen beantwortet hatten, trat der erste Staatsminister hervor, und verlas unsere Bittschrift, worin gesagt war, daß die amerikanischen Lehrer gekommen seyen, das goldene Angesicht zu schauen, und um die Gestattung zu bitten, ihre Religion in den birmahnischen Staaten lehren zu dürfen, mit der Zusicherung, daß ihre Schüler von den Staatsbehörden nicht belästigt werden sollten. Der Kaiser streckte seine Hand nach der Bittschrift aus, und der Staatsminister kroch jetzt auf den Knieen zum Throne herbei, um sie ihm zu überreichen. Einige Minuten lang schien er sie mit Aufmerksamkeit zu lesen, als er aber an die Stelle der Bittschrift kam, worin gesagt war: es ist nur ein einiger ewiger Gott, und außer Ihm gibt es keinen Andern, warf er zornig die Bittschrift auf den Boden. Der Staatsminister versuchte nun, die prachtvoll eingebundene Bibel in sechs Bänden, die wir als Geschenk mitgebracht hatten, und die auf dem Tische lag, aufzuschlagen, um die Aufmerksamkeit des Monarchen auf sie hinzulenken; allein derselbe achtete nicht darauf, und nach wenigen Augenblicken ward der kaiserliche Wille ausgesprochen, den der Staatsminister verdollmetschte: auf euere Bitte gibt seine Majestät keine

Entscheidung; von euren heiligen Büchern weiß sie keinen Gebrauch zu machen; ihr nehmt sie also mit euch fort. — Auf welche Weise sich das evangelische Missionswerk im Reiche Birmah unter Gottes Leitung entfaltete, davon wird der nächste Abschnitt eine übersichtliche Kunde geben.

Achtes Kapitel.

Arbeiten der nordamerikanischen Missionarien in Birmah, vom Jahr 1825—1830.

Gänzliche Auflösung des Missionswerkes in Birmah. Zerstreuung der Missionarien und ihrer Gemeinlein. Tod der Frau Judson. Wiedervereinigung der Missionarien zu Amherst. Ankunft des Herrn Boardman daselbst. Aufrichtung einer Missionsstelle zu Maulmein. Nationalgehülfen. Lieblicher Anfang des Missionsgeschäftes. Gefahren des Missionars Boardman. Maulmein als Centralstelle der Mission. Wachsthum der Gemeinde daselbst. Charakter ihrer Nationalgehülfen. Uebersetzung des Neuen Testamentes. Tod des Missionars Price zu Ava. Besuch zu Tavoy. Aufrichtung einer Missionsstelle daselbst. Die Karaynen. Taufe der fünf Erstlinge daselbst. Besuch im Karaynenlande. Aufrichtung einer Druckerpresse. Verbreitung christlicher Schriftchen und segensreiche Wirkungen derselben. Rangoon. Sammlung des dortigen Christenhäufleins. Reise nach Prome. Rückkehr nach Rangoon.

Schon in einem frühern Hefte (Jahrg. 1826, Seite 183—356) haben wir aus der Feder der frommen und geistvollen Gattinn des Missionars Judson die ersten lieblichen Anfänge der Pflanzung des Reiches Christi unter dem birmahnischen Volke vom Jahr 1806 bis zu dem Augenblicke hin erzählt, wo im Mai 1824 die Stadt Rangoon von einer brittischen Armee im Sturm eingenommen, und der siegreiche Anfang zur Eroberung der

südlichen Provinzen Birmahs durch die Engländer gemacht wurde. Die grauenvollen Schrecknisse des Krieges machten jetzt auf einmal der gesegneten Missionsarbeit unserer amerikanischen Brüder ein Ende. Die Häuflein der neubekehrten Gläubigen mußten sich unter den verworrenen Volksmassen zerstreuen, und die Missionsarbeiter sahen sich genöthigt, nach dem Auslande ihre Zuflucht zu nehmen. Die beiden, gerade in diesem entscheidungsvollen Augenblick zu Ava, der Hauptstadt des Landes, sich befindlichen Missionarien, Judson und Price, wurden auf den Befehl des Königs in finstere Kerker geworfen, und nur die flehendlichste Bitte ihrer Gattinnen vermochte die Gestattung auszuwirken, daß sie dieselben in ihren dunkeln Löchern besuchen, und die schweren Trübsalsstunden, nicht selten mit Gefahr ihres eigenen Lebens, ihnen versüßen durften. Die zu Rangoon befindlichen Missionarien, Hough und Wade mit ihren Gattinnen, hatten sich indeß nach Bengalen geflüchtet, wo sie von ihren Brüdern, den Baptistenmissionarien zu Serampore, mit zärtlicher Liebe empfangen wurden, und Gelegenheit fanden, einen Theil des von Missionar Judson ins Birmahnische übersetzten Neuen Testamentes zum Abdrucke zu befördern. Auf diese Weise war das herrlich aufblühende Missionswerk in Birmah, das bereits mehrere lebendige Christenhäuflein in sich faßte, durch die Schrecken dieses Krieges dem Anscheine nach gänzlich zu Grunde gerichtet worden; allein es war doch nur eine geheimnißvolle Uebergangsstunde, in welcher die allmächtige Hand Gottes aus dem scheinbaren Tode ein neues herrliches Auferstehen vorzubereiten wußte.

Nach langer Trübsal ließ es endlich der HErr dem Missionar Judson zu Ava gelingen, aus dem Kerker entlassen zu werden, und die Erlaubniß zu erhalten, in das brittische Feldlager nach Amherst mit seiner Gattinn zurückkehren zu dürfen, indeß Missionar Price es vorzog, unter den vorliegenden Umständen noch länger

in der Hauptstadt des Königs zurückzubleiben. Beide benützte nun die Vorsehung als die geeigneten Werkzeuge, zwischen dem Regenten von Birmah und dem Obergeneral des brittischen Heeres einen Friedensschluß zu unterhandeln, nach welchem der englischen Regierung die wichtigen Seeprovinzen Arrakan und Martaban, vom Arrakanflusse an bis zum Tenasserimflusse hinab, als Eigenthum abgetreten werden mußten. Während der Friedensunterhandlungen hatte sich die fromme Gattinn des Herrn Judson in die stille Einsamkeit zu Amherst allein zurückgezogen, um sehnsuchtsvoll der Stunde zu warten, in welcher sie, in Verbindung mit ihrem Gatten und sämmtlichen Gliedern der theuren Missionsfamilie, ihr schönes Tagewerk wieder unter neuen Aussichten beginnen konnte; allein der HErr hatte es anders über sie beschlossen. Er rief sie und ihr Kindlein in dieser Einsamkeit zu sich in die ewigen Wohnungen der Ruhe hinüber, und ihr Gatte, als er, von diesem schmerzlichen Vorfalle gänzlich ununterrichtet, nach langer Abwesenheit der geliebten Hütte wieder zueilen konnte, wo er die Theuersten seines Lebens wieder an sein Herz zu drücken hoffte, mußte den bittern Schmerz erfahren, bei seinem Eintritt in die Wohnung von der Todesnachricht überrascht zu werden, und jetzt auf ihrem nahe gelegenen Grabhügel die tiefe Betrübniß seiner Seele auszuweinen.

Indeß hatte die Baptisten-Missionsgesellschaft in Nordamerika die Hoffnung auf das baldige Wiederbeginnen der Mission unter dem birmahnischen Volke keineswegs aufgegeben, und deßhalb den Missionar Boardman mit seiner Gattinn am 16. Juli 1825 von Philadelphia nach Calkutta abgesendet, um sich dort an ihre ausgewanderten Brüder einstweilen anzuschließen, und mit denselben die nöthigen Vorbereitungen für den Wiederanfang ihrer birmahnischen Missionsarbeit im Stillen zu treffen. Der erfolgte Friedensschluß berechtigte sie auch bald zu der süßen Hoffnung, das begonnene

segensreiche Werk nunmehr nur desto ungestörter und in ungleich weiterem Umfange im Lande fortsetzen zu können. Es waren durch denselben große und völkerreiche Provinzen des Birmahnenlandes dem brittischen Scepter zugefallen, in denen sich jetzt mit voller Sicherheit unter den heidnischen Einwohnern für die Verbreitung christlicher Kenntnisse wirken ließ; und obgleich ihr bisheriger Wohnsitz, die Stadt Rangoon, dem birmahnischen Könige wieder abgetreten, und unter der gegenwärtigen Erbitterung der Gemüther wenigstens für jetzt für sie unzugänglich geworden war, so hatte sich doch unweit dieser Stadt, an den Mündungen des Martabanflusses, auf brittischem Gebiete innerhalb kurzer Zeit eine neue Stadt erhoben, welche als Hauptquartier des brittischen Generalstabes diente, und welcher zu Ehren des englischen General-Gouverneurs von Calkutta, Lord Amherst, der Name Amherst beigelegt wurde, und diese neue Stadt sollte jetzt als Sammelplatz der zerstreuten Missionsfamilie, und als Arbeitsstätte für das Werk Christi dienen. Ungesäumt kehrte Missionar Wade mit seiner Gattinn von Serampore hieher zurück, wo sich Missionar Judson bei dem Grabe seiner vollendeten Gattinn bereits niedergelassen hatte, während die beiden Missionarien Hough und Boardman die nächste Gelegenheit erwarteten, um sich an das Häuflein ihrer Mitarbeiter daselbst anzuschließen. Missionar Price hielt es für angemessen, in Ava zu bleiben, wo die königliche Regierung ihn als Dollmetscher angefesselt hielt, und wo er seinen Brüdern am birmahnischen Hofe mancherlei wichtige Dienste leisten zu können hoffen durfte. Ueber diesen Veränderungen war das Jahr 1826 nicht ohne mancherlei schmerzhafte Erfahrungen, aber auch nicht ohne manche schöne Hoffnung für die künftige Freudenernte vorüber geflossen, und auf den Trümmern ihres blühenden Saatfeldes standen jetzt die Missionarien aufs neue gerüstet da, um die zerstreuten Häuflein der gläubigen Birmahnen an einzelnen Stellen aufs neue zu sammeln,

und mit dem Beistande Gottes auf brittischem Gebiete die Seile ihrer Wohnung nur desto weiter auszuspannen.

Bald fanden sich auch die zerstreuten Glieder ihrer frühern Gemeinde eines um das andere wieder bei ihnen zu Amherst ein. „Ein jeglicher, so schreibt Missionar Wade, erzählte uns jetzt seine Schicksale, die ihn seit seiner Trennung von uns unter den Stürmen des Krieges betroffen hatten, und es war lieblich, von ihnen zu vernehmen, wie sie ihre Bewahrung während dieser Schreckenszeit, in welcher sie von einem Winkel des Landes in den andern umhergejagt worden waren, und das Glück, uns wieder zu sehen, nur allein der gnädigen Leitung unseres Gottes zuschrieben. Sie versicherten uns, täglich zu Gott gefleht zu haben, daß Er doch die Lehrer und die Schüler wieder zusammenbringen möchte; Gott habe nun ihr Gebet erhört, und darum seyen ihre Herzen froh. Ich habe Ursache zu glauben, daß sie indeß in der Erkenntniß der Wahrheit gute Fortschritte gemacht haben, auch haben sie durch ihre feste Anhänglichkeit an die christliche Religion, und durch ihre Beharrlichkeit unter vielen widrigen Umständen den Beweis abgelegt, daß sie treue Jünger Jesu sind." Auf diese Weise konnte nun zu Amherst in einer aufgebauten Hütte mit der Predigt des Wortes Gottes wieder der Anfang gemacht, und mit 14 Schülern eine Schule begonnen werden; und die Missionarien hatten die Freude, mit jedem Tage das Häuflein lernbegieriger Seelen aufs neue wachsen zu sehen.

Endlich kam auch Missionar Boardman am 17. April 1827 wohlbehalten von Bengalen zu Amherst an, und es wurde nun von den Missionarien der Beschluß gefaßt, daß auf dem östlichen Ufer des Flusses, in einer Entfernung von 10 Stunden, zu Maulaming (später Maulmein genannt) eine zweite Missionsstelle unter dem Schutze der brittischen Regierung aufgerichtet werden solle. Die Lage dieses Ortes war bei einer Bevölkerung von etwa 20,000 Eingebornen, die im schnellen

Zunehmen begriffen war, auch darum vorzugsweise günstig, weil der Fluß eine leichte Gelegenheit verschaffte, mit dem Evangelio Christi in das Innere des Landes einzudringen. Auf dieser Stelle ließ sich nun Missionar Boardman mit seiner Lebensgefährtinn nieder, und der englische Befehlshaber, Sir Campbell, der hier sein Hauptquartier in der Nähe aufgeschlagen hatte, machte der Mission mit einem fruchtbaren und wohlgelegenen Landstriche ein Geschenk, auf welchem das erste Missionshaus aus Bambusröhren, mit einem Kostenaufwand von 175 Thalern, aufgerichtet wurde. Missionar Judson, der abwechselnd beide Missionsstellen besuchte, um bei den ersten Einrichtungen derselben hülfreich an die Hand zu gehen, setzte indeß die Uebersetzung der heil. Schriften in die birmahnische Sprache fort, für welche er das geeignetste Werkzeug war; auch hatte Missionar Price zu Ava die Gestattung erhalten, seine Schule, und mit derselben die sonntäglichen Gottesdienste in der Hauptstadt des Landes aufs neue beginnen zu dürfen.

Mit dem Anfang des Jahres 1828 hatte die evangelische Missionsarbeit im südlichen Birmah wieder ihre volle Regelmäßigkeit und ihren neuen kräftigen Aufschwung gewonnen. An die beiden amerikanischen Missionarien, Judson und Wade, hatte sich zu Maulmein eine Reihe frommer Nationalgehülfen angeschlossen, unter denen uns die Namen von Moung Ing, Moung Schwaba, und Ko Myat Kyan als solche genannt werden, welche der Mission treue Hülfe leisteten *).

Missionar Boardman hatte zu Maulmein im ersten Anfang mit mancherlei Schwierigkeiten zu kämpfen, wie

*) Die Birmahnen sind gewohnt, den Eigennamen noch andere Benennungen vorzusetzen, welche das Alter, das Geschlecht oder den Rang der Person ausdrücken. So bezeichnet z. B. Moung einen jungen, und Ko einen im Alter vorgerückten Mann; Oo ist ein Greis, Mi ein Mädchen, Mah eine Frau von Ansehen, May eine alte Frau u. s. w.

sehr auch der brittische General seine Arbeit begünstigte. Um sein Werk desto ungehinderter zu treiben, sah er sich genöthigt, das brittische Feldlager daselbst zu verlassen, und mitten unter den Eingebornen seine Hütte aufzuschlagen. Aber hier war er häufig den Ueberfällen von Straßenräubern ausgesetzt, unter denen sein Leben nicht selten in Gefahr war. So schreibt seine wackere Gattinn unter dem 3. Nov. 1827: „Wir ließen uns im Vertrauen auf den schützenden Arm unseres Gottes mitten unter den Eingebornen nieder, um auch mit Lebensgefahr für die Rettung ihrer Seelen uns freudig hinzugeben. Auch haben wir keine Ursache, diesen Entschluß zu bereuen. Wir sahen diese armen, elenden Geschöpfe, die in finsterer Unwissenheit dem Verderben entgegen laufen, und ein Blick nach Gethsemane und Golgatha war hinreichend, uns die Liebe des Heilandes gegen sie vor die Augen zu stellen. Sollten wir erst noch lange unsere Ruhe und Bequemlichkeit zu Rathe ziehen, und nicht vielmehr uns gefallen lassen, mit Freuden den Raub unserer Güter zu ertragen? Gott schenkte uns die Gnade, das letztere zu erwählen, und unser Glaube ward auch bald auf die Probe gesetzt. An einem Morgen, vor Tagesanbruch, wachten wir vom Schlafe auf, und weil wir nichts Gutes ahneten, so zündete mein Mann ein Licht an. Zu unserer großen Verwunderung sahen wir jetzt unsere Schränke und Kisten rein ausgeleert; und bald erblickte ich zu meinem großen Erstaunen am Umhange unseres Bettes zwei große Löcher, das eine oben am Kopfe, das andere zu den Füßen, welche uns deutlich wahrnehmen ließen, daß zwei Meuchelmörder während der Plünderung sich vor das Bett gestellt hatten, um bei der ersten Bewegung, die wir machten, uns das Leben zu nehmen. Wie wundervoll hatte doch die Hand Gottes über uns gewacht, daß weder wir, noch unser kleines Kind neben uns, uns im Schlafe rühren durften, bis die Räuber sich entfernt hatten."

Am 2. Oktober desselben Jahres fingen sie nun an, den Boden neben der Straße vom Gebüsch zu reinigen, und für sich und ihren Mitarbeiter Wade von Schilf eine Hütte aufzurichten, indem Letzterer entschlossen war, mit seiner Gattinn Amherst zu verlassen, und bei ihnen zu Maulmein zu wohnen. Von jetzt an hellte sich der trübe Himmel ihrer Missionsarbeit vor ihren Augen auf. Sie waren in der Volkssprache so weit geübt, daß sie nun den Eingebornen das Wort des Lebens verkündigen konnten, und bald offenbarte sich in diesen Regionen einer tausendjährigen Finsterniß eine wundersame Gotteskraft, wie sie dieselbe zuvor nie gesehen hatten. Sie fanden bald für zweckmäßig, in einer Entfernung von etwa zwei Stunden, nördlich und südlich vom Missionshause gelegen, zwei Versammlungshäuser (Zayat) aufzurichten, welche im Dezember desselben Jahres fertig wurden. „Ich ging nun, schreibt Missionar Wade, am 20. Dez. mit dem bekehrten Moung Ing nach einer dieser Stellen, um sie betend in der Stille dem Dienste des Weltheilandes zu weihen; aber kaum waren wir daselbst angekommen, so standen schon zehn heilsbegierige Seelen da, die das Wort des Lebens in dieser Wildniß mit Freuden aufnahmen. Kaum hatten sich diese entfernt, so waren schon wieder andere da, so daß wir den ganzen Tag über der Arbeit die Fülle hatten."

Auch in der neuentstandenen Stadt Maulmein war in einem volkreichen Quartiere derselben der Zayat (Bethaus) fertig geworden, und Missionar Judson hatte am 11. Januar 1828 die Freude, die öffentliche Verkündigung des Evangeliums daselbst zu beginnen; indeß den ganzen Tag über Haufen von Zuhörern zu ihm herbeiströmten. Schnell verbreitete sich das neue Licht nach allen Richtungen hin, und Missionar Wade bemerkt schon in einem Briefe vom 20. Mai dieses Jahres: „Wir danken unserem Gott, daß Er uns die Freude schenkt, Ihnen melden zu dürfen, daß eine Anzahl theuer erkaufter Seelen aus diesem Volke, wie wir getrost glauben

dürfen, durch den Geist wiedergeboren, und aus der Gewalt der Finsterniß in das Reich des lieben Sohnes Gottes versetzt worden sind, von denen wir sechs durch die heilige Taufe in die Gemeinschaft der Gläubigen aufgenommen haben. Unter diesen befinden sich zwei, welche die erforderlichen Anlagen und den Herzensdrang haben, unsere Mitarbeiter am Missionswerke zu werden, und ihren verfinsterten Landsleuten die Gnade Christi zu verkündigen. — Während die Anzahl der heilsbegierigen Seelen sich vermehrt, setzt Herr Judson hinzu, und eine heilsame Aufregung sichtbar zunimmt, tritt auch der Widerstand gegen das Wort nur um so sichtbarer hervor." Von einem ihrer ersten Nationalgehülfen, Moung Ing, bemerkt Missionar Judson: „Wir haben ihn vor einiger Zeit die Küste hinab nach Tavoy und Mergui gesendet, und er ist in diesen Tagen von seiner Besuchsreise mit Freuden zu uns zurückgekommen. In letzterer Stadt hatte er ein Zayat aufgerichtet, und Gelegenheit gefunden, das Evangelium weit umher bekannt zu machen. Er bildet sich zu einem recht brauchbaren Gehülfen heran, und findet eine große Herzenslust in der Verbreitung der Wahrheit. Seine Ansprachen an seine Landsleute sind mild und einladend, und man fühlt es ihm an, daß die Liebe Christi in sein Herz ausgegossen ist. Auch die beiden andern Gehülfen, Moung Schwaba und Ko Kyan, traten bald mit viel Eifer in die Arbeit ein. Letzterer ist ein Glied einer angesehenen Familie im Lande, besitzt ungewöhnliche Verstandeskräfte und viel natürliche Beredtsamkeit. Viele Jahre lang hatte er eifrig nach Wahrheit gefragt, und sie in den Religionen des Buddha, des Brahma und Mahomeds gesucht, und endlich fand er im Glauben an den HErrn Jesum die lang ersehnte Ruhe seiner Seele, nahm das Christenthum von ganzem Herzen an, und legt jetzt einen Eifer zu Tage, der gegen das kalte und bedenkliche Wesen seiner Landsleute sehr absticht. Schon ließ er sich viel Verfolgung im Dienste Christi

gefallen, aber er ertrug sie mit einem Lammessinne, und vergalt die Mißhandlungen mit so herzlicher Liebe, daß der Sturm, der gegen ihn tobte, durch sie überwunden ward. Er hat nun seinen zeitlichen Beruf ganz aufgegeben, und sich dem Dienste des Evangeliums geweiht." Die kleine Schaar dieser Gehülfen vermehrte bald ein geborner Hindu, Namens McDonald, der wenige Jahre zuvor getauft worden war. Nicht lange nach seiner Bekehrung war er in mancherlei Irrwege gerathen, bis er zu Maulmein das Evangelium verkündigen hörte. Jetzt schloß er sich mit Freuden an das kleine Christenhäuflein an, gab seinen zeitlichen Beruf auf, der ihm monatlich 60 Rupien eintrug, um sein ganzes Leben dem Gehülfendienst am Evangelio zu widmen. Dieser Hindu ist uns um so brauchbarer, schreibt Herr Judson, da er neben der englischen Sprache noch vier orientalische Sprachen fertig spricht, und viel Gewandtheit besitzt.

Bald fanden die Missionarien für zweckmäßig, Maulmein zum Hauptsitz der Mission zu machen, und daher zog nun auch Missionar Wade mit seiner Gattinn an diese Stelle. Letztere richtete eine Schule für die eingebornen Mädchen auf, und bald hatte sie die Freude, dieselbe fleißig besucht zu sehen. Ein birmahnisches Sklavenmädchen, das die Missionarien aus der Knechtschaft eines tyrannischen Meisters losgekauft hatten, und in der Schule unterrichteten, und das auf ihrem Sterbelager, auf welchem sie nach kurzer Zeit verschied, lebendig zum HErrn bekehrt worden war, gebrauchte Gott als das gesegnete Werkzeug, ihre Mitschülerinnen zum Glauben an den HErrn Jesum aufzuwecken. An acht derselben wurde bald in der Veränderung ihres Sinnes und Lebens die Wirksamkeit des göttlichen Geistes verspürt, und sie durch die Taufe der Kirche Christi einverleibt. Auch unter den Erwachsenen fand da und dort der ausgestreute Same ein gutes Ackerfeld, und im Laufe des Jahres 1828 vermehrte sich

dieses kleine Birmahnenkirchlein auf 21 Seelen, welche durch ihren Wandel das Evangelium Christi priesen.

Mittlerweile fuhr Missionar Judson unermüdet fort, neben dem Neuen Testament auch andere nützliche Unterrichtsschriften in die birmahnische Sprache überzutragen. So gelang es ihm im Laufe dieses Jahres, nicht nur die Uebersetzung des Neuen Testaments zu vollenden, sondern auch die Uebersetzung des Psalmbuches anzufangen, und ein paar kleine Schulschriften zum Unterrichte der Jugend zu vollenden. Dieß veranlaßte die Direktion der Baptisten-Missionsgesellschaft in Amerika, einen geschickten Drucker, Herrn Bennet mit seiner Gattinn, nach Birmah hinüber zu senden, um an einer geeigneten Stelle eine Druckerei aufzurichten, und auf diesem Wege die Verbreitung evangelischer Erkenntniß unter diesem Volke zu befördern. Mitten unter diesen günstigen Aussichten nahm indeß der Rath des HErrn den Missionar Price aus dieser Welt hinweg, der am 14. Febr. 1828 zu Ava, der Hauptstadt des Landes, seinen Lauf vollendete. Ihn hatte Gott als Werkzeug gebraucht, nicht nur bei dem wichtigen Friedensschlusse zwischen der brittischen und birmahnischen Regierung thätigen Antheil zu nehmen, sondern auch am königlichen Hofe der Missionssache mannigfaltige Dienste zu leisten, und mancherlei nützliche Kenntnisse unter den höhern Klassen in der Hauptstadt auszubreiten. Nach seinem Hingang stand die Missionsarbeit zu Ava mehrere Jahre stille, weil es an geeigneten Arbeitern fehlte, diese wichtige Stelle einzunehmen, und jetzt im Süden des Landes unter dem Schutz der brittischen Regierung immer weitere Wirkungskreise vor dem kleinen Häuflein der Missionarien sich aufschlossen.

Schon oben ist bemerkt worden, wie einer ihrer wackern Nationalgehülfen, Moung Ing, längs der Meeresküste hinab der Erkenntniß des HErrn die ersten Bahnen zu brechen begonnen, und besonders zu Tavoy einen offenen

Zutritt zu den Herzen gefunden hatte. Dieß veranlaßte die Missionarien, den Beschluß zu fassen, daß einer aus ihrer Mitte, Herr Boardman mit seiner Gattinn, sich daselbst bleibend niederlassen sollte, der auch wirklich am 9. April 1828 mit ein paar bekehrten Birmahnen und einigen seiner besten Schüler dort ankam. Tavoy, eine alte Birmahnenstadt, liegt auf der Ostseite des Tavoyflusses, etwa 14 Stunden oberhalb seiner Mündung, und die Stadt faßte damals eine Bevölkerung von mehr als 9000 Seelen in sich. Kaum hatte Missionar Boardman sich daselbst niedergelassen, so besuchten ihn die heidnischen Einwohner in seiner Wohnung, denen er das Wort vom ewigen Heil bekannt machte, so weit dieß seine beschränkte Bekanntschaft mit ihrer Sprache gestattete. Unter den ersten Besuchern befanden sich viele Karaynen, aus einem volkreichen Dorfe, das drei Tagreisen von Tavoy in den Gebirgen liegt. Herr Boardman beschreibt diese Karaynen als ein eigenthümliches Geschlecht, das sich besonders durch eine große Begierde, etwas Nützliches zu lernen, vor den Birmahnen auszeichnet. „Vor mehr als zehn Jahren, so erzählt er unter anderem von denselben, hatte sich ein frommer Einsiedler in ihre Gebirge gewagt, mehrere ihrer Dörfer besucht, und ihnen verkündigt, daß sie vom Genusse gewisser Speisen abstehen, gewisse Ceremonien machen, und besonders ein Buch, das er ihnen zurückließ, verehren müßten. Auch sagte er ihnen, es sey nur Ein wahrer und lebendiger Gott, den sie anbeten sollen. Sein Wort fand viel Glauben unter den Dorfbewohnern, und sie bekannten sich zu seiner Religion. Nachdem er weggegangen war, vertrat einer der eifrigsten aus ihrer Mitte die Stelle eines Lehrers unter ihnen; und ob er gleich das wunderbare Buch nicht lesen konnte, das sie so hoch verehren, und nicht einmal weiß, in welcher Sprache dasselbige geschrieben ist, so betrachten sie ihn dennoch als einen Diener des lebendigen Gottes, und einen Vertheidiger ihres Glaubens.

Missionar Boardman wurde nun von diesen Leuten ersucht, nach ihrem Dorfe zu kommen, oder doch wenigstens einem der bekehrten Birmahnen zu gestatten, daß er zu ihnen gehe, und ihnen die Vorschriften der christlichen Religion auslegen dürfe. Er versprach, selbst zu kommen, wenn die Regenzeit vorüber sey, und gab ihnen ein christliches Schriftchen mit, das einer von ihnen lesen konnte. Bald nachher kam ein Häuflein anderer Karaynen aus jener Gegend, welche Herrn Boardman versicherten, die Leute ihres Dorfes bewundern die herrlichen Gedanken, welche in diesem Schriftchen enthalten seyen, und ihr alter Lehrer habe geweint, als er dasselbe vorlesen hörte.

Es zeigte sich bald, daß Tavoy eine Missionsstelle ist, welche für die weite Verbreitung des Evangeliums die schönsten Gelegenheiten darbietet. Neben einer zahlreichen Birmahnenbevölkerung haben sich hier auch viele Chinesen niedergelassen, welche der Handel herbeiführt, und die für die Predigt des Evangeliums leicht zugänglich sind. Ueberdieß sind die beiden Ufer des Flusses weit hinauf mit volkreichen Dörfern besetzt, in welchen Schulen aufgerichtet werden können, während in nicht großer Entfernung gegen Osten hin die zahlreichen Karaynenstämme wohnen, die auf ihren Hügeln zur Predigt des Evangeliums einladen. Missionar Boardman richtete bald ein Bethaus in dieser Stadt auf, in dem er einen Theil jeglichen Tages zuzubringen pflegte, während er in der übrigen Zeit die Heiden in ihren Hütten besuchte, um sie in freundlicher Unterhaltung mit dem Evangelio Christi bekannt zu machen. Oft strömten die Leute zahlreich zu ihm herbei, zu andern Zeiten stand er wieder wie verlassen da, und lange schwankte das Werk Christi zwischen Furcht und Hoffnung dahin. An mehreren Birmahnen fanden sie sich anfangs in ihren Erwartungen getäuscht, bis sich allmählig der Himmel ihrer Hoffnung aufzuheitern begann. Im März

1829

1829 hatten sie die Freude, die fünf Erstlinge dieser Missionsstelle auf den Tod Christi zu taufen. Unter diesen befand sich auch ein Karaynenhäuptling, welcher dem Glauben an den HErrn Jesum seine ganze Seele aufschloß.

Wie sehr auch Missionar Boardman den Wunsch in seiner Seele trug, das Karaynenland bald zu besuchen, so hielt ihn doch die Arbeit lange an seine Stelle angefesselt. Weil er nun nicht selbst zu ihnen kommen konnte, so brachten ihm jetzt die Karaynen unter großen Feierlichkeiten das geheimnißvolle Buch in seine Missionswohnung, das der Gegenstand ihrer abgöttischen Verehrung geworden war, und alsobald erkannte Herr Boardman in demselben ein Exemplar der englischen Kirchenliturgie. Auf ihr wiederholtes Verlangen machte er ihnen nun im Febr. 1829 einen Besuch auf ihren Dörfern; überall nahmen sie ihn mit der größten Freude auf, bezeugten ihm ihr Verlangen nach Unterricht, richteten Zayats zur Predigt auf, und ließen alle Tagesgeschäfte stehen, um ihm zuzuhören. Einige ihrer Häuptlinge blieben Tag und Nacht bei ihm, und bekannten ihre volle Ueberzeugung von der Wahrheit des Evangeliums. „Es scheint nicht, schreibt Herr Boardman, daß die Bewohner dieses Distriktes in dieser Sinnesart von den übrigen Karaynenstämmen sich unterscheiden; denn einer derselben kam von der Provinz Mergui her zu mir, und versicherte mich, daß die Karaynen in Mergui und Tenasserim von uns gehöret hatten, und begierig seyen, unsern Unterricht zu vernehmen." Es war ein glücklicher Umstand, daß einer ihrer Gehülfen, Ko Thah Byu, ein geborner Karayne war, und sich jetzt mit allem Eifer dem christlichen Unterrichte seiner Landsleute hingab.

Missionar Boardman fing nun auch zu Tavoy bald eine Knaben=, und seine emsige Gattinn eine Mädchenschule an. Eine Zeitlang befand sich die Knabenschule

in schwankendem Zustande, bis sie endlich das Zutrauen der Einwohner gewann. Es ist ein bemerkenswerther Umstand, daß diejenigen Knaben, welche sie nicht blos in den Unterricht, sondern auch in die Kost und Erziehung zu sich ins Haus nahmen, viel früher für die christliche Bildung gediehen, indem diejenigen Knaben, welche von der Schule nach Hause zurückkehrten, nur selten tiefere Spuren vom heilsamen Einflusse des Unterrichtes zu Tage legten; während bei keinem ihrer Pfleglinge, die sie ins Haus aufnahmen, ihre Arbeit unbelohnt blieb. Auch die Mädchenschule, die im Frühling 1829 begonnen wurde, erhob sich bald zu einem blühenden Zustande, und wurde gleich im Anfang von 21 Schülerinnen fleißig besucht. Leider wurde im Lauf dieses Jahres ihr segensreich begonnenes Werk auf eine unerwartete Weise unterbrochen, indem eine furchtbare Empörung zu Tavoy ausbrach, und die birmahnischen Einwohner der Provinz den Versuch machten, die Engländer aus dem Lande zu jagen, und sich von ihrer Herrschaft wieder unabhängig zu machen. Lange schwebte die Missionsfamilie in der augenscheinlichsten Gefahr, indem die Kugeln der Feinde ihre Wohnung auf allen Seiten durchbohrten, und sie nur durch eine schnelle Flucht ihr Leben zu retten vermochten. Ein Dampfboot brachte Missionar Boardman mit seiner kranken Gattinn nach Maulmein, wo sie unter dem Schutze der englischen Truppen Sicherheit fanden. Indeß hatten sie die Freude, nach kurzer Zeit wieder zu ihrer Arbeitsstätte zurückzukehren, wo sie nicht blos ihre Wohnung, sondern auch das kleine Christenhäuflein unversehrt antrafen, und die gottesdienstlichen Versammlungen, so wie die Schulen von jetzt an fleißiger als je zuvor besucht wurden. Auch 40 Karaynen eilten herbei, um sie mit ihren Liebesbezeugungen und Geschenken zu überhäufen, und ihnen ihre innige Freude über ihre Rückkehr zu Tage zu legen.

Zu Maulmein, wo in der Nähe des brittischen Oberbefehlshabers, Sir Campbells, die Missionarien Judson und Wade mit ihren Gattinnen und vier Nationalgehülfen wohnten, hatte das Werk Christi im Jahr 1829 einen gesegneten Fortgang, und das kleine Häuflein von Bekehrten war im September dieses Jahres auf 49 Getaufte angewachsen. Eine Zeitlang hatten die Missionarien die herbeikommenden Birmahnen nur in ihren Zayats unterrichtet, aber bald fanden sie für zweckmäßig, die Botschaft des Heiles in ihre Hütten hineinzutragen. Missionar Wade, von seiner Gattinn und ein paar Nationalgehülfen begleitet, fing jetzt an, auf den benachbarten Dörfern umherzuwandern, und gesprächsweise den Einwohnern den Weg des Heils bekannt zu machen. Auf diese Weise wurde manche Seele herbeigelockt, welche vielleicht dem Werk der Gnade noch lange fremd geblieben wäre; und das Wort wuchs und nahm überhand, besonders unter dem weiblichen Geschlecht, zu welchem die Frau Wade einen freiern Zutritt hatte. Freilich fehlte es auch nicht an mannigfaltigem Widerstande von Seiten der Heiden. Als diese ihre Götzentempel von vielen ihrer Landsleute verlassen sahen, so wendeten sie jedes Mittel an, sie durch freundliches Zureden und durch Geschenke zum Götzendienste zurückzulocken; und als sie sahen, daß freundliches Zureden nichts bei ihnen ausrichtete, so nahmen sie zu härtern Maßregeln, und selbst zu Gewaltthaten ihre Zuflucht, und ließen kein Mittel unversucht, sie vom neuen Glauben wieder abwendig zu machen; aber alles war vergeblich. Die Neubekehrten bewiesen solche Geduld und Beharrlichkeit unter den Verfolgungen, daß ihre Widersacher sich darüber verwunderten und zu Schanden wurden. „Der religiöse Glaube vieler Verehrer des Gaudama ist unstreitig erschüttert, schreibt Missionar Wade, denn obgleich die heidnischen Priester in der letzten Zeit alles angewendet haben, um dem neuen Glauben die Wege zu verschließen, so werden doch sichtbar

die Götzentempel immer leerer, und der Götzenopfer immer weniger, und die Priester haben sich in der letzten Zeit genöthigt gesehen, einige Pagoden, die sie zu bauen angefangen hatten, unvollendet stehen zu lassen. Erscheinungen dieser Art haben die Priester und ihre Anhänger so sehr aufgeschreckt, daß sie kürzlich auch von ihrer Seite heidnische Missionarien in den Dörfern umhergesendet haben, um das Volk am Glauben an Gaudama festzuhalten, und sie zu warnen, den Verführungen der neuen Religion Gehör zu geben; ein Beginnen, das nie zuvor in diesem Lande stattgefunden hat."

Missionar Judson setzte auf dieser Station die Revisionsarbeiten seiner neutestamentlichen Uebersetzung emsig fort, und obgleich sie im Laufe dieses Jahres bereits in schöner Abschrift zum Drucke vorbereitet war, so entschloß er sich dennoch, dieses wichtige Werk noch einer dritten Revision zu unterwerfen. Da es sich darum handelte, eine möglichst sprachrichtige und vollendete Uebersetzung der neutestamentlichen Schriften in die Birmahnensprache schon in der ersten Pflanzungszeit des Christenthums dem Volke in die Hände zu geben, so war gewiß die gewissenhafte Sorgfalt, mit welcher dieser wackere Missionar dieses Werk behandelte, an seiner rechten Stelle. Auch christliche Traktate wurden von ihm in dieser Sprache ausgebreitet, und einer derselben „die goldene Waage" betitelt, der eine vergleichende Darstellung zwischen dem Christenthum und der Buddhistenreligion enthält, wurde von ihm vollendet, und von einigen seiner Nationalgehülfen zugleich in die siamesische, so wie in die Telingasprache übergetragen. Letztere Sprache wird im Reiche Pegu gesprochen, und unterscheidet sich wesentlich von der birmahnischen. Bei ihr leistete ihm einer seiner Gehülfen wichtige Dienste. Ko Man Poke, schreibt Herr Judson, ist ein trefflicher alter Mann, der die Telingasprache gründlich inne hat. Er hat alle unsere Traktate in dieselbe übersetzt, und wünscht nun auch, mit dem Neuen Testamente den

Anfang zu machen. Wir betrachten ihn als einen sehr achtungswerthen Mitarbeiter am Werke Christi, und auch seine Frau, Mah Ti, ist stets beschäftigt, die Frau Wade in die Häuser zu begleiten, und denen, welche das Birmahnische nicht verstehen, ihre Worte in die Telingasprache zu übersetzen.

Die Begierde nach christlichen Schriftchen nahm um diese Zeit ausnehmend zu, obgleich noch keine Buchdruckerpresse zu Maulmein aufgerichtet war. Die Missionarien mußten deßhalb suchen, auf dem Wege des Abschreibens dieser Lesebegierde entgegen zu kommen. „Es ist rührend, schrieb im Sommer 1829 Herr Judson an einen seiner Freunde in Amerika, die Begierde zu sehen, mit welcher das arme Volk beiderlei Geschlechts der Predigt des Evangeliums in seiner Muttersprache zuhört, und wie sie sich um unsere Vorleser herumdrängen, um ihnen mit den Augen und Ohren zuzuhorchen. Wir beschäftigen unaufhörlich einen Abschreiber in der Telingasprache, aber es ist geradezu unmöglich, die große Nachfrage durch bloße Abschriften zu befriedigen. Dasselbe ist der Fall mit unsern Traktaten in der Birmahnensprache, namentlich mit dem Schriftchen „die goldene Waage" genannt. Wir sollten 1000 Abschriften davon haben, um sie nach allen Theilen des Landes, nach Süden und Norden hin zu senden." Herr Bennett, der die Buchdruckerpresse in Birmah aufrichten sollte, kam am 4. Okt. 1829 zu Calkutta an, und erreichte im Januar 1830 den Wohnort seiner Mitarbeiter, Maulmein, wo er von denselben mit offenen Armen aufgenommen wurde, und ohne Aufenthalt mit Einrichtung der Druckerpresse sich beschäftigte.

Seit der Eroberung von Rangoon durch die brittische Flotte im Jahr 1824 hatte es bis jetzt keiner der Missionarien wagen dürfen, das in den frühern Jahren in dieser Stadt zuerst begonnene, und so lieblich aufblühende Missionswerk öffentlich fortzusetzen. Das Christengemeinlein, das an dieser Stelle unter viel Gebet

und Thränen gesammelt worden war, wurde durch die Stürme des Krieges weit umher zerstreut, und kaum blieb an dieser Stelle eine sichtbare Spur von demselben noch übrig. Es schien eine Zeitlang, als habe Gott vergessen gnädig zu seyn und das Schreyen seiner verlassenen Kinder zu hören, aber die nachfolgenden Erfahrungen zeigten deutlich, daß seine Gnade ewiglich währet, und seine Wahrheit für und für. Nach dem Friedensschlusse kehrte ein frommes Glied der frühern Gemeinde, Ko Thaha, nach Rangoon zurück, und bei der Abwesenheit der amerikanischen Lehrer that er was er konnte, um das Panier des Kreuzes wieder daselbst aufzurichten. Er wanderte von Dorf zu Dorf und verkündigte Christum, und dieß zog Schaaren von Einwohnern zu ihm her, welche schon zuvor das Evangelium gehört, aber die Eindrücke desselben in ihren Herzen unterdrückt hatten. Jetzt wachte die Ueberzeugung der Wahrheit nur um so kräftiger in ihnen auf. Sie verlangten als Schüler Christi getauft zu werden, und Ko Thaha verweigerte ihnen das Wasser der Taufe nicht. Das Werk der Bekehrung nahm zu, und mit ihm die Anzahl derer, welche getauft zu werden verlangten, und Thaha eilte deßwegen zu den Missionarien nach Maulmein, um die nöthige Anweisung hierüber von denselben zu erhalten. Herr Judson schreibt hievon in einem Briefe vom 4. Januar 1829 folgendes: „Wir fangen dieses Jahr mit einer erfreulichen Begebenheit, nämlich damit an, daß wir unsern Gehülfen, Ko Thaha, zum Hirten des Gemeinleins in Rangoon feierlich weihen durften. Gott hat ihn so augenscheinlich zum Werke des Amtes berufen, daß wir keinen Augenblick Bedenken tragen dürfen, ihm die kirchliche Weihe zu ertheilen. Wäre es uns überlassen gewesen, aus der Schaar unserer Neubekehrten einen treuen Hirten der Schafe auszulesen, so wäre Ko Thaha der Mann gewesen, den wir erwählt hätten. Sein Alter (er ist 57 Jahre alt), sein erprobter fester Charakter, sein

gründliche Bekanntschaft mit der birmahnischen Literatur, seine demüthige Hingebung an das Werk Christi, alles trifft zusammen, um uns den Willen Gottes für seine kirchliche Weihe kund zu thun. Wir lieben ihn als einen Missionsbruder, und als einen demüthigen, gewissenhaften und treuen Knecht des HErrn Jesu." So kehrte nun Ko Thaha nach Rangoon zurück, und er hatte die Freude, bald nach seiner Ankunft dreizehn seiner gläubigen Landsleute auf den Tod Christi zu taufen, und dreißig andere hoffnungsvolle Taufkandidaten in den christlichen Religionsunterricht aufzunehmen.

Auch die Missionsstation Amherst theilte das gleiche Loos mit Rangoon, obgleich sie nach der Rückkehr der Missionarien zum Hauptsitz der Mission ausersehen worden war. Hier hatte die unvergeßliche Frau Judson in ihrer Einsamkeit das Auge im Tode geschlossen, und die Arbeit ihrer gesunden Tage sowohl als die freudige Zuversicht, mit welcher ein Häuflein unterrichtsbegieriger Heiden sie von der Erde scheiden sah, hatte einen bleibenden Samen an dieser Stelle zurückgelassen. Einige Seelen fanden sich bald herbei, welche nach dem Wege fragten, der zum Himmel führt. „Wir haben, schreibt Missionar Judson unter dem 22. Febr. 1829, den Moung Ing zum Hirten des kleinen Häufleins zu Amherst feierlich geweiht. Dasselbe besteht nur erst aus drei Mitgliedern, zu denen jetzt Moung Ing und seine fromme Gattinn hinzutreten. Mögen diese fünfe bald 500 werden! und der Same, der hier unter viel Thränen ausgestreuet ward, aufkeimen und Früchte tragen. Mögen die Gebete, welche aus dem Herzen unserer sterbenden Freundinn zum Thron der Gnade emporstiegen, erhört werden, und über die Bewohner von Amherst reiche Segnungen verbreiten."

Auch das Jahr 1830 brachte seine neuen Wahrheitssiege im Birmahnenlande mit sich. Kaum war Herr Bennett im Anfange desselben bei seinen Brüdern zu Maulmein angekommen, als mit Aufrichtung der

Druckerpresse unverweilt der Anfang gemacht wurde. Dieser war freilich im ersten Anfang noch ungemein mangelhaft; denn die Erfindung einer birmahnischen Druckschrift war noch neu, und eben darum die Gießer derselben mit dem Verhältniß der Buchstaben zu einander noch gänzlich unbekannt; auch fehlte es Herrn Bennett an einem Druckergehülfen, der mit ihm Hand ans Werk gelegt hätte. Dennoch gelang es ihm, wie der Bericht dieses Jahres meldet, christliche Schriftchen in einer Anzahl von mehr denn 55,000 Seiten in diesem Jahre dem Birmahnenvolke zu liefern, und die Nachfrage nach denselben, so wie die Gelegenheiten ihrer Verbreitung wurden mit jedem Tage größer. Gerne würden die Missionarien alsobald mit dem Druck des Neuen Testaments in dieser Sprache den Anfang gemacht haben, wäre es nicht für rathsam erachtet worden, einen neuen verbesserten Schriftguß abzuwarten, welcher auch in diesem Jahre zu Stande gebracht wurde. Indeß war die Uebersetzung desselben zum Abdrucke zugerüstet, und es wurden, um dem Worte Gottes die weitesten Wege vorzubereiten, zuerst ein Religions-Katechismus, eine kleine Schrift, welche den Inbegriff des Christenthums bündig darstellte, eine kleine Kirchenliturgie für die Gottesdienste, eine kurze Anweisung für Schullehrer, ein gedrängter Abriß der Weltgeschichte, ein Büchlein der Geographie in Fragen und Antworten, und die Vergleichung des Christenthums mit dem Buddhismus von der Presse gedruckt, und in Tausenden von Exemplaren unter dem Volke ausgebreitet.

Missionar Judson konnte sich nun mit seinem Mitarbeiter Wade zu Maulmein dem Missionswerke gänzlich hingeben. Ihr Gemeinlein, das aus Birmahnen und Hindus bestand, wuchs wie an Anzahl so auch an christlicher Erkenntniß und an geistigem Leben, und sie durften in ihren Versammlungen das Wehen der göttlichen Gnade reichlich inne werden. — Das Gemeinlein der Abendmahlsgenossen war jetzt auf 39 Seelen angewach-

sen, und ungleich größer die Anzahl derer, welche regelmäßig und mit Heilsbegierde an den Gottesdiensten des HErrn Theil nahmen. Da die Gattinn des Missionars Boardman zu Tavoy gefährlich krank war, so wurde für nöthig erachtet, um ärztliche Hülfe nahe zu haben, Herrn Boardman für einige Zeit als Gehülfen nach Maulmein zu versetzen, indeß die beiden Missionarien Wade und Judson Missionsreisen nach Rangoon und in die nördlichen Gegenden des Landes antraten. Auch die Nationalgehülfen waren im Werke des Amtes eifrig beschäftigt. Einer derselben arbeitete an der Uebersetzung des Neuen Testamentes in die Telinga- (Pegu-) Sprache; ein Anderer zog mit christlichen Schriftchen im Lande umher, und theilte sie unter die Lernbegierigen im Volke aus; ein dritter machte eine Reise nach den Pelew-Inseln, im stillen Meere, wo er von den Einwohnern aufs freundlichste empfangen wurde, welche das Evangelium mit Aufmerksamkeit hörten, und mit Dank und Freude christliche Schriftchen in Empfang nahmen. Derselbe machte auch mit Ko Thabyu eine Besuchsreise zu den Karaynendörfern am Flusse hinauf, in denen sie überall die Botschaft von der Liebe Gottes in Christo verkündigten, und deren Bewohner ihre Traktate mit heißer Begierde empfingen, und sich von andern vorlesen ließen. Fünf dieser Karaynen kamen mit ihnen zurück, die mit frommer Heilsbegierde gründlichen Unterricht im Christenthum verlangten, und getauft zu werden wünschten.

Den größern Theil des Jahres hatte Herr Boardman mit seiner Gattinn auf der Station zu Tavoy zugebracht, und viel Erfreuliches daselbst erlebt. „Außer mehreren Tausenden von Ausländern, so schreibt derselbe um diese Zeit, wohnen mehr als 6000 Birmahnen und Tavoyer in dieser Stadt, indeß wir in den benachbarten Dörfern über 20,000 derselben antrafen. In den Gebüschen im Innern des Landes ziehen etwa 3000 Karaynen umher, so daß die Provinz Tavoy eine Bevölke-

rung von mehr als 30,000 Seelen in sich begreift. Sie sind durchgängig Geschöpfe, die ohne Gott in der Welt leben, und glauben, es könne keinen ewigen Gott geben, der die Welt regiert und die Menschen einst zur Rechenschaft ziehen wird. Unter diesen Tausenden war bisher außer uns nicht ein einziger, der sie in der Erkenntniß Gottes unterrichtet, und mit dem Weg zum ewigen Leben bekannt gemacht hätte." Herr Boardman zog nun emsig in diesen Dörfern umher, verkündigte in der Stadt und auf dem Lande die Liebe des Erlösers, theilte Schriftchen aus, wo seine Stimme nicht hinzudringen vermochte, fand bei vielen Gehör, und Einzelnen in der Menge that der HErr das Herz auf, daß sie gläubig wurden.

Vorzugsweise zogen die Karaynen seine Aufmerksamkeit auf sich. Diese kamen in Schaaren von 15—20, nicht selten aus einer Entfernung von 30 Stunden weit her, und brachten ganze Tage bei ihm zu, um seinen Unterricht zu genießen. Auf ihren Dörfern empfingen sie ihn mit lautem Jubel. So oft er kam, wurden alsobald die Tagesgeschäfte eingestellt, und ein Zayat zugerichtet. Konnte er nicht selbst kommen, so reiste sein Gehülfe, Ko Thabyu, unter ihnen umher, und das Evangelium bewies sich an ihren Herzen als eine Kraft Gottes zur Seligkeit. In manchen ihrer Dörfer ward der Sonntag eingeführt, an welchem die Leute zusammenkommen, um mit einander zu beten und das Wort Gottes zu empfangen. Selbst von den Grenzen Siams her schickten die Karaynen Abgeordnete nach Tavoy mit dringenden Bitten, daß auch ihnen das Wort Gottes gebracht werden möge, und Thabyu ward zu ihnen gesendet. Indeß hat die Verbreitung des Christenthums unter denselben mit eigenthümlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, welche nur nach und nach überwunden werden können. Die Karaynen sprechen nämlich eine eigene Sprache, welche bis jetzt noch nicht in eine Buchstabenschrift aufgefaßt worden ist. Auch theilen sie sich in

zwei verschiedene Volksstämme, die Myit-Thas und Myit-Kyens, deren jeder seine eigene Mundart hat, die vom andern Stamme nicht verstanden wird; und da sie seit langer Zeit in feindseliger Spaltung mit einander leben, so findet auch kein Verkehr zwischen beiden Stämmen statt. Ein anderes Hinderniß besteht darin, daß sie weit umher zerstreut sind, und an Stellen wohnen, welche meist nur für sie zugänglich sind, und deren verborgener Pfad nur ihnen bekannt ist. Unstreitig wäre es ein Werk von der größten Wichtigkeit, ihnen in ihrer Sprache die heiligen Schriften in die Hand zu geben. Auch verlangen sie sehr, daß ihre Sprache in Schrift aufgefaßt, und ihnen christliche Schriften verfertigt werden möchten. Da Schriften dieser Art lange Zeit nur christlichen und christlich bildenden Inhalts seyn würden, so ließe sich mit Recht hoffen, daß durch sie dieses wilde Volk in kurzer Zeit in ein gebildetes Christenvolk verwandelt werden würde. Obgleich sie nun weit umher zerstreut wohnen, so ist ihre Bevölkerung doch sehr groß, indem sie über alle Gebirgswaldungen von Arrakan, Birmah, Martaban, Tavoy, Mergui und Siam verbreitet sind, so daß dieses Volk seiner Anzahl nach sehr bedeutend ist. Auch ließe sich hoffen, daß der Drang der Liebe Christi den Missionar bald die verrammelten Pfade zu den Klüften ihrer Wälder finden lassen würde.

Auch im eigentlichen Birmahnenlande, das unter dem Scepter des Königs von Ava steht, machte im Lauf dieses Jahres das Licht der Wahrheit seine stillen Fortschritte, wie groß auch die Hindernisse waren, welche denselben entgegen gestellt wurden. Wie sehr es auch eine Zeitlang die Klugheit rathsam machte, daß die Missionarien zunächst nur in denjenigen Provinzen des Landes das Pflanzungswerk des Christenthums trieben, welche unter dem Scepter der brittischen Regierung standen, so gestalteten sich doch an manchen Stellen des Landes die Umstände also, daß die Missionarien die einladende Stimme der Vorsehung nicht verkennen

konnten, tiefer in das eigentliche Birmahnengebiet mit dem Evangelio einzutreten. Zu Rangoon hatte sich unter der Pflege des Ko Thaha ein Gemeinlein von 20 Mitgliedern gebildet, und Missionar Wade schreibt um diese Zeit: „Wir haben Ursache zu glauben, daß Gott die vielen Gebete erhört, welche für die Einwohner Rangoons in unserem Heimathlande zu seinem Throne emporsteigen, indem der ausgestreute Same immer lieblicher emporkeimt, und eine nahende Ernte hoffen läßt." Es wurde eben darum von den Missionarien beschlossen, daß Herr Wade mit seiner Gattinn einen Besuch in Rangoon machen sollte, wo er auch im Februar 1830 ankam. Sie fanden daselbst Ursache, sich des blühenden Zustandes dieses kleinen Christenhäufleins aus den Heiden von Herzen zu freuen, indem ihr Glaube gesund und stark, und ihre Liebe zu Christo und zu den Brüdern inbrünstig war. Bald sammelten sich viele Einwohner um den neuen Lehrer her, um ihn um Unterricht zu bitten, und schon in der nächsten Woche gab ein großes Heidenfest Gelegenheit, auf die mächtigen Volksmassen heilsam einzuwirken. Tausende von Heiden hatten sich aus allen Gegenden des Landes zum berühmten Dagonstempel in der Nähe der Stadt eingefunden. Jetzt traten sechs der wackersten Jünger Christi, mit dem Bündlein ihrer christlichen Schriften unter dem Arme, unter die Massen der Götzendiener hinein, streuten nach allen Richtungen den guten Samen aus, und verkündigten den Haufen den einzigen Weg zur Seligkeit, den Christus gemacht hat. Einer von ihnen sagte, es sey ihnen gewesen, als ob der heil. Geist selbst das Wort in ihren Mund gelegt hätte. Die Sache erregte Aufmerksamkeit, und bald strömten Haufen des Volkes der Wohnung des Missionars Wade zu, um christliche Schriftchen in Empfang zu nehmen, die sie voll Freude in ihre heimathlichen Wohnungen zurücktrugen. Seitdem, bemerkt Missionar Wade, hören wir häufig, mit welcher Begierde auf dem Lande umher diese Schriften

gelesen werden. Große Schaaren, die mehrere Tagereisen von Rangoon entfernt wohnen, suchen uns jetzt hier auf, und sagen: „Wir haben den Ruf Eurer Religion vernommen, und sind gekommen sie zu hören, und Bücher zu empfangen."

Da eine bedenkliche Krankheit des Missionars Boardman den Herrn Wade nöthigte, nach Maulmein zurückzuziehen, so trat im Mai dieses Jahres Missionar Judson an seine Stelle zu Rangoon ein, mit dem Vorhaben, von hier aus eine Missionsreise an den Ufern des Irawaddystromes hinauf zu unternehmen. In den zahlreichen Städten und Dörfern, welche diese Ufer bedecken, streute er allenthalben christliche Schriftchen aus, die fast allgemein mit großer Begierde aufgenommen wurden. Er brauchte lange Zeit, bis er zu Prome, im Herzen dieses Reiches, anlangte. In dieser alten und volkreichen Stadt schlug er jetzt seine Wohnung auf, obgleich unter viel Schwierigkeit, weil die Priester seinen bleibenden Aufenthalt fürchteten. Endlich gelang es ihm, am Fuße eines mächtigen Götzentempels ein Zayat aufzuschlagen, und hier den Volkshaufen das Evangelium zu predigen. „Einmal, so schreibt derselbe, schien es, als hätte sich die ganze Stadt aufgemacht, um die neue Botschaft von dem einigen, ewigen Gott zu vernehmen, der seinen eingebornen Sohn zur Erlösung von der Sünde in diese Welt gesendet hat. Vielen Zuhörern schien diese Botschaft wohl zu gefallen, bis die feindseligen Priester mit harten Drohungen das versammelte Volk zurückschreckten." Wirklich mußte der rüstige Streiter nach einem gesegneten Aufenthalte von drei Monaten in dieser volkreichen Stadt von dem Kampf- und Siegesplatze abtreten. — „Es gibt keine Periode in meinem Missionsleben, schreibt er in einem andern Briefe, auf welche ich mit mehr Freude, oder vielmehr mit weniger Unzufriedenheit zurückblicken darf, als auf die Zeit meines Aufenthaltes in Prome. Diese Stadt wurde mehrere hundert Jahre

vor der Geburt Christi erbaut, und mehr als 2000 Jahre hindurch haben die Bewohner derselben in mitternächtlicher Finsterniß dahin gelebt, und sind gestorben, ohne den wahren allmächtigen und gnadenreichen Gott gekannt, und etwas vom Weg zum Heil vernommen zu haben. Erst im Jahr 1830 sollte es geschehen, daß ein Missionar im Herzen dieser großen Stadt sich niederließ, um mehr als drei Monate lang von einem Tag zum andern in einer, wenn auch nicht beredten, doch allem Volk verständlichen Sprache die Reichthümer der göttlichen Wahrheit über ihre zahlreichen Bewohner auszugießen. Tausende haben den einzigen Namen gehört, den ihre Voreltern nie zuvor nennen hörten. Wenn ich durch ihre Straßen wandelte, oder in dem Zayat mich niederließ, so wandelte mich nicht selten eine so feierliche Stimmung an, daß ich kaum die Lippen zu bewegen vermochte, um das große, seit Jahrtausenden nicht gehörte Wort vom lebendigen Gott zum ersten Mal dem Ohre und Herzen meiner Zuhörer nahe zu bringen. Wie der Bote Christi gepredigt, und wie die Zuhörer gehöret haben, das wird einst jener große Tag kund thun! O wie viele unter ihnen werden die ewigen Ketten der Finsterniß noch drückender fühlen müssen, weil sie den Warnungen und Bitten nicht Gehör gegeben haben, die über meine Lippen strömten. Aber was kann mehr gethan werden, als gethan worden ist! Ernstlich gewarnt und freundlich eingeladen, haben sich doch viele hartnäckig geweigert, dem Rufe Gottes zu gehorchen. Aber hochgelobet sey sein Name, es sind auch einige unter der Menge, von denen ich hoffen darf, sie einst zur rechten Hand des Weltenrichters wieder anzutreffen. Und noch größer ist die Zahl derer, welche wenigstens so weit erleuchtet sind, daß sie ohne gewaltige Gewissensbisse ihre Kniee vor den Götzen des Landes nicht länger beugen können. Lebe wohl, Prome, gerne hätte ich meinen letzten Odemzug in dir und für dich hingegeben! Aber deine Söhne wollen mir nicht

länger gestatten, bei dir zu bleiben; und ich muß das Evangelium auch andern Städten predigen; denn dazu bin ich gesendet. Lies die 500 Traktate, die ich dir zurückgelassen habe. Bete zu Gott, deinem Erlöser, den ich dir verkündigte. Und wenn du mich später, wenn auch mit leisem Hauche, zu dir zurückrufst, und dein Ruf erreicht mich an den äußersten Grenzen des Landes, so werde ich mit Freuden in deine Arme zurückeilen."

Als am 18. Sept. dieses Jahres Herr Judson eben am Ufer des Irawaddy stand, um ein Boot zu besteigen und nach Rangoon zurückzukehren, trat ein angesehener Birmahne, der Sekretär der Regierung war, und während seines Aufenthaltes den Zayat fleißig besucht hatte, zu ihm hin, und sprach zu seinem Lehrer: „Zeichne mich als deinen Schüler auf. Ich bete jeden Tag zu Gott; bete auch du für mich. Sobald ich von meinen Geschäften frei werden kann, komme ich zu dir nach Rangoon hinab." Bei seiner Ankunft zu Rangoon fand er unter den Einwohnern keine geringe Bewegung, welche die neuen Angriffe auf das Reich der Finsterniß und Sünde hervorgebracht hatten. Die Verbreitung so viel Lichtes hatte den Feind von seinem Lager aufgeschreckt, und er griff nun zu den Waffen, um den gefürchteten Schaden möglichst zu verhindern. Ein Gerücht war im Umlauf, daß die Regierung die Gegner der Landesreligion exemplarisch bestrafen werde, und wirklich hatten sich an allen Zugängen, die zum Missionshause führten, Wachen aufgestellt, um die Leute zu beobachten, welche die Lehrer der neuen Religion besuchten, und denselben die Schriften abzunehmen, die sie erhalten hatten. Diese Maßregeln erregten Besorgnisse, und die Besuche der Einwohner hörten eine Zeitlang auf. „Aber, schreibt Herr Judson, wir leben der frohen Zuversicht, daß diese Ebbe bald wieder aufhören, und zur rechten Stunde der Fluth Platz machen wird."

Die Missionarien erzählen in ihren Berichten aus dieser Zeit viele erfreuliche Beispiele von den segens-

reichen Wirkungen, welche das Lesen ihrer kleinen christlichen Schriftchen weit umher unter dem Volke hervorbrachte. Wir heben aus einem Briefe des Herrn Judson, den er am Ende des Jahres 1830 schrieb, folgende Thatsache heraus: „Ko San ist ein ehrwürdiger alter Mann, der in einem Dorfe nördlich von Ava wohnt. Schon vor zwölf Jahren hatte ein Exemplar unseres ersten christlichen Schriftchens seinen Weg dorthin gefunden, und er hatte dasselbe mit großer Lernbegierde gelesen. In späterer Zeit, und besonders während des Krieges, traf er bisweilen mit einigen unserer Schüler zusammen, welche der Sturm der Zeit in diese Gegenden verweht hatte. Je mehr er vom Christenthum hörte, desto größeres Wohlgefallen fand er an demselben. Sein Weib theilte dieselbe Gesinnung mit ihm, und jetzt faßte er den Entschluß, mit ihr nach Rangoon zu ziehen, um ihren Glauben an Christum öffentlich zu bekennen, und sich taufen zu lassen."

Neuntes Kapitel.

Arbeiten der amerikanischen Missionarien in Birmah, in den Jahren 1830—1834.

Uebersetzungsarbeiten des Missionars Judson. Zulauf des Volks zu Rangoon. Arbeiten der Nationalgehülfen. Maulmein. Reise ins Karaynenland. Besuch auf der Arrakanküste. Tavoy. Missionar Boardmans Tod. Besuch unter den Karaynen. Ankunft neuer Missionarien. Chummerah. Mergui. Rangoon. Arbeiten der Druckerpresse. Reise nach Ava. Prome. Arbeiten zu Ava. Verhör der Missionarien vor dem obersten Gerichtshof. Verbot des Aufenthalts. Maulmein. Vollendung der Uebersetzung des Alten Testaments. Arbeiten der Druckerpresse. Die Karaynen. Mission zu Tavoy. Rangoon. Verfolgung daselbst. Chummerah. Newville. Neue Station in der Provinz Arrakan.

Die

Die Anstrengungen des verflossenen Jahres hatten die Gesundheit des unermüdet thätigen Missionars Judson in hohem Grade geschwächt, und die Baptisten-Missionsgesellschaft in Nordamerika hielt es daher für angemessen, zur Wiederherstellung derselben ihn zu einer Besuchsreise nach der Heimath freundlich einzuladen, von welcher sie sich noch andere gesegnete Wirkungen für die Förderung der Missionssache versprechen durfte. Auf diese Einladung schrieb dieser treue Diener des HErrn an die Gesellschaft folgendes zurück: „Meine erst kurz noch sehr geschwächte Gesundheit ist zum Preise Gottes wieder so gut, daß ich es vor meinem Gewissen nicht verantworten könnte, wenn ich Ihre freundliche Einladung zu einer Erholungsreise nach der Heimath annehmen wollte. Zu gleicher Zeit aber hat das Wohlwollen, das diese Einladung Ihnen eingab, und die unverdiente Liebe, die in jeder Zeile Ihres Briefes athmet, einen unauslöschlichen Eindruck auf mein Herz gemacht. Ich muß bekennen, daß ich dabei ein fast unüberwindliches Verlangen fühlte, mit den geliebten Gliedern der Kommittee persönlich bekannt zu werden, und noch einmal über die Berge und Thäler der theuern Heimath hinzuwandern, und die weit umher verbreiteten Segnungen des Reiches Christi in derselben zu gewahren. Indeß dürfen wir ja ein noch schöneres Zusammentreffen mit unsern vollendeten Freunden und noch herrlichere Gefilde dort oben mit einander hoffen, und ich darf aus Gnaden bald den Uebergang in ein Leben erwarten, gegen welches alle Herrlichkeit der Erde nur ein leerer Schatten ist. Mit dieser Hoffnung gebe ich mich gerne zufrieden, da ich weiß, daß wir dort oben keinen Fall bereuen werden, in welchem wir um des HErrn der Herrlichkeit willen Selbstverläugnung geübt, und Leiden getragen haben."

Nach seiner Ankunft in Rangoon faßte Herr Judson seine Uebersetzungsarbeiten wieder auf, wo sie das

Jahr zuvor stehen geblieben waren. Als Frucht derselben wurden die beiden ersten Bücher Mosis, die Psalmen, die Propheten Jesajas und Daniel im Laufe des Jahres 1831 in der Uebersetzung vollendet, und zum Drucke vorbereitet. Neben dieser Arbeit strömten jeden Tag Schaaren neugieriger Menschen zu seiner Wohnung, um nach der neuen Religion zu fragen; und obgleich einige seiner wackern Nationalgehülfen vor der Thüre seines Hauses standen, um sich mit den Hunderten von Fragern zu beschäftigen, so ward doch seine Zeit stets in Anspruch genommen. „Leute aus allen Theilen des Landes, schreibt er, finden den Weg zu mir, und einzelne derselben kehren, wie ich hoffen darf, mit dem Lichte im Verstande, der Liebe im Herzen, und der Wahrheit in den Händen nach ihrer Heimath zurück, die als Sauerteig dienen mag, um die ganze Masse zu durchdringen.“ Auch seine Gänge am Morgen und am Abend benützte er als Gelegenheiten, mit jedem, der ihm begegnete, freundlich zu reden, und ihm ein christliches Schriftchen in die Hand zu geben. So stand er jeden Morgen mit Sonnenaufgang von seinem Lager auf, nahm eine Parthie dieser Schriftchen, 60—80 derselben, in die Hand, und zog mit ihnen unter das Volk hinaus, und ehe er sichs versahe, hatte die Lesebegierde der Einwohner sie bereits verschlungen, und noch viele begleiteten ihn nach Hause zurück, um gleichfalls einige Büchlein zu empfangen. Auf diese Weise wurden an einem großen Jahresfeste des Dagons 10,000 dieser Schriftchen von ihm nur an solche ausgetheilt, die voll heißer Begierde darnach fragten. „Ich hätte, schreibt er, leicht die doppelte Zahl vertheilen können, hätten wir derselben noch weiter gehabt; da aber Bruder Bennett die Druckerpresse immer noch allein besorgen muß, so ist es unmöglich, daß er das ganze Bedürfniß dieses Volkes zu befriedigen vermag.“ Zu einer andern Zeit, als die geistigen Bedürfnisse in ihrer ganzen Größe und Nacktheit vor seinen Augen standen, und er sie nicht zu

befriedigen vermochte, bricht er in den Seufzer aus: „Möge Gott allen denen vergeben, welche uns in unserer großen Noth stecken lassen, und möge Er sie alle erretten! Aber wahrlich, wenn je an jenem großen Tage des Gerichts eine Sünde das Herz drücken wird, so muß es das Bewußtseyn seyn, dem Klaggeschrei von zehn Millionen unsterblicher Geschöpfe das Ohr verstopft zu haben, welche Tag und Nacht rufen: „Kommt und rettet uns!"

Je mehr es diesem eifrigen Streiter an vaterländischen Mitarbeitern gebrach, desto emsiger gingen ihm seine frommen Nationalgehülfen zur Hand, von denen einzelne viel Kenntniß und Fertigkeit besaßen, Grund zu geben von der Hoffnung, die in ihnen ist, und den Einwürfen der Widersacher zu begegnen. Einige derselben machten von Rangoon aus weite Reisen ins Land hinein, um als Herolde dem HErrn die Wege zu bereiten. Einer derselben, Schwaydocke, wanderte den Laingfluß hinauf, der sich unweit Rangoon in den Rangoonfluß ausmündet, und, durch einen bevölkerten Theil des Landes sich hindurchziehend, unterhalb Prome mit dem großen Strome sich vereinigt, und hatte auf diese Weise Gelegenheit, in Gegenden das Wort des Lebens zu verkündigen, wo es nie zuvor gehört worden war. Moung Tsanloon besuchte die Umgegenden des alten Pegu im Osten, und Moung Schwaydu die großen Städte von Patanau und Bassein im Westen; und selbst jetzt noch sind die heilsamen Wirkungen sichtbar, welche ihre Wanderungen in den Gemüthern der Eingebornen zurückgelassen haben. Herr Judson bemerkt: „Der hervorstechendste Zug in unserem Missionsgeschäfte ist die erstaunliche Forschbegierde, welche über die ganze Länge und Breite des Landes hin unter der Nation aufgeregt ist; und bisweilen erschrecke ich über mich selbst, einem Manne ähnlich, der eine gewaltige Maschine, die er nicht in seiner Gewalt hat, sich in Bewegung setzen sieht." Im Laufe des Jahres 1831 bekannten sich sieben

Einwohner dieser Stadt öffentlich zum Glauben an den HErrn Jesum, und wurden durch die Taufe dem dortigen Christenhäuflein einverleibt, das um diese Zeit aus dreißig Mitgliedern zusammengesetzt war.

Zu Maulmein hatte die Kränklichkeit einiger Missionarien einen mannigfaltigen Wechsel hervorgebracht, der, wie hemmend er auch für die Arbeit war, eben nicht vermieden werden konnte. Missionar Boardman mußte Krankheits halber eine Zeitlang von jeder Arbeit abstehen, und der ganze Umfang der Pflege dieser wichtigen Missionsstelle lag jetzt auf den Schultern des Herrn Wade, der von Rangoon hieher gezogen war. Er predigte sechs Mal in der Woche in birmahnischer, und drei Mal in englischer Sprache, und besorgte die Revisionen der Kopisten und der Druckerpresse, indeß sein Freund Bennett allein die vielbeschäftigte Presse in Bewegung setzen mußte. Endlich kamen am 27. Nov. 1831 die beiden Missionarien Kincaid und Mason mit ihren Gattinnen den überladenen Arbeitern von Amerika her zur Hülfe an; und die Freude über ihre Ankunft war groß und herzlich. Indeß wie konnte ihre Mithülfe für das Bedürfniß so Vieler genügen? Herr Mason mußte unverweilt nach Tavoy eilen, um sich der dortigen Missionsstelle anzunehmen, indeß Herr Kincaid mit dem Erlernen der birmahnischen Sprache den Anfang machte. Glücklicher Weise waren es auch an dieser Stelle die frommen Nationalgehülfen, welche am meisten Dienste leisteten. Ko Myat Kyan legte vom Augenblick seiner Bekehrung an den ächten Geist eines Evangelisten zu Tage. Ihm lag besonders die Bekehrung der Karaynen am Herzen, unter denen er umherwanderte. Er pflegte ihre zahlreichen Dörfer am Gyaingflusse zu besuchen, und brachte immer frohe Botschaft von diesen Gegenden zurück. Herr Wade wollte mit seinem Freunde Bennett nun einmal selbst das Land beschauen, dessen Bewohner zu einem Erntefeld des HErrn heranreiften. Ueberall fanden sie die Karaynen geneigt, das Evangelium

zu hören, und voll Begierde, daß zum Unterrichte ihrer Kinder Schulen in ihren Dörfern aufgerichtet werden möchten. Am ganzen Flusse, auf 6—8 Tagereisen hinhinauf, war die Botschaft des Heiles in die heidnische Finsterniß eingedrungen, und eine liebliche Morgenröthe fing an, über ihrem Horizonte aufzugehen.

Nach ihrer Zurückkunft hatten sie am 17. Februar dieses Jahres die Freude, ihren Mitgehülfen, Herrn J. T. Jones mit seiner Gattinn, zu Maulmein begrüßen zu dürfen, welcher ungesäumt sich an das Erlernen der Birmahnensprache machte, indeß Missionar Wade sich entschloß, mit seinem Freunde Kincaid zum zweiten Mal einen Ausflug in das Karaynenland zu machen, wohin ihn einige seiner Katechisten begleiteten. Sie zogen bis zu den obern Dörfern, etwa 80 Stunden am Flusse hinauf, und verkündigten an beiden Ufern desselben das Evangelium, und hatten jetzt die Freude, das erste Karaynenkirchlein zu bilden, das aus 14 gläubigen Mitgliedern bestand. Herr Kincaid macht die allgemeine Bemerkung: „Die Karaynen sind ein sehr interessantes Volk; sie sind milder in ihren Sitten, und gewerbsamer in ihrer Lebensweise, als die Birmahnen, und obgleich ohne alle religiöse Erkenntniß, schreiben sie doch alles Uebel, das sie trifft, den Nats (Dämonen) zu, welche sie durch Opfer zu besänftigen suchen." Nach ihrer Rückkehr ward ein neuer Zayat zu Maulmein aufgerichtet, um der heidnischen Bevölkerung der Stadt noch mehr Gelegenheit zu geben, dem Einflusse des Evangeliums nahe zu kommen. Einzelne Birmahnen wurden gründlich bekehrt, in andern ließ das Wort tiefe Eindrücke zurück; sieben heilsbegierige Seelen, die an Christum gläubig geworden waren, wurden durch die Taufe zu dem Gemeinlein hinzugethan, das am 1. Juni 1831 aus 20 Mitgliedern bestand. An dieser Stelle hatte das Evangelium lange Zeit mit heftigem Widerstande zu kämpfen, und ein jeder Neubekehrte mußte sichs gefallen lassen, Familie und Eigenthum um des Glaubens willen

einzubüßen, und sich dem Hohn und den Mißhandlungen der Menge Preis zu geben. Daher kam es aber auch, daß auf den Ernst und die Redlichkeit derer, die sich entschließen konnten, mit solchen Opfern die Christengemeinschaft zu erkaufen, nur um so mehr gerechnet werden konnte.

Da die Kränklichkeit der Frau Wade immer bedenklicher wurde, so hielt der Arzt zu ihrer Wiederherstellung eine Seereise für unentbehrlich, und Herr Wade schiffte sich daher mit seiner Gattinn am 9. Juli nach Calkutta ein. Unterwegs überfiel sie ein heftiger Sturm, und ihr Leben war in der augenscheinlichsten Gefahr. Das Schiff bekam einen großen Sprung, und drohete unterzusinken; aber die mächtige Hand Gottes hielt sie über dem Wasser, und ließ es ihnen gelingen, auf der Arrakanküste zu Kyuk Phyoo, einem Seehafen dieser Küste, glücklich einzulaufen, wo sie von Oberst Wood, der mit seinem Regimente hier in Garnison lag, aufs freundlichste aufgenommen wurden. Die Gesundheit der Frau Wade erholte sich so schnell, daß sie nach einem Aufenthalte von einigen Wochen, auf die Reise nach Calkutta verzichtend, erfrischt nach Maulmein zurückkehren konnten. Ihr Aufenthalt an dieser Stelle sollte auch für die Einwohner und ihre Zukunft nicht ungesegnet bleiben. Die Stadt Kyuk Phyoo ist neu, hat eine gesunde Lage, und in ihrer Nachbarschaft befinden sich zahlreiche, von Mugs bewohnte Dörfer, welche die Birmahnensprache reden und mit großer Begierde die Botschaft des Heiles aufnahmen. Diese Stelle wurde demnach als eine sehr passende Missionsstelle ins Auge gefaßt, auf welcher unter hoffnungsreichen Aussichten das Evangelium verkündigt werden kann.

Auch zu Tavoy hatte das Werk des HErrn im Laufe dieses Jahres seinen stillen und gesegneten Fortgang, wie häufig es auch durch Krankheiten und nothwendige Abwesenheit der Arbeiter unterbrochen wurde. Seit dem Jahre 1828 hatte der wackere Missionar

Boardman mit seiner Gattinn mit unermüdeter Treue auf dieser Stelle den wilden Brachacker aufgebrochen, und den guten Samen ausgestreut. Ein Häuflein der Karaynen hatte sich zu Gott gewendet, und weithin war unter diesem interessanten Volke eine heilsame Lernbegierde aufgewacht; aber seine und seiner Gattinn Gesundheit erlitt einen neuen heftigen Stoß, und wie sehr auch die Karaynen von ihren Dörfern mit der Frage, was sollen wir thun, daß wir selig werden? zu seiner Hütte herbeikamen, so sahen sich doch beide genöthigt, für einige Zeit von dieser Arbeitsstätte sich zu entfernen. Der Abschied war rührend; die heilsbegierigen Seelen wollten sich nicht von Freunden trennen, welche ihnen den Weg zum Himmel gezeigt hatten, und auch dem treuen Lehrer fiel das Scheiden schwer aufs Herz. Indeß gebot die Pflicht, und sie mußten stille dem Willen Gottes sich unterwerfen.

Um so emsiger legten nun auch hier die frommen Nationalgehülfen die Hand ans große Werk. „Ihr ganzes Verfahren, so schreibt Herr Boardman, stellte uns ein lebhaftes Bild dessen vor die Augen, was wir von den Aposteln und den ersten Christen in der Apostelgeschichte lesen. Moung So und Moung Kyah, die beiden ältesten, nahmen einzelne Theile der Schrift, so weit sie gedruckt waren, gingen damit von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf, legten das Wort aus, ermahnten die Einwohner, und verbanden mit ihrer eifrigen Arbeit inbrünstiges Gebet." So ward der ausgestreute Same begossen, die Saaten sproßten auf, und als der geliebte Missionar wieder zu ihnen zurückkehrte, durfte er eine schöne Ernte bemerken. Sieben lange Monate hatte es gedauert, bis im Dezember 1830 Herr Boardman unter körperlichem Druck das selige Werk wieder zu Tavoy in die Hände nehmen konnte. Jetzt sammelten sich seine treuen Karaynen vom Lande wieder um ihn her, und brachten viele andere mit sich, an denen die Bekehrungsgnade Gottes sichtbar geworden

war, und die jetzt nach der Christentaufe verlangten. Nach einem Unterrichte von sechs Wochen wurden 23 derselben durch die Taufe in die Gemeinschaft der Christen aufgenommen. Während Herr Boardman dieser Siege des Glaubens an seiner Wohnstätte sich freute, kam die Nachricht herbei, daß eine ungleich größere Anzahl von Karaynen auf entfernten Dörfern, die er früher besucht hatte, denselben Glauben der Heiligen empfangen hatten, und ihre Liebe zu Christo durch das öffentliche Bekenntniß der Taufe zu versiegeln wünschten, aber nicht nach der Stadt kommen konnten. Obgleich durch Krankheit und Arbeit erschöpft, entschloß er sich doch, die Reise zu ihnen zu machen. In einer Entfernung von drei Tagreisen wurde nun ein Zayat aufgerichtet, und alles zu seinem Empfang vorbereitet. In dem Augenblick, als er eben abreisen wollte, traf, nach einer huldreichen Fügung des HErrn, Missionar Mason von Rangoon her zu Tavoy ein. Nichts konnte die Seele des neuen Arbeiters mehr erfreuen, als der Anblick eines Bruders, der unter der Last eines großen Werkes und zunehmender Schwachheit zu erliegen schien, so wie auch dem leidenden Freunde nichts willkommener seyn konnte, als die Gelegenheit, seine Schafe in der Wildniß einem treuen Hirten anvertrauen zu dürfen, und dieß um so mehr, da er es fühlte, daß diese kleine Heerde bald von ihm genommen werden sollte.

Am 31. Jan. 1831 traten sie gemeinschaftlich die Reise an, und gelangten nach drei Tagen an die ersehnte Stelle; allein die Kraft des Herrn Boardman war so erschöpft, daß seine Begleiter ihm ernstlich riethen, unverweilt wieder nach Hause zurückzukehren; aber mit mehr als gewöhnlicher Lebhaftigkeit gab er zur Antwort: „Die Sache Gottes ist wichtiger, als meine Gesundheit; kehre ich jetzt nach Hause zurück, so ist unsere ganze Absicht verfehlt; ich muß sehen, wie das Werk des HErrn vorwärts zieht!“ „Am folgenden Morgen, so schreibt Herr Mason, war es sichtbar, daß sein Scheiden

aus dieser Zeit herannahte. Allein er wünschte, der Taufe der bekehrten Karaynen noch beizuwohnen. Kurz vor Sonnenuntergang brachte man ihn daher auf seinem Bette an das Ufer des Flusses, wo er munter sein mattes Haupt empor hob, um den köstlichen Anblick noch einmal zu schauen, und ich hatte die Freude, neben seinem Sterbelager dreißig Karaynen zu taufen, von denen wir gewiß glauben dürfen, daß sie aus dem Tod zum Leben übergegangen waren. Jetzt fühlte er, daß sein Tagewerk vollendet war. HErr! rief er sterbend aus, nun lässest Du deinen Diener mit Frieden fahren, wie Du gesagt hast, denn meine Augen haben dein Heil gesehen! Am folgenden Morgen ward er aufs Boot gebracht, und hier übergab er im Frieden seinen Geist in die Hände seines Gottes."

Herr Mason kehrte nun mit der trauernden Wittwe des Vollendeten nach Tavoy zurück. Hier übte er sich noch mehr in die Karaynensprache ein, und ergriff jede Gelegenheit, die sich ihm darbot, den Eingebornen das Evangelium zu verkündigen, und christliche Schriften in jeder Familie auszutheilen. Mehr als 3000 derselben gelangten auf diese Weise in die Hände der heidnischen Einwohner. Einige fanden Gefallen an denselben, bei andern erregten sie Unmuth, wieder andere blieben kalt und gleichgültig, im Allgemeinen aber wurde durch sie eine Bewegung der Gemüther veranlaßt, die nur heilsame Wirkungen haben konnte. Sobald die Regenzeit vorüber war, machte sich Herr Mason auf, um das Buschland nach allen Richtungen zu durchstreifen, und den Bewohnern desselben die Botschaft des Heiles zu verkündigen. Auf einer Besuchsreise in die nördlichen Gegenden, wo er eilf Karaynendörfer besuchte, gewann er die Ueberzeugung, daß diese Gebiete, obgleich sie nur eine sparsame Bevölkerung inne haben, dennoch des Anbaues durch die Hand eines Boten Christi in hohem Grade werth waren. Als er einmal von einer dieser Wanderungen, im Dezember 1831, nach Tavoy zurück-

kehrte, trug sich ein merkwürdiger Umstand zu. Beim Hineintreten in seine Wohnung fand er diese von mehr als 60 Karaynen besetzt, die aus weiter Entfernung herbeigekommen waren, und auf seine Rückkunft warteten. Am folgenden Tage war der Zayat so sehr mit Menschen angefüllt, daß nicht Sitze genug für sie gefunden werden konnten. Eine Religionsprüfung nahm jetzt ihren Anfang, welche zwei Tage nacheinander fortgesetzt, und an deren Schluß zwanzig Neubekehrte durch die Taufe der Gemeinde Christi einverleibt wurden. Die meisten derselben hatten drei Jahre zuvor den vollendeten Boardman in ihren Wäldern predigen gehört, und viele sagten: schon beim ersten Hören des Wortes sey der Glaube in ihnen aufgegangen, und habe ihnen ein neues Herz gebracht; und alle hatten das Zeugniß, ihr Leben aus Gott durch ihren Sinn und Wandel bekräftigt zu haben.

Im Januar 1832 machte sich Missionar Mason aufs neue auf den Weg nach dem Karaynenlande, und war zwei Monate von Tavoy abwesend. Nachdem er lange durch tiefe Bergschluchten und Engpässe gewandert war, um Leute aufzusuchen, die das Evangelium noch nicht gehört hatten, kehrte er spät im Februar nach dem bekannten Dorfe des Moung So zurück. Von hier aus schrieb er: „Nicht länger schreibe ich Ihnen von den Gräueln des Heidenthums; vielmehr habe ich Ihnen nur von Segnungen des Evangeliums zu sagen. Mein Brief ist nicht mehr aus einem Heidenlande datirt, denn der Götterglaube ist von den Ufern dieses Flusses weggeflohen. Mein Auge ruht auf Gefilden, welche die Hand der Christen angebaut hat, und ich sehe nur solche Wohnungen, die von christlichen Familien besetzt sind. Als Bruder Boardman vor drei Jahren dieses Volk besuchte, beugten sie noch ihre Kniee vor den Dämonen, und alle Laster, welche die Finsterniß im Schooße trägt, wurden von ihnen geübt; aber er predigte ihnen das Evangelium in der Kraft des heil. Geistes, der vom Himmel

kommt, und siehe, alles ist neu geworden!" Hier sammelten sich aus den Umgegenden die Neubekehrten um den Boten Christi her, und ein Vorbereitungsunterricht auf die Taufe begann, dem am dritten Tage die Aufnahme von 27 Neubekehrten in die Gemeinde des HErrn folgte. Nach diesen segensreichen Verrichtungen kehrte Herr Mason nach Tavoy zurück, um dort seine Missionsarbeiten fortzusetzen, und sein Tagebuch von diesem Jahr enthält die erfreulichsten Zeugnisse von den gnadenreichen Wirkungen, welche die Predigt des Evangeliums über viele Herzen der dortigen Einwohner verbreitete. Mehr als sechszig, von der Herrschaft der Sünde und des Aberglaubens erlösete Heiden wurden zur Gemeinde hinzugethan, die nunmehr 150 Mitglieder zählte, deren Wandel dem Namen Christi Ehre macht. „Sie sind, schreibt Frau Boardman, größtentheils Karaynen, welche auf den Dörfern, zwei bis drei Tagereisen entfernt, umher wohnen. Dieser weiten Entfernung ungeachtet, fürchten sie weder die Beschwerlichkeit des Weges über steile Felsengebirge und durch undurchdringliche Wälder, noch den blutgierigen Rachen der Tiger, die in großen Schaaren in dieser Wildniß herumstreifen, um zu uns zu kommen, weil die Liebe Christi sie also drängt. Wie viele Christen dürften sich in Europa finden, die 20 Stunden und noch weiter laufen, um von Zeit zu Zeit eine Predigt zu hören! Eine fromme Karaynenfrau, die uns kürzlich besuchte, erzählte mir: die Waldströme auf dem Wege seyen so angeschwollen gewesen, daß sie an jedem Flusse habe warten müssen, bis eine Anzahl Männer nachgekommen waren, um Waldbäume zu fällen, um sie über den Strom hinüber zu legen, damit sie auf denselben hinüber kriechen konnte, und bisweilen sey sie durch das Wasser gewadet. Die Ursache, warum sie bei so schlechter Witterung kam, war, weil wir einen Buß- und Bettag angeordnet hatten, um für die Ausbreitung des Reiches Jesu Christi zu beten, an dem sie Antheil nehmen wollte, sollte dieser

Genuß auch mit den größten Beschwerden, und selbst mit Lebensgefahr erkauft werden müssen."

Auch die Schulen hatten in diesem Jahre (1832) nach oftmaliger Unterbrechung wieder ihren gesegneten Fortgang. „Erst im April 1831, schreibt die thätige Frau Boardman, war es mir möglich, mit fünf Mädchen meine Schule wieder anzufangen. Wir fanden dabei so viel Ermunterung, daß in kurzer Zeit mehrere Schulen ins Leben traten, die jetzt 80 Schüler zählen, zu welchen die Schulen auf den Dörfern mit 170 Kindern noch hinzu kommen. Am meisten macht uns eine kleine Töchter-Erziehungsanstalt Freude, die wir in unserm Hause haben, weil wir sehen dürfen, daß die Macht der göttlichen Gnade in den Herzen dieser Kinder wirksam ist. Auch in den Wäldern haben die Neubekehrten unter den Karaynen angefangen, da und dort eine Schule aufzurichten, welche wir so oft besuchen, als es uns die Umstände nur immer gestatten."

Bei den Missionarien zu Maulmein, Judson, Wade und Bennett, waren indeß von Nordamerika her einige Gehülfen, Herr Cutter und Herr Hancock mit ihren Gattinnen, mit einer ledigen Lehrerinn, der Miß Sara Cummings, eingetroffen, um ihre Reihen zu verstärken. Diese beiden neuen Gehülfen hatten von der Baptisten-Missionsgesellschaft den besondern Auftrag erhalten, Herrn Bennett in seinen Druckarbeiten zu unterstützen, und sie hatten zu diesem Zweck zwei neue Druckerpressen nebst einer Stereotypen-Gießerei mit sich gebracht und zu Maulmein aufgestellt, um christlichen Druckschriften die möglichst größte Vermehrung und Ausbreitung in dem Reiche Birmah zu verschaffen, und den ganzen Einfluß der Druckerpresse dem Werke Christi unterthan zu machen. Auf diese Weise konnte mit dem Druck der neutestamentlichen Schriften in der Birmahnensprache rasch vorwärts geschritten werden, der auch wirklich in kurzer Zeit vollendet wurde, und auf den jetzt eine neue Auflage um die andere folgte. Auch die

Uebersetzung der alttestamentlichen Schriften hatte einen guten Fortgang, und mit dem Druck derselben konnte schon im Jahr 1834 der Anfang gemacht werden. Um das Lesen der heil. Schriften den unwissenden Birmahnen zu erleichtern, wurden auf der lithographischen Presse Landkarten über die Länder, von denen die alt- und neutestamentliche Geschichte handelt, ausgefertigt. Auch in der Karaynensprache ist der erste Grund zur Auffassung derselben in geschriebene und gedruckte Schrift gelegt worden. Missionar Wade, der diese Sprache emsig studirt, hat sie in eine Buchstabenschrift aufgefaßt, indem er für die 1500 Wurzelsylben, aus denen diese Sprache zusammengesetzt ist, durch eine künstliche Zusammensetzung des birmahnischen und des Taling-Alphabetes neue Zeichen für die Karaynensprache erfand, und das erste Syllabirbuch in derselben verfertigte und drucken ließ. Auch mit der Uebersetzung des Neuen Testamentes und eines Katechismus in diese Sprache ist der Anfang gemacht worden, und wir dürfen hoffen, auch diese Schwierigkeit für die christliche Bildung des Karaynenvolkes bald überwunden zu sehen.

Von Maulmein aus machte im Jahr 1832 Missionar Judson häufige Ausflüge nach allen Richtungen des Landes hinaus, um die kleinen Christenhäuflein zu besuchen, sie im Glauben an den HErrn Jesum zu stärken, und die heidnischen Einwohner zur Theilnahme am Reiche Christi einzuladen. Ueberall fand er heilsbegierige Seelen, die ihn mit offenen Armen aufnahmen. In einem Dorfe, dem Herr Judson den Namen Wadeswille gab, und wo einer der Katecheten mehrere Monate zuvor gearbeitet hatte, fand er die Jünger in einem guten Zustande. Viele drängten sich zur Taufe herbei, und dreizehn derselben wurden in die Gemeinde aufgenommen. In einem andern Dorfe war die Begierde nach dem Heil in Christo nicht geringer, und neun der Einwohner bekannten sich öffentlich zum Glauben an den HErrn Jesum, und wurden getauft. In einem dritten

Dorfe, Chummerah genannt, ward eine Missionsstation aufgerichtet, um den zahlreichen Neubekehrten der Umgegend einen festen Sammelplatz zum Religionsunterrichte zu verschaffen. Auch hier erhielt das Gemeinlein der Erstlinge einen neuen schönen Zuwachs. Auf seiner Reise auf dem Flusse traf er auf ein Boot, das mit Menschen angefüllt war, und auf seine Frage: ob sie wünschten, daß er ihnen das Evangelium Christi verkündige? trat ein alter Mann hervor und sprach: schon lange habe er viel vom Evangelium gehört, und nichts so sehr gewünscht, als einmal mit einem Lehrer desselben zusammenzutreffen. Jetzt stiegen sie alle zusammen ans Ufer, und Missionar Judson brachte mehrere köstliche Stunden unter dem Schatten der Bäume und unter dem Panier der Liebe Christi mit diesen Leuten zu. Die christliche Erfahrung des alten Mannes war so klar, und sein Verlangen nach der Taufe so stark, daß ihm Herr Judson das Wasser nicht verwehren konnte. Sie stiegen mit einander in den Fluß hinab, und er wurde getauft. Nach der Taufe zog er nun voll heiliger Freude seine Straße weiter, und erklärte seinen Entschluß, am ganzen Ufer seines heimathlichen Flusses, Yoon-zalen, hin seinen Landsleuten den ewigen Gott und die sterbende Liebe Jesu bekannt zu machen. Unterwegs besuchte er das Sterbelager eines abgelebten Greises. „Noch tönt es in meiner Seele, schreibt er, als er seinen zitternden Arm sterbend empor hob, und laut ausrief: das Beste im Leben und im Sterben ist: daß Gott mit uns ist!"

Im Laufe dieses Jahres wurden 66 neue Mitglieder durch die Taufe zu dem kleinen Karaynenkirchlein hinzugefügt, und die Aussicht auf ein zur Ernte reif gewordenes Feld erheiterte die Seele der Arbeiter.

Im Oktober 1832 machte Missionar Wade auf den Rath der Brüder einen Besuch zu Mergui, wo er fünf Monate verweilte. Auch wurde ihm bald ein Nationalgehülfe nachgesendet. Hier fand er eine zahlreiche

Einwohnerschaft, die aus Birmahnen, Chinesen, Portugiesen und andern Stämmen zusammengesetzt ist. Der brittische Beamte, Herr Maingy, empfing ihn sehr freundlich, und verschaffte ihm eine Wohnung; allein anfangs fand er die heidnischen Einwohner nicht geneigt, das Wort zu hören, oder Bücher von ihm anzunehmen. Kaum hatte er aber auf einem öffentlichen Platze ein Zayat aufgerichtet, so nahm die Aufmerksamkeit des Volkes von Woche zu Woche zu, und am Ende hatte er nicht Bücher genug, um das Verlangen der Einwohner nach denselben zu befriedigen. Ein Geist der Forschung erwachte, der viel Gutes hoffen ließ. Auch hier ward er von Karaynen aus dem benachbarten Gehölze aufgefunden, und dringend ersucht, mit ihnen in den Wald zu gehen. Von einigen Nationalgehülfen begleitet, zog er mit ihnen, und wurde mit jubelnder Freude von diesem Waldvölkchen aufgenommen. Er verweilte mehrere Wochen unter ihnen; große Schaaren derselben hörten das Wort, und bleibende Eindrücke wurden in vielen Herzen durch die göttliche Predigt aufgeweckt. Vor seinem Abschied von Mergui wurde mit den fünf bekehrten Erstlingen der erste Grund zu einer Kirche Christi an dieser Stelle gelegt, welcher sein Gehülfe, Ko Ing, als Hirte vorgesetzt wurde. Seine Gattinn hatte die Freude, eine kleine Mädchenschule an dieser Stelle aufzurichten, die anfangs von 14 Töchtern besucht wurde, und bald hernach lieblich aufblühte.

Zu Rangoon machten unvermeidliche Umstände den Wechsel der Arbeiter nothwendig, wodurch die schnellere Entfaltung der Gemeinde Christi an dieser Stelle aufgehalten wurde, Missionar Kincaid verweilte hier bis zum April 1833, um sich in die Birmahnensprache einzuüben. Die Eifersucht der Priester, die Diebstähle der Räuber, und der Groll habsüchtiger Regierungsbeamter machten ihm viel zu schaffen. Indeß gelang es ihm doch, mehrere Tausende christlicher Schriftchen unter dem Volke auszubreiten, welche von hier aus weit in

das Land hineingetragen wurden. Selbst die Buddhistenpriester legten das Geständniß ab, daß das Christenthum am Ende ihre Religion überwinden werde. Viele Einwohner fingen an, ihn in seiner Wohnung zu besuchen, und ihn nach dem Sinne einzelner Stellen zu fragen, die sie im Neuen Testamente gelesen hatten. „Indem ich dieses schreibe, bemerkt er, sitzt ein Mann aus der Nähe der Hauptstadt neben mir, welcher den Brief Pauli an die Römer zu verschlingen scheint. Jeden Augenblick ruft er laut aus: das ist wundervoll! und will wissen, was der Geist mit diesen Worten meine. Eine neue Ueberzeugung hat ihn sichtbar gefesselt, die ihn nicht los läßt. Bisweilen habe ich zwanzig Leute, die um mich herum sitzen und mich fragen."

Von hier trat Missionar Kincaid eine Reise nach der Hauptstadt des Landes, Ava, an, und seine Stelle nahm Herr Bennett ein, der sich nun dem Werke des Amtes von jetzt an ausschließend widmete. Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß von den vielen Tausenden christlicher Schriftchen, welche mit reicher Hand um diese Zeit über das ganze Land hin ausgestreut wurden, nur sehr wenige das Loos hatten, von den Einwohnern zerrissen zu werden; indem diese die Ueberzeugung davon abhielt, daß es in der Gewalt der Missionarien stehe, die Anzahl derselben nach Belieben zu vermehren. Im Jahr 1833 mußten auf Befehl des Vizekönigs, der zu Rangoon residirt, die Schulen daselbst eingestellt werden, und sie wurden jetzt gänzlich aufgehoben. Die Eltern der Kinder mußten Geldstrafen erlegen; die Nationalgehülfen, welche Schule hielten, wurden eingesperrt und geschlagen, so daß viele derselben die Maalzeichen der Mißhandlung bis zu ihrem Grabe tragen werden. Indeß hatte doch die Predigt des Wortes ihren stillen gesegneten Fortgang, und neun Neubekehrte wurden zu der kleinen Heerde hinzugefügt.

Um so thätiger arbeitete die Missionspresse zu Maulmein an der Verbreitung christlicher Erkenntniß. Im

Jahr

Jahr 1832 wurden auf zwei Pressen 3000 birmahnische Neue Testamente, 21,000 christliche Unterrichtsschriften, 3000 Exemplare eines Traktats in der Telinga-, und 3000 in der Karaynensprache gedruckt. Vom 1. Januar 1833 bis zum 1. Juli dieses Jahres waren vier Pressen in voller Thätigkeit, und 70,000 Traktate von verschiedener Größe, nebst 10,000 Exemplaren der Evangelien wurden im Drucke ausgefertigt. Auch die Psalmen erschienen zum ersten Mal im Laufe dieses Jahres in der Birmahnensprache, und mit dem Druck der übrigen alttestamentlichen Schriften wurde der Anfang gemacht. Bald nach der Ankunft des Missionars Kincaid zu Ava fand er dort die Aussichten für das Werk Christi so ermunternd, daß er seine Brüder dringend um einen Gehülfen ersuchte. Herr Cutter zu Maulmein erhielt jetzt von ihnen den Auftrag, mit einer Druckerpresse nach Ava zu ziehen, und sich an seinen Streitgenossen daselbst anzuschließen. Bedenkt man, daß Ava der Mittelpunkt der Regierung, das Bollwerk der Priesterschaft und der Wohnsitz der heftigsten Feindschaft gegen die Mission war, so muß dieser Schritt wahrhaft kühn genannt werden; allein die Vorsehung hatte den Weg der Pflicht vorgezeichnet, und die Missionarien folgten dem Willen ihres göttlichen Meisters in der gewissen Zuversicht, daß auch in dieser Hauptstadt der wehrlose Christenglaube der Sieg seyn werde, der die Welt überwindet. „Die Zeichen der Zeit, so schreibt Herr Cutter auf seinem Zuge nach Ava, die Zeichen der Zeit scheinen laut zu verkündigen, daß die Stunde nicht mehr ferne ist, in welcher aus den hunderten von Städten und den tausenden von Dörfern im großen Birmahnenreiche eine reiche Ernte unsterblicher Seelen in die Scheunen Gottes eingesammelt werden dürften. Und eines der Werkzeuge, das die Hand Gottes am wirksamsten zu gebrauchen scheint, um diese großen Zwecke der Welterlösung zu vollenden, ist die Druckerpresse.

Zwar ersetzt sie keineswegs die Wirksamkeit eines lebendigen Lehrers; aber sie zieht ihm voran, sie bereitet ihm den Weg, sie ist der tausendstimmige Herold, der seine Ankunft verkündigt."

Am 30. Mai 1833 kam Missionar Kincaid mit zwei Gehülfen, Ko Schoon und Ko Sanlone, zu Ava an, und ihm folgte bald Missionar Cutter mit seiner Gattinn und einer Druckerpresse nach. In dieser Hauptstadt des Reiches hatten, wie oben erzählt wurde, vom Jahr 1822 bis 1829, mehrere Missionarien mit anscheinend geringem Erfolge gearbeitet, bis diese Station nach dem Tode des Missionars Price für einige Zeit ganz aufgegeben wurde. Zwar war der Gedanke nie aufgegeben worden, von diesem volkreichen Wirkungskreise, der mehr als 400,000 Seelen in sich faßt, für das Werk des Evangeliums einmal wieder Besitz zu nehmen; allein die feindselige Gesinnung des Königs und seines Hofes gegen die Mission, und besonders gegen den Missionar Judson, an dessen Persönlichkeit sich die demüthigende Erinnerung an den letzten Friedensschluß mit der britischen Regierung anknüpfte, war so groß, daß lange Zeit an eine Rückkehr der Missionarien in die Nähe der obersten Regierungsbehörden nicht gedacht werden durfte. Indeß wurde die Anzahl lernbegieriger Birmahnen, die von Ava und der Umgegend her die Missionarien zu Rangoon und Maulmein besuchten, so groß, und ihre Nachrichten von der Theilnahme, welche die neue Religion unter vielen Einwohnern der Hauptstadt fand, lauteten so erfreulich, daß Herr Kincaid im ächten Missionsgeiste sich gedrungen fühlte, die „goldene Stadt" zu besuchen, um in ihrer Mitte zum zweiten Mal das Panier des Heiles aufzurichten, und so schiffte er sich am 6. April 1833 auf dem Irawaddystrome mit einigen Gehülfen ein. Auf ihrer Fahrt, welche 54 Tage dauerte, fand der eifrige Missionar Gelegenheit, auf beiden Ufern des Flusses in etwa 300 Städten und Dörfern das

Evangelium zu verkündigen, und bei 15,000 Theile der heil. Schrift und christliche Traktate auszubreiten.

Zu Zoloon-thung, einem kleinen Dorfe, brachte er den ersten Sonntag zu. „Die Dorfbewohner, schreibt er in seinem Tagebuche, sind begierig, das Wort zu hören und Bücher zu erhalten. Ein Mann sagte: schon vor mehreren Monaten habe er in Rangoon eine kleine Schrift erhalten, die vom ewigen Gott rede, der alle Dinge gemacht hat, und von Christo, der gestorben ist, um uns den Weg zur Vergebung der Sünde aufzuschließen. Je mehr er darüber nachdenke, desto mehr sage ihm sein Herz, daß dieß alles wahr sey." Den zweiten Sonntag brachten sie zu Yaden, einem großen Dorfe zu. Nach der Morgenandacht gingen die beiden Gehülfen in das Dorf hinein, und bald waren mehr als 200 Einwohner beisammen, die dem Evangelio zuhörten. „Dieser Gott ist der wahre Gott, erklärte ein Weib, und diese Lehre ist eine Mittheilung Gottes an uns." Ein paar andere fingen nun an, ihr spottend zu sagen, sie sey ja nur ein Weib, die kein Recht habe, über solche Dinge zu reden. Sie habe ein Herz so gut wie ein Mann, erklärte sie, und die Wahrheit habe ihr Herz gerührt. Andere gaben ihr jetzt recht, und bald wurde der Streit so allgemein, daß das Dorf in Aufruhr zu seyn schien, bis der Schulze kam, und die Leute auseinander jagen ließ. Aber bald drängten sich wieder etwa vierzig andere hinzu, und verlangten das Wort Gottes zu hören, und das obige Weib sagte: Die Wahrheit habe so sonnenhell, gleich einem Blitz, in ihr Herz eingeleuchtet, daß sie alsobald eingesehen habe, sie habe aus dummer Unwissenheit bis jetzt noch nicht den wahren Gott verehrt.

„Zu Prome hielten sie sich drei Tage auf, und predigten das Wort an zwölf verschiedenen Orten, und nicht Wenige bezeugten ihren Glauben an die Wahrheit des Evangeliums. Schon hatten sie die Stadt verlassen, und waren stromaufwärts weiter gesegelt, als ein junger

Mann von interessantem Aussehen ihnen nacheilte und zurief: wollt ihr mir doch die Geschichte Christi vom heil. Johannes, und die Geschichte der Apostel geben? Hast du denn von diesen Büchern schon etwas gehört? wurde er gefragt. Ja, versetzte er, der Lehrer Judson gab sie mir, aber als die Stadt verbrannte, habe ich sie eingebüßt. Wir gaben ihm diese Bücher, und plötzlich verschwand er unter der Menge. Indeß kam er in dunkler Nacht wieder zu uns und sagte: es ist noch ein Mann in dieser Stadt, der an Jesum Christum glaubt, und den Lehrer gerne sehen möchte. Wir gingen mit dem Jüngling, und wie überrascht von Freude waren wir nicht, als wir in einer Hütte einen ehrwürdigen Greis voll Glaubens und voll Hoffnung auf Christum antrafen, obgleich er keinen andern Lehrer, als den Evangelisten Johannes und den heiligen Geist gehabt hatte, der ihm dieses Evangelium deutete. Der Alte sagte voll heiliger Freude, er habe seit zwei Jahren den Heiland lieb, und auch wirklich bezeugte jedes Wort, das er sprach, daß er mit seinem eigenen Herzen bekannt war. Er redete vom fleischlichen und geistlichen Sinn, von Wiedergeburt und neuem Leben als ein Mann, der diese Dinge selbst erfahren hat. Zu Paco-Keku, einer großen Stadt auf der Westseite des Flusses, kamen sie am 23. Mai an. „Ko Schoon machte sich sogleich in eine Straße, schreibt Herr Kincaid, Ko Sanlone in eine andere, ich ging in eine dritte hinein in weiter Entfernung von einander, und so verkündigten wir mächtigen Volksschaaren das Wort bis tief in die Nacht hinein. Als wir zum Boote zurück kamen, hatten sich bei 400 Menschen am Ufer aufgestellt, welche bis zur Mitternacht aufmerksam dem Worte vom ewigen Leben zuhorchten. Ein etwa 40 Jahr alter Mann sagte mir: er habe vor mehreren Monaten ein kleines Büchlein gelesen, das ihn mit dem lebendigen Gott bekannt gemacht habe. Anfangs habe er sich nicht viel darum bekümmert, nachher aber habe er immer zittern müssen,

wenn er die Götzen verehren wollte. Er wisse nur nicht, wie er den wahren Gott verehren solle. Kannst du mir nicht, fuhr er fort, die gute Mittheilung geben? Ich gab ihm nun die apostolischen Briefe mit einem Katechismus. Hier, sagte ich, sind die Worte des allerhöchsten Gottes; du mußt an Christum glauben, und um göttliche Erleuchtung beten."

Kaum hatten sie sich zu Ava, im Herzen der Stadt, eine Wohnung gemiethet, so legten sie die frische Glaubenshand ans Werk. In einem Briefe vom 27. Juni 1833 schreibt Herr Kincaid: „Fragen Sie mich, wie siehts in Ava aus? darfst du unbelästigt das Wort Gottes verkündigen? so kann ich zwar diese Frage noch nicht bestimmt beantworten; dennoch glaube ich nicht, daß die Regierung ihren Arm gegen das Kreuz Christi aufheben wird. Mich verlangt, die Flamme angezündet zu sehen, welche dieses Land von allen Gräueln reinigen soll. Seit unserer Ankunft fehlt es uns nicht an Besuchen; es kommen 40—50 täglich." — Juli 17. „Gerade das, was mich hoch erfreuen sollte, macht mir oft bange. Es strömen Schaaren zu uns herbei, um das Wort Gottes zu hören. Wenn ich auch wollte, so könnte ich der Menschenfluth nicht wehren. Unsere Wohnung ist den ganzen Tag mit Zuhörern angefüllt. O möchte doch aus diesem Wogen der Menschen und Umstände bald eine Kirche Christi entspringen. Ich hoffe, bald noch mehr Gehülfen zu erhalten. Es ist Zeit, frisch zu arbeiten, so lange die Thüre offen steht. Ich muß glauben, die Erlösungsstunde hat für das Birmahnenland geschlagen. Eine Wolke hängt über das ganze Land, sie wird sich ergießen und die dürre Wildniß bewässern. Ich habe mir vorgenommen, freimüthig und freundlich Jedem das Wort zu verkündigen, der mir in den Weg kommt, und die Folgen davon ruhig Dem zu überlassen, der seinem Sohne die Heiden zum Erbtheil gegeben hat."

Es konnte nicht fehlen, daß nicht die feindselige Gesinnung der birmahnischen Regierung durch die furchtlosen Schritte der Missionarien aufs neue zu hindernden Maßregeln Veranlassung nahm. Große Volkshaufen drangen sich zur Predigt des Evangeliums hinzu; tausende in allen Quartieren der Hauptstadt verbreitete christliche Schriften erregten allgemeine Aufmerksamkeit; mehrere heilsbegierige Einwohner empfingen die Christentaufe, und unter diesen einer der beliebtesten Verkündiger des Buddhismus, Moung Kay, welcher als einer der gelehrtesten Männer der Hauptstadt geachtet wurde. Dem zufolge wurden am 22. März 1834 die beiden Missionarien Kincaid und Cutter vor den obersten Gerichtshof des Reiches zur Verantwortung gefordert. „Als wir dort angekommen waren, schreibt Herr Cutter, fanden wir die Staatsminister beisammen, um ihre Geschäfte abzumachen. Noch war der erste Staatsminister, der den Titel „Woonschi" führt, nicht angekommen, und wir wurden zum Warten gewiesen. Nach wenigen Minuten aber trat derselbe, in einen langen weißen Talar gekleidet, in die Halle herein, ließ sich auf einem Sitze nieder, und hieß uns vorwärts kommen. Nach dem gewöhnlichen Salam (Ehrfurchtsbezeugung) nahmen auch wir, ihm gegenüber, unsere Sitze ein. Seyd ihr die amerikanischen Lehrer? fragte der Woonschi. Ja, gab Herr Kincaid zur Antwort. Er: Zu welchem Entzweck seyd ihr in diese Stadt gekommen? — K. (Kincaid) Es ist allgemein bekannt, daß wir hieher gekommen sind, um die Religion Jesu Christi zu verbreiten. Ein anderes Geschäft haben wir nicht. Er: Die Religion, welche der König, die Edlen, die Minister, ich selbst und alle Einwohner des Landes für heilig halten, nennet ihr falsch? — K.: Verzeihen Sie, so sagen wir nicht. In unserm eigenen Vaterlande, und in der ganzen Welt hat vormals das Volk gleichfalls die Götzen angebetet; als aber die Religion des ewigen Gottes

denselben verkündigt wurde, so entsagten die Leute den Ueberlieferungen ihrer Väter. — Der Woonschi: Viel reden taugt nicht. — K.: Täglich lese ich die heiligen Schriften der Birmahnen, und ich habe gefunden, daß sie selbst die Verbreitung der Religion eine Tugend nennen. Unsere heil. Bücher gebieten uns, in alle Welt auszugehen und alle Völker zu lehren; damit nun die Birmahnen und die Talings selbst beurtheilen mögen, ob die Religion, welche wir verbreiten, wahr oder falsch sey, so geben wir ihnen unsere Bücher in die Hände. — Er: Was kann dabei Gutes herauskommen? Wir wünschen nicht, daß ihr Bücher weggebet (letztere Worte wurden von dem königlichen Staatssekretair, der daneben stand, wiederholt). Habt ihr Jünger in dieser königlichen Stadt? — K.: Es sind deren einige Wenige. — Der Woonschi: Ich höre, daß ihr euere Bücher bereits über das ganze Land hin verbreitet habt. Dieß thut dem Könige sehr leid; dieß ist den Ministern sehr unangenehm, und auch mich schmerzt die Sache. Ich habe keinen Gefallen daran, und auch den Bewohnern des Landes gefällt dieß nicht. Es ist demnach unser Wunsch, daß ihr keine Bücher mehr weggebet, und auch nicht länger in dieser königlichen Residenz bleiben möget. — Herr K.: Der englische Resident, Major Bourney, ist dieser Tage zu uns gekommen, und hat uns gesagt: der königliche Hof habe Beschwerde darüber bei ihm geführt, daß wir Bücher verbreiten, dabei aber bemerkt, die Minister würden zufrieden seyn, wenn wir nur eine dieser Schriften, „der Untersucher" betitelt, nicht weiter weggeben würden. Dieß haben wir auch gethan. — Er: Zu viele Worte sind nicht gut. Der König und der königliche Hof wünscht, daß ihr nicht länger hier bleiben möget. — K.: Den Armeniern, den Muhamedanern und den römischen Katholiken ist gestattet, hier zu wohnen, und Birmahnen gehen zu ihrer Religion über, ohne deßhalb beeinträchtigt zu werden. — Er: Dieß ist nicht der Fall; sprich nicht weiter. —

K.: Wenn Sie uns nöthigen, dieses Land zu verlassen, so wird es vielleicht das einzige Land in der Welt seyn, wo christliche Missionarien nicht arbeiten dürfen. Ist es doch den Birmahnen im brittischen Arrakan und zu Maulmein gestattet, ohne die geringste Beeinträchtigung, ihren Götzendienst zu treiben, wie sie wollen. Können wir nun nicht hier bleiben, so müssen wir nach einem andern Lande ziehen. — Er: Es ist nun einmal unser Wunsch, daß ihr diese Stadt verlasset. Wollt ihr zu andern Völkern gehen, so möget ihr dieß thun. Bleibt ihr aber hier, und es kommt dem Könige zu Ohren, daß ihr nicht weggegangen seyd, so haben wir für uns selbst zu fürchten. — K.: Dürfen doch Armenier, Muhamedaner und Katholiken sich hier aufhalten, und kein Mensch sagt ein Wort dagegen; aber weil zwei Lehrer der christlichen Religion sich hier befinden, so sind die Minister in Sorgen. Was fürchten Sie denn? Gefällt dem Volke die Lehre nicht, welche wir verkündigen, so steht es ja in ihrer Wahl, sie nicht anzunehmen; verlangen sie unsere Bücher nicht, so dringen wir ihnen dieselben nicht auf. Wir geben kein Buch her, so lange wir nicht ausdrücklich darum angesprochen werden. Was ist denn hier zu fürchten? Haben ja doch christliche Lehrer seit zwanzig Jahren in Rangoon gearbeitet. — Der Woonschi: Sprich nicht weiter. Viel reden ist nicht gut. Wollt ihr nach Rangoon gehen, so geht. Ihr könnt in Rangoon bleiben, das ist ein sehr guter Ort. — K.: Gibt es etwa außer Rangoon auch noch andere Städte im Lande, wo wir bleiben können? Rangoon ist bereits besetzt. — Er: Rangoon und Maulmein sind sehr gute Orte, geht dorthin. — Jetzt stand er plötzlich auf, und ging zur Halle hinaus."

Die Aussichten für die Mission, fügt Herr Cutter hinzu, sind nunmehr sehr dunkel, und unsere Vertreibung aus Ava scheint unvermeidlich zu seyn. Indeß beschlossen wir dennoch, so lange hier zu bleiben, bis ein geschriebener Befehl vom König uns in die Hände

gelegt werden sollte. Wenige Tage hernach fragte der englische Resident die Minister, warum sie denn die Missionarien wegschicken wollten? worauf er zur Antwort erhielt: daß sie es nicht zugeben könnten, daß sie ihre Religion zu Boden stürzen, und daß sie nicht wünschen könnten, daß sie gerade mitten in der Hauptstadt ihr Wesen treiben. Dieß veranlaßte nun die Missionarien, außerhalb des Stadtthores ihren Wohnsitz aufzuschlagen, wo sie gleich gute Gelegenheit hatten, das Evangelium zu verkündigen. Der Monarch, bemerkt der Bericht, soll wahnsinnig seyn, und die Regierung in einem sehr schwankenden Zustande sich befinden. Das Häuflein der Getauften bestand im April 1834 in sieben Mitgliedern; auch wurde eine Töchterschule aufgerichtet. Die Gesundheit der Frau Cutter machte es nothwendig, daß Herr Cutter mit ihr nach Rangoon sich zurückzog.

Mittlerweile hatte auf der Hauptstation des Landes, zu Maulmein, das evangelische Missionswerk einen gesegneten Fortgang, und sieben verheirathete Missionarien und acht Nationalgehülfen theilten sich in das große Tagewerk. Während Missionar Judson im Uebersetzungsfache geschäftig war, und drei andere seiner Brüder im Druckgeschäfte eine volle Beschäftigung fanden, lagen die drei übrigen der Predigt des Evangeliums unter den Heiden und dem Jugendunterrichte ob, bei welch letzterem Geschäfte sie von ihren frommen Gattinnen im Kreise des weiblichen Geschlechtes kräftig unterstützt wurden. Missionar Judson hatte die Freude, am 31. Januar 1834 die Uebersetzung auch der alttestamentlichen Schriften in die Birmahnensprache zu vollenden, und nun das heil. Bibelbuch der Christen dem ganzen Volke in die Hände geben zu können. Er selbst schreibt hievon: „Gelobt sey Gott, daß ich jetzt sagen kann: es ist vollbracht. Mit dem letzten Blatte meiner Uebersetzung in der Hand kniete ich vor Gott nieder, und flehte zu Ihm um Vergebung für alle die Sünden,

womit ich auch diese Arbeit befleckt habe, und um seine Beihülfe zur gänzlichen Tilgung aller Mängel und Unvollkommenheiten, welche diesem Werke noch ankleben, und empfahl die ganze Sache seiner unendlichen Barmherzigkeit. Ich habe dieses Werk der Ehre seines Namens geweiht. Möge Er jetzt sein göttliches Wort, das in der Birmahnensprache vollendet ist, zum Werkzeuge machen, um ganz Birmah mit lauten Lobpreisungen seines herrlichen Namens zu erfüllen. Amen." Auch unter seinen Mitarbeitern war die Freude über die Vollendung dieser Arbeit groß; und sie erblickten mit Recht den Anfang einer neuen Epoche in der Birmahnengeschichte in der segensreichen Thatsache, daß nun dem ganzen Volke der Zutritt zu sämmtlichen Offenbarungen Gottes in seiner Muttersprache geöffnet war. Herr Kincaid schrieb ihm von Ava aus freudig zu: „Ich fasse neuen Glaubensmuth, seitdem ich weiß, daß die Bibelübersetzung in der Sprache dieses Volkes vollendet ist. So sind nun für immer die eisernen Ketten der geistigen Knechtschaft durchhauen, unter denen Birmah seit Jahrtausenden geschmachtet hat. Jetzt ists an uns, das Wort zu nehmen, und den Gefangenen eine Erlösung zu predigen. Die Welt mag darüber lachen; wir wissen es, daß wir es mit keinen Unmöglichkeiten zu thun haben. Der Himmel ist auf unserer Seite. Bleibts doch ewig wahr, was der Wahrhaftige spricht: Mein Wort soll ausrichten, wozu ich es sende."

Unverweilt wurde jetzt der Druck der alttestamentlichen Schriften in drei Bänden begonnen, zu denen das bereits in mehreren Auflagen vorhandene Neue Testament den vierten Band ausmachte; indeß von mehreren einzelnen Büchern, wie z. B. der Psalmen noch besondere Auflagen zu 5000 Exemplaren veranstaltet wurden, um als Traktate verbreitet zu werden. Neben dem Alten Testament befand sich auch eine größere Schrift von 250 Seiten, das Leben Christi enthaltend, zu einer Auflage von 5000 Exemplaren unter der Presse. Ueber-

haupt hatte die Druckerpresse in den beiden Jahren 1833 und 1834 ein großes Tagewerk vollendet, indem im ersten Jahr 5,272,000, und im zweiten 3,500,000 Druckseiten von ihr geliefert wurden.

Im Jahr 1833 waren zehn Birmahnen und sechszehn Karaynen zum Gemeinlein der Christen, das jetzt zu Maulmein aus achtzig Gliedern bestand, durch die Taufe hinzugefügt worden. Unter diesem Häuflein bildete sich ein Missionsverein, der den Beschluß faßte, jeden Monat 14 Rupien (18 Gulden), und demnach jährlich 216 Gulden zusammen zu legen, um einen Gehülfen aus ihrer Mitte als Verkündiger des Evangeliums zu Ava zu unterhalten. Auch die Schulen der Knaben und Mädchen hatten ihren lieblichen Fortgang, und aus ihrer Mitte wurden die tüchtigsten Knaben in besondere Erziehung und Pflege genommen, um zum Gehülfendienst erzogen zu werden.

Auch die Karaynenmission, welche von den beiden Missionarien zu Tavoy betrieben wurde, trug innerhalb dieser Zeit ihre erfreulichen Früchte. Missionar Mason hatte das Vergnügen, im Jahr 1833 vier und zwanzig heilsbegierige Einwohner zu taufen, unter denen neunzehn Knaben sich befanden, so daß nun das Häuflein der Gläubigen zu Tavoy aus 194 Mitgliedern bestand. Auch hier bildete sich ein kleiner Missionsverein, der den Beschluß faßte, den Unterhalt von zwei Missionsgehülfen auf sich zu nehmen.

Im Januar 1834 machte Herr Mason eine Reise nach Mergui hinab, um eine Anzahl von Karaynendörfern zu besuchen. An einer Stelle, Matamyi genannt, wurden achtzehn neue Wohnungen aufgerichtet, in denen sich ein Häuflein von etwa 100 Neubekehrten häuslich niederließ, um die wilde Gegend anzupflanzen. In einer andern Gegend entsagten zwanzig Einwohner den Götzen ihrer Väter, um sich dem Christenglauben zu weihen. „Die Karaynen, so schreibt Herr Mason um diese Zeit,

sind ein sehr interessantes Volk, und das Evangelium hat schnellere Fortschritte unter denselben gemacht, als dieß seit den Tagen der Apostel unter irgend einem Heidenvolke der Fall war. Sie scheinen auf wunderbarem Wege vorbereitet zu seyn, der Wahrheit Gehör zu geben, und wir haben die frohe Aussicht, daß dieses niedergedrückte Volk in den Ländern Hinterasiens vielleicht die erste Nation seyn wird, welche die Verehrung des Weltheilandes als allgemeine Volksreligion einführt." Herr Mason hat Traditionen und Bruchstücke von alten Gedichten unter ihnen entdeckt, deren Inhalt es sehr wahrscheinlich macht, daß die Voreltern der Karaynen Leute waren, denen einige Lichtstrahlen göttlicher Offenbarung schon in früher Vorzeit geschienen haben."

Zu Rangoon war im Februar 1834 Missionar Webb mit seiner Gattinn von Amerika her angekommen, um seinen Mitarbeiter Bennett, der sich daselbst aufhielt, zu unterstützen. Ein Geist der Verfolgung, der von den Regierungsbehörden ausging, hatte hier die Fortschritte evangelischer Erkenntniß vielfach gehemmt; indeß fuhren die Missionarien fort, mit den Einwohnern über die Religion sich zu unterhalten, und Schriftchen unter sie auszutheilen. Furchtsam zogen sich die Birmahnen von ihnen zurück, aber nur desto lebhafter war die Theilnahme, welche die Karaynen in der Nachbarschaft am Evangelio nahmen, die mit großer Begierde zum Unterrichte sich einstellten. „Die Karaynen, schreibt Missionar Bennett im Oktober 1833, drängen sich von vielen Orten her, deren Namen ich nie zuvor gehört hatte, zu uns herbei, und Männer, Weiber und Kinder sind alle voll Verlangen, die Religion Jesu kennen zu lernen. Sie wünschen Schulen in ihren Dörfern zu haben, und bieten sich freiwillig dazu an, Versammlungshäuser und Schulen zu bauen, wenn Lehrer zu ihnen kommen sollten, um sie zu unterrichten. Viele derselben haben den Sonntag unter sich eingeführt, wo sie

zusammen kommen, unsere Schriften lesen, mit einander singen, und zu dem Gott beten, der im Himmel regiert. Hätten wir nur tüchtige und fromme Männer, welche ihre Sprache reden. Ein solcher sollte als Lehrer nach Bassein, ein anderer nach Prome, ein dritter den Fluß hinauf, ein vierter nach Mambi, ein fünfter nach Alt-Pegu hin ziehen, um das Wort vom Kreuze zu verkündigen."

Indeß nahm der unduldsame Geist der Priester und der öffentlichen Behörden zu immer strengern Maßregeln gegen das Christenthum seine Zuflucht. Ko Thaha, der eingeborne Prediger dieser Gemeinde, wurde vor den Gouverneur gerufen, um sich wegen der neuen Religion zu verantworten, die er im Lande verkündige. Er wurde doch bald wieder frei gelassen; allein das Christenhäuflein wurde dadurch so schüchtern, daß sie eine Zeitlang nicht wagten, sich zum Gottesdienste zu versammeln. Die Ankunft des Missionars Webb zu Rangoon flößte indeß den furchtsamen Gemüthern neuen Muth ein; sie sammelten sich aufs neue zu einem Gemeinlein von 57 Mitgliedern, und vier andere, die sich zu Christo mit warmer Liebe bekannten, wurden durch die Taufe zu dem kleinen Häuflein hinzu gethan.

Im Laufe des Jahres 1834 wurden auch zu Chummerah, etwa 24 Stunden oberhalb Maulmein, am Flusse Salwen, so wie an einer andern östlich von dort gelegenen Stelle, welche die Missionarien Neustadt, (Newville) nennen, zwei neue Kirchlein im Karaynenlande aufgerichtet. An der erstern Stelle ließ sich die fromme Miß Cummings nieder, um eine Töchterschule aufzurichten, den Kranken Hülfe zu leisten, und in der Karaynensprache sich zu üben. Leider dauerte ihr Liebesdienst nicht lange, denn schon im August 1834 nahm sie in ihrer Einsamkeit ein klimatisches Fieber von dieser Erde weg. Zu Newville bestand das Gemeinlein anfänglich aus 25 Gliedern, zu welchen bald mehrere durch die Christentaufe hinzugefügt wurden, unter denen

besonders ein Landeshäuptling war, der durch seinen bedeutenden Einfluß der Sache Christi in dieser Wildniß nützliche Dienste leistete. Auch zu Mergui pflanzte sich allmählig das Reich Christi tiefer an, und bereitete die Hoffnung fröhlichen Gedeihens. Ko Ing, nebst einem andern Gehülfen, arbeitete an dieser Stelle, und wie groß auch die Schwierigkeiten waren, die sich ihnen entgegen stellten, so ließ es ihnen dennoch der HErr gelingen, da und dort eine Seele für den Glauben an Christum zu gewinnen. Das gedeihliche Wachsthum des Werkes Christi auf diesen weiten Meeresküsten, nach welchem im Jahr 1833 und 1834 zu der Heerde der Gläubigen 147 Birmahnen, 292 Karaynen und 153 Ausländer, und im Ganzen 592 Seelen durch die Taufe hinzugefügt worden waren, machte den Missionarien Muth, ihre Wirkungskreise noch weiter auszudehnen, und es wurde deßwegen Missionar Comstock mit seiner Gattinn nach der Küste von Arrakan geschickt, um an einer passenden Stelle eine Missionsstation aufzurichten. Da in der Provinz Arrakan die Birmahnensprache geredet wird, die Bevölkerung sehr zahlreich ist, und unter der sichernden Herrschaft der brittischen Regierung steht, so wurde eben darum für wünschenswerth gehalten, daß einige Boten des Heiles auf diesem unbesetzten Saatfelde sich niederlassen sollten. Es ist wahrscheinlich, daß nach den ersten Anfängen einige Gehülfen von Maulmein her sich in kurzer Zeit an Herrn Comstook anschließen werden, um ihn in seiner Arbeit zu unterstützen.

Zehntes Kapitel.

Neuester Zustand der evangelischen Mission im Königreiche Birmah.

Auf diese blüthenreichen Anfänge der Pflanzung des Reiches Christi in Birmah folgten nun auch Zeiten der

Verfolgung und Trübsal, wie sie aüf keiner fruchttragenden Missionsstelle im Heidenlande ganz auszubleiben pflegen; die aber nur dazu dienen müssen, das Unkraut von dem Waizen zu scheiden, und den guten Samen tiefer in die Gemüther einzuwurzeln.

Bei der kurzen Darstellung des neuesten Zustandes der Mission, fangen wir mit der wichtigen Missionsstelle zu Ava an, auf welcher am 22. März 1834 dem Missionar Kincaid und seinen Mitarbeitern vom königlichen Ministerrathe das längere Bleiben in der Hauptstadt verboten worden war, und der sich nun außerhalb ihrer Thore in einer armen Hütte ansiedelte, für welche er den gedoppelten Miethzins zahlen mußte. Wir haben Tagebücher und Briefe von demselben vom März 1834 bis zum Januar 1835 vor uns, aus denen wir das Wichtigste unsern Lesern mittheilen.

März 1834. Seit einiger Zeit hat sich unser Arbeitsfeld immer mehr erweitert, und wir verkündigen das Wort nach allen Richtungen hin. Seit mehreren Tagen hatten wir 800—900 Zuhörer in zwei verschiedenen Zayats. Nach unsern Schriften, und besonders nach dem „Untersucher" ist große Nachfrage, aber letztere Schrift geben wir nicht weg, weil die Woonschis sich vor derselben fürchten. Sichtbar fängt die öffentliche Meinung an, sich gegen den Götzendienst zu erklären. Dieß ist des HErrn Werk, und es ist wunderbar in unsern Augen. Unsere Versammlungen sind so zahlreich, als sie je zuvor waren.

April. Ich predigte am 6. dieses einer aufmerksamen Versammlung über die Worte: Das Licht kam in die Welt; aber die Menschen liebten die Finsterniß mehr, denn das Licht, denn ihre Werke waren böse. Zwei schon früher aufgewachte Gemüther, Ko Gwa und sein Weib, waren zugegen. Dieser erklärte nun laut seinen Glauben an Christum, und verlangte getauft zu werden. In einer Prüfung, die ich mit ihm hatte, fragte ich ihn: bist du bereit, um des Namens Christi

willen zu leiden? — Ich weiß, antwortete er, welche Gefahr mit dem Bekenntniß des Christenglaubens verbunden ist. Aber wie kann ich anders, als mit Jehovah, dem ewigen Gott, es halten! Seit langer Zeit hat meine Seele verlangt, ein Schüler Christi zu werden, denn ich weiß, daß Er von der Sünde errettet, und das Herz selig macht. Wir nahmen ihn nun mit seiner Gattinn durch die Taufe in die Gemeinschaft der Gläubigen auf. Am 13. predigte ich über die Worte: Gott hat seinen Sohn nicht in die Welt gesandt, daß Er die Welt richte, sondern daß die Welt durch Ihn selig werde. Die Aufmerksamkeit der Zuhörer war groß, und am Schlusse der Predigt trat ein angesehener und gelehrter Birmahne, Moung Schway-ni hervor, und erklärte folgendes: „Vor sechs Monaten predigte Ko Schoon (ein Gehülfe) in diesem Theile der Stadt von Gott und dem Himmelreich. Voll Verwunderung hörte ich diesen neuen Dingen zu, und lud ihn in mein Haus ein, um mehr davon zu hören. Er gab mir einige eurer Schriften; ich las und prüfte sie mit Aufmerksamkeit, und ich bin nun fest überzeugt, daß nur der Ewige der wahre Gott, und Jesus Christus der Sohn Gottes ist, der darum in die Welt gekommen ist, um den Menschen den Weg zum Leben aufzuschließen. Ich wünsche, die Taufe zu empfangen, und ein Schüler Jesu Christi zu werden; denn in seiner Schule habe ich gelernt, zwischen fleischlichen und geistigen Dingen zu unterscheiden." So triumphirt das Evangelium Christi bei allem Widerstande der Welt. Moung Schway-ni gehört zu den talentvollsten Männern der Hauptstadt, der sich immer in den vornehmsten Zirkeln bewegte. Er las die heiligen Schriften, und nach einer ruhigen Prüfung von sechs Monaten hat er dem Götzenthum entsagt, und dem Glauben an Christum gehuldigt. Er sagt: in seinem Gemüthe sey es immer finster gewesen, bis ihm das Wort Christi unter die Augen kam: „Das Wort ward Fleisch, und wohnete unter uns, und wir sahen

seine

seine Herrlichkeit, als die Herrlichkeit des eingebornen Sohnes vom Vater voller Gnade und Wahrheit."

Mai 1. Diesen Nachmittag machten wir des Königs Bruder, dem Prinzen S. einen Besuch, der uns, wie gewöhnlich, freundlich empfing. Er machte allerlei Fragen über Geographie und Astronomie an uns, setzte aber jeder unserer Antworten den Einwurf entgegen, daß sie mit ihren heil. Büchern streite. Von ihm hinweg gingen wir zu dem Prinzen M., welcher mit Recht als der gelehrteste und gebildetste Mann des Reiches geachtet wird. Er ist voll Begierde nach Erkenntniß, und macht tausend Fragen über wissenschaftliche Gegenstände, wobei er zugleich eine Hochachtung gegen unsere Religion zu Tage legt. Er dankte uns für ein paar Bücher über allgemeine Kenntnisse, die wir ihm vor einigen Monaten gegeben hatten, und erklärte, er habe sie mit viel Interesse gelesen, und ihren Inhalt viel klarer und verständlicher gefunden, als alles, was ihm vorher über diese Gegenstände gesagt worden sey. Nun machte er auch viele Fragen über die Religion des Bibelbuches, und die rechte Weise, den wahren Gott zu verehren, und schien mit unsern Antworten wohl zufrieden zu seyn. Er wünschte unsere Druckerpresse zu sehen, und verlangte, daß sie in einem großen Zimmer seines Pallastes aufgestellt werden solle. Als er aber hörte, wie groß sie ist, so stand er davon ab, und wünschte nur eine Handvoll Buchstaben zu erhalten.

Am 26. dieses zog in der Nähe unserer Wohnung die Hinrichtung von neun Räubern eine große Menschenmenge herbei. Diese Unglücklichen saßen in einer Reihe auf dem Boden, etwa drei Fuß von einander, und ihre Hände waren auf den Rücken gebunden. Etwa zwanzig Scharfrichter spazierten mit ihren glänzenden Schwertern bei drei Stunden lang um sie herum, trieben mit den Unglücklichen ihr grausames Possenspiel, und hieben bald dem einen, bald dem andern, meist mit

einem Schlag, den Kopf vom Rumpfe hinweg. Wir leben jetzt gerade ein Jahr unter den Mauern der „goldenen Stadt." Beim Rückblick auf dasselbe finden wir Ursachen genug, unsern Gott zu preisen. Er hat uns Wege geführt, die wir nicht kannten, und mitten in der Noth hat seine Hand uns nicht verlassen. Sieben theuer erkaufte Seelen sind gläubig geworden, und folgen Christo nach. Mehrere Tausende von Exemplaren des Wortes Gottes und andern Schriften sind unter das lernbegierige Volk vertheilt, und allen Klassen desselben, von der königlichen Familie an bis zum Bettler hinab, ist das Wort verkündigt worden, welches Leben und ein unvergängliches Wesen an das Licht bringt. Die Heiden toben, die Leute reden eitle Dinge; aber der im Himmel wohnet lachet ihrer, und seine Hand hat in dieser Hauptstadt einen Zweig der Mission gepflanzt, welcher nimmermehr verdorren wird.

In einem Briefe vom 13. August 1834 schreibt Missionar Kincaid folgendes: „Seit meinem letzten Briefe hat mich eine schwere Krankheit an die Pforten der Ewigkeit versetzt, und schon hoffte ich in die Wohnungen der Vollendeten eintreten zu dürfen, aber des HErrn Rath hat mich wieder zu meinem Ackerwerke zurückgeführt, und gerne nehme ich den Pflug des Evangeliums wieder in die Hand, so lange es Ihm wohlgefällt. In den letzten Wochen habe ich einen Ausflug gemacht, und die Stadt Sikkain und Umera-pura nebst den benachbarten Dörfern besucht, um Bücher auszutheilen, und das Wort Gottes zu predigen. In einem dieser Dörfer lief mir ein ehrwürdiger Greis nach, und hieß mich stille stehen. Ihr verkündigt neue Dinge, sprach er, aber was ihr sagt, scheint weise zu seyn, und wir möchten gern mehr davon hören. Aber, fuhr er fort, was wird dann aus uns werden, die wir die Götter verehren? — Euch trifft Strafe, sagte ich, weil ihr nicht dem lebendigen Gott dienet. — Sollten wir, fuhr er fort, um des Götzendienstes willen Strafe verdient haben? —

Warum nicht, sagte ich, straft denn nicht ein rechtmäßiger Regent solche Unterthanen, die von ihm abgefallen sind und einem andern dienen? — Ja, dieß ist der Fall, denn sie verachten seine Majestät, und übertreten sein Gesetz. Nachsinnend ging nun der Alte nach Hause zurück.

Es freut mich, Ihnen sagen zu dürfen, daß die Regierung seit einiger Zeit keine feindselige Gesinnungen gegen uns zu Tage legte; vielleicht auch darum, weil seit zwei Monaten weniger von uns geschehen ist, als zuvor. Einer der Prinzen läßt mich häufig zu sich rufen. Anfangs war es ihm blos um wissenschaftliche Dinge zu thun, aber seit einiger Zeit hat er angefangen, die heil. Schriften aufmerksam zu lesen. Kürzlich sagte er mir: Der Brief an die Römer ist das wundervollste Buch, das ich in meinem ganzen Leben gelesen habe. Er hat die Stellen, welche vom Gesetz des Glaubens reden, stark unterstrichen. Woran weiß man denn, fragte er mich unter anderem, daß ein Mensch zu den Gläubigen gehört, und von allen seinen Sünden erlöset ist? Ich machte ihn nun kurz mit meiner eigenen Herzenserfahrung bekannt, und besonders mit dem Frieden, den eine Seele fühlt, wenn ihr einmal das Licht der evangelischen Wahrheit aufgegangen ist. Der Prinz horchte mit der begierigsten Aufmerksamkeit auf jedes Wort, das ich sprach, und ich zeigte ihm, wie viel darauf ankomme, Alles um Christi willen zu wagen, der uns allein von der Sünde erlösen, und uns vor Gottes Thron rein und heilig darstellen kann."

Nach dem Inhalte der Tagebücher vom Monat August bis zum November hatte das Missionsgeschäft zu Ava einen ungemein gesegneten Fortgang. Wir heben aus denselben nur einige Stellen heraus.

Sept. 20. Mehr als 50 Birmahnen waren heute in meiner Wohnung, und fragten nach dem lebendigen Gott. Einige derselben schienen gerührt, und wir dürfen Gutes von ihnen hoffen. Was ist die Ursache aller

Finsterniß, alles Elendes und alles Aberglaubens unter den Menschen? Diese Fragen beschäftigten ihre Gemüther sehr. Die Birmahnen sind Fatalisten; das Gute wie das Böse, das sie erfahren, schreiben sie ihrem Verhalten in einem vorweltlichen Zustande zu. Sie erkennen die Verdorbenheit des Herzens, betrachten aber dieselbe mehr als ein Unglück, denn als strafbare Sünde. Das Kou (Schicksal) ist die einzige Ursache, die alles in dieser Welt beherrscht. In den verschiedenen Klöstern dieser Stadt sollen 5000 Priester wohnen, die sich sämmtlich mit dem Studium ihrer heil. Bücher beschäftigen. Es sind meist junge Leute unter 18 Jahren, welche bisweilen mit einem Eifer für ihre Religion kämpfen, der dem Christenglauben Ehre machen würde.

Oktober. Unsere Traktate haben einen reißenden Abgang. 150—200 derselben werden jeden Tag mit Begierde verschlungen, und das Verlangen nach denselben nimmt sichtbar zu. Der Gott der Gnade blickt huldreich herab auf diese Kinder der Finsterniß, und zündet sein Licht in ihren Todesschatten an. Heute, den 1. Okt., war ein großer Festtag für die Birmahnen, und zahllose Schaaren strömten zu demselben herbei, denen es jedoch mehr um Handel als um Andacht zu thun war. Ich theilte 860 Traktate aus, und dennoch mußte ich viele unbefriedigt von mir hinwegsenden. Unter manchen lernbegierigen Gemüthern, die sich gerne der Wahrheit aufschließen, gibt es auch andere, die mit feindseligem Groll und lautem Schimpfen derselben entgegen traten. So sagte heute einer zu mir: ich würde besser thun, zu wilden Völkern zu ziehen, und diesen die Religion zu lehren, als zu den Birmahnen zu kommen, deren Religion wenigstens so gut sey, wie irgend eine in der Welt. Ich sey ein Müßiggänger, und verdiene verhöhnt zu werden rc. rc. Je länger ich unter den Heiden lebe, desto mehr werde ich überzeugt, daß die lebendige Predigt des Evangeliums das wirksamste Mittel zur Bekehrung derselben ist. Das Lesen von Büchern unterrichtet

und weckt die Forschbegierde, aber ein volles und im Wort überfließendes Herz reicht bis zu den Gewissen, und weckt die zarteren Gefühle der Seele auf. Daher thut es so Noth, daß man unter den Heiden das Evangelium predige, es sey zur rechten Zeit oder zur Unzeit.

Okt. 23. In den letzten drei Tagen haben wir über 3000 Traktate unter das Volk vertheilt. Unsere Neubekehrten besuchen die Versammlungen fleißig, und es ist wahre Wonne, diese kleine Heerde in heiliger Andacht vereinigt zu sehen, die noch erst vor wenigen Monaten ihre Kniee vor den stummen Götzen gebeugt hatten. Mein Büchervorrath ist zu Ende, und ich habe nach Maulmein um eine Anzahl Neuer Testamente und 25,000 Traktate geschrieben. Ein vornehmer Staatsbeamter ließ gestern unsern Moung Kai zu sich rufen, wo derselbe etwa dreißig angesehene Leute fand, welche über die Religion sprachen, und von denen einige den Buddhismus verwarfen, andere denselben vertheidigten. Die Gemahlinn dieses Staatsmannes hatte unsere meisten Bücher gelesen, und sie bat nun den Moung Kai, die Lehren der Religion Christi der Versammlung auszulegen. Er that dieß, und es entstand ein langer Kampf, in welchem die Gemahlinn für das Christenthum das Wort führte. Thatsachen dieser Art sind wohlthuend, denn sie zeigen uns die Morgenröthe eines schönern Tages. Auch Ko Hwa erzählte mir, er dürfe hoffen, daß bei seinem Sohne, der seit mehrern Jahren ein schlechtes Leben führte, das Werk der Bekehrung begonnen habe; denn seit mehrern Monaten lese derselbe das Wort Gottes, und sey ein ganz anderer Mensch geworden.

Okt. 28. Diesen Morgen besuchte ich ein prachtvolles heidnisches Kloster, das für eines der schönsten in Ava gehalten wird. Das Dach desselben ist sehr hoch, und von langen Reihen massiver Pfeiler getragen, die, so wie das Innere des Gebäudes, eine so feine Politur haben, daß sie gleich dem Spiegel jedes Bild strahlend zurückwerfen. Am östlichen Ende desselben ist auf eine

sehr geschmackvolle Weise ein goldener Thron angebracht, auf welchem der Oberpriester sitzend sein unverständliches Pali herabstottert. Das Schnitzwerk an den Wänden und Pfeilern ist außerordentlich mannigfaltig und prachtvoll, und stellt alle Thiergattungen des Landes dar, die zu Land, im Wasser und in der Luft leben; so wie viele Gebilde der Einbildungskraft. Viele Priester saßen umher, und brachten ihre Zeit mit eitlen Dingen zu. Ich trat mit ihnen in ein Gespräch, und verkündigte ihnen den seligen Beruf, den das Christenthum gibt, ein Licht der Welt, und ein Salz der Erde zu werden.

Nov. 6. Diesen Morgen wurde ich in den Pallast gerufen, und meine Besorgniß, daß dort ein Sturm meiner warte, war nicht ungegründet. Ich wurde in die Halle des Ministerrathes eingeführt, wo diese gerade versammelt waren, und ein Scara Duschi ward jetzt aufgerufen, das schwarze Buch herbeizubringen, und dasselbe vorzulesen. Es enthielt eine weitläufige Anklage gegen mich und meinen Beruf, etwa folgenden Inhaltes: „Der amerikanische Lehrer richtet Spaltungen unter dem Volke an, indem er die Leute lehrt, die Landesreligion zu verachten, und eine Religion anzunehmen, welche der König und die Edlen des Reiches nicht gut heißen. Nicht zufrieden damit, ruhig in der goldenen Stadt leben zu dürfen, wie andere Ausländer thun, läuft er überall herum, theilt Bücher aus und predigt eine fremde Religion, und sein Zweck dabei ist, den Glauben zu zerstören, der seit Jahrhunderten von diesem Volke hochgeachtet ist." Ich hörte lange zu, ohne ein Wort zu sprechen. Als ich aber eines Vergehens beschuldigt ward, das nicht den geringsten Grund hatte, so konnte ich nicht länger schweigen. Die Anklage war nämlich diese: „Vor sieben Monaten hat dieser amerikanische Lehrer versprochen, keine Bücher weiter auszugeben, aber dieses Versprechen nicht achtend, hat er dennoch damit fortgefahren, und nicht aufgehört, die neue Religion zu predigen." Ich bemerkte: ein solches Versprechen hätte

ich nie gethan; es sey nur die Rede von einem einzelnen Traktat gewesen, den ich auch bisher nicht mehr weggegeben habe; weiter sey von mir nichts gefordert worden, und mehr als dieß habe ich auch nicht versprochen. Der erste Minister erklärte nun, voll scheinbaren Ingrimmes: er wisse nichts von einem Buche; ich habe versprochen, kein Buch mehr herzugeben. Ein anderer Minister bemerkte: ich habe kein Recht, nur von einem Buche zu sprechen; sie seyen entschlossen, mir das Vertheilen aller Bücher und das Predigen dazu zu verbieten. Ich machte ihnen Vorstellungen gegen solch gewaltthätiges Verfahren, und sagte: ihr gestattet doch den Papisten und Muselmanen, daß sie ihre Religion bekennen, und Leute aus euerm Volk zu derselben bekehren dürfen. Jetzt entstand ein heftiges Geschrei in der ganzen Versammlung. Kein Birmahne ist bis jetzt noch ein Papiste geworden! auch theilen diese Priester keine Bücher aus. Ich fragte nun: habt ihr im Sinne, mich aus dem Lande zu jagen? Nein, nein, versetzte der Woonschi, aber du mußt uns versprechen, keine Bücher mehr wegzugeben, und nicht weiter herumzulaufen, um zu predigen. — Ein solches Versprechen kann ich nicht geben, sagte ich. — Aber das mußt du, erwiederte der Woonschi. — Ich fürchte Gott mehr, gab ich zur Antwort, als irdische Könige, und darum kann ich dieß nicht versprechen; solltet ihr mir auch meine Arme und sodann meinen Kopf abhauen lassen, so werde ich euch doch nimmermehr ein solches Versprechen abgeben. — Sie erklärten nun: ich könne nicht länger im Lande bleiben, und ich müsse daher weiter ziehen. Ihr Ungestüm war ungemein groß; und dem alten Manne, der uns seine Wohnung vermiethet hatte, und zitternd in der Nähe stand, drohten sie, ihn lebendig verbrennen zu lassen. Ich war unwillig über solch rohes Betragen, und erklärte dem Staatsminister: sie hätten kein Recht, mit dem alten Manne zu zürnen, da sie ihm gestattet hätten, seine Wohnung an uns zu verleihen. Ich bat nun den

Prinzen, welcher gegenwärtig Regent im Lande ist, mich geduldig anzuhören, aber er schien mit scheinbarer Gleichgültigkeit die Sache von sich abzulenken. Wirklich scheint die Regierung entschlossen zu seyn, die Sache aufs Aeußerste zu treiben. O Gott, stille Du den Zorn der Heiden, beschütze dein Erbtheil, und erbarme dich deiner Auserwählten.

Nov. 9. Das Häuflein der Neubekehrten ist sehr furchtsam; nur Moung Kai nicht, welcher furchtlos fortfährt, den Glauben an Christum zu verkündigen. Nach wenigen Tagen richteten sich jedoch ihre Gemüther wieder auf, und sie sammelten sich wieder in meinem Hause. Indeß fährt die Regierung fort, alles anzuwenden, um mir das Versprechen abzunöthigen, daß ich keine Bücher mehr weggeben wolle. Allein ich erklärte ihnen aufs bestimmteste, daß ich eher mein Leben aufs Spiel setzen, als ein solches Versprechen thun werde. Schon war ein Regierungsbefehl ausgefertigt, der mich aus dem Lande verwies, allein er wurde wieder zurückgenommen, und statt dessen Polizeidiener in meiner Nachbarschaft umher aufgestellt, welche jeden Birmahnen in Verhaft nehmen, der es wagt, zu mir ins Haus zu kommen. Da ich manche verborgene Freunde am königlichen Hofe habe, so ist eben nicht zu fürchten, daß ich von einem Gewaltstreiche von Seiten der Minister werde überrascht werden. Der HErr ist mein Licht und mein Heil, warum sollt' ich mich fürchten? Der HErr ist meines Lebens Kraft, warum sollte mir grauen?

In einem spätern Briefe vom 27. Januar 1835 schreibt Missionar Kincaid aus Ava folgendes: „Vor einigen Tagen sahe ich den regierenden Prinzen und alle Staatsminister bei ihm, und wurde von allen auf die freundlichste Weise behandelt. Gestern sprach ein Edelmann in meiner Wohnung ein, um mich um etwas Medizin zu bitten, und beim Weggehen bat er mich, ihn als einen Freund zu behandeln. Ich habe die Thüre meiner Wohnung weit aufgethan, und Schaaren von

Besuchenden kommen jeden Tag zu mir. Das kleine Häuflein der Gläubigen macht mir viel Freude. Sie sind furchtlos geworden für Christus, und ihr ganzes Benehmen macht ihrem Glauben Ehre. Fragen Sie mich, welche Aussichten ich habe? so muß ich antworten: ich habe keinen Grund, muthlos zu seyn. Die Mauern von Jericho müssen fallen! Ueberblicke ich dieses ungeheure Todtenthal, so wandelt mich bisweilen Kleinglaube an; aber meine Seele wird wieder stark im HErrn, wenn ich sehe, wie da und dort einer herbeikommt, der nach dem Wege zum Leben fragt. Die Verheißung Gottes: „Fürchte dich nicht, denn ich bin bei dir!“ ist ein Labsal in jeder Stunde der Verlegenheit. Sobald ich ein paar wackere Nationalgehülfen bekommen kann, so gedenke ich, einen derselben nach den Grenzen Chinas, 100—120 Stunden von hier, abzusenden, um zu sehen, was geschehen kann, um das Evangelium in die Provinz Yunnan einzuführen. Die Chinesen und Thibetaner dürfen von uns nicht vergessen werden! Ist es etwa zu viel erwartet, daß innerhalb weniger Jahre das Panier Christi auf den stolzen Mauern von Lassa, der Hauptstadt Thibets, wehen dürfte? O möchte doch jener edle Eifer für die Sache Christi, jene Aufopferungsliebe, jene hingebende Treue auch uns zu Theil werden, welche unsere ersten christlichen Brüder zierte! Beten Sie für uns, daß unsere schwachen Bemühungen vom HErrn gesegnet, und viele theuer erkaufte Seelen gerettet werden mögen.“

Rangoon.

Auch in dieser Hauptstadt Birmahs dauerten die Verfolgungen der Regierung gegen das Häuflein der Christen, und zwar noch heftiger fort, als dieß in der königlichen Residenz selbst der Fall war. Dennoch konnte die mächtige Stimme der Wahrheit, die zu den Herzen

sprach, nicht zum Schweigen gebracht werden, und mitten in der Verfolgungsgeschichte traten Einzelne dem Häuflein der Gläubigen bei, die da selig wurden.

Lange Zeit war Missionar Bennett der einzige, der zu Rangoon das Amt der Versöhnung führte. Im Febr. 1834 schloß sich Missionar Webb an ihn an, um ihn in der Arbeit zu unterstützen. Das Gemeinlein der Neubekehrten bestand um diese Zeit aus etwa 75 Seelen, welche sich durch die Mißhandlungen der Regierungsbehörden vom öffentlichen Bekenntniß zum Christenglauben nicht zurückschrecken ließen. Besonders waren es die Karaynen, welche furchtlos von allen Seiten herzu traten, um christlichen Unterricht zu suchen, und sich dem kleinen Häuflein der Gläubigen anzuschließen. „Gestern, so schreibt einer der Missionarien vom 15. Dez. 1834, versammelten sich zehn Karaynen in meiner Wohnung, welche seit einiger Zeit auf die Taufe vorbereitet worden waren, und nun dieselbe empfangen sollten. Die Morgensonne ging herrlich auf, und vergoldete die glänzenden Spitzen der Hunderte von Götzentempel, die um uns her stehen, gleich als wollte sie die Menschen einladen, über diese strahlenden Zeichen hinauf zu blicken zu dem Gott, der sie gemacht hat. Wir wanderten mit einander durch einen schönen Wald von Mangobäumen, in welchem Tausende weißgefiederter Vögel in ihren Nestern saßen, um ihr Morgenlied dem Gott der Heerschaaren anzustimmen. Der Weg führte uns zu einem kleinen, von Palmen umschatteten See, bei dem wir mit einander niederknieten, um uns betend dem dreieinigen Gott, Vater, Sohn und Geist, zum Eigenthum zu weihen, und in dessen klarem Wasser sie jetzt das Siegel des Christenbundes empfingen. Dieß war einer der schönsten Tage meines Lebens, dem ich mich seit zehn Jahren entgegen gesehnt habe. Diese verfinsterten Heiden dem Lamme Gottes in die Arme zu führen, sie der Gemeinde Christi einzuverleiben, sie zu gebildeten Menschen und zu nützlichen Gliedern der bür-

gerlichen Gesellschaft heranzubilden, und die Schätze der göttlichen Weisheit und Gnade für die Zeit und für die Ewigkeit ihnen aufzuschließen: dieß war ja der einzige Grund, warum wir unser Vaterland und unsers Vaters Haus verlassen haben, und um dessen willen wir alles andere dieser Welt für Schaden halten. Und daß dieß auch ein seliger Tausch war, das hat mir meine bisherige Missionserfahrung bewiesen, indem wir dieses Loos um keine Königskrone weggeben möchten.

Dez. 21. Gestern Abend kamen wieder zehn Karaynen bei uns an, die nach der Taufe verlangen. Einer unter ihnen ist ein ehrwürdiger alter Mann. Er erzählte uns: er habe von Jugend an, an den ewigen Gott geglaubt, indem seine Eltern ihn gelehrt hätten, daß die Welt nicht, wie die Birmahnen sagen, aus sich selbst entstanden, sondern von Gott, der ohne Anfang und ohne Ende ist, geschaffen worden sey, und daß er nicht die Götzen, sondern den lebendigen Gott (Katsah-Yuah) verehren solle. Wir fügten sie nun der Anzahl unserer Taufkandidaten bei, die in den Lehren des Christenthums unterrichtet wurden. Seit drei Wochen habe ich zwei und zwanzig dieser neubekehrten Karaynen der Gemeinde Christi durch die Taufe einverleibt, und ich darf hoffen, daß sie an den HErrn Jesum von Herzen gläubig geworden sind. Werkzeuge dieser merkwürdigen Erweckung sind ein paar fromme Jünglinge, die sich angetrieben fühlen, unter ihren Landsleuten umher zu ziehen, und denselben aus überfließender Herzensfülle die Gnade Gottes zu verkündigen, welche ihnen zu Theil geworden ist.

Ein späterer Brief der Missionarien vom 10. März 1835 erzählt die Verfolgungen, welche die Regierung gegen alle Eingeborne ins Werk setzte, welche an die neue Religion sich anschlossen. Einer ihrer Nationalgehülfen, der thätige Ko Sanlone, wurde gefänglich eingezogen und in Ketten gelegt. Während dieser Zeit kamen auch die Missionarien Cutter und Brown von Ava

zurück, welche den Brüdern den feindseligen Sinn kund thaten, den die oberste Regierungsbehörde daselbst gegen das Christenthum zu Tage legte. Missionar Webb bemerkt in seinem Briefe vom 12. März 1835: „Diese neuen Verfolgungen werden die lernbegierigen Gemüther eine Zeitlang gewaltig von uns zurückschrecken, allein die Sache darf uns keineswegs befremden; vielmehr muß ich mich wundern, daß die Priesterschaft ihr Verfolgungswerk nicht schon früher begonnen hat. Sie wissen es gar wohl, daß der neue Glaube, den wir verkündigen, ihre Religion zerstört; auch sagen wir es ihnen geradezu heraus, daß wir ihren Götzendienst für Thorheit halten. Unser Christenglaube ist in allen Stücken gerade das Gegentheil von dem, was sie als Religion verkündigen, und worauf sie ihre Hoffnung zu bauen pflegen. Wir haben eben darum keine Ursache, zu erwarten, daß das Evangelium im Birmahnenlande ohne schwere Verfolgung seine Siege feiern darf. Von Rangoon bis nach Ava hinauf sind unsere christlichen Schriften weithin verbreitet worden, und werden allenthalben gelesen. In Rangoon allein haben wir im verflossenen Jahr mehr als 30,000 derselben ausgetheilt, und sie wirken kräftig, gleich einem Sauerteige. Die Birmahnen, die viel Anhänglichkeit an ihren väterlichen Götzendienst zu Tage legen, werden denselben ohne großen Widerstand nicht aufgeben. Das müssen unsere christlichen Brüder im Vaterlande wissen, damit sie desto ernstlicher für uns beten. Dieser Widerstand muß uns antreiben, das Schwert des Geistes, welches ist das Wort Gottes, nur um so muthiger zu führen, und im Kampfe dem HErrn zu vertrauen, dem alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden, und der auch im Erliegen seine Siege zu gewinnen weiß.

T a v o y.

Indeß zu Maulmein, der Centralstelle der birmahnischen Mission, unter brittischem Schutze sich von Amerika her immer neue Arbeiter einfanden, um die Streiterreihe ihrer Brüder im Lande zu verstärken, und die Druckerpresse daselbst in voller Thätigkeit sich befand, die heiligen Schriften sowohl als andere christliche und gemeinnützige Bücher in reicher Fülle unter das unwissende Volk auszubreiten, wurden besonders in dem benachbarten Tavoy segensreiche Versuche gemacht, um die Erkenntniß des HErrn auf der ganzen Seeküste hinab, so wie unter dem Karaynenvolke im östlichen Gebirge auszubreiten. Ein Tagebuch, das Missionar Mason auf seiner, im Anfang des Jahres 1834, gemachten Wanderung auf dieser weiten Seeküste bis nach Mergui und Tenasserim hinab, führte, liefert uns manche interessante Bemerkungen, welche uns mit dem Zustande der Dinge auf dieser Küste genauer bekannt machen. Wir heben aus diesem Tagebuche einige Stellen heraus.

Januar 14. (1834) Mein Gesellschafter auf meinem gegenwärtigen Ausfluge ist ein frommer Hauptmann der brittischen Armee, dem die Seelen der Heiden am Herzen liegen. Auf dem Wege von Tavoy nach Pagaya begegnete ich einem reisenden Karaynen, der uns von seiner Liebe zu Christo sprach. Seit wann bist du also gesinnt? fragte ich ihn. — Seit dem Tode meiner Gattinn, gab er zur Antwort. Diese ist mit einem so festen Vertrauen auf den HErrn Christum, und mit so hohem Seelenfrieden gestorben, daß ich seit dieser Zeit — es sind nun sechs Monate — das Evangelium geglaubt und geliebt habe. — Gebe Gott, daß dieser Fälle recht viele seyn mögen! Diese ganze Gegend war ehemals von einem wilden Stamme, Wa genannt, bewohnt, daher heißt sie jetzt noch Wa Gung (Hügel der Wa's). Die Einwohner sprachen eine den Karaynen unbekannte Sprache, und waren nicht zahlreich. Als die Engländer die Küste

in Besitz nahmen, flohen sie alle nach Siam, wo sie jetzt noch wohnen; indeß die Karaynen die Engländer mit Freuden begrüßten. „Wir hoffen, sagen die Karaynen, die Weissagung, die uns unsere Väter hinterlassen haben, wird in Erfüllung gehen. Kinder und Großkinder! heißt sie, der Mächtige wird der Schwachen sich annehmen. Kommt er zu Land, so trauert, kommt er aber zu Wasser, so lacht. Jetzt ist diese Weissagung in Erfüllung gegangen. Die Engländer sind zu Wasser gekommen, und haben uns von unserem Joche los gemacht.“

Am 17. Januar erreichten wir Matamyi, das erste christliche Dorf auf dieser Küste, das eine Christengemeinde von 100 Mitgliedern in sich faßt. Meinem Begleiter macht dieser Anblick große Freude. Das Dorf steht auf einer Ebene, beim Zusammenfluß zweier Flüsse, und ist mit hohen Bergen von allen Seiten umlagert. Beide Flüsse eilen unter Felsenhügeln hinweg dem Tenasserim zu, der, einer spiegelglatten See gleichend, von Osten herüber glänzt. Zahlreiche Trümmer beweisen, daß an dieser Stelle (14° 12′ der Breite), der Stadt Bankok im Osten in gerader Linie gegenüber, ehemals eine große Stadt stand, und wir dürfen hoffen, daß das Christenthum in kurzer Zeit eine noch größere hier erbauen wird. Der Tenasserimstrom fließt dicht am Fuße der Gebirge, welche uns von Siam trennen, von hier etwa drei Tagreisen lang bis zu seiner Mündung hinab, und von dieser bis zu dem schiffbaren Wasser des Menam ist es nur eine Tagreise durch Engpässe, welche sehr leicht zu bereisen sind.

Jan. 18. Wir schifften einige Stunden den Tenasserim hinab, um eine heiße Schwefelquelle zu besuchen. Mineralische Quellen allerlei Art gibt es sehr viele in dieser Provinz. Bemerkenswerth ist aber, daß, diese eine ausgenommen, alle übrigen auf der Westseite des Gebirges sich befinden, und von anderem mineralischen Gehalte sind.

Jan. 19. Die Karaynen haben eine Klasse von Leuten unter sich, die sie Zauberer nennen, welche aber eine Art von Prophetenamt unter dem Volke führen. Auffallend ist, daß diese Leute alle, ein jeglicher in seiner Weise, dem Volke erklären, daß Gott sich aufgemacht habe, sein Volk zu erlösen. Eine ihrer alten Weissagungen lautet also: daß Gott einen ihrer alten Väter von den Todten erwecken werde, um der Vorläufer ihres Heiles zu seyn; eine andere sagt deutlich, daß der „große Dulder," den ihre alten Sagen besingen, bald wieder erscheinen werde; eine dritte Weissagung der Karaynen behauptet, daß Gott selbst eine Menschengestalt annehmen, und auf die Erde herabsteigen werde. Jedem dieser Propheten folgt überall ein Haufe von Prophetenschülern nach. Noch ist ein altes Prophetenlied unter ihnen allgemein bekannt, und wird häufig gesungen. Es lautet also:

„Jehovah kehret wieder zur Zeit der Waizenernte,
Erbauet Ihm ein Haus!
Jehovah kehret wieder noch dieses Jahr,
Bereitet dem Jehovah eine Ruhestätte!"

Ein jeder dieser Propheten hat seinen eigenen Zayat, in welchem er seine Schüler jede Nacht um sich her versammelt. Hat er mit ihnen gebetet, so singt er ihnen eines der Lieder vor, das er selbst verfertigte, und seine Gemeinde singt ihm, mit musikalischen Instrumenten begleitet, dasselbe nach. Bisweilen hält er auch eine Ansprache an das Volk. Eine dieser Ansprachen lautet also: „O ihr Schüler, handelt rechtschaffen gegen alle Menschen; seyd heilig, daß ihr wohnen möget in der silbernen Stadt, daß ihr eingehen möget in den goldenen Pallast! Es beneide keiner den andern um sein Gut; redet keine Falschkeit und keine Lüge. Wenn der Mund sich öffnet, so sey er einem Felsen gleich, wenn er sich zuschließt, gleiche er einem Abgrund. In allen Dingen betet und lobet Gott. Unsere Väter und unsere Mütter

in dem gegenwärtigen Leben sind nicht unsere Väter und Mütter; diese befinden sich in einem zukünftigen Zustande. O Schüler, Satan hält genaue Wache über uns, uns zu versuchen; darum betet ohne Unterlaß, daß Gott uns bewahren möge. Dann habt ihr nichts zu fürchten. Den Götzen opfern ist Feindschaft gegen Gott, und darum sehr böse. Wer vom Uebel erlöset werden will, der bete nur zu Gott."

Unter diesen Propheten kommt bisweilen auch eine Prophetinn zum Vorschein, die aber alsobald eine männliche Kleidung anzieht. Obgleich die Sitten dieser Leute in der Regel sehr gut sind, so üben sie doch keinen guten Einfluß auf das Volk aus. In geheimnißvoller Rede wissen sie immer die Behauptung geltend zu machen, als seyen sie von Gott als seine Boten gesendet; und obgleich einige derselbigen der Lehre Christi geneigt sind, so haben doch nur wenige dieselbige mit aufrichtigem Herzen angenommen.

Eine solche Prophetinn kam heute in unser Christendorf herein. Nach der Morgenandacht ließ ich sie zu mir rufen. Sie trat in den Zayat herein, warf sich betend zur Erde nieder, und fing alsobald zu singen an:

„Ich wandle mit dem Silberstabe Gottes;
Und bin ich alt, so werd ich wieder jung.
Ich wandle mit dem Eisenstabe Gottes;
Und bin ich alt, so werd ich wieder jung.
Mein Gott, du warst im Anfang, großer Gott!
Gott, unser HErr, von Ewigkeit bist du!
Erlöse mich von meinen Leiden, meiner Noth;
Gott, unser HErr, zu dem ich händefaltend bete,
Mein Gott, du warst im Anfang Gott, du großer Gott!
Die Noth im Lande drücket mich zu Boden;
Du warst im Anfang, rette mich, du großer Gott!
Ich beuge mich im Staube, Gott, vor dir.
Der Dulder saß im Winkel der Verandah,
Dort fanden sie ihn einst, verspieen ihn.
Und doch bin ich der Eine, Herr, ich bin der Eine!"

Kaum

Kaum hatte sie diese Hymne in rührendem Tone gesungen, so ging sie fort. Im Laufe des Tages begegnete ich ihr abermals, und redete sie an; augenblicklich fing sie wieder an zu singen:

„Zu Mergui lebe ich; ich kam hieher,
Wo unser guter Herr sich offenbart.
Zu Mergui lebe ich; ich kam hieher,
Von meinem Herrn habe ich ein Wort vernommen."

Ruhig wohnte sie Abends unserer Versammlung bei, allein mitten in der Rede fing sie zu singen an:

„Pförtner, öffne mir das Thor des Himmels,
Singend komme ich, Jehovah hochzupreisen."

Da ich keine Lust hatte, die poetische Schwester in der Kirche zum Gesange zu ermuntern, so ließ ich ihr die Thüre aufthun, um hinaus zu gehen.

Auch der Mann, der dem Bruder Boardman früher das englische Gesangbuch brachte, ist ein solcher Prophet, und er wünscht jetzt nichts so sehr, als in die Christengemeinde aufgenommen zu werden; aber obgleich er mehr Talent besitzt, als mancher andere Bewohner dieses Buschlandes, und auch sein Wandel äußerlich ehrbar ist, so scheint er doch vom Reiche Gottes noch sehr ferne zu seyn. Die Geschichte, die er von diesem Gebetbuche erzählte, ist durchaus falsch. Auch hat er die christlichen Bücher, die Bruder Boardman ihm gab, auf dem Heimwege weggeworfen und mit Füßen getreten. In meiner Gegenwart stellt er sich als ein demüthiger Christ, aber wenn er unter das Volk kommt, so behauptet er, der ewige Gott der Christen wohne in ihm, und seine frühern Prophetenlieder seyen voll von diesem Evangelium, und Zeugen davon, daß Gottes Geist durch ihn rede. Er quält uns in seinen Liedern um die Taufe, und dabei ist er ein vortrefflicher Sänger.

Nach unserm Abendgottesdienste sang er, sichtbar aus dem Stegreife, mehrere Verse, wie sie sein Gefühl ihm eingab. Schade nur, daß ein Karaynenlied durch

Uebersetzung so viel an Schönheit verliert. Folgendes ist ein Theil des Liedes, das er sang:

„Unsere frühere Gerechtigkeit ist für immer dahin;
Ueberwunden ist sie durch die Gerechtigkeit Christi.
Unsere frühere Gerechtigkeit ist für immer dahin;
Die wahre Gerechtigkeit ist uns erschienen!
Der Rock der Alten ist zerrissen und weggeworfen,
Jesus Christus, der heilige Sohn Gottes,
Er hat das wahre Heil gebracht!
Handelt recht! werdet heilig! sprach er.
Wer recht thut, und heilig ist,
Er wird wohnen in der großen Stadt, die von Silber glänzt.
Wohnen wird er in der großen Stadt, die mit goldenen Pforten prangt."

Auf seiner Reise, tiefer die Seeküste hinab, gelangte der Missionar in mehrere volkreiche Dörfer, die mit angeblichen Zauberern und Todtenbeschwörern angefüllt waren, und deren Einwohner sich eben darum feindselig gegen die Botschaft des Heiles äußerten. Es blieb ihnen daher nichts anderes übrig, als weiter zu ziehen, und sie dem Erbarmen Gottes zu empfehlen. Zu Yabutha, wo sie am 22. Januar Abends ankamen, ging es etwas besser. Ihr Gastwirth hatte schon früher von der neuen Religion vernommen, und eine Zuneigung zu derselben gefaßt, und so kam er jetzt nach der Abendandacht zuerst mit seinem Weibe herbei, und verlangte getauft zu werden. Dieß machte einen großen Eindruck auf die anwesenden Zuhörer, und sie waren um so geneigter, der Predigt des Evangeliums ihre Ohren hinzugeben.

In einem andern Dorfe, in welches ihn seine Wanderung führte, war die Aufnahme noch freundlicher. „Mein Eintritt in dasselbe, schreibt Missionar Mason, erinnerte mich an den Apostel Paulus, als er in Lystra einzog. Fast hätten sich die Leute um die Ehre gezankt, mich aufnehmen zu dürfen, und jeder pries mir sein

Haus als das beste an. Nie zuvor hatten sie etwas vom Evangelium gehört, und waren daher voll Aufmerksamkeit, als ich ihnen dasselbe verkündigte. Ehe die Birmahnen das Land eroberten, muß dasselbe mit Siamesen stark bevölkert gewesen seyn; denn die vielen Anlagen siamesischer Bäume, welche diese Gegend zieren, sind Beweise hiefür. Jetzt ist das Land nur gering bevölkert. Das Thal, welches der Tenasserimfluß durchströmt, ist unstreitig eines der schönsten, die es in Hinter-Indien gibt; aber nur ein paar hundert herumstreifende Karaynen haben dasselbe im Besitz, indeß die mächtigen Trümmer von vier mit Mauern umgebenen Städten, die am Flusse hinauf umherliegen, deutlich eine ungleich größere Bevölkerung früherer Zeiten kund thun. Mein Gastwirth und sein Weib erklärten diesen Morgen laut ihren Entschluß, dem HErrn zu dienen, was immer andere thun mögen; und ich habe ihnen versprochen, nächstes Jahr nach Mathamya zurückzukommen, und sie mit mir zu nehmen. Schon vor zehn Tagen hatten sich zwei unserer Gehülfen aus unserer Gesellschaft verloren, und ich konnte nicht erfahren, wohin sie gegangen seyen. Zu meiner großen Freude trafen sie heute mit uns in diesem Dorfe wieder zusammen. Sie hatten nämlich freiwillig einen Ausflug in die Gebirge hinein gemacht, um den Einwohnern zum ersten Mal die Botschaft des Heiles zu bringen, und jetzt brachten sie mir einladende Berichte zurück, indem mehrere Dorfbewohner wünschten, daß Schulen bei ihnen aufgerichtet werden möchten.

Nachdem wir unsere Reise auf dem Tenasserimflusse weiter fortgesetzt hatten, begegnete uns am 24. Febr. auf demselben ein Karayne, der uns dringend bat, bei ihm im nächsten Dorfe einzukehren. Als wir in seiner Hütte ankamen, hatte der gute Mann alles im besten Karaynengeschmack für meine Aufnahme zubereitet, und Kleider auf dem Boden ausgebreitet, auf denen ich von einem Zimmer zum andern gehen sollte. Bald vernahmen wir zu unserer Freude, daß einige unserer christlichen

Traktate ihn mit dem Inhalte des Evangeliums bekannt gemacht hatten, und daß er sehnlichst wünschte, dasselbe noch besser kennen zu lernen. Schon früher hatte er an seine Hütte einen Versammlungsplatz angebaut, und mehrere solcher Einwohner des Dorfes, die Lust dazu hatten, waren hier jeden Abend zusammen gekommen, um mit einander zu singen und zu beten. In diesem Zayat fand ich zugleich auch einen Schrein, der mit allerlei Götzenfigürchen angefüllt war. Ich erklärte ihm, daß die Verehrung Christi und der Götzendienst nicht zusammen gehöre. Nun gut, sagte er, wenn es nicht recht ist, so will ich sie sogleich zerstören. Ich habe sie in Unwissenheit gemacht, weil ich nicht wußte, was recht ist. Schon lange habe ich immer gehofft, einmal einen Lehrer unter uns zu sehen; jetzt bist du gekommen, und ich werde alles thun, was du mich thun heißt. In demselben Augenblick wurden alle Spuren von Götzendienst zertrümmert und hinausgeschafft. Die Leute dieses Dorfes scheinen entschlossen zu seyn, das Christenthum anzunehmen; aber der alte Mann, bei dem ich wohnte, sagte mir: er fürchte, auch alsdann werden die Männer fortfahren zu trinken, und die Weiber zu zanken, wie sie es bisher gethan. In diesem Dorfe wurde ich um Mitternacht durch ein paar Weiber aufgeweckt, welche zu der Hütte herbeigekommen waren, um ein paar Verse zu singen, die sie, wie es scheint, aus dem Stegreif gemacht hatten. Ihr Inhalt lautete etwa so:

„Wer den HErrn Jesum Christum kennt,
Wird frei vom Joch der Sünde, das ihn drückt;
Auf der ganzen weiten Erden
Soll kein andrer Gott verehret werden.
Preis sey dem Gesetze Gottes!
Rein ist es, wie Wasserquell, und eben wie des Sandes Fläche.
Preis sey der Wahrheit Gottes!
Erquicklich ist sie wie Wasser, glatt wie Eisen!"

Wir setzten unsere Reise auf dem Tenasserimflusse, der von Krokodillen wimmelt, weiter fort, und gelangten am 26. Febr. nach der Stadt Tenasserim. Sie ist sehr alt, und liegt auf einer schmalen Halbinsel. Ihre zusammengefallenen Mauern liegen noch auf einer Strecke von mehr als einer Stunde umher, um uns ihre frühere Bedeutsamkeit zu verkünden. Indeß sagt uns ihre Geschichte nicht weiter, als daß sie einst von Siamesen erbaut wurde, und daß sie, ehe die Stadt Mergui in ihrer Nähe entstand, eine volkreiche, handeltreibende Stadt war. Jetzt ist sie nur noch von einigen hundert Menschen bewohnt, welche einem frühern Geschlechte anzugehören scheinen, und das Ganze hat mit einer alten Franzosenstadt im Missisippithale große Aehnlichkeit. Hier ist die eigentliche Wohnstätte der langen Weile und der Trägheit, und jeder Versuch schlug fehl, Aufmerksamkeit für das Evangelium zu gewinnen. Nachmittags wurden wir durch die Ankunft des Kapitains Leslie, der Gouverneur dieser Provinz ist, angenehm überrascht. Er sagte mir, daß an der südlichsten Spitze dieser Provinz (11° der Breite und 96° der Länge) eine Stadt sich befinde, die von etwa 1000 Siamesen bewohnt sey. An dieser Stelle dürfte ein schöner Arbeitskreis für einen Boten Christi gefunden werden.

Auf dem Wege von Tenasserim nach Mergui, wo wir am 1. März ankamen, wurden wir in verschiedenen Dörfern von den Karaynen dringend eingeladen, bald wieder zu ihnen zu kommen. Die Stadt Mergui liegt in einem Walde von Kokosnußbäumen, was ihr ein sehr orientalisches Aussehen gibt, indeß die breiten Straßen, die in lauter rechten Winkeln auslaufen, mehr als blos orientalische Civilisation verrathen. Die Stadt steht auf der Spitze und an den Seiten eines Hügels, der am Meeresufer sich erhebt, und sie ist die angenehmste Stadt, die ich bis jetzt in Hinter-Indien gesehen habe. Auf ihrer Süd- und Westseite ist sie von einem Labyrinth von

Inseln eingeschlossen, und auf der Nordwestseite nach dem Meere offen, indeß die blauen Berge im Nordosten, die in ununterbrochener Reihe bis zu dem Himalaya-Gebirge hinaufreichen, einen majestätischen Anblick darbieten. Der tiefe Sumpfboden südöstlich von der Stadt erzeugt die Nipapalme in großem Ueberfluß, aus deren Blüthe ein roher Zucker und ein berauschendes Getränk bereitet wird, das einem köstlichen Weine gleicht. Vormals trieb die Stadt einen großen Handel mit diesem Nipaweine, der krystallhell und ungemein angenehm für den Mund, und noch besser für den Magen ist. Jetzt laufen die Soldaten den ganzen Tag berauscht von diesem Weine umher, der durch Uebermaaß im Trinken ihren Leib und ihre Seele zerstört.

Unser Gehülfe, Ko Ing, der seit einigen Jahren hier wohnt, konnte uns eben keinen erfreulichen Bericht von seiner Arbeit geben, und es sind nur wenige Seelen, welche sich dem Glauben an den HErrn Jesum angeschlossen haben. Lieblicher sieht es auf einem benachbarten Karaynendorfe aus, das wir an einem der folgenden Tage besuchten. Es kamen etwa dreißig der Einwohner zusammen, welche mit der gespanntesten Aufmerksamkeit der Predigt des Evangeliums zuhörten. Erfahrungen dieser Art sind für den Boten Christi fürwahr ein süßer Lohn für so manche Mühseligkeiten und Entbehrungen, die ihm jeder Tag seiner Pilgerschaft aufs neue entgegen führt. Doch

„Was liegt daran, wenn Sturm und Sonnenglut
Mein Erdenloos verdüstert; flehend rufe ich:
Gott mache mich nur tüchtig
Zu deinem Werke, stärke meinen Geist
Zum tapfern Kampf; ist's doch dein Arm,
Der mich, auch ungesehen, mächtig stützt!
Ist's doch dein Aug, das meinen Pfad bewacht!
Bis ich, ein matter Wanderer, meinen Stab
Am Ziel der Laufbahn niederlegen darf.

Laß mich's nur wissen, daß dein Herz es ist,
Das dort an Zions Pforten freundlich meiner wartet,
Dann zieh ich glaubensvoll durch jeder Wildniß Dunkel."

C h u m m e r a h.

Diese Missionsstelle liegt etwa 24 Stunden nördlich von Maulmein, auf der sich zuerst eine fromme Jüngerinn des HErrn, Sara Cummings, niederließ, und eine Schule aufrichtete, an welche sich einige heilsbegierige Seelen anschlossen. Von dem ersten Jahre ihres Aufenthaltes in dieser wilden Einsamkeit gibt sie unter dem 1. Januar 1834 folgende Nachricht:

„Eine heftige Krankheit, die mich gleich anfangs in diesem dicken Gehölze überfiel, nöthigte mich bald, dasselbe zu verlassen, und wieder nach Maulmein zurückzukehren, wo ich mehrere Monate krank darnieder lag. Nach meiner Wiedergenesung beschloß ich, in diese Wildniß zurückzukehren, und ich betrat daher mit ein paar Eingebornen, die meine einzigen Begleiter waren, ein Boot, und langte am 2. Juli in dieser Wildniß an, nachdem ich drei stürmische Nächte unter freiem Himmel zugebracht hatte. Meine Gesundheit blieb bis zum Sept. ziemlich gut. Als die Regenzeit aufhörte, und die Sonne nun begann, über die durch Wasser getränkte Erde zu leuchten, verbreiteten sich durch die Ausdünstungen, welche dadurch erzeugt wurden, bald tödtliche Krankheiten unter den Einwohnern, von denen auch mein birmahnischer Lehrer hinweggerafft wurde. So blieb mir abermals nichts übrig, als den Salwen nach Maulmein hinabzusegeln, und dort zu bleiben, bis ich am 27. Dez. wieder hier anlangte. Ich habe meine Sprachstudien aufs neue mit allem Fleiß begonnen, und dabei meine Mädchenschule fortgesetzt. Dieß ist bis jetzt meine kurze Geschichte. Von Kreuz, Selbstverläugnung und Leiden weiß ich in dieser wilden Einsamkeit des Waldes eben

nichts zu nennen, das des Namens werth wäre. Vielmehr ist viel anderes Ungemach, das ich in dieser Lage erwarten mußte, von Gottes starker Hand abgewendet worden, und ich darf sagen, daß ich das verflossene Jahr das glücklichste Jahr meines bisherigen Lebens nennen darf. Das kleine Häuflein der Gläubigen befindet sich in fröhlichem Gedeihen; die Schule wird von 24 Kindern mit musterhaftem Fleiße besucht, und fast alle haben im verflossenen Jahr gut lesen gelernt."

Leider dauerte die verläugnungsvolle und thätige Laufbahn dieser wackern Christinn nicht lange. Ein tödtliches Fieber ergriff sie nach wenigen Monaten in dieser Wildniß, und sie gab in der Mitte dieses Karaynenhäufleins im freudigen Glauben an ihren Erlöser den Geist auf.

Auf diese Weise mußte dieser neue hoffnungsreiche Missionsposten abermals stille stehen, bis Missionar Vinton mit seiner Gattinn im Januar 1835 sich entschloß, sich daselbst niederzulassen. „Wir wurden, so schreibt derselbe unter dem 23. Januar dieses Jahres, von sämmtlichen Dorfbewohnern mit den lautesten Aeußerungen eines allgemeinen Freudenjubels aufgenommen, und selbst die Kinder hatten keine Ruhe, bis sie von unsern wenigen Geräthschaften ein Stück um das andere in unsere Wohnung getragen hatten. Am Abend kam das ganze Dorf zusammen, und so gut ichs in ihrer Sprache zu thun vermochte, machte ich die Leute mit der Absicht meiner Niederlassung unter ihnen bekannt. Die meisten derselben schienen ganz freudetrunken zu seyn über den Gedanken, daß ein Lehrer jetzt in ihrer Mitte wohne, der sie mit der Gnadenbotschaft vom großen Welterlöser bekannt machen wolle. Am folgenden Tag brachten sie uns so viele Obstfrüchte und andere Lebensmittel herbei, daß wir auf lange Zeit überflüßig damit versehen sind. Diese geringen Gaben haben doch wohl in den Augen Gottes einen eben so hohen Werth, wie das Scherflein jener armen Wittwe im Evangelio. Wir fingen jetzt

vor allem die Krankenpflege im Dorfe an, indem große Schaaren der Einwohner am Wechselfieber darnieder lagen; und die glückliche Wiederherstellung aller Kranken, welche Gottes Segen unsern einfachen Arzneimitteln folgen ließ, hat uns einen völlig uneingeschränkten Einfluß über die Gemüther der Einwohner verschafft, so daß ich, wenn ich nur einmal die Sprache in meiner Gewalt habe, eine offene Thüre zu dem Volke finden darf. Unsere Schulkinder machen gedeihliche Fortschritte, und bei einzelnen ist ein Werk der göttlichen Gnade sichtbar; auch haben sich sechs Erwachsene zur Taufe gemeldet, die jetzt einen Vorbereitungsunterricht empfangen. Ich habe angefangen, jeden Tag mehrere Stunden zu Hausbesuchen zu verwenden, um die Einwohner an Christi Statt zu bitten, sich mit Gott versöhnen zu lassen. Was weiter erfolgen wird, ist dem HErrn bekannt; aber ich sehe einer freudenreichen Ernte unsterblicher Seelen entgegen. Ich darf getrost glauben, die Zeit ist da, in welcher dieses ganze Land ein Eigenthum Gottes und seines Gesalbten werden wird."

Newville (Neustadt).

Auch an dieser Stelle der Karaynenwildniß hat sich am Patahflusse unweit Chummerah eine kleine Christengemeinde gebildet, welche Missionar Judson im März 1834 zum ersten Mal besuchte. „Ich habe, so schreibt derselbe unter dem 12. März, einige Tage an dieser Stelle zugebracht, wo ich ein Christenhäuflein von 25 Neubekehrten beisammen fand, indeß mehrere nach Chummerah übergesiedelt sind. Vorgestern und heute sind neun neue Mitglieder durch die Taufe in die Gemeinde der Gläubigen aufgenommen worden, während sechs andere, deren Sinn und Wandel ein schönes Zeugniß des Glaubens an den HErrn Jesum in sich faßt, dieselbe Gnadenwohlthat erwarten. Einer der Neugetauften, Namens Lausau, ist ein Karaynenhäuptling, der großes Ansehen unter seinem Volke

besitzt. Drei Jahre lang bewegte er den Gedanken in seinem Herzen, ein Christ zu werden, aber seine Familienverhältnisse standen ihm immer im Wege. Auch hatte er mit der Neigung zur Trunkenheit schwere Kämpfe zu bestehen. Ich darf getrost glauben, daß die Liebe Christi, die in ihm ist, wie die äußern Hindernisse, so auch diesen inwendigen Feind überwunden hat.

Der Name des HErrn sey gepriesen, daß ich mit der Uebersetzung der alttestamentlichen Schriften in die Birmahnensprache nunmehr fertig geworden bin, und daß diesem großen Volke von Götzendienern die Offenbarungen unseres Gottes in seiner eigenen Muttersprache jetzt vollständig in die Hände gegeben werden können. Ich bin nun emsig mit der Revision dieser Uebersetzung zum Drucke beschäftigt, indeß die Druckerpresse selbst unausgesetzt mit dem Druck derselben in Thätigkeit gesetzt ist. Schon ist die erste Auflage des Psalmbuches vergriffen, und eine neue Auflage desselben ist im Werke.

Unsere Station Tavoy, wo ich am 10. April angekommen bin, macht mir große Freude. Ich fand hier alles in einem hoffnungsreichen Zustande. Das Häuflein der Neubekehrten, so wie die aufgerichteten Schulen gedeihen vortrefflich. Aber die schönste Krone dieser Station ist das mit derselben verbundene Christendorf Mitahmyo, wo eine Gemeinde von 200 neubekehrten Karaynen mitten in der Wildniß aufblüht. Unweit dieses Dorfes liegt der selige Boardman begraben, und nur mit Wehmuth konnte ich mich von seinem Grabeshügel trennen. Möge dein Andenken im Segen auf dieser Küste fortblühen, so wie das Gedächtniß der theuern, unvergeßlich Geliebten, deren sterbliche Hülle dort im Schatten des Hopiabaumes schlummert!

Provinz Arrakan.

Schon oben haben wir erzählt, wie ein heftiger Sturm auf dem bengalischen Meerbusen den Missionar Wade nach dem Seeufer von Arrakan hinüber trieb, wo er unterhalb den stromreichen Mündungen des Arrakanflusses, zu Kyouk-Phyo, freundlich aufgenommen wurde, und sich, nach schneller Erholung seiner Gattinn von einer anhaltenden Krankheit, der Gedanke in seiner Seele entwickelte, durch Anlegung einer Missionsstation an dieser Stelle, dem Namen des HErrn ein Eben Ezer aufzurichten. Dieser Gedanke blieb nicht fruchtlos. — Mittlerweile hatte Missionar Wade mit seiner Gattinn und einem neubekehrten Karaynen, Ko Tschetthing, im Mai 1833 einen Besuch in den vereinigten Staaten Nordamerikas gemacht, und durch seine Missionsberichte die zahlreichen Christen daselbst zu kräftiger Unterstützung des Missionswerkes in Birmah aufgemuntert. Als er nicht lange hernach, von mehreren Mitarbeitern begleitet, wieder nach Rangoon zurück kam, so erhielten zwei derselben, Herr Comstock und Simons, den Auftrag, die Küste von Arrakan zu besuchen, und sich daselbst nach den geeigneten Mitteln und Wegen umzusehen, um die Erkenntniß des Heiles in Christo unter den zahlreichen Einwohnern dieser Provinz einzuführen.

Aus einem Tagebuche, das Herr Comstock unter dem 21. Febr. 1835 beim Eintritt in den bengalischen Meerbusen auf der See unter dem 16° 35′ nördl. Breite, der Ostküste des Landes gegenüber, zu schreiben anfing, heben wir folgende Stellen heraus: „Nachdem ich zu Maulmein zwei Monate auf eine Ueberfahrt nach Arrakan gewartet hatte, war ich endlich so glücklich, mich auf einem kleinen Schooner nach Kyouk-Phyo einzuschiffen. Ich hatte acht große, mit Neuen Testamenten und mit andern Schriften angefüllte Bücherkisten mit mir im Schiffe. Wind und Strömung waren uns zuwider, und unser Schifflein kam nur langsam vorwärts,

und wird vielleicht nie nach der Stelle gelangen, wohin mein Herz sich sehnt. Wir landeten von Zeit zu Zeit auf der Südküste, wo ich die zerstreuten Dörfer besuchte, um den Einwohnern das Evangelium zu verkündigen. Indeß hängt meine Seele an Arrakan, denn alles, was ich von dieser Provinz hörte, hat mich an dieselbe gefesselt.

Febr. 26. Es geht ungemein langsam vorwärts, und wir sind in den letzten fünf Tagen kaum um vier Stunden weiter gerückt. Die meiste Zeit mußte ich auf dem Ufer zubringen, wo ich Schaaren von Einwohnern um mich her sammelte, um denselben das Wort Gottes zu verkündigen. Diese Botschaft war ihnen völlig neu; denn nie zuvor hatten sie etwas von Christo vernommen. Der HErr kann auch die geringe Erkenntniß, die sie erhielten, als Mittel zu ihrem Heile gebrauchen.

März. 4. Die Huld Gottes hat unsere Besorgnisse zu Schanden gemacht, und uns mitten durch die Felsen und Sandbänke, welche diese Ufer gefährlich machen, an den Ort unserer Bestimmung wohlbehalten gebracht. Wir legten diesen Abend im Hafen Kyouk Phyo, dem Dorfe gegenüber vor Anker, und gedenken morgen früh das Ufer zu besteigen. Mir ist nicht bange, dort in kurzer Zeit eine geliebte Heimath zu finden. Die Freunde zu Maulmein sind meinem Herzen theuer geworden, aber dennoch schied ich gerne von ihnen, um an eine Stelle im Heidenlande zu kommen, wo man unserer Hülfe noch mehr bedarf. Ich werde mit allem Fleiße mich an die Volkssprache machen, um sie mit Gottes Hülfe bald in meine Gewalt zu bekommen.

März. 7. Wir wurden von dem Hafenmeister, Herrn Adams, freundlich in seine Wohnung aufgenommen, bis ein anderes Haus zu einer Schule und unserer kleinen Wohnstätte eingerichtet ist, was ohne bedeutenden Kostenaufwand geschehen wird. Alles, was ich hier sehe, gefällt meiner Seele wohl, und ich fühle mich glücklich,

das Panier des Gekreuzigten an dieser Stelle zuerst aufrichten zu dürfen."

Sein Reisegefährte, Herr Simons, der zugleich mit ihm hier ankam, meldet in einem Briefe vom 28. März 1835 noch weiter folgendes von Akyab, das gleichfalls unterhalb dem Arrakanflusse, der Ramri-Insel gegenüber, liegt: „Nach einer langweiligen Fahrt von 23 Tagen langten wir am 4. dieses glücklich zu Kyouk-Phyo an. Dieß ist eine brittische Militärstation, welche 2000 Eingeborne in sich faßt. Da ich Gelegenheit fand, die Insel Ramri zu besuchen, so machte ich mich dorthin auf den Weg. Die Hauptstadt dieser Insel, gleichfalls Ramri genannt, mag 7000 Seelen in sich fassen. Von hier aus machte ich mich auf einem Boote nach Akyab hinüber, wo ich am 20. dieses ankam. Ich benutzte die Zeit so gut ich konnte, um die Umgegend genauer kennen zu lernen. Die Bevölkerung von Akyab ist größer, als in irgend einer andern Stadt dieses Distriktes, und auch auf den Dörfern umher ungemein zahlreich. Indeß wird diese Gegend als sehr ungesund für das Leben der Europäer angesehen. Die Blatternkrankheit rafft seit mehreren Monaten Tausende von Einwohnern in der Provinz Arrakan hinweg. Der einzige Missionar, welcher zu Akyab wohnt, ist Herr Fink, welcher von den Baptisten-Missionarien zu Serampore hieher gesendet wurde. Sein Gemeinlein besteht aus etwa 17 Mitgliedern, und auf dem Lande umher haben 40—50 Eingeborne den Glauben an Christum angenommen. Ich hoffe, Ihnen bald umständliche Nachrichten über den Volksstamm geben zu können, welcher die benachbarten Gebirge bewohnt."

Inhalt
des zweiten Heftes 1837.

Das Königreich Birmah.

Jahrgang
1837.

Drittes Quartalheft.



Zwei und zwanzigster

Jahresbericht

der

evangelischen Missions-Gesellschaft

zu Basel.

In unserm gemeinschaftlichen HErrn geehrte und geliebte Freunde!

Wäre das evangelische Missionswerk unserer Tage nicht durch unumstößliche Bürgschaften des treuen und wahrhaftigen Gottes in seiner unabänderlichen Gültigkeit verbrieft und versiegelt, so möchte der aufmerksame Beobachter desselben nicht selten in Versuchung gerathen, bei so manchen räthselhaften Erscheinungen seiner Geschichte rathlos stille zu stehen, und sich und Andere verwundert zu fragen: wie soll ich das begreifen? Wie mag das zugehen? Ist das die Straße, die da heißet die richtige? Dem evangelischen Missionswerk ist die große Aufgabe vom HErrn seiner Gemeinde in die Hände niedergelegt, in die trostlosen Finsternisse einer von Gott abgefallenen Sünderwelt ein Himmelreich voll Gnade und voll Wahrheit hinauszutragen; und siehe! unübersteiglich scheinende Bollwerke von Hindernissen setzen sich jedem seiner Fortschritte entgegen. Es bietet den Völkern der Erde das ewige Leben an; und siehe! die Herolde desselben müssen sich darauf gefaßt halten, in Todesgefahr zu Wasser und zu Land zu schweben, und überall das Sterben des HErrn Jesu mit sich umherzutragen. Es ist ein Werk, das die geübteste Welterfahrung, das umfassendste Talent, die reichste Wissenschaft in Anspruch nimmt; und siehe! den Unmündigen ist es anvertraut. Sehet euch, lieben Brüder, sehet euch in

unserer Missionsschule um; „nicht viel Weise nach dem Fleisch, nicht viel Gewaltige, nicht viel Edle sind berufen. Sondern was thöricht ist vor der Welt, das hat Gott erwählet, daß Er die Weisen zu Schanden mache; und was schwach ist vor der Welt, das hat Gott erwählet, daß Er zu Schanden mache, was stark ist; und das Unedle vor der Welt, und das Verachtete hat Gott erwählet, und das da nichts ist, daß Er zu nichte mache, was etwas ist; auf daß sich vor Ihm kein Fleisch rühme." (1 Cor. 1, 26—29.)

So lautet nun einmal im Vorbereitungsgeschäfte des Himmelreiches auf Erden der oberste Grundsatz „der göttlichen Thorheit (1 Cor. 1, 25.), die doch immerdar weiser ist, denn die Menschen sind," und am sichersten zum Ziele führt. Im Lichte eines solchen Grundsatzes läßt sich immerdar im Kreise theilnehmender Freunde, die demselben gehuldigt haben, von dem heimlichen Gange des Himmelreiches auf der Erde reden; und wenn wir auch bei der heutigen zweiundzwanzigsten Jahresfeier unserer evangelischen Missionsgesellschaft unseren zum Theil aus weiter Ferne herbeigekommenen zahlreich versammelten Missionsfreunden in unserm Berichte neben manchen lieblichen Fortschritten des gemeinsamen Werkes auch schmerzliche Erfahrungen zu nennen haben, so sind wir darum dennoch getrosten Muthes, dieweil wir wissen, daß die Trübsal Geduld bringt, und die Geduld Bewährung, und die Bewährung Hoffnung, und diese Hoffnung nimmermehr zu Schanden werden läßet.

I.

Zuerst lassen Sie uns ein Wort von den mannigfaltigen traurigen und erfreulichen Veränderungen reden, welche sich im Laufe des jüngstverflossenen Jahres in unserm brüderlichen Kreise zugetragen haben.

Wir haben vier geliebte Brüder zu betrauern, welche der HErr in der letzten Zeit zum Theil nach kurzer Streiterbahn zu sich in die ewigen Hütten hinübergerufen hat. Der erste derselben ist Missionar Gottlieb Reichardt, von Stuttgart, welcher schon im Sommer 1821 unsere Missionsschule verließ, um im Dienste der englisch-bischöflichen Missionsgesellschaft zu Calcutta, der Hauptstadt Indiens, das Werk eines Boten Christi zu treiben. Er gehörte zu den ersten deutschen Missionarien, welche sich der bengalischen Sprache gründlich bemächtigten, wodurch er um so mehr in Stand gesetzt wurde, den unerforschlichen Reichthum der Erkenntniß Christi unter den Einwohnern Bengalens auszubreiten, und auch durch mehrere zweckmäßige Unterrichts-Schriften, die er in dieser Sprache verfaßte, sich der zahlreichen Jugend daselbst nützlich zu machen. Ein beklagenswerthes Mißverständniß trennte ihn in spätern Jahren von der Gesellschaft, und er ward nun, in Verbindung mit seiner frommen und talentvollen Gattin, der Stifter eines ansehnlichen Institutes für die Erziehung bengalischer Töchter, welches von den angesehensten Hindu-Familien der Hauptstadt fleißig zu solchem heilsamen Zweck benutzt wurde, und durch dessen gesegnete Wirksamkeit dem Christenglauben der freie Zutritt zu den-

selben aufgeschlossen ward. Zu seinem tiefen Schmerz ward ihm vor wenigen Jahren seine treue Lebensgefährtin gerade in der schönsten Blüthezeit dieser Anstalt durch den Tod von der Seite hinweggerissen, und er fing von dieser Zeit an, der schweren Last seines Berufes nach und nach zu unterliegen. Im Sommer vorigen Jahres machte er, auf den Rath der Aerzte, eine Erholungsreise zu Schiffe den Ganges hinauf; allein es gefiel dem HErrn, ihn unterwegs am 5. August 1836 von seiner Arbeitsstätte hinweg in das Reich der Vollendung hinüber zu rufen. — Der zweite geliebte Bruder, dessen Verlust wir heute betrauern, ist Heinrich Knoth, von Braunfels in Preußen, welcher im Sommer 1834 in die Verbindung mit der englisch-bischöflichen Missionsgesellschaft übertrat, und nach einem Aufenthalte von 1½ Jahr in London, in Gemeinschaft mit seinem brüderlichen Freunde, Karl Blumhardt, den Auftrag von der dortigen Kommittee erhielt, als Gehülfe der Mission in Abyssinien sich beizugesellen, um die Lücke, welche unser erkrankte Bruder, Missionar Gobat, daselbst zurückließ, in der Kraft des HErrn möglichst zu ersetzen. Beide machten sich im Sommer des verflossenen Jahres dorthin auf den Weg, und kamen im Monat Julius wohlbehalten zu Cairo in Egypten an. Allein nach einem kurzen Aufenthalte daselbst gefiel es dem HErrn wohl, unsern geliebten Bruder Knoth mit einer anhaltenden Ruhr heimzusuchen, an deren Folgen er am 15. August dieses Sommers im lebendigen Glauben an den HErrn Jesum, schon an der ersten Pforte seiner Missionslaufbahn, seinen kurzen Pilgergang durch diese Welt vollendete.

Unter der Zahl der Entschlafenen befindet sich ferner unser geliebte Bruder J. Ph. Köhnlein, von Niederrad bei Frankfurt a. M., welcher nach Vollendung seiner Missionsstudien in unserer Schule im Anfang des Jahres 1835 von unserer Missionskommittee nach Astrachan an den Mündungen der Wolga ausgesendet worden

war, um in Gemeinschaft mit Missionar Hegele daselbst auf den weiten Steppen Kaukasiens unter den zahlreichen Tatarenstämmen die Erkenntniß des Heiles in Christo auszubreiten. Kaum hatte er unter den einladendsten Umständen seinen Beruf daselbst angetreten, und unter den umherwohnenden Tataren eine freundliche Aufnahme gefunden, als der kaiserliche Ukas vom Juli dieses Sommers auch seiner kaum erst begonnenen Berufsthätigkeit ganz unerwartet ein trauriges Ende machte. Nur mit blutendem Herzen konnte er sich entschließen, sich von seiner Arbeitsstätte unter einem Volke zu trennen, das seinem Herzen, auch in seinem tiefen, sittlichen Zerfalle, lieb geworden war. Ein Ruf unserer Gesellschaft bestimmte ihn am 11. Mai 1836 Astrachan zu verlassen, um über Konstantinopel und Malta nach der Kolonie Algier zu ziehen, und daselbst einen neuen Wirkungskreis aufzusuchen. Allein schon zu Konstantinopel fing er an zu kränkeln, und seine Krankheit brach nach seiner Ankunft auf Malta in ihrer vollen Heftigkeit aus, und legte ihn daselbst drei Monate lang auf ein Schmerzenslager nieder. Unter der treuen Pflege seiner dortigen Brüder fing er allmählig sich wieder zu erholen an, und sein heißes Verlangen, die kurze Zeit seines Lebens möglichst treu dem Dienste Christi zu widmen, ließ ihn dort keine Ruhe weiter finden, und er machte sich, leider nur allzufrühe, bei kaum begonnener Wiedergenesung auf den Weg nach Algier, wo er gerade unter den unglücklichsten Umständen in der letzten Hälfte des Novembers anlangte. Seine Krankheit brach nun mit vermehrter Heftigkeit aufs Neue aus, und nach kurzer Zeit blieb ihm nichts übrig, als der letzte Versuch, über Marseille nach Basel zurückzukehren, um hier mit des HErrn Hülfe seine erschöpften Kräfte wieder zu sammeln. Allein Gott hatte es anders über ihn beschlossen. Bei seiner Ankunft zu Marseille hatte die Krankheit bereits einen so hohen Grad erreicht, daß von der Fortsetzung seiner Reise keine Rede weiter seyn

konnte. Der dortige amerikanische Missionar, der verehrte Herr Prediger Ely nebst seiner Gattinn nahmen den erkrankten Pilger freundlich in ihr Haus auf, und pflegten sein mit der treuesten Sorgfalt und Liebe, bis es dem Heilande wohlgefiel, den 13. Februar dieses Jahres ihn von den Banden des Todes zu erlösen, und im seligen Vorgefühl der nahenden Ewigkeit in die Wohnungen des ewigen Friedens hinüberzurufen. — Dieser schmerzlichen Todespost folgte nicht lange darauf eine andere nach. Unser brüderlich geliebte Zögling, J. G. Schwabe von Neumark in Sachsen, hatte im Anfange des letzten Sommers den Auftrag von unserer Kommittee erhalten, auf den wiederholten Wunsch unsers Bruders Schmid zu An-Arbor nach Detroit an den Ufern des St. Clairsees in Nordamerika zu ziehen, um die verlassene deutsche Gemeinde daselbst auf den Auen des Evangeliums zu weiden. Glücklich dort angekommen, trat er mit der vollen Inbrunst seiner Seele in seinen Beruf ein, und fing an, mit freudiger Hingebung unter Erwachsenen und Kindern als Diener Christi zu arbeiten. Allein es währte nicht lange, so unterlag sein schon früher durch eine Lungenkrankheit angegriffener Körper den Anstrengungen der Arbeit, und zum großen Schmerz seiner Gemeinde, deren Zutrauen und Liebe er sich erworben hatte, mußte er sich zu seinem theuern Mitarbeiter, Missionar Schmid, nach An-Arbor zurückziehen, wo er unter der christlichen Pflege in dem Hause eines dortigen theuern Freundes, des Herrn Mann, am 10. März dieses Jahres seinen kurzen, aber segensvollen Lauf im Glauben an den HErrn Jesum vollendete.

Erfahrungen dieser Art lassen immer ein schmerzliches Wehmuthsgefühl in den Herzen der Freunde Christi zurück, welche so gerne wünschten, daß die zerrissenen Mauern Zions aller Orten gebauet werden möchten. Je lauter nach allen Richtungen hin die unermeßlichen sittlichen Bedürfnisse einer in Sünden verlornen Welt

nach Hülfe und Erlösung rufen, um so empfindlicher sind bei der kleinen Anzahl treuer und tüchtiger Arbeiter am Evangelio Verluste dieser Art, welche uns unsere Missionsgeschichte von Zeit zu Zeit zu nennen sich berufen fühlt. Aber wer vermag in den tiefern, geheimnißvollern Gang der Gnadenhaushaltung unsers Gottes in dieser Welt mit seinem kurzsichtigen Blicke hineinzuschauen? Und wer dürfte sich eben darum erkühnen, die verborgene Handlungsweise unsers Gottes tadelnswerth zu finden? Er selbst wird die Weisheit, Heiligkeit und Güte seiner Wege jeder Zeit vor seinen Menschenkindern zu rechtfertigen wissen; und uns geziemet, die Hand auf den Mund zu legen, und die unerforschliche Tiefe seiner Weltregierung und seiner Herrschaft über seine erlösete Gemeine anzubeten.

Nach dem Hingang seines schwervermißten Reisegefährten, Knoth, setzte Missionar K. Blumhardt unverweilt von Cairo seine Reise nach Abyssinien im Namen des HErrn weiter fort, und nach einer stürmischen Fahrt auf dem rothen Meere ließ es dem einsamen Wanderer der HErr gelingen, Massowa, die Gränzstätte des Landes glücklich zu erreichen. Auch dürfen wir hoffen, daß ihn die Hand des HErrn seines Gottes nunmehr wohlbehalten nach dem Tigrelande werde gebracht haben, um dort an der Seite seines ältern Bruders, des Missionars Isenberg, in die offene Arbeitsstätte einzutreten. Um die Lücke des vollendeten Knoth möglichst bald wieder auszufüllen, drückte die verehrte bischöfliche Missionsgesellschaft zu London unserer Kommittee den Wunsch aus, daß aus der ältern Klasse unserer Missionsschule ein tauglicher Zögling ihr für die abyssinische Mission vorgeschlagen, und derselben von hieraus unverweilt zugesendet werden möchte. Unserm geliebten Bruder L. Krapf, Candidaten der Theologie, von Derendingen in Würtemberg, welcher schon früher einige Jahre in unserer Missionsschule zugebracht, später drei Jahre lang seine theologischen Studien auf der

Universität Tübingen fortgesetzt, und sodann seine Vorbereitung auf den Missionsberuf durch Erlernung orientalischer Sprachen noch ein Jahr lang in unserer Anstalt vollendet hatte, wurde nun von unserer Kommittee der Auftrag ertheilt, sich als Mitgehülfe an die abyssinische Mission anzuschließen. Derselbe trat im Namen des HErrn seine Abreise von hier am 6. Februar d. J. an, und erreichte am 12. März wohlbehalten die Insel Malta, wo ihm die Freude zu Theil wurde, unsern vielgeprüften Bruder, Missionar Gobat, auf seinem Rückwege nach der Schweiz anzutreffen, und den brüderlichen Rath desselben für seine künftige Laufbahn zu genießen. Möge ihn der Engel des HErrn auf seiner weitern Bahn zu Land und Meer begleiten, und ihn zum Segen setzen für das unwissende und zerrissene Volk, zu welchem er als Verkündiger des Heiles gesendet ist. — Noch drei andere unserer geliebten Zöglinge sind im Laufe des verflossenen Jahres im Dienste der bischöflichen Missionsgesellschaft ihrem Missionsberufe näher gerückt. Missionar J. Günther trat am 3. November vorigen Jahres seine Reise nach Neu-Holland an, um unter den wilden Ureinwohnern dieses großen Festlandes die ersten Pflanzungen des Himmelreiches zu beginnen. Missionar J. U. Graf wurde seinen drei ältern deutschen Brüdern auf der westafrikanischen Kolonie Sierra-Leone als Mitarbeiter beigesellt, und machte sich am 26. Oktober 1836 dorthin auf den Weg, wo er nach einer schnellen und glücklichen Seefahrt am 30. November wohlbehalten anlangte. Missionar C. W. Winkler, aus Preußen, trat von London aus am 2. Januar d. J. nach der westindischen Insel Jamaika seine Reise an, wo er nach einer stürmischen Fahrt am 28. Februar d. J. im Hafen von Kingston glücklich einlief, nachdem nicht lange zuvor seine beiden Mitbrüder, Eckel und Mühlhäuser, diese Insel verlassen und sich als Boten Christi unter den befreiten Negern auf der Insel Trinidad niedergelassen hatten.

Unserer Kommitee war im Laufe des verflossenen Jahres die Freude zu Theil geworden, mehrere unserer älteren geliebten Zöglinge, von denen einige wegen anhaltender Kränklichkeit von ihren Arbeitsstätten im Heidenlande vielleicht auf immer loszutrennen sich genöthigt sahen, in unserm Missionshause bewillkommnen zu dürfen. Unser geliebter Bruder, Missionar C. F. Winkler von Stuttgart, welcher so viele Jahre hindurch mit ausgezeichnetem Segen auf der südöstlichen Küste Indiens sein Tagewerk als Bote Christi betrieben hatte, und sich durch anhaltende Zerrüttung seines Nervensystems genöthiget sahe, nach seiner Heimath für einige Zeit zurückzukehren, um dort unter dem Beistand Gottes seiner Wiedergenesung zu warten, fühlte sich im Laufe des verflossenen Sommers sattsam gestärkt, um seine wiedererlangten Kräfte dem Dienste seines göttlichen Meisters aufs neue zu weihen. Da es nicht rathsam war, diesen geliebten Bruder dem verzehrenden Einflusse eines tropischen Klimas aufs neue auszusetzen, so fand mit seiner freudigen Einstimmung unsere Kommittee für zweckmäßig, ihn nach den vereinigten Staaten Nordamerika's überzusenden, um in dem westlichen Theile derselben unter den zahlreichen Haufen verlassener deutscher Ansiedler eine evangelische Arbeitsstätte aufzusuchen. Ihn begleiten unsere herzlichen Segenswünsche, und wir flehen zum HErrn, daß Er ihn für seinen neuen Beruf mit einer neuen Fülle göttlicher Kräfte ausrüsten möge. — Unter dem Druck eines krankhaften Körpers, hatte Missionar F. Sprömberg seit einer Reihe von Jahren unter den Tataren im Karabagh nicht ohne Segen gearbeitet, als auch ihn in seinem heilsamen Berufe der russisch-kaiserliche Ukas wegen Aufhebung unsrer dortigen Missionsstelle überraschte. Dieser sowohl, als seine anhaltende Kränklichkeit, veranlaßte ihn zu dem Wunsche, den unsere Kommittee den Umständen angemessen fand, nach seiner Heimath zurückkehren zu dürfen, um nach wieder erlangter Gesundheit dem, was Gottes Rath

weiter über ihn beschlossen hat, willige Folge zu leisten. Wir hatten die Freude, diesen geliebten Bruder eine Zeitlang aufs neue in unserer Mitte zu besitzen, und uns seines Glaubens an den HErrn, und seiner Liebe zur Sache Christi zu freuen. Nach spürbarer Erholung kehrte er nun im Anfang dieses Jahres nach seinem Vaterlande Preußen zurück, um im heimathlichen Klima eine angemessene Berufsstelle aufzusuchen, und unsere herzlichen Segenswünsche begleiten ihn auf seine neubetretene Laufbahn. Missionar Theodor Müller befand sich im Laufe des verflossenen Jahres in der gleichen Lage. Seit 12 Jahren hatte derselbe im Dienste der englisch-bischöflichen Missionsgesellschaft in Syrien und Egypten mit treuer Hingebung seine Zeit und Kräfte dem Werke Christi gewidmet, und unter dem arabischen Volke manche stille Spur einer gesegneten Wirksamkeit zurückgelassen. Eine zunehmende Entkräftung, die ihn seine anstrengungsvollen Berufspflichten zu Cairo in Egypten nicht verrichten ließ, bestimmte seine Kommittee zu dem Beschlusse, ihn nebst seiner Familie in seine Heimath nach Würtemberg zurückkehren zu lassen, um dort mit ihrer freundlichen Unterstützung unter dem Beistande Gottes seiner vielfach geschwächten Gesundheit zu pflegen, und so es des HErrn Wille ist, sich auf eine angemessene Weise seinen Mitmenschen daselbst nützlich zu machen. Derselbe ist am Ende des verflossenen Julius wohlbehalten in der Schweiz angekommen, ohne indeß bis jetzt eine bedeutende Wiederherstellung seiner Kräfte gefunden zu haben. Möge der HErr ihm ferner nahe seyn, und sich auch in trüben Leidensstunden als den Gott der Liebe an seiner Seele verherrlichen.

Eine besonders schmerzhafte und leidensvolle Erfahrung war unserm geliebten Bruder Missionar Gobat seit dem Anfang des Jahres 1835 zu Theil geworden. Ein schweres körperliches Leiden hatte denselben schon auf seinem Hinwege nach Abyssinien überfallen; krank kam er im Frühling 1835 zu Adowa im Tigrelande an,

und ward nach Gottes verborgenem Rathschlusse bis zum September 1836 an ein prüfungsvolles Schmerzenslager angefesselt, für welches, nach dem Rathe eines egyptischen Arztes, nur in seiner schnellen Rückkehr eine stille Hoffnung der Linderung zu finden war. Von Schmerz durchwühlt, blieb für ihn nun kein anderer Rath, als mit seiner geliebten Gattin in der Kraft des HErrn die Leidensstätte zu verlassen, und den Versuch der Rückkehr zu wagen. Kaum war derselbe die letzten Grenzberge Abyssiniens herabgetragen worden, als auf den Ebenen Egyptens allmählig der nagende Schmerz seines Körpers zu weichen anfing, der ihn beinahe ganz verließ, als er mit seiner Gattin zu den Thoren Cairo's am 19. Nov. 1836 eintrat. Wenige Stunden vor dieser Stadt hatten die vielgeprüften Eltern noch den Schmerz, ihre kleine geliebte Tochter, deren schwache Kräfte die schwere Reise verzehrt hatte, durch den Tod sich von der Seite gerissen zu sehen, und die sterbliche Hülle derselben zu Cairo der Erde anvertrauen zu müssen. Wie unbegreiflich sind doch die Führungen des HErrn mit seinen Kindern auf dieser Erde! und welch ein unerklärbar Räthsel wäre nicht das Menschenleben und die Geschichte der göttlichen Weltregierung auf der Erde, wenn uns nicht das süße Evangelium einen Tag hoffen ließe, der Alles in volle Klarheit setzen wird, was unserm Geistesauge hienieden verborgen geblieben war.

Auch innerhalb der engen Grenzen unserer evangelischen Missionsschule hatte sich im Laufe des verflossenen Jahres ein mannigfaltiger Wechsel zugetragen, wie derselbe von Anstalten dieser Art unzertrennlich ist. Herr Candidat Christoph Blumhardt, welcher seit dem Okt. 1830 als Lehrer mit treuer Hingebung gearbeitet, und zum Segen derselben seine lehrhafte Tüchtigkeit im Kreise unserer Brüder bewährt hatte, kehrte im März d. J. in sein Vaterland Würtemberg zurück, um dort, seiner Bestimmung gemäß, mit des HErrn Gnade seine Predigerlaufbahn aufs neue fortzusetzen. Wenige Tage

darauf ward auch der zweite theure Lehrer unsrer Anstalt, Herr Candidat Oehler, der seit Ostern 1834 um die christlich-wissenschaftliche Bildung unserer Missionszöglinge sich bleibend verdient gemacht, und unsere und unserer Zöglinge hochachtungsvolle Liebe sich erworben hatte, in sein Vaterland Würtemberg zurückgerufen, um seine wissenschaftliche Laufbahn unter dem Segen des HErrn weiter zu verfolgen. Bei diesem zweifachen schmerzlichen Lehrerverluste betrachteten wir es mit Recht als ein Gnadengeschenk unseres Gottes, daß Er uns in unsern beiden verehrten Freunden, Herrn Candidat Ostertag und Herrn Candidat Weitbrecht, Beide aus Würtemberg, willkommene Mitgehülfen am Werke Christi zusenden wollte, welche mit hingebender Liebe in die offenen Lücken eingetreten sind, um die vom HErrn der Gemeinde ihnen anvertrauten Lehrgaben zur Förderung seiner Sache im Kreise unserer Anstalt anzuwenden; und wir fühlen uns gedrungen, Beide der wohlwollenden Liebe und inbrünstigen Fürbitte unserer theuren Mitverbundenen zu empfehlen.

II.

An unserm letzten Jahresfeste faßte unsre evangelische Missionsschule 41 Jünglinge in sich, welche sich der Vorbereitung auf das Werk des Amtes unter den Heiden gewidmet hatten. Fünf derselben, welche sämmtlich der jüngsten Präparandenklasse angehörten, wurden im Laufe des gegenwärtigen Jahres nach und nach theils wegen besorglicher Krankhaftigkeit, theils wegen erprobten Mangels an den erforderlichen Geistesgaben, mit unsern herzlichen Segenswünschen ihrem frühern Berufe wieder zurückgegeben; ein sechster nahm mit Genehmigung unsrer Kommittee freiwillig von uns-

rer Schule Abschied. Da wir seit mehreren Jahren gewohnt sind, eine größere Anzahl frommer Jünglinge, als der regelmäßige Klassenbestand gestattet, in die Abtheilung des ersten Präparandenjahres aufzunehmen, um ihnen und uns dadurch Gelegenheit zu verschaffen, sich in derselben in Hinsicht auf ihre Berufung zum Missionsdienste und ihre Tauglichkeit zu demselben vorerst zu versuchen, so ist es uns eben dadurch leicht möglich gemacht, diejenigen theuren Jünglinge, bei denen einige Zweifelhaftigkeit hierüber sich wahrnehmen läßt, bei Zeiten wieder in ihre frühern Berufsgeleise hineinzuleiten, was wir um so unbedenklicher thun zu können glauben dürfen, da der Zweck des ersten Präparandenjahres von selbst solch strengere Auswahl mit sich bringt, und auch sie bei ihrer Entlassung aus unsrer Schule, wie wir hoffen dürfen, keinen Verlust, sondern vielmehr einen bleibenden Gewinn für ihr künftiges Leben mit sich hinwegnehmen.

Außer dem obengenannten geliebten Bruder, dem Candidaten Krapf, welcher der abyssinischen Mission beigesellt wurde, sind auch noch drei weitere Zöglinge aus der ältesten Klasse unserer Schule, nämlich Philipp Friedr. Bultmann von Bremen, Christoph Eipper von Eßlingen, und Gottlob Schreiner von Fellbach, beide aus Würtemberg, der evangelischen Missionslaufbahn im Laufe des verflossenen Jahres näher getreten. Der erstere trat in die Dienste der verehrten englisch-bischöflichen Missionsgesellschaft zu London über, und setzt gegenwärtig in ihrem Institute zu Islington seine Vorbereitungsstudien weiter fort; die beiden andern haben sich entschlossen, sich an einen schottischen Missionsverein anzuschließen, um von demselben als Herolde des Heiles zu den wilden Ureinwohnern Neuhollands ausgesendet zu werden. Da durch den frühen Hingang unsers sel. Bruders Schwabe die neugesammelte deutsche Gemeinde Detroit im Staate Michigan ihres Seelsorgers beraubt wurde, so wandte sich die-

selbe durch unsern Bruder Schmid bittend an unsere Kommittee, um durch unverweilte Zusendung eines tauglichen Zöglings diese verwaiste Stelle wieder zu besetzen. Diesen Ruf hat unser bisheriger Missionszögling, Martin Schaad, von Unterhallau, Kantons Schaffhausen, im Namen des HErrn mit Freuden angenommen, und derselbe gedenkt seine Reise nach Nordamerika sogleich nach unsern Jahresfesten anzutreten, wobei ihn unsere herzlichsten Segenswünsche begleiten.

Da sich durch diese Aussendungen die Zahl unserer Missionszöglinge bis auf 30 verminderte, so wurde unsere Missionskommittee hiedurch in den Stand gesetzt, an Ostern des gegenwärtigen Jahres aus der bedeutenden Anzahl von 45 frommen Jünglingen, welche sich um Aufnahme in unsre Missionsschule gemeldet hatten, zwölf derselben im Namen des HErrn auszuwählen, um durch ihren Beitritt die Zahl unserer geliebten Missionszöglinge wieder vollständig zu machen. Somit faßt nunmehr unsre Anstalt aufs neue zwei und vierzig theure Jünglinge in sich, welche in der Absicht sich zu einem Bunde christlicher Brüder vereinigt haben, um sich als ein dem HErrn geheiligtes Opfer zu dem seligen Dienste des Evangeliums unter den Weltvölkern in unserer Schule vorzubereiten. Diese Jünglinge theilen sich in derselben in 5 Jahresklassen ab, von welchen die erste (älteste) aus 5, die zweite aus 6, die dritte aus 11, die vierte aus 8, und die fünfte aus 12 Mitgliedern zusammengesetzt ist.

Es liegt für unsere Herzen ein höchst ermunterndes Merkmal der göttlichen Gnade in dem Umstande, daß sich von einem Jahr zum andern eine wachsende Anzahl frommer Jünglinge im deutschen und schweizerischen Vaterlande innerlich angetrieben fühlt, zum Theil aus günstigen äußern Lebensverhältnissen herauszutreten, um sich als geringe Werkzeuge zur Förderung der seligmachenden Erkenntniß Jesu Christi in der finstern Heidenwelt freiwillig anzubieten; und wir befinden

uns mit dieser frohmachenden Erfahrung gerade im entgegengesetzten Verhältnisse zu unsern christlichen Brüdern in England, welche bei einem großen Zuflusse zeitlicher Güter für den evangelischen Missionsdienst bis jetzt über den bedeutenden Mangel an der köstlichsten Gabe, den geeigneten Werkzeugen der Missionsthätigkeit, nicht selten laute Klage führen müssen. Wenn auch unsere deutschen Missionsgesellschaften mit ihrem zeitlichen Vermögen weit hinter der Möglichkeit zurückstehen, die bedeutende Anzahl frommer Jünglinge, die sich für die Missionslaufbahn anbieten, in ihre Dienste aufnehmen zu können, so erscheint uns doch dieser Umstand immerhin als ein theures Gemeingut des Christenlebens in unserm deutschen Vaterlande, das ein lautes und wohlthuendes Zeugniß in sich begreift, daß der lebendige Christenglaube und die Liebe zum HErrn noch nicht unter uns erloschen ist.

Immerhin kann und darf nicht geläugnet werden, daß es nicht immer die lautersten, christlichen Beweggründe sind, welche den einzelnen Jüngling veranlassen, sich unter das Panier des Gekreuzigten in der Heidenwelt zu stellen. Bei manchen derselben liegt noch eine große Unbekanntschaft mit dem wahren Bestande des evangelischen Missionsberufes und seiner heiligen Anforderungen an die Werkzeuge desselben zu Grunde, wie redlich auch dabei ihr Wille seyn mag, sich jedes Opfer auf dieser Laufbahn gerne gefallen zu lassen. Es ist auch wirklich unmöglich, bloß aus dem gewöhnlichen Inhalte der Missionsschriften die wahre Gestalt des Missionslebens kennen zu lernen, indem eine wirkliche Erfahrung die Sache dem Herzen ganz anders nahe bringt, als die anziehenden und zurückschreckenden Bilder der Missionsgeschichte sind, welche wir mit Begierde auf dem Blatte lesen. Bei Andern findet nicht selten noch eine gar große Unbekanntschaft mit sich selbst, und mit der Welt statt, und das Bewußtseyn ihres frommen und guten Willens setzt sie gar leicht über die tausendfachen

Hindernisse und Gefahren hinweg, welche in und außer ihnen dem Gegenstande ihrer Sehnsucht im Wege stehen. Je grauenvoller die Schilderungen lauten, welche man ihnen, um sie zu tieferm Besinnen zu bringen, von den Erfahrungen des Missionslebens mit lebhaften Farben vor die Augen zu malen pflegt, desto mehr wird gewöhnlich ihr Gemüth zu solchem Wagniß der Christenliebe hingezogen, und sie fühlen Muth genug in sich, selbst Märtyrer für diese heilige Sache zu werden. Es thut Noth, mit viel christlicher Vorsicht mit Jünglingen dieser Art zu Werke zu gehen, um sie einestheils nicht von dem Werke Christi zurückzustoßen, und anderntheils ihnen Gelegenheit zu verschaffen, aus eigener Erfahrung mit den vielfachen Schwachheiten und Gebrechen ihres Herzens bekannt zu werden. Wenn es Jünglinge dieser Art mit der Missionssache zu leicht nehmen, und ihre Tauglichkeit zu derselben überschätzen, so tragen wieder Andere eine zu finstere Vorstellung von der wahren Beschaffenheit des Missionslebens in sich. Sie glauben in den Wildnissen der Heidenwelt auf jedem Schritte mit Todesgefahren aller Art zu kämpfen zu haben; sie werden an jeder Ecke des Weges wilde Thiere, giftige Schlangen und Mordkeulen der Wilden gewahr, und stellen sich vor, als ob die Missionslaufbahn aus lauter Fährlichkeit, aus Hunger und Durst, aus Blöße und Verlassenheit zusammengesetzt sey. Es ist leichter, übertriebene Vorstellungen dieser Art durch die Bekanntschaft mit dem wahren Wechsel der Dinge zu berichtigen, als jene Ueberschätzung des eigenen Vermögens, und der Unbesiegbarkeit des Muthes in das rechte Geleis demüthiger Bescheidenheit hineinzuleiten. Da gibt es der Klippen gar viele, an denen der fromme Missionssinn des Jünglings zu stranden Gefahr läuft, und nur die ununterbrochene Zucht des heiligen Geistes in dem Herzen, verbunden mit dem aufrichtigen Bestreben, die goldne Mittelstraße der Wahrheit auf dem Wege der Vorbereitung zum Missionsberufe zu finden, vermag die

vielfachen Auswüchse des natürlichen Sinnes allmählig zu entfernen, und das Herz in die richtige Glaubensordnung hineinzuleiten, bei welcher das ganze Bestreben der Seele nur dahin gerichtet ist, mit unbedingter Hingebung in jeder Lage des Lebens dem Willen Gottes zu dienen, und mit Verzichtleistung auf eigenen Ruhm, nur allein die Ehre dessen zu suchen, der uns der Gnade würdigt, in Seinem Dienste uns als Botschafter in diese Welt auszusenden.

Als ein bedeutendes Erleichterungs- und Förderungsmittel der Aufnahme tauglicher Jünglinge in unsere Anstalt, haben wir mit gerührtem Dank eine Einrichtung zu nennen, welche im Laufe des verflossenen Jahres zu diesem Zweck zu Stande gekommen ist. Da nämlich die bei weitem größere Anzahl frommer Jünglinge, welche sich um Aufnahme in unsere Missionsschule melden, der reichlich gesegneten Kirche Würtembergs angehört, so hat sich eine Anzahl gläubiger Prediger dieses Landes aus Liebe zur Missionssache freundlich dazu bereit finden lassen, für einzelne Missions-Petenten, welche ihnen von unserer Kommittee genannt werden, eine temporäre Berufsanstellung in ihrer Nähe auszumitteln, und auf diese Weise diesen Jünglingen die willkommene Gelegenheit eines angemessenen vorbereitenden Unterrichtes in den Freistunden derselben, und sich selbst den natürlichsten Weg zu bereiten, den christlichen Sinn und Wandel, so wie die Geistesanlagen derselben genauer kennen zu lernen, um sich auf diese Weise eine tiefere Kenntniß ihres Charakters, und uns genügendere Zeugnisse für ihre etwaige Tauglichkeit zum Missionsberufe verschaffen zu können. Unsere Kommittee erblickt in diesem freundlichen Anerbieten einen wesentlichen Gewinn für unser Erziehungs- und Unterrichtsgeschäft in der Missionsschule, indem uns dadurch möglich gemacht wird, mit ausgebreiteter Sachkenntniß bei der Auswahl unserer Präparandenklasse zu Werke zu gehen, die tauglichern Jünglinge kennen zu lernen, und den

minder tauglichen schon vor ihrer Aufnahme in unserer Anstalt den immer empfindlichen Schmerz zu ersparen, zu ihrer frühern Berufsweise wieder aus der Schule zurückgesendet zu werden. Wohl dürfte in dieser segensreichen Einrichtung zugleich das einfachste und passendste Mittel liegen, die tüchtigen Prüfungs- und Lehrgaben, welche der HErr einzelnen seiner theuren Knechte am Evangelio verliehen hat, zur Förderung seines Werkes unter den Heiden weise zu nützen, die fromme Thätigkeit der Christen in unmittelbare Berührung mit diesem Werke zu setzen, und unter den Gemeinden Gottes die lebendige Theilnahme an demselben allgemeiner zu verbreiten.

Da wir es in hohem Grade wünschenswerth finden müssen, daß auch außerhalb Würtembergs in andern Gegenden die gläubigen Prediger des Wortes zu gleicher Theilnahme am Missionswerk angeregt werden möchten, so dürfte es zweckmäßig seyn, diese einfache Einrichtung, welche jede Vorschule aufs füglichste ersetzt, mit wenigen Worten näher zu bezeichnen. Zwei theure Prediger in Stuttgart und Kornthal haben sich nämlich aus Liebe zur Sache des HErrn bereitwillig erklärt, unsere Verbindung mit diesem verehrten Predigervereine in Würtemberg zu diesem Werke zu vermitteln. Die Lebensläufe nun, durch welche sich würtembergische Jünglinge um Aufnahme in unsere Schule zu melden pflegen, werden nach vorheriger Begutachtung von unserer Seite denselben zugesendet, und sie sehen sich in der Gegend, in welcher ein solcher Jüngling wohnt, nach einem gläubigen Prediger um, der Zeit und Freudigkeit für den Dienst der Liebe hat, einem solchen Jünglinge seine speziellere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Derselbe sucht ihm nun auf seinem Berufe einen christlichen Meister in seiner Nähe zu verschaffen, der unter billigen Bedingungen dem Jünglinge neben seiner Arbeit die Freiheit gestattet, in bestimmten Stunden der Woche einen vorbereitenden Unterricht von dem Prediger des

Ortes zu empfangen. Dieser setzt sodann diesen Unterricht so lange fort, bis er sich in Stand gesetzt sieht, über den Charakter des Jünglings sowohl, als über die Fähigkeiten desselben ein sachkundiges Urtheil fällen zu können, und sucht daneben Gelegenheit, diesen Jüngling auch einigen seiner christlichen Collegen bekannt zu machen, um auf diese Weise zugleich ihr Urtheil über die Beschaffenheit des Jünglings zu gewinnen. Fällt dieses nun von seiner und ihrer Seite nach Verfluß einer zureichenden Zeit genügend aus, so werden die Zeugnisse dieser theuren Mitarbeiter durch die Hand der beiden Agenten unserer Kommittee zugesendet, und der auf diese Weise empfohlene Jüngling wird für eine künftige Auswahl in das Verzeichniß unserer Missionspetenten eingetragen. Wir glauben zu dieser Einrichtung unserm gemeinsamen evangelischen Missionswerke von ganzem Herzen Glück wünschen zu dürfen, und fühlen uns kräftig ermuntert durch den Gedanken, viele theure Mitarbeiter auf diesem Wege gewonnen zu haben, welche das Werk durch ihr Gebet und ihre Pflege heiligen, und an unsern frohen und schmerzlichen Erfahrungen bei demselben brüderlichen Antheil zu nehmen bereit stehen.

Auch im Laufe des verflossenen Jahres hat sich die Huld unsers Gottes an dem Leben und den Arbeiten unserer geliebten Missionszöglinge auf mannigfaltige Weise verherrlicht, und wir durften nicht selten das heilige Walten seines guten Geistes unter uns gewahren. Wir freuen uns, im Allgemeinen das Zeugniß wiederholen zu dürfen, daß Zeit und Kraft und dargebotene Gelegenheit von Vielen treu benützt, und der große und ernste Zweck unseres Zusammenlebens im Leben und Handeln anerkannt wurde. Manche unserer theuern Schüler haben erfreuliche Fortschritte in ihren Missionsstudien gemacht; Andere wollten es bei geringerem Maaße von Geistesfähigkeiten wenigstens an gewissenhaftem Fleiß und an Treue nicht ermangeln lassen. Aber wie sehr

auch das Gefühl der Wahrheit und Billigkeit erfordert, ein solch bescheidenes Zeugniß an der rechten Stelle laut werden zu lassen, so können wir dabei uns selbst und unsern theilnehmenden Freunden die vielfachen Gebrechen und Befleckungen nicht verbergen, welche noch dem Ganzen, so wie dem Einzelnen im Gebiete unseres brüderlichen Kreises anhängen, und uns vor dem allsehenden Auge Gottes und vor unsern Brüdern demüthigen. Es ist nicht die Sprache einer erkünstelten Demuth, die sich ein Lob erschleichen will, wenn wir also reden; vielmehr fühlen wir's tief, daß wir allzumal Sünder sind und des Ruhmes mangeln, den wir vor Gott haben sollten; und auch uns bleibt kein anderer Trost übrig, als das große Glaubenswort, das wir dem Evangelio von Christo verdanken, daß wir ohne Verdienst gerecht werden aus seiner Gnade durch die Erlösung, so durch Jesum Christum geschehen ist. (Röm. 3, 23. 24.) Diese Zuversicht allein gibt uns Muth und Freudigkeit, auch unter beugendem Schwachheitsgefühle dennoch in der Kraft des HErrn muthig vorwärts zu schreiten, dieweil wir wissen, daß Er selbst das gute Werk, das Er unter uns angefangen hat, fortsetzen und vollenden will, bis an Seinen großen Tag. Die gefahrvollste Klippe, welcher die theuern Zöglinge unserer Anstalt entgegenziehen, liegt nicht innerhalb des engen Gebietes unserer Wohnung, sondern sie liegt an den ersten Pforten einer ungekannten Welterfahrung, welcher so oft die Befangenheit oder Unbefangenheit unserer aus der Schule austretenden Brüder für einen längern oder kürzern Zeitraum unterliegt. Während ihres brüderlichen Zusammenlebens unter dem Blicke einer sorgfältigen Bewahrung macht sich unter unserm Dache in der Regel alles leicht und lieblich, und es gehört eben nicht so viel Wachsamkeit und Selbstverläugnung dazu, sich in die einfache und christlich freisinnige Haus-Ordnung zu fügen, und gleichsam auf den Flügeln der Anstalt sich weiter tragen zu lassen. In der belebenden Ath-

mosphäre solcher Gnadentage glaubt man gar leicht ein Held zu seyn, der im Glauben die Welt und sich selbst überwindet. Aber gar oft lautet's ganz anders, wenn der Fuß in die kalte Welterfahrung hinaustreten, und man sich jetzt in die Fugen und Geleise eines größern Weltverkehres mit Weisheit und Demuth fügen soll. An dieser Stelle, theure Freunde, an dieser Stelle liegen unsere härtesten Anstöße; und noch ist es uns nicht gelungen, den Uebertritt aus den stillen und bewahrten Räumen unserer Schule in die Ebbe und Fluth des stürmischen Weltwesens unsern geliebten Zöglingen auf eine geeignete Weise zu vermitteln und zu erleichtern; und gar gerne würden wir die geübtern Blicke erfahrner Erzieher für die Vorbereitung dieses Ueberganges benützen, wenn sie die Güte haben wollten, uns hierin mit ihrem erprobten Rathe an die Hand zu gehen.

Es ist eine hocherfreuliche Erscheinung, daß nicht bloß in den Gemeinden Gottes im deutschen und schweizerischen Vaterlande, sondern auch auf einzelnen unserer deutschen Universitäten der lebenskräftige Missionsgeist je mehr und mehr seine Bahn sich zu brechen beginnt. Wir können es nicht bergen, daß es uns nicht selten befremdet hat, daß unsere durch Wissenschaft und Bildung so ausgezeichneten Hochschulen bis jetzt so wenig Notiz von dem weltgeschichtlichen Einflusse des evangelischen Missionswerkes in den Heidenländern genommen haben, und die rückwirkenden, heilbringenden Kräfte dieses Einflusses so wenig zu benützen schienen. Und doch liegt es sonnenklar am Tage, welche reiche Ernten für jeden einzelnen Zweig der Wissenschaft auf diesen Gebieten einzuholen seyn dürften, wenn zu solchem Zweck die geeigneten Mittel und Wege eingeschlagen würden. Nicht als ob es uns auf irgend eine Weise wünschenswerth erschiene, daß eine unmittelbare Verbindung unserer deutschen Hochschulen mit dem evangelischen Missionswesen in den Heidenländern angeknüpft würde; weil die Stellung und das Geschäft unserer

Missionarien unter heidnischen Völkern in der Regel ein ganz anderes ist, als die Bildungsweisen und die Zwecke sind, welchen in den Hörsälen unserer Gelehrten-Schulen gewöhnlich gehuldigt wird. Aber wenn vor nicht langer Zeit mit vollkommenem Rechte behauptet worden ist, daß schon der Name, den unsere Universitäten tragen, die wissenschaftliche Missionsrichtung beurkundet, welche von unsern frommen Vätern diesen Anstalten ihrer Liebe zu Grund gelegt wurde, so läßt es sich nicht verkennen, daß einestheils für die wissenschaftliche Thätigkeit unserer deutschen Hochschulen auf den angebauten Missionsgefilden der Heidenwelt gar viel zu leisten übrig bleibt, was in der Regel unsere Missionarien zu leisten weder Zeit, noch Kraft, noch wissenschaftliche Bildung genug besitzen, und daß andererseits für jedes Fachwerk der Wissenschaften auf den mühevoll aufgebrochenen Bahnen der Missionswelt nunmehr mit vollkommener Sicherheit eine Fülle wissenschaftlicher Bereicherungen einzuholen seyn dürfte, welche eine ungleich reichere Ausbeute für die allgemeine Wohlfahrt der Völker verspräch en, als so manche luftigen Nebelgebilde einer dem Menschenleben entfremdeten Spekulation für das Wohl der Menschheit erwarten lassen, mit welchen nicht selten der Geist unserer studirenden Jugend genährt wird. In allen diesen Beziehungen ließe sich nach unserer geprüften Ueberzeugung nur Ersprießliches für die Christen- und Heidenwelt davon erwarten, wenn auch unsere Hochschulen anfingen, ihre christlich gebildeten Repräsentanten für die Wissenschaft, wie sie mit dem Evangelio des HErrn befreundet ist, der großen Heidenwelt zuzusenden, um den gebrochenen Bahnen der Missionarien beleuchtend und befruchtend nachzugehen, die schönsten Blüthen der Wissenschaft auf heidnischen Boden zu verpflanzen, und aus diesem wieder neue Lebenselemente für die praktische Richtung derselben in die geliebte Heimath zu-

rückzutragen. So ist hier für jegliche Entfaltung christlicher Licht- und Liebesthätigkeit noch unendlich viel zu thun übrig. Möge es geschehen, daß es bald und in der rechten Weise von den Christen des Abendlandes gethan werde!

III.

Wohl wäre es unsers Herzens Lust, von Neuholland bis zum Missisippistrome auf den weithin zerstreuten Arbeitsstätten unserer geliebten Brüder umherzuziehen, und jeden Einzelnen derselben in das liebende Andenken unserer theilnehmenden Freunde zurückzurufen. Aber die engen Grenzen unsers Berichtes wollen uns solche Wanderung der Liebe nicht gestatten, und wir freuen uns um so mehr der Gelegenheit, in unserm Heidenboten von Zeit zu Zeit ihre Namen und ihr Werk unsern Freunden nennen zu dürfen. Nur ein paar abgerissene Bemerkungen von unsern im Dienst der verehrten bischöflichen Missionsgesellschaft arbeitenden Brüder sind uns an dieser Stelle gestattet.

Missionar Isenberg steht nun allein als Arbeiter in Abyssinien da, nachdem der liebe Gobat ihn im September vorigen Jahrs verlassen hatte. Indeß befinden sich zwei andere Brüder auf dem Wege, um ihn auf seinem einsamen Kampfplatze zu unterstützen. „Die Erfahrung jeden Tages, schreibt derselbe von Adowa, lehrt uns, wie groß das Elend dieses Landes ist. Die Abyssinier sind in leiblicher und geistlicher Beziehung ein wahrhaft armes Volk, und ihr Zustand ist so jämmerlich, daß sie selbst daran fast verzweifeln, ob es je besser mit ihnen werden könne, und sich daher der Trägheit hingeben. Meine Hauptbeschäftigung besteht noch immer in dem Bestreben, eine fertige Kenntniß ihrer Sprache zu erwerben; daneben habe ich mehrere ihrer

jungen Priester in Unterricht aufgenommen. Die Uebersetzung des N. Testamentes in die Tigresprache wird, wie ich hoffen darf, bis zum Ende dieses Jahres in ihrem ersten Entwurfe fertig seyn, worauf ich sie einer gründlichen Durchsicht zu unterwerfen gedenke. Diese Arbeit macht mir viel Vergnügen. Das ganze Land steht für die Predigt des Evangeliums offen, und wenigstens an drei Stellen sollten Missionsstationen aufgerichtet werden."

„Die Gesandtschaft, welche der Dedschadschi (Regent) Ubie nach Egypten sandte, um von dem Patriarchen der koptischen Kirche zu Cairo einen Abuna (obersten Bischof) für die abyssinische Kirche zu erhalten, hat ihres Zweckes verfehlt, und dieselbe ist mit leeren Händen zurückgekommen. Der Patriarch daselbst verlangte ein Geschenk von 6000 Thalern, um einen Abuna zu ernennen, und da die Gesandtschaft nur 100 Thaler zur Bestreitung der Reisekosten von Ubie erhalten hatte, so konnte sie natürlich in die Forderung dieses Hohenpriesters nicht eintreten. Wie Ubie dieses Mißlingen seines Gesuchs aufgenommen habe, ist noch unbekannt. Als der Gesandte, von Missionar Wolff begleitet, ins Land zurückkam, verbreitete sich das Gerücht, unser Freund Wolff sey der verordnete Abuna, und große Volkshaufen strömten jetzt zu ihm herbei, um von ihm gesegnet zu werden. Missionar Wolff that nun Alles, was er vermochte, um sie von ihrem Irrthum zurückzubringen."

Unsere Brüder auf Malta waren mit Uebersetzungen christlicher Schriften, Verfertigung tauglicher Schulbücher und dem Druck derselben für die Bewohner des Mittelmeeres emsig beschäftigt, und es sind von denselben im Laufe des Jahres 1836 zwanzig kleine griechische Schriften zu 6405, zwei in türkischer Sprache zu 1260, zwanzig andere in arabischer Sprache zu 5731, lithographirte Schulatlasse und andere Schulschriften zu 4033 Seiten ausgefertigt worden. Missionar Schlienz da-

selbst hat von dem bischöflichen Collegium zu London den Auftrag erhalten, eine Uebersetzung der alttestamentlichen Schriften in neu-arabischer Sprache auf ihre Kosten zu unternehmen. — Missionar Hildner auf Syra arbeitet munter auf seiner Insel in den dortigen Schulen fort, in welchen bei 600 Kinder beiderlei Geschlechts christlichen Unterricht von ihm empfangen. „Seit dem letzten Aufruhr gegen unsere Schulen," schreibt derselbe, „geht unser Unterricht ungehindert fort, und wir können unsere christlichen Schulbücher ohne Schwierigkeit gebrauchen." Am 14. Sept. des verflossenen Jahres machte König Otto diesen Schulen einen Besuch, und drückte über den Zustand derselben seine volle Zufriedenheit gegen Missionar Hildner aus. Ihm wird nun Missionar Wolters von Tebris als Gehülfe der Arbeit zugesendet werden. — Vier unserer geliebten Brüder haben sich im verflossenen Jahre auf den beiden westindischen Inseln, Jamaika und Trinidad, unter dem großen Haufen befreiter Neger niedergelassen, um dieselben durch die Bekanntschaft mit dem Evangelio dem guten Hirten der Schafe zuzuführen. Eine große und fruchtbare Arbeitsstätte hat sich in diesen Tagen auf diesen zahlreichen Inseln der christlichen Liebesthätigkeit aufgeschlossen, und es fehlt nur an tauglichen Arbeitern, um 800,000 lernbegierige Neger mit der Erkenntniß des Heiles zu umfassen. — Nicht minder weit und fruchtbar sind die Arbeitskreise unserer vier geliebten Brüder auf der westafrikanischen Kolonie Sierra-Leone, denen dort auf vier verschiedenen Missionsbezirken mit achtzehn Nationalgehülfen bei 4000 Neger zur Pflege anvertrauet sind, unter denen 643 Abendmahlsgenossen sich befinden. Im verflossenen Jahre sind von denselben 80 Erwachsene und Kinder auf den Tod Christi getauft und 452 Neger zur Taufe durch Religionsunterricht vorbereitet worden. Auch werden ihre zwei und zwanzig weitumherzerstreuten Schulen von 3715 erwachsenen und kleinen Schülern besucht. „Zu keiner

Zeit," schreibt Missionar Kißling von dort, „haben die armen Afrikaner allgemeiner und lauter nach christlichem Unterrichte verlangt, und nie sind unsere Arbeiten von denselben in solchem Grade werthgeschätzt worden, als dieß gegenwärtig der Fall ist. Erst in diesen Tagen schrieb mir einer derselben von dem entfernten Dorfe Hastings im Namen aller dortigen Neger: „Wir, die Bewohner von Hastings, machen Sie demüthig damit bekannt, wie sehr es uns schmerzt, daß wir Schafe ohne Hirten sind; wir sind hülflos uns selbst überlassen, und irren von einem Abwege zum andern umher. Möchte doch Ihre Kommittee uns mit Augen des Erbarmens anblicken, und uns einen Hirten zusenden, der uns auf den Weg zum Himmel führe, denn wir haben keinen Führer, und werden von dem Teufel nach allen Seiten hingerissen. Wir alle bitten Sie daher mit großem Verlangen, um Gottes willen, uns unsere Bitte zu gewähren, und uns nicht länger uns selbst zu überlassen."

Der liebe Missionar Kißling, welcher seit einer Reihe von Jahren mit großer Anstrengung in Westafrika gearbeitet hat, erhielt von seiner Kommittee die Gestattung, zur Stärkung seiner Gesundheit eine Erholungsreise nach Europa zu machen, und ist bereits glücklich in London angekommen. Wir freuen uns, diesen geliebten Bruder bald wieder in unserm Missionshause begrüßen zu dürfen.

Auch im nördlichen Indien rückt allmählig das Werk des HErrn auf eine überraschende Weise vorwärts, und im Stillen bereiten sich die Wege nach allen Richtungen hin, um die Erkenntniß des Heiles in dem Völkerleben Indiens tiefer anzuwurzeln. — Der liebe Missionar Häberlin schreibt unter dem 4. November vorigen Jahrs von Calkutta: „Die Missions-Kommittee in London hat unsern vor einiger Zeit ihr vorgelegten Plan genehmigt, ein Missions-Institut in Calkutta zu errichten, worin wir unsere künftigen National-Katechisten, Schullehrer und Prediger unter dem Beistande

Gottes zu bilden gedenken. Es hat Gott wohlgefallen, durch die Predigt seines Wortes eine Aufweckung der Gemüther für das ewige Heil ihrer Seelen zu bewirken, und uns dadurch neue Wege der Wirksamkeit zu öffnen. Wir haben nunmehr fünf bekehrte Jünglinge, welche eine theologische Erziehung verlangen, und die wir für das Werk des Amtes tauglich finden. Mit diesen gedenke ich nun im demüthigen Vertrauen auf das große Haupt der Gemeinde am 15. dieses das neue Missions-Institut zu eröffnen, wobei mir Bruder Linke, der von Burdwan herbeigerufen worden ist, brüderliche Handreichung thun wird. Die Lebensweise der Zöglinge im Institut wird einfach und auf Hinduweise eingerichtet, und der Unterricht, unsern hiesigen Verhältnissen anpassend, ziemlich dem Basler-Plane entnommen werden. Es wird mir Freude machen, nächstens ausführlicher Ihnen hievon Nachricht zu geben. Die Zukunft läßt große Dinge für Indien erwarten. Anbahnungen, welche erstaunliche Folgen haben können und werden, springen Jedem in die Augen, worüber Ihnen die beifolgenden Schriften weitere Auskunft ertheilen werden. O daß ich mehr Kraft besäße, mehr Muth, mehr kindlich-demüthigen Glauben, mehr von Pauli Geist und Johannis Liebe, um dieser großen Wiedergeburt der Dinge mit Freudigkeit und Segen entgegen zu ziehen!"

In gleicher Weise schreibt uns unser theurer Bruder Weitbrecht von dem etwa 20 Stunden von Calkutta entfernten Burdwan unter dem 4. Oktober des verflossenen Jahres. „Mein Gehülfe, Bruder Linke, ist von meiner Seite hinweg auf das große Arbeitsfeld nach Calkutta gerufen worden. Man muß mich nicht in die Länge allein stehen lassen. Ich brauche einen Bruder, und es ist ganz natürlich, daß ich als ein alter Würtemberger, gerne einen deutschen Bruder an meiner Seite sehen möchte. Könnten zwei kommen, so wäre es nur um so besser; sie werden Brod und Arbeit genug finden. Aber Brüder sollten's seyn, die mit einem

heitern Gemüthe einen entschiedenen Glaubens- und Jüngersinn vereinigen, Brüder, die zu jeder Zeit zum Kampfe fertig sind, keine Leidenscheu verrathen, und die sich eine Freude daraus machen, sich überall brauchen zu lassen, wo der HErr eine Thüre aufthut. Ich habe mich deßhalb an unsere theure Kommittee gewendet. Die Nacht kann nicht mehr zu lange dauern um uns her; wenn es in der Nachbarschaft zu tagen anfängt, so wird gewiß auch bei uns das Sonnenlicht bald die Finsternisse durchbrechen. Hülfe ist deßhalb bei uns Noth; vielleicht kommen die Brüder zur rechten Zeit, wenn ich ihnen mit der freudigen Botschaft entgegen kommen kann, daß viele unsterbliche Seelen nach Lebensbrod fragen."

In unserm Heidenboten (Nro. 16., 20. und 21.) haben wir von unsern beiden geliebten Brüdern zu Benares, Knorpp und Leupold, einige Nachrichten mitgetheilt. Auch sie säen den guten Samen auf ihrem weiten, dichtbevölkerten Brachfelde mit froher Glaubenszuversicht aus, und hoffen, in der Kraft des HErrn, bald eine Freudenernte einzuthun. — Im fernen Osten arbeitet Missionar Bär auf seiner abgelegenen Insel Makisser in beharrlicher Geduld und mit sichtbarem Segen Gottes fort, und der HErr stärkt seine Glaubenshand. Nach und nach dringt der Sauerteig des Wortes durch die Masse der Götzendiener auf der Insel hindurch, und wenn er auch bisweilen unter Thränen den guten Samen streuen muß, so kommt ihm doch der HErr mit immer neuen Erquickungen entgegen. Etwas aus seinem Tagebuche haben wir im Heidenboten (Nro. 19. 1836 und Nro. 4. 1837) eingerückt. „Es sind nun 20 Jahre vorbei," schreibt derselbe, „daß ich die liebe Heimath verließ, und zu Ihnen nach Basel zog; und Gott sey's gedankt, ich bin unter der Gluthitze des Aequators noch so stark an Kräften, oder noch stärker, als damals, und der Sinn, für unsern HErrn und Heiland und sein Reich zu wirken, ist auch jetzt noch so

groß, als zu jener Zeit. Gnade, Gnade ist alles, was Er an uns gethan hat, und noch täglich thut. Hallelujah." — Siebenzehn volle Jahre arbeitet nun dieser unvergeßliche Bruder allein in seiner abgelegenen Einsamkeit auf einigen entfernten Inseln am Reiche Christi, ohne einen brüderlichen Gehülfen an der Seite zu haben, und sein frischer Glaubensmuth, den Gottes Gnade ihm reichlich darbot, hat auch dort am Brünnlein des ewigen Lebens immer neue Erquickungen getrunken. Wie viele unter uns wären nicht in solcher Abgeschiedenheit, und in solch heidnischer Finsterniß eine Beute der Schläfrigkeit und des Todes geworden! Der HErr sey hochgelobt, für das Beispiel christlicher Beharrlichkeit, das Er uns in diesem geliebten Bruder zur Nacheiferung gegeben hat!

IV.

Unsere Kommittee konnte es sich schon in unserm vorjährigen Berichte keinen Augenblick verbergen, daß in unserm gemeinschaftlichen evangelischen Missionswerke in den südlichen Grenz-Provinzen Rußlands der zerstörende kaiserliche Ukas vom Juli 1835 einen tiefen und gewaltigen Todesschnitt erzeugen mußte, welcher nicht nur die gänzliche Auflösung von vier festbegründeten und hoffnungsreichen Missionsstellen unserer Gesellschaft auf russischem Boden, sondern auch die Unhaltbarkeit unserer neuen Mission in dem benachbarten Persien erwarten ließ. Wie räthselhaft und dunkel auch heute noch diese geheimnißvolle Zulassung unsern Augen erscheint, so konnten wir dennoch, und wir können jetzt noch der getrosten Hoffnung uns hingeben, daß der HErr auch in diesem schmerzlichen Falle Alles wohlgemacht habe, und in dieser scheinbaren Niederlage seinen siegreichen Arm offenbaren werde. Wir selbst hatten

von dem ersten Augenblick an, da diese Trauerbotschaft uns zu Ohren kam, jegliche Hoffnung aufgegeben, daß an eine Aufhebung dieses Regierungsverbotes, und an eine Wiederherstellung unserer bisherigen segensreichen Missionswirksamkeit in jenen Gegenden so bald wieder werde gedacht werden dürfen, so wenig es uns auch nur einen Augenblick gestattet war, die vorurtheilsfreie Religiosität und strenge Gerechtigkeitsliebe des edeln Kaisers in Zweifel zu ziehen. Aber einige unserer theuren Sendboten daselbst glaubten es der guten Sache und ihrem eigenen Gewissen schuldig zu seyn, einen bescheidenen Versuch zu wagen, um mit der einfachen, geschichtlichen Darstellung ihrer Missionsarbeiten in diesen Ländern, und der unbefangenen Rechtfertigung ihres bisherigen Verfahrens zugleich die anspruchlose Bitte zu verbinden, unter gewissen Beschränkungen ihre evangelische Berufsthätigkeit, und wenigstens den Druck religiöser, von der obersten Censur-Behörde genehmigten Schriften und die Verbreitung derselben ungehindert fortsetzen zu dürfen. Da auf diese an die höchste Regierung gerichtete Bittschrift derselben bis jetzt keine Antwort erfolgte, so trat im Laufe dieses Jahres ein unmittelbarer Geschäftsstillstand in ihrem Kreise ein, welcher jedoch theils zu stiller Berichtigung ihrer dortigen Verhältnisse, und zu Vorbereitungen für ihren bevorstehenden Aufbruch, theils zu weitern Untersuchungsreisen in den Nachbarländern emsig benützt wurde.

Die Ergebnisse dieser Zwischenzeit können wir nicht anders denn erfreulich nennen, indem während derselben theils eine nicht unbedeutende Anzahl von heiligen Schriften und andern christlichen Büchern von wahrheitsuchenden Seelen in ihrer Wohnung nachgesucht, und um billige Preise an dieselben verkauft, theils manche glaubensstärkende Gelegenheit gefunden wurde, der vielfachen stillen Spuren gewahr zu werden, auf denen die bisherige Missionsthätigkeit unserer theuern

Sendboten

Sendboten ihre lieblichen Früchte getragen hatte, und unter Gottes Segen im Verborgenen trägt. Ohne Wahrnehmungen dieser Art wäre es wirklich ihnen und uns doppelt schwer geworden, sich von einem Saatfelde zu trennen, auf welchem sie seit 15 Jahren unter vielfachen Geduldübungen und wohl auch bisweilen unter Thränen den guten Samen in Hoffnung ausgestreut hatten. Der HErr hatte es ihnen nämlich innerhalb dieses Zeitraums gelingen lassen, unter heilsbegierigen Seelen, welche deßhalb bei ihnen einsprachen, an heiligen Schriften auszutheilen:

Hebräische Bibeln	71	Ex.
Hebräische Neue Testamente . . .	21	„
Persischer Jesajas	50	„
Armenische Neue Testamente . . .	78	„
Das armenische Evang. Matthäi .	80	„
Zusammen:	300	Ex.

Von der persischen, von Missionar Pfander verfertigten Schrift „Misan ul Hak" (Wage der Wahrheit), welche eine Vergleichung des Christenthums mit dem Muhamedanismus und eine Widerlegung des Letztern enthält, und die erste ist, welche die Glaubens- und Sittenlehre des Christenthums in ihren praktischen Beziehungen auf das Leben in dieser Sprache ausführlich darstellt, wurden 384 Exemplare unter Armeniern und Persern in Umlauf gesetzt. Ob wir gleich nach den neuesten Erfahrungen glauben müssen, daß diese sehr gut ausgearbeitete, und für den Zweck der evangelischen Missionsthätigkeit unter den Muhamedanern wohlberechnete Schrift vielleicht eine noch zu starke Speise für das fanatische Perservolk und seine unwissende Priesterschaft in sich enthalten dürfte, so ist sie doch vollkommen dazu geeignet, eine allgemeinere Aufmerksamkeit auf das wahre Wesen des Christenglaubens anzuregen, und im schneidenden Gegensatze gegen die magern und geistlosen Spitzfindigkeiten der orientalischen Kirchenlehrer,

die unbestreitbare sittliche Ueberlegenheit der neutestamentlichen Lehre über das Beste, was der Koran in sich enthält, in Argumenten und Beispielen darzustellen.

Von 13 verschiedenen kleinern armenischen Schriften, welche das Wesen des Christenthums von verschiedenen Seiten beleuchten, und in verschiedenen Formen darstellen, wurden 662, und von 7 verschiedenen armenischen Schulbüchern 328 Exemplare unter das Volk gebracht, und von demselben theils käuflich, theils unentgeldlich meist mit dankbarer Begierde aufgenommen. Eine solche Aussaat christlicher Wahrheit kann nimmermehr vergeblich seyn; und die stillen Früchte, welche unsere geliebten Brüder da und dort bei Einzelnen und unter größern Verbindungen wahrzunehmen Gelegenheit hatten, sind uns eine ermunternde Bürgschaft für die Hoffnung, daß unser Werk in jenen Gegenden unter Gottes Segen seine bleibenden, heilsamen Wirkungen nicht verfehlen wird.

Die Auflösung unserer kleinen Missionsstation zu Astrachan war mit geringen Schwierigkeiten verbunden, da dieselbe kaum ein Jahr zuvor ihren Anfang genommen hatte. Aber wie sehr sich auch noch unsere beiden Brüder, Hegele und Köhnlein, als Fremdlinge auf dieser Stelle zu betrachten Ursache hatten, so fiel es ihnen dennoch schwer aufs Herz, von einem Arbeitsposten sich zu trennen, auf welchen sie mit besonderer Liebe hineingetreten waren. Die deutsche nicht unbeträchtliche Gemeinde in der Stadt Astrachan, so wie die zahlreichen Horden der Tataren auf den weiten Steppen Kaukasiens mußten nunmehr aufs Neue sich überlassen werden, und Beide fühlten das Schmerzliche dieser Aufgabe um so tiefer, da sie im Schooße der deutschen Gemeinde viel Liebe, und unter den Tataren ein wachsendes Vertrauen gefunden hatten. Missionar Hegele erhielt von unserer Kommittee den Auftrag, sich einstweilen nach Karaß zu Missionar Lang zurückzuziehen, indeß Missionar Köhnlein eine evan-

gelische Arbeitsstätte auf Algier einzunehmen berufen ward. Daß Letzterer den kaum betretenen afrikanischen Boden nach wenigen Wochen wieder zu verlassen, und nach Marseille herüberzuschiffen sich genöthigt sahe, wo er seinen Lauf im Frieden Gottes selig vollendete, ist schon oben bemerkt worden. Selig Alle, die erduldet haben! (Jak. 5, 11.) rufen wir ihm mit Wehmuth nach, und hoffen, ihn einst dort in den Wohnungen des ewigen Friedens wiederzufinden.

Die erforderlichen Anordnungen für die beiden Missionskolonien, Karaß und Madschar, auf welchen die beiden theuren Brüder, Lang und König, das Werk des Amtes im Segen geführet haben, waren bereits mit größern Schwierigkeiten verbunden. Mit dem Missionsgeschäfte auf beiden Stellen unter den Tataren war zugleich die Pflege einer deutschen Gemeinde verbunden, die, wenn auch die Arbeit unter den Tataren stille stehen mußte, nicht zugleich verlassen werden konnte, ohne dieselbe auf eine unbarmherzige Weise ihrem sittlichen Untergange Preis zu geben. Beide Kolonialgemeinden hingen zugleich mit der herzlichsten Liebe an ihren bisherigen Seelsorgern, auch hatten sie, nach dem geringen Maaße ihrer Kräfte, bisher das Ihrige zum Unterhalte derselben beigetragen, und waren auch in dieser Beziehung einer besondern Berücksichtigung werth. Unsere Missionskommittee glaubte demnach in dem Beschlusse sich vorerst vereinigen zu müssen, unsere beiden dortigen Brüder, dem dringenden Wunsche ihrer Gemeinden gemäß, denselben noch länger zu überlassen, und einen Theil ihrer Unterhaltungskosten auf sich zu nehmen; wie tief wir es auch beklagen, daß ein längst angebautes, offenes Arbeitsfeld unter dem Tatarenvolke neben ihnen, und unter ihren Augen brach und hülflos liegen gelassen werden muß, auf welchem sie so oft unter dem Schweiße des Angesichts den guten Samen ausgestreuet hatten. Daß nunmehr die Tataren, und

wenigstens die heilsbegierigen Seelen unter ihnen, zu unsern Missionarien in ihre Wohnungen kommen werden, um sie nach dem Wege zum Leben zu fragen, ist kaum zu erwarten, da die muhamedanischen Mullahs ebenso wie die fanatischen Priester der Armenier kein Mittel unversucht lassen, um sie dem Volke als Leute verdächtig zu machen, welche die russische Regierung selbst für Geächtete erklärt hat. Jedoch, was ist der Macht und Liebe des HErrn nicht Alles möglich! Sollte unter solchen Widerwärtigkeiten nicht selbst alsdann für des HErrn Sache genug gewonnen seyn, wenn auf unsere geliebte Brüder der apostolische Ausspruch angewendet werden darf: „Selig seyd ihr, wenn ihr geschmähet werdet über dem Namen Christi, denn der Geist, der ein Geist der Herrlichkeit und Gottes ist, ruhet auf euch. Bei ihnen ist er verlästert, aber bei euch ist er gepriesen. Niemand unter euch leide als ein Uebelthäter, oder der in ein fremdes Amt greife. Leidet er aber als ein Christ, so schäme er sich nicht. Er preise aber Gott in solchem Falle. (1 Petr. 4, 14—16.)

Der Hauptschlag jener Regierungsverordnung hatte indeß unsere Hauptstation zu Schuschi nach dem Willen Gottes getroffen, und diese, wie zu erwarten stand, in die größten Schwierigkeiten verwickelt. Fünf unserer dortigen theuern Sendboten, F. Zaremba, H. Pfander, F. Judt, A. Kreis und Fr. Sprömberg, waren durch dieselbe auf einmal beruflos geworden, und mußten ihre Thätigkeit nach außen als eine verbotene und streng bewachte betrachten; ein Gefühl, das nach solchen Anstrengungen und Aufopferungen der uneigennützigsten Liebe kein anderes denn ein bitteres sein konnte. Daß sie indeß unter der herablassenden Gnadengegenwart ihres Gottes am großen Marktplatze ihrer bisherigen muntern Thätigkeit dieses Jahr nicht müßig stehen bleiben durften, und in ihrer Wohnung selbst die willkommensten Gelegenheiten fanden, ihren fragenden Brüdern mit dem Evangelio Christi zu

dienen, das ist schon oben bemerkt worden. Mit gutem Grunde berechtigt, auf ihre Bittschrift an die hohe Regierung indeß einer Antwort ruhig warten zu dürfen, glaubten sie mit uns, die beschwerliche Zwischenzeit nicht besser benützen zu können, als daß zwei von ihnen, die Brüder Zaremba und Judt, des täglichen Werkes warteten, und die nöthigen Anbahnungen zum etwaigen Aufbruch vorbereiteten, indeß die beiden andern Brüder, Pfander und Kreis, im Namen des HErrn eine Erkundigungsreise nach Kleinasien und einem Theil Persiens antraten. Wir waren nämlich von Anfang an mit unsern sämtlichen Missionarien daselbst in dem Grundsatze einverstanden, daß unsere Sendboten, wenn die russische Regierung ihre heilsame Arbeit auf ihrem Boden nicht länger dulden wollte, nach der Regel des HErrn in den nächsten Nachbargrenzen vorerst ihre neuen Arbeitsstätten aufzusuchen, verpflichtet wären. Weite Räume hiefür und einladende Bedürfnisse boten ihnen hiezu die türkischen und persischen Provinzen an, und es that daher vor allem Noth, auf einer weitern Erkundigungsreise sich nach den geeigneten Wegen umzusehen, welche der Rath unseres Gottes denselben für ihre künftige Berufsthätigkeit vorzeichnen würde.

Diese Reise traten die beiden Missionare Pfander und Kreis, von Missionar Sprömberg begleitet, welcher Kränklichkeitshalben in seine Heimath zurückzukehren Willens war, im März 1836 im Namen des HErrn an, und verweilten auf derselben bis zum September dieses Jahres. Die Ergebnisse dieser Reise enthält ein von Missionar Pfander ausgefertigtes Tagebuch, aus dem wir einzelne lehrreiche Auszüge im Anhange dieses Berichtes Nro. I. unsern theilnehmenden Missionsfreunden beigefügt haben. Ihre sämmtlichen, auf diesem Wege gemachten Untersuchungen, vereinigen sich in dem Vorschlage, den auch die zu Rathe gezogenen amerikanischen Missionarien zu Konstantinopel für ausführbar hielten, daß 1.) unsere Schuschaer-Druckerpresse mit Bruder Judt

nach Trabesund, einem Freihafen des schwarzen Meeres, verlegt; daß

2.) einige der ostarmenischen Sprache vollkommen kundige Brüder zur Abfassung armenischer Schriften und zur Beschäftigung der Presse dort angesiedelt, und daß

3.) ein paar Andere unserer Brüder zum Zweck der Verbreitung dieser Schriften unter den Armeniern der türkischen Staaten angestellt, und durch diese zugleich die bisherige heilsame Verbindung mit den Armeniern der russischen Provinzen unterhalten werden sollte, indeß sie der Gelegenheit wahrnehmen, sich auch der muhamedanischen Einwohner dieser Länder auf eine den Umständen angemessene Weise am Evangelium nützlich zu machen.

Bei näherer Betrachtung dieses Vorschlags konnte es sich unsere Kommittee nicht bergen, daß derselbe gar manches im Allgemeinen in sich enthielt, was theils als Fortsetzung des bereits begonnenen gesegneten Werkes, theils als neue Gelegenheit zu ausgedehnter evangelischer Wirksamkeit unter dem verlassenen armenischen Volke für unsere Herzen anziehend und wünschenswerth erschien. Allein bei tieferer Erwägung dieses folgenreichen Gegenstandes konnten wir doch nicht umhin, uns aus der Schule der bisherigen Erfahrung die vielfachen Hindernisse und Schwierigkeiten lebhaft zu vergegenwärtigen, welche mit überwiegender Wahrscheinlichkeit auf der vorgeschlagenen Bahn zu erwarten standen. Um eine freudige Zustimmung zu dem gemachten Vorschlage gewinnen zu können, stand uns im Allgemeinen schon der Hauptumstand im Wege, daß wir unsere bisherige Missionsthätigkeit unter dem armenischen Volke als eine blos untergeordnete betrachten mußten, in der wir bis jetzt das geeignetste Mittel erkannten, durch sie den Weg zur Verbreitung evangelischer Erkenntniß unter den Muhamedanern zu gewinnen, indeß wir hier zunächst und hauptsächlich blos ouf die Arbeit unter den Armeniern beschränkt worden wären, ohne etwas Bedeutendes für

die Muhamedaner thun zu können. Hauptsächlich aber mußte uns dabei die natürliche Besorgniß nahe liegen, daß es der fanatischen höhern Geistlichkeit dieses Volkes von dem benachbarten Kloster Etschmiazin aus nicht minder leicht gelingen dürfte, unsere Missionsthätigkeit bei den türkischen Behörden verdächtig zu machen, als es ihr gelungen war, dieß bei der russischen zu bewirken. In jedem Falle mußten wir das Gelingen eines solchen Versuches unter den vorliegenden Umständen als ein sehr problematisches betrachten, und unsere Kommittee war von Herzen müde, auf blos zufällige Wechselfälle hin einen bedeutenden Kostenaufwand zu wagen, und dabei Gefahr zu laufen, die Wirksamkeit unserer Druckerpresse in jenen Ländern durch den augenblicklichen Willen eines türkischen Paschas aufs neue unterdrückt zu sehen. Zudem hätte ein solches Werk, ohne ausdrückliches Ansuchen der Genehmigung von Seiten der Großherrlichen Regierung, blos auf seine eigene Gefahr hin begonnen werden müssen, indem bestimmt vorauszusehen war, daß jede Anfrage dieser Art eine bestimmte abschlägliche Antwort zum Voraus zu erwarten haben würde. Auch die bedeutende Kostspieligkeit dieses Beginnens an einer Stelle, wo der bereits daselbst angesiedelte amerikanische Missionar, Herr Jackson, nur mit einem Kostenaufwand von mehreren tausend Gulden sich ein Wohnhaus zur Miethe zu sichern vermochte, mußte billig unsere Bedenklichkeit rege machen, und dieß um so mehr, da unsere amerikanischen Brüder von Konstantinopel aus bereits die Hauptstellen für Missionsthätigkeit in Besitz genommen, und die Bereitwilligkeit ihrer Kommittee bestimmt erklärt hatten, durch Zusendung einer noch größern Anzahl evangelischer Sendboten jedem etwaigen Bedürfnisse der christlichen und auch der muhamedanischen Bewohner der türkischen Provinzen mit Freuden zu begegnen.

Das Gewicht dieser Gründe vermehrte sich in der Wagschale der Betrachtung durch den Umstand, daß uns

der HErr der Gemeinde in Vergleichung mit unsern englischen und amerikanischen Brüdern, bisher nur sparsame Mittel zur Förderung der Missionssache in die Hände gelegt hatte, und daß uns zu gleicher Zeit in der unmittelbaren Heidenwelt Indiens mit vollkommener landesherrlicher Sicherung die weitesten und bedürfnißvollsten Räume zu gesegneter Missionsarbeit aufgeschlossen worden waren, die es uns zur Pflicht machten, von diesen dargebotenen Mitteln den unmittelbarsten Gebrauch unter den Heidenvölkern selbst zu machen. Dem Lichte dieses Grundsatzes gemäß, glaubte nun unsere Kommittee in folgenden Beschlüssen sich vereinigen zu müssen, welche wir unsern geliebten Brüdern in Schuscha mittheilten, und die auch von ihnen gebilligt wurden.

1.) Auf den Vorschlag der Aufrichtung unserer Druckerpresse zu Trabesund und der Ansiedelung mehrerer unserer theuren Sendboten daselbst, aus oben erwähnten Gründen zu verzichten;

2.) Den beiden Brüdern, Pfander und Kreis, ihrem eigenen Wunsche gemäß, eine angemessene Arbeitsstätte in einem Theile des brittischen Indiens aufzusuchen, und dieselbe zu beauftragen, im Namen des HErrn ihre Reise durch Persien vorerst zu unsern Missionsbrüdern nach Mangalore im Laufe dieses Frühlings anzutreten, und

3.) Die beiden geliebten Brüder, Zaremba und Judt, zu ersuchen, die gänzliche Auflösung unserer Missionsstelle zu Schuscha auf eine geeignete Weise anzubahnen, und vorerst in Stille der weitern Winke zu warten, welche ihnen und uns der HErr für die Fortsetzung ihrer gesegneten Wirksamkeit unter den dortigen Völkerstämmen bereiten werde. Noch haben wir die vertrauensvolle Hoffnung nicht gänzlich aufgegeben, daß es ihnen der Vater der Barmherzigkeit, der alle Herzen und alle Wege in seinen allmächtigen Händen hat, gelingen lassen dürfte, den lieblichen Faden evangelischer Arbeit

nicht gänzlich abgerissen zu sehen, den Er seit Jahren unter sichtbaren Merkmalen seines gnädigen Wohlgefallens in jenen Ländern durch ihre Arbeit geknüpft hat.

Unsere Kommittee hatte Ursache zu befürchten, daß die schmerzliche Catastrophe, welche unsere Missionsstationen diesseits und jenseits des kaukasischen Gebirges betroffen hatte, auch die schwachen Anfänge unserer evangelischen Missionsthätigkeit in Persien erschüttern würde. Dieß ließ schon der vielseitige Verkehr, den die Armenier dieser Länder unter einander haben, noch mehr aber das böswillige Bestreben des armenischen Clerus erwarten, dem die Niederlage unserer Missionarien willkommen war, um durch verläumderische Gerüchte aller Art den nachtheiligen Einfluß zu erhöhen, den ihr unerwartetes Loos bereits auf Armenier und Muhamedaner gemacht hatte. Eine Reise, welche unsere beiden theuren Brüder, Schneider und Hörnle, vom Juni bis zum September des verflossenen Sommers in die Hauptstädte Persiens machten, um sich nach den Mitteln und Wegen erweiterter Missionsthätigkeit in diesem Lande umzusehen, bestätigte auch wirklich, wie dieß aus dem inhaltsreichen Berichte des Missionars Schneider im Anhange Nro. II. unsere theilnehmenden Missionsfreunde selbst ersehen werden, eine solche Besorgniß in einem Grade, wie es uns selbst unerwartet kam. Die Ergebnisse, welche dieser lehrreiche Bericht so wie das Tagebuch des armenischen Bücherumträgers Nicoghos in sich faßt, verbreiten ein mannigfaltiges helles Licht über den gegenwärtigen Zustand der Dinge in Persien, und vor allem über die Frage, ob und wie weit die religiöse Stimmung des Volkes für die Arbeiten evangelischer Missionsthätigkeit in ihrer Mitte jetzt schon vorbereitet sey. Die drohenden Ereignisse, welche den Schluß des Aufenthaltes unserer Brüder in der Hauptstadt dieses Reiches, Ispahan, bildeten, und die sichtbare Lebensgefahr, der sie auch bei dem leisesten Auftreten von ihrer

Seite als Verbreiter der heiligen Schriften unter dem Haufen eines fanatischen Pöbels ausgesetzt waren, ließen uns deutlich wahrnehmen, daß die frühere, für die Aufnahme des Wortes Gottes scheinbar günstige Stimmung des persischen Volkes, von unserer und unserer Brüder Seite sichtbar überschätzt war, und daß es von Seiten eines gefeierten Volksheiligen nur eines leisen Winkes bedurfte, um die ganze Stadt in rachsüchtige Empörung zu versetzen, und selbst die obersten Regierungsbehörden zu bedrohen.

Dieser schmerzlichen Erfahrung ungeachtet, glaubten dennoch unsere vier bisher zu Tebris (Tabriz) arbeitenden geliebten Sendboten, Gründe für sich zu haben, die Hoffnung auf das allmählige Gelingen des begonnenen Missionswerkes in Persien nicht gänzlich aufgeben zu dürfen. Obgleich der Versuch, mit den Armeniern in der Nähe der Hauptstadt in engere Verbindung zu treten, einen sichtbaren Widerstand feindseliger Kräfte von Seiten ihrer höhern Geistlichkeit entfaltete, welche bereits gegen die Arbeiten unserer Brüder mit finstern Vorurtheilen eingenommen war, so hielten sie es deßhalb keineswegs für unmöglich, einen festen Fuß unter denselbigen nach und nach zu gewinnen, um sie bei näherer gegenseitiger Bekanntschaft für die Aufnahme des lautern Evangeliums empfänglicher zu finden. Vor Allem aber waren sie insgesammt in der festen Ueberzeugung unter sich einverstanden, welche auch die bald darauf erfolgte Erfahrung deutlich bestätigte, daß unter den gegenwärtigen Umständen an eine directe Wirksamkeit für die Verbreitung evangelischer Erkenntniß unter dem persischen Volke, d. h. an eine freie und offene Verkündigung des Evangeliums unter demselben, so wie an den Gebrauch der heiligen Schrift und anderer christlicher Bücher im Unterrichte der persischen Jugend, noch nicht zu denken sey, sondern daß jede heilsame Einwirkung auf die Perser vorerst nur durch allgemein wissenschaftlichen Unterricht in eigens hiezu aufgerichteten

Schulen vermittelt, und auf diese Weise die Intelligenz des Volkes zur Aufnahme christlicher Wahrheiten stufenweise vorbereitet werden müsse.

Um zu solchem wünschenswerthen Ziele zu gelangen, machten unsrer Kommittee diese theuren Sendboten den Vorschlag, in einem geeigneten Institute zwölf persische Jünglinge für einen wissenschaftlichen Lehrkurs aufzunehmen, und den Unterhalt derselben in Kost, Kleidung und Unterricht unentgeldlich denselben zu reichen. Dieser Unterricht bestände theils in einigen der gangbarsten europäischen Sprachen, um denselben den Zutritt zur Erlernung europäischer Kenntnisse dadurch möglich zu machen, so wie in den bekannten Unterrichtsgegenständen, der Mathematik, Geographie, Geschichte ꝛc., wie dieselben eine allgemeine Volksbildung begründen. Diese, in einem 4 bis 5 jährigen Lehrkurs gebildeten Jünglinge, sollten nach ihrem Austritt aus der Anstalt gehalten seyn, ähnliche Volksbildungsschulen im Lande umher mit etwaigen Unterstützungen unserer Missionsgesellschaft aufzurichten, und durch allgemeinere Verbreitung gesunder wissenschaftlicher Erkenntniß, stufenweise die Gemüther des Volkes auf den Unterricht im Christenthum vorzubereiten. Um solchen Volksbildungszweck desto sicherer und in weiterem Umfange zu erreichen, sollten taugliche Schulbücher, Geographie, allgemeine Weltgeschichte, Arithmetik, Naturgeschichte, Astronomie, Physik, moralische Erzählungen ꝛc. enthaltend, in persischer Sprache abgefaßt, und diese also eingerichtet werden, daß sie zugleich für die Gebildetern des Volkes zum Selbstunterrichte dienen könnten. Natürlich müßte mit solchem umfassenden Beginnen zugleich eine Druckerei aufgerichtet werden, um die abgefaßten Unterrichtsschriften in möglichst großer Anzahl unter dem Volke auszubreiten. Für ein auf diese Weise eingerichtetes Bildungswerk glaubten unsere dortigen Brüder unter dem persischen Volke, und besonders unter den höhern Ständen desselben, wenn auch nicht wirkliche

Unterstützung, doch wenigstens Duldung von Seiten der Regierung erwarten zu dürfen, und schließen ihren dießfallsigen Antrag an unsre Missionskommitee mit der Bemerkung, daß, so viel ihnen bekannt sey, die amerikanische Missionsgesellschaft und ihre bereits in Persien sich befindlichen Arbeiter kein Bedenken tragen würden, im Namen unsers Gottes ein solches, zunächst blos die allgemeine Volksbildung bezweckendes Unternehmen aus allen Kräften zu beginnen, falls unsere Missionskommittee es zweifelhaft finden sollte, ob diese blos indirekte und vorbereitende Arbeit mit unsern eigentlichen Missionszwecken und mit unsern Hülfsmitteln vereinbar sey.

Unsere Missionskommittee sah sich durch den unerwarteten Inhalt dieses gemeinschaftlichen Schreibens in nicht geringe Bedrängnisse versetzt. So wenig wir uns zu verbergen vermochten, daß die Ausführung eines allgemeinen Bildungsentwurfes für das persische Volk, wie derselbe hier vor unsern Augen lag, ein menschenfreundliches und wohl vielfach wohlthätiges Beginnen genannt zu werden verdiente, und so sehr uns namentlich die letzten Nachrichten unserer Brüder über den gegenwärtigen Zustand der Dinge die Ueberzeugung näher brachten, daß eine unmittelbare christliche Wirksamkeit in Persien jetzt noch die größten Hindernisse und Lebensgefahren von Seiten der muhammedanischen Priester und des leicht aufgeregten Pöbels zu bekämpfen haben müßte: so konnten wir doch von dem ersten Augenblicke an uns der klaren Ueberzeugung nicht erwehren, daß wir, unsern theilnehmenden Missionsfreunden gegenüber, ein solches blos philanthropisches Beginnen zu verantworten, nicht vermögen dürften. Es war uns Gewissenssache, uns den einfachen und einzigen Endzweck, auf welchem unsere Verbrüderung ruht, nämlich die Verbreitung der seligmachenden Erkenntniß Jesu Christi, nicht durch anderweitige, obgleich an sich löbliche Zwecke aus den Augen rücken zu lassen; und diese Ueberzeugung sprach mit

solcher Klarheit zu unsern Herzen, daß wir uns innerlich bereitwillig fühlten, selbst bedeutende Verluste uns gefallen zu lassen, und süße Hoffnungen für unsere Missionsarbeit in Persien freudig hinzugeben, falls der große Endzweck unserer Verbindung, die unmittelbare evangelische Wirksamkeit, auf diesem Wege erkauft werden müßte. Wir konnten eben darum über die Schritte, welche wir nach dem Wohlgefallen Gottes in dieser Angelegenheit zu thun hatten, nicht lange rathlos bleiben; und unser einstimmiger Entschluß lenkte sich bald dahin, die Aufmerksamkeit unserer geliebten Brüder in Persien von diesem Gegenstande abzulenken, und den Augen ihrer Sehnsucht die weiten Arbeitsfelder aufzuschließen, welche in dem völkerreichen Indien der Boten Christi für die Predigt des Evangeliums harren. Ein kurzer Auszug unseres Antwortschreibens vom 15. Sept. des verflossenen Jahres, das wir unsern Brüdern zu Tebris zusandten, wird unsern theilnehmenden Freunden die nähern Gründe kund thun, welche uns bei diesem Beschlusse geleitet haben.

„Euern Vorschlag, so heißt es darin, haben wir reiflich vor dem HErrn erwogen; wir konnten aber nach wiederholter Berathung nie die Freudigkeit gewinnen, uns in denselben einzulassen. Die Hauptgründe, welche uns die Unthunlichkeit der Sache, wenigstens für unsere Gesellschaft, überzeugend kund thun, sind kürzlich folgende:

1.) Betrachtet Ihr selbst, wie es auch natürlich ist, diesen Entwurf immer noch als ein unsicheres Problem, dessen Ausführbarkeit von Umständen abhängt, welche keineswegs in Eurer Gewalt stehen, und der zugleich, so wie im Widerstreite der Priester, so auch namentlich im Charakter der aufzunehmenden Jünglinge seine vielseitige Zweifelhaftigkeit findet. Noch mehr steht uns dabei

2.) der wichtige Umstand im Wege, der uns je mehr und mehr zur ernsten Gewissenssache wird, daß

wir weder in uns selbst, noch in den Absichten unserer theilnehmenden Missionsfreunde irgend eine genügende Befugniß zu finden vermögen, uns in die Aufrichtung einer Anstalt einzulassen, welche ausschließlich blos den Unterricht allgemeiner Kenntnisse zum Zwecke hat, und in der weder unsere heiligen Schriften als gestattetes Lehrbuch gebraucht, noch auf dem Wege einfacher Belehrung über die Heilswahrheiten des Evangeliums ein freies Wort geredet werden darf. Wir können uns nur schwer überzeugen, daß der bloße Unterricht in der Denklehre, der Geographie, der Geschichte rc. den Muhamedaner zugänglicher machen dürfte für die Ueberzeugung des Christenthums, als er es ohne denselben schon gegenwärtig ist; vielmehr müssen wir erwarten, daß eine solche Anstalt von der Gewinnsucht vielfach mißbraucht, und der Wahn leicht befördert werden würde, daß wir entweder geheime Absichten mit solcher Anstalt haben, die wir jetzt noch nicht aufzudecken wagen, oder daß wir uns des Glaubens schämen, zu dem wir uns bekennen, und diesen Glauben wenigstens nicht als die große Hauptsache des Unterrichts und des Lebens ins Auge gefaßt haben. Wir halten es für Gewissenssache, keine Schule ohne gleichzeitige Einführung der heiligen Schriften und die Gestattung des freien Gebrauches derselben, aufzurichten, und fühlen uns verpflichtet, diese Bedingung um so mehr fest zu halten, da wir zum voraus gewiß sind, daß wir ohne dieselbe mit dem größten Theile unserer theilnehmenden Freunde in traurigen Widerspruch zu gerathen Gefahr laufen würden. Aber auch

3.) der Kostenaufwand, den eine solche Anstalt bereits in ihrem allerersten Anfang erfordert, ist also beschaffen, daß er schon im Beginn jedes Verhältniß zu unsern pekuniären Kräften übersteigt, und daß noch mehr seine weitere Entwicklung uns in die vielfachsten Verlegenheiten versetzen müßte. Nach einem sparsamen Ueberschlage würde der Entwurf, wie er vor unsern Augen liegt, schon in seinem ersten Anfang einen jährlichen

Kostenaufwand von wenigstens 25,000 Schwfr. erfordern, der sich innerhalb kurzer Zeit bei der wünschenswerthen Entwicklung der Anstalt auf das Doppelte vermehren müßte. Hiezu gesellt sich

4.) noch der weitere Umstand, den Ihr selbst in Eurem werthen Schreiben berühret, daß einerseits unsere amerikanischen Freunde mit Freuden bereitwillig sind, im Falle unsers Abzugs von Persien, ein solches Beginnen zu wagen, und demnach die christliche Menschenliebe überhaupt ihre Pflicht, so weit dieselbe ausführbar ist, auch an Persien zu erfüllen bereit steht, und andererseits unsern geliebten Sendboten in der weiten Heidenwelt Indien's und Afrika's die anziehendsten Wirkungskreise von allen Seiten sich aufschließen, in der eine zahllose Menschenmasse nach der Erkenntniß des Wortes Gottes sich sehnt, wo ohne alle Beschränkung von Seiten der Staatsgewalt und des herrschenden Volksglaubens gearbeitet werden kann und darf, und wo sogar vielfache Anerbietungen zu kräftiger Beihülfe unsern theuern Sendboten nahe gelegt werden. Fassen wir diese verfinsterten Volksmassen ins Auge, welche noch nie Gelegenheit gehabt haben, mit dem Heile in Christo bekannt zu werden, und die jetzt für die Predigt des Evangeliums von allen Seiten zugänglich geworden sind, so tritt die Frage als Gegenstand des Gewissens noch ernster hervor: ob unsere sparsamen Kräfte diesen heilsbegierigen Seelen entzogen werden dürfen, um sie einem Volke zuzuwenden, das für jetzt noch nur für allgemeine Bildungsmittel empfänglich ist, und unter welchem das Licht des Evangeliums unter den Scheffel gestellt werden muß?" rc. rc.

Es macht unsern Herzen Freude, hinzuzufügen, daß unsere lieben dortigen Brüder, die Missionarien Schneider und Hörnle, den durch uns an sie ergangenen Ruf, im Dienste der verehrten englisch-bischöflichen Missionsgesellschaft eine zu Agra, der Hauptstadt der vierten Präsidentschaft Indiens in Oberbengalen neu zu errich-

tenden Missionsstelle unter den heidnischen Einwohnern daselbst zu beginnen, bereitwillig angenommen haben, und ihre Reise dorthin in den gegenwärtigen Frühlings-Monaten im Namen des HErrn anzutreten gedenken.

Missionar Hörnle benützte seine vielseitige Bekanntschaft mit dem Kurdenvolke, so wie seine letzte Reise durch einen Theil Kurdistans, einen interessanten Aufsatz über dieses Land und Volk auszufertigen, aus welchem wir die wichtigsten Auszüge im Anhange dieses Berichtes Nro. III. unsern Lesern mittheilen. Während die beiden Brüder, Schneider und Hörnle, auf der Reise sich befanden, oder mit kurdischen Sprachstudien und Uebersetzungsversuchen sich beschäftigten, widmeten ihre beiden Mitarbeiter, Haas und Wolters, ihre Zeit und Kräfte theils der Bibel- und Traktatenverbreitung unter dem persischen und armenischen Volke, theils dem Unterrichte ihrer kleinen Schule, welche von 12—20 persischen Jünglingen, größtentheils aus den vornehmsten Ständen, besucht wurde. Anfangs hatten unsere Sendboten zu Tebris beim Geschäfte der Bibel- und Traktatenverbreitung, das sie meist durch einen umherreisenden Armenier, Namens Nicoghos, zu betreiben pflegten, weniger Schwierigkeiten; nach und nach wurden aber, besonders in den großen Städten des Landes, die Hindernisse und Gefahren, die sich ihm in seinem Berufe von allen Seiten entgegenstellten, so groß, daß nicht blos sein eigenes Leben, sondern das Leben der umherwohnenden Europäer durch die wilden Aufläufe des fanatischen Pöbels augenscheinlich bedroht wurde, und derselbe auf seiner letzten Reise zu Ispahan nur durch die kräftigste Vermittlung eines englischen Offiziers verstohlenerweise mit dem Leben davonkam. Dessenungeachtet ließ es ihnen der HErr gelingen, im Laufe des verflossenen Jahres eine sehr bedeutende Anzahl H. Schriften, nämlich 255 Ex. arabischer Bibeln, N. Testamente und Psalmbücher, 414 Ex. armenischer und 2088 Ex. persischer Bibelschriften, und demnach zusammen

2757 Ex. theils ganzer Bibeln und Testamente, theils einzelner Theile der H. Schrift in Umlauf zu setzen. Wir preisen den Namen unsers Gottes für diese reiche Aussaat seines Wortes, welche nimmermehr ganz fruchtlos auf dem Brachacker des persischen Volkes verschwinden wird, wie sehr wir auch bei der großen Aufregung der muhamedanischen Priesterschaft Ursache haben, zu befürchten, daß manche einzelne Theile der H. Schrift von der Wuth des Pöbels zerrissen, oder auf irgend einem Wege auf die Seite geschafft werden. Dennoch dürfen wir mit unsern dortigen Sendboten getrost glauben, daß manches Senfkorn auf einen guten Acker gefallen ist, und in einem feinen Herzen wird bewahret werden, bis es dreißig-, sechszig- und hundertfältige Früchte unter der Mitwirkung des göttlichen Geistes tragen kann.

Aus den eben kurzgenannten Erfahrungen ging nun für uns und unsere geliebten Brüder nach den bisherigen zweijährigen Missionsversuchen in Persien die klare Ueberzeugung hervor, daß die Einwohner für die unmittelbare evangelische Bearbeitung durch die Gnadenmittel des Christenthums noch nicht zugänglich geworden sind, und daß wir, ohne unsere theuren Sendboten augenblicklichen Todesgefahren preiszugeben, mit der freien Verkündigung des Evangeliums unter denselben uns noch nicht hinauswagen können. Da wir nun in uns selbst und im Kreise unserer Missionsverbindung keine zureichende Gestattung zu finden vermögen, blos auf dem Wege indirekter, wissenschaftlicher Anbahnungen unsere Missionsarbeit daselbst fortzusetzen, und da zugleich unsere amerikanischen Brüder im Lande die Freudigkeit in sich fühlen, diesen vorbereitenden Versuchen ihre Kräfte zu widmen: so glauben wir unsere Aufgabe als Missionsgesellschaft unter dem Perservolke vorerst gelöst zu haben, und mit heiterem Muthe den einladenden Bahnen mit unsern Brüdern nachgehen zu

dürfen, welche die große Heidenwelt der freien Verkündigung des Evangeliums aufschließt, und von den Leitungen unsers Gottes die fernere Weisung abzuwarten, wann und wie unsere Sendboten wieder mit dem Evangelio Christi in der Hand zu dem Perservolke zurückkehren sollen und dürfen. Während unsere beiden Brüder, die Missionarien Hörnle und Schneider, nach Oberbengalen ziehen, wo ihnen die Kenntniß der persischen Sprache treffliche Dienste leisten wird, erhielt Missionar Wolters von der verehrten englisch-bischöflichen Missionsgesellschaft den Antrag, sich nach der griechischen Insel Syra zu begeben, um als Gehülfe des Missionars Hildner daselbst an dem christlichen Unterrichte der zahlreichen griechischen Jugend zu arbeiten, und Missionar Haas gedenkt einstweilen, nach langer Abwesenheit, nach seinem Vaterlande zurückzukehren, um in stiller Zurückgezogenheit zu warten, welchen Arbeitskreis in seinem großen Weinberge die Huld Gottes ihm ferner anzuweisen beschlossen haben möge. Wie manche dunkle Stelle auch dieser ereignißvolle Zusammenhang der Dinge für unser Geistesauge in sich enthält, so tragen wir dennoch die getroste Zuversicht in unsern Herzen, daß die zurückgelassenen Saatfelder von der Hand unserer Brüder keineswegs umsonst angebauet worden sind, und daß früher oder später der Rath des HErrn es uns und unsern theilnehmenden Freunden deutlich kund thun werde, daß seine Huld Alles wohl gemacht habe!

Unter diesen scheinbaren Niederlagen der evangelischen Missionsthätigkeit blickt unser Auge nur um so sehnsuchtsvoller nach jenen fernen Ufern des westlichen Indiens hinüber, wo seit zwei Jahren drei unserer geliebten Sendboten, Ch. Lehner, S. Hebich und L. Greiner unter einer mächtigen Heidenbevölkerung die ersten Furchen der evangelischen Aussaat zu ziehen begonnen haben. Wir haben im Laufe des verflossenen Jahres vielfache Gelegenheit gefunden, unsere theil-

nehmenden Missionsfreunde mit der lieblichen Entwicklung der ersten Missionsanfänge daselbst durch unsern Heidenboten (J. 1836, Nro. 19—24, und J. 1837, Nro. 1, 3, 5, 7 und 8) bekannt zu machen. Die ersten Zeiten geduldprüfender Sprachenerlernung sind indeß für unsere drei geliebten Brüder daselbst glücklich vorübergegangen, und sie haben bereits den Anfang gemacht, in der canaresischen Sprache den heidnischen Volkshaufen die großen Thaten Gottes zu verkündigen, indeß neben dieser Sprache Missionar Lehner sich in die Conconi= und Missionar Greiner in die Tooloosprache allmählig hineinübt, um auch diesen Volksstämmen die Einladung des Evangeliums nahe zu bringen. Da in dem Anhang unsers Jahresberichtes Nro. IV. aus den Tagebüchern unserer dortigen Brüder bezeichnungsvolle Auszüge über den Zustand ihres Missionsgeschäftes, ihre Kämpfe und Hoffnungen enthalten sind, so können wir uns hier um so mehr damit begnügen, die lieblichen Entwicklungen ihrer Arbeit in einem kurzen und einfachen Bilde zusammenzustellen.

Um den Umfang des Landes und Volkes, unter welchem die canaresische Sprache vorzugsweise gesprochen wird, und das ihnen die Huld Gottes als Pflanzungsstätte evangelischer Erkenntniß anwies, genauer kennen zu lernen, machte Missionar Hebich vom Oktober 1835 an bis zu Ende Januars 1836 eine Reise von mehr als 400 deutschen Stunden, bei welcher es neben allgemeiner Landes= und Volkskenntniß hauptsächlich darauf abgesehen war, theils die beiden an den äußersten Grenzen liegenden Missionsstellen der Londoner Missionsgesellschaft, Bangalore und Bellary, genauer kennen zu lernen, und mit den wackern Arbeitern derselben eine brüderliche Geschäftsverbindung anzuknüpfen, theils aber auch sich nach den geeignetsten Landesstellen umzusehen, auf denen in künftigen Tagen neue Arbeitsstätten des Evangeliums aufgerichtet werden könnten. Diese Reise,

deren bedeutende Kosten ein edler, christlicher Freund, Herr Collector Anderson zu Mangalore, freiwillig auf sich nahm, war ganz dazu geeignet, unter den begünstigenden äußern Umständen, welche Herrn Anderson's Einfluß unserm reisenden Bruder zu verschaffen vermochte, die wichtigen Zwecke zu erfüllen, um welcher willen sie unternommen worden war. Sie verschaffte uns nämlich die ermunternde Ueberzeugung, daß mit Hülfe der canaresischen Sprache die Erkenntniß des Heiles in Christo von einer Linie der Seeküste an, die unter dem zwölften Grade nördlicher Breite liegt, durch das ganze Reich Mysore hindurch östlich bis Bangalore hinüber, und von dort aus in nördlicher Richtung hinauf bis nach Hydrabad, im Reiche Golconda, und von dort südwestlich bis nach Darwar und zur Seeküste hinüber ohne bedeutende Hindernisse, unter dem Schutze der brittischen Regierung mit vollkommener Sicherheit ausgebreitet werden kann, und daß mehrere Stellen dieser ungeheuern Länderstrecke sich zu weitern Missionsanlagen unter Gottes Segen eignen dürften. „Im Allgemeinen, schreibt Missionar Hebich von seiner Reise, ist das Volk sehr bereitwillig, das selige Evangelium zu hören. So habe ich es überall gefunden, aber seine Führer, einzelne Männer jeden Ortes, üben großen Einfluß auf dasselbe aus, und je nachdem diese sind, so beträgt sich auch das Volk gegen die Predigt des Evangeliums. Die unwissenden Brahminen sind die eigentlichen Feinde desselben, und wären diese nicht, so wären Tausende offen und empfänglich für das herrliche Evangelium." Mit freudigen Hoffnungen gestärkt, kehrte Missionar Hebich am 27. Januar 1836 von seiner Reise nach Mangalore zurück, auf welcher er 150 Ex. der H. Schrift und 2500 kleine christliche Traktate in der Sprache des Volkes nach allen Richtungen hin vertheilte. „Es war, schreibt er, der erste Hall eines Boten Christi in einem Lande und an ein Volk, das in finsterer Nacht und Todesschatten liegt. Wenn Sie mich auf meiner

Pilgerstraße aufmerksam begleitet haben, so bekommen Sie einen kleinen Begriff von unserem mühsamen und heiligen Berufe, und ich hoffe, daß alle unsere theuren Missionsfreunde sich dadurch angetrieben fühlen werden, um so mehr für uns und unser Volk zum HErrn zu flehen, wozu ich mich und meine lieben Brüder demüthigst empfehle." — Die Missionarien zu Bangalore hatten ihm freundlich einen ihrer frommen und brauchbaren Volkskatecheten, Malachi, als Gehülfen abgetreten, welcher die canaresische Sprache fertig spricht, und nunmehr an der Seite unserer drei Sendboten zu Mangalore im Segen arbeitet.

Auch unsere beiden Brüder, Greiner und Lehner, machten in den ersten Monaten des verflossenen Jahres von Mangalore aus die Seeküste hinauf ihren ersten Ausflug nach Coondapoor und die Umgegend, theils um im Ausdruck der Volkssprache mitten unter den Eingebornen eine größere Fertigkeit zu gewinnen, und theils um das Volk selbst, seine Lebensweise und geistigen Bedürfnisse genauer kennen zu lernen. Tief gebeugt über den grenzenlosen sittlichen Verfall des Volkes, aber auch mächtig gestärkt durch den Gnadenbeistand, den der HErr ihnen bei diesem ersten Missionsversuche hatte zu Theil werden lassen, kehrten sie im Anfang des März nach Mangalore zurück, um dort ihre begonnenen Arbeiten weiter fortzusetzen. Glücklich zu Mangalore angekommen, machten sie sich nun in der Kraft des HErrn ungesäumt an das Werk, um auf dieser ersten Pflanzungsstätte die zahlreichen heidnischen Einwohner zum Antheil am Reiche Gottes einzuladen. Sie gingen, von ihrem Katecheten Malachi begleitet, auf die öffentlichen Plätze der Stadt hinaus, um den Vorüberziehenden das herrliche Evangelium zu verkündigen, und christliche Schriften unter dieselben auszutheilen. Hier fanden sie die Welt in allen ihren Gestaltungen; gleichgültige Zuhörer, die unempfindlich blieben, feindselige Widersacher, welche der Predigt Widerstand leisteten, einfältige

und lernbegierige Seelen, welche mit Begierde das Wort aufnahmen, und das Gehörte und Gelesene ihren Landsleuten wieder erzählen. Der HErr ließ es ihnen bald gelingen, ein geräumiges Wohnhaus am Bazar zur Miethe zu erhalten, welches für sämmtliche Missionszwecke wegen seiner Lage und seiner freien Geräumigkeit vorzugsweise geeignet ist. An dieser Stätte wurde nun für die Kinder der armen Sudra's unverweilt eine Schule eingerichtet, und ein tauglicher Schullehrer bei derselben angestellt, der zwar noch Heide, aber selbst ein lernbegieriger Schüler Christi ist. Um den heilsbegierigen Seelen unter ihren heidnischen Zuhörern den Weg zu näherer christlicher Gemeinschaft aufzuschließen, fanden sie Gelegenheit, auf ihrer Wohnstätte ein Bethaus einzurichten, in welchem jeden Abend einem wachsenden Häuflein wahrheitsuchender Heiden abwechselnd durch unsere Brüder die Erkenntniß des Heiles in Christo nahe gelegt wird, und das wir als das erste hoffnungsreiche Gemeinlein im Heidenlande betrachten dürfen. Mit den freiwilligen Liebesgaben christlicher Freunde unter der kleinen Anzahl englischer Einwohner ließ es noch weiter der HErr unsern Sendboten gelingen, ein neues geräumiges Schulhaus aufzurichten, in welchem eine zweite Schule unter lieblichen Hoffnungen mit einem zweiten Schullehrer begonnen werden konnte. Diese ersten folgenreichen Anfänge führten bald den Wunsch herbei, auch für die unwissenden Kinder der Brahminenkaste eine Gelegenheit zum Unterrichte aufzuschließen, und so wurde in der neuesten Zeit der erste kleine Anfang auch mit einer Brahminenschule gemacht, zu welcher ein heilsbegieriger Brahmine als Lehrer und Führer sich darbot. Auf diese Weise hat innerhalb kurzer Zeit die Huld Gottes unsern Brüdern zu Mangalore die weitesten Bahnen zu gesegneter Wirksamkeit unter den Erwachsenen und der Jugend aufgeschlossen, und uns und unsern Brüdern daselbst die klare Ueberzeugung ins Herz gelegt, daß dieser große bedürfnißvolle Heidenboden es

ist, der, wenn die zerfallenen Christengemeinden und die Muhamedaner Persiens das Evangelium des Friedens jetzt noch gewaltsam von sich stoßen, von dem HErrn uns aufgeschlossen worden ist, um unter dem Schutze der brittischen Regierung frei und ungehindert den armen Heiden den unerforschlichen Reichthum Christi anzubieten. Auch unter der kleinen Schaar englischer Einwohner dieser Stadt hat die Predigt des Evangeliums im verflossenen Jahre bereits ihre lieblichen Früchte getragen, und um ihre Freude an diesem heilsamen Pflanzungswerke durch die That zu beurkunden, haben dieselben freiwillig unsern Brüdern 500 Rupieen (900 Schwzfr.) zum Behuf der Bibel- und Traktatenverbreitung, und 1665 Rupieen (2997 Schwzfr.) für die Mission als Liebesgabe in die Hände gelegt, wofür sie die Gnade Gottes in leiblichen und geistlichen Gaben reichlich wieder segnen wolle.

Ermunternde Erfahrungen dieser Art konnten ihres Eindruckes auf unsere Herzen nicht verfehlen, und unsere Kommittee erkannte in denselben die deutlichen Fingerzeige, wodurch die Vorsehung unseres Gottes die fernere Bahn unserer evangelischen Missionsthätigkeit freundlich beleuchten wollte. Schon in unserm letzten Jahresberichte haben wir unsern theilnehmenden Freunden die nahe bevorstehende Abreise vier geliebter Sendboten, H. Mögling, J. Layer, H. Frey und A. Lösch, genannt, welche von London aus ihre Reise nach dem westlichen Indien mit der ersten Schiffsgelegenheit anzutreten bereit standen, um eine zweite Missionsstelle in Ober-Canara im Namen Gottes zu beginnen. Diese vier geliebten Brüder sind am 8. Nov. 1836 zu Bombay wohlbehalten angekommen, und wurden von den dortigen christlichen Freunden mit der entgegenkommendsten Liebe aufgenommen. Nach einem kurzen Aufenthalt in dieser Stadt setzten sie ihre Reise zu ihren Brüdern nach Mangalore weiter fort, von welchen sie mit der innigsten Freude empfangen wurden. Während

ihre erste Zeit mit dem Erlernen der canaresischen Sprache im Vollauf beschäftigt ist, hat sich Missionar Hebich, in Begleitung von Missionar Mögling, im Anfang dieses Jahres auf den Weg gemacht, um in der Nähe von Darwar, in der Stadt Hoobly, die nur fünf Stunden von Darwar entfernt ist, die ersten Vorbereitungen zur Anlegung einer neuen Missionsstelle zu treffen.

Auf diese Weise hat uns zum reichen Ersatz für so manche erlittene Verluste der letzten Zeit der Gnadenrath unseres Gottes die weitesten und bedürfnißvollsten Räume für das Pflanzungswerk evangelischer Erkenntniß in der großen Heidenwelt des westlichen Indiens aufgeschlossen, wo Hunderte von Glaubensboten mit vollkommener Sicherheit von Seiten der Regierungsbehörden, und unter vielfachen Begünstigungen dort angesiedelter brittischer Missionsfreunde frei und ungehindert das Werk des Amtes, das die Versöhnung predigt, treiben können. Unsere Kommittee betrachtet gerne diesen Umstand als eine besondere Leitung der göttlichen Vorsehung, welche unsere vom russischen Boden hinweggejagten Glaubensboten in die rechten Geleise der Brauchbarkeit hineinführen will, und wir sind, im demüthigen Vertrauen auf den verheißenen Beistand von oben, entschlossen, unsere beschränkten Kräfte und Hülfsmittel auf diesen finstern Kampfgebieten der Heiden möglichst zu vereinigen. Hiezu ermuntert uns auch die willkommene Erfahrung, welche wir seither zu machen Gelegenheit fanden, daß die vielbesprochene pekuniäre Kostspieligkeit indischer Missionsstellen keineswegs so groß zu seyn scheint, als sie uns in abschreckenden Gestalten geschildert wurde, und daß uns unsere geliebten Brüder zu Mangalore auch in dieser Beziehung durch ein bedeutendes Ersparniß von 200 Pfund Sterling (3500 Schwzfr.) eine weitere kräftige Ermunterung zu gesegneter Ausdehnung des begonnenen Werkes dargeboten haben.

Nicht ohne fragende Theilnahme blicken gewiß unsere mitverbundenen Missionsfreunde mit uns nach den Ufern des westlichen Afrika's hinüber, wo der HErr durch die Ansiedlung des lieben Missionars A. Riis an den Grenzen des Aschantilandes mitten unter scheinbarer Hoffnungslosigkeit einen neuen Stern der Freude im Laufe der jüngstverflossenen Jahre aufgehen ließ. Die ersten Anfänge dieses neuen Werkes Gottes auf der Guineaküste, haben wir in unserm letzten Jahresberichte unsern theilnehmenden Freunden ausführlicher auseinander gesetzt. Eine Fortsetzung dieser willkommenen Nachrichten enthält ein interessanter Bericht des Missionars Riis vom Sommer 1836, den wir im Anhange Nro. V. beigefüget haben. Der Inhalt dieses Berichtes macht unsere theilnehmenden Leser so wohl mit dem Zustand der Dinge im Aquapimlande, als mit den verschiedenen Thatsachen bekannt, auf welche sich unsere freudige Hoffnung für das fernere Gelingen dieses lieblichen Werkes stützt. Zwar vermögen wir noch nicht von einem Häuflein bekehrter und getaufter Afrikaner zu reden, das zu Akropong, dem Hauptsitze unseres dortigen Sendboten, gesammelt worden wäre; und wer dürfte sich wohl darüber wundern, wenn er bedenkt, daß in einem Lande und unter einem Volke, welches eine tausendjährige Finsterniß bedeckt, zuerst die Furchen des Evangeliums gezogen, und die Saaten des göttlichen Wortes in wartender Geduld weit hin ausgestreut werden müssen, ehe von den Freuden der Erntezeit gesprochen werden kann? Aber auch an den ersten Keimen seliger Hoffnungen ließ es unserm geliebten Sendboten der Geist des HErrn nicht ermangeln, indem er da und dort in einfältigen Negerherzen ein verborgenes Werk der göttlichen Gnade wahrnehmen durfte, das als Frucht von der Predigt des Evangeliums betrachtet werden kann. Und wem anders, als der vorbereitenden Gnade Christi haben wir es zu verdanken, wenn unser geliebter Bruder unter einem wilden Barbarenvolke, das auf den Altären sei-

ner Götter noch immer Menschenopfer darbringt, in vollkommener Sicherheit sein Werk treiben darf, wenn er in jedem Dorfe und in jeder Hütte, die sein Fuß betritt, mit freundlichen Begrüßungen empfangen wird; wenn sich die Wilden glücklich fühlen, ihn in ihrer Mitte zu besitzen, und ihn nicht wieder ziehen lassen wollen; wenn sie sogar ihren breiten Rücken freiwillig darbieten, um ihn von einem Dorfe zum andern zu tragen, damit der „liebe weiße Mann," wie sie den Missionar Riis zu nennen pflegen, auf dem Wege nicht ermüden möge! Erfahrungen dieser Art fesseln das Herz an das arme Volk, das den Weg des Heiles noch nicht erkannt hat, das aber vorbereitet zu seyn scheint, um die lieblichen Morgenstrahlen eines schönen Gnadentages willkommen zu heißen, der in ihren Finsternissen aufzugehen begonnen hat.

Missionar Riis kehrte, von drei jungen Negern begleitet, am 20. Juni 1836 von Ussue, einem Dorfe der Kolonie, wohin ihn der dänische Gouverneur berufen hatte, wieder nach seinem geliebten Akropong in die Gebirge zurück, nachdem er unter vielfachen bangen Erwartungen mehrere Monate lang dort zurückgehalten worden war. Die Freude der Neger, ihn wieder in ihrer Mitte zu sehen, war nicht minder groß als das Dankgefühl seines Herzens, diesem verlassenen Volke nun wieder die Wege des Heiles zeigen zu dürfen. Während seines Aufenthaltes auf der Seeküste war er von immer wiederkehrenden Fieberanfällen heimgesucht worden; in seiner armen Hütte auf der Spitze des Berges kehrte seine Gesundheit und mit ihr der freudige Muth wieder in vollem Maaße zurück; es koste, was es wolle, als ein Knecht Christi seine Lebenstage liebend und geliebt unter diesem Volke zuzubringen. Von dieser Zeit an durfte er aufs neue ungehindert von einem Dorfe zum andern wandern, um den unwissenden Einwohnern das Wort von der Versöhnung in Christo zu verkündigen. Freilich konnte ihm auf diesen Wanderungen der namenlose

sittliche Verfall dieser heidnischen Volksstämme mit allen gräuelhaften Gestaltungen der Sünde nicht verborgen bleiben; aber dennoch fand er bis jetzt überall einen offenen Zutritt zu ihren Dörfern und Hütten, und bei vielen eine bereitwillige Aufnahme des Zeugnisses von Christo, das er mit entschiedenem Ernste in seinen Unterhaltungen mit dem Volke abzulegen die reichlichsten Gelegenheiten fand.

Ermuntert durch diese Erfahrungen sah er der verheißenen Ankunft der beiden Gehülfen J. Mürdter und A. Stanger sehnsuchtsvoll entgegen, welche ihn in seiner Einsamkeit als Mitgenossen der Arbeit und der Entbehrungen unterstützen sollten. Diese langten auch wirklich am 3. November des verflossenen Jahres, nach einem kurzen Aufenthalt zu Copenhagen, wohlbehalten zu Ussue an, und sie begleitete eine christliche Schwester, A. Wolter, aus der Gemeinde Christiansfeld in Holstein, um als theilnehmende Lebensgefährtinn mit Missionar Riis zur Ehe verbunden zu werden. Dort wurden sie von demselben, so wie von seinem thätigen Freunde, dem Herrn Lutterodt, der seit einer Reihe von Jahren sich als großmüthiger Wohlthäter unserer dortigen Sendboten erwies, mit der herzlichsten Liebe empfangen, und von demselben ihrem Wohnorte, Akropong, zugeführt, wo sie von der ganzen Negerbevölkerung mit dem ungeheuchelten Ausdrucke freudiger Bewillkommnung schon längst erwartet wurden. Weitern Nachrichten über ihre Niederlassung daselbst sieht unsere Kommittee um so mehr mit Sehnsucht entgegen, da von dem Eindruck, den in diesen Gebirgen das afrikanische Klima auf unsere lieben Geschwister macht, mehr oder weniger der Bestand des Werkes und die Erweiterung desselben abhängt; und wir können nicht umhin, diese Angelegenheit der inbrünstigen Fürbitte unserer theilnehmenden Freunde dringend ans Herz zu legen.

Sollte es dem huldreichen Rathschlusse Gottes wohlgefallen, ihr Leben in der gesundern Bergluft des Aschan-

tilandes zu bewahren, so wären eben damit die lieblichsten Aussichten auf eine nach allen Seiten hin geöffnete Wirksamkeit für unsre evangelische Missionsgesellschaft aufgeschlossen. Auf der ganzen hunderte von Stunden weiten Seeküste findet sich allein zu Cap Coast eine kleine Missionsstelle der englischen Methodisten; alles Land umher ist vom Einflusse des Evangeliums noch unberührt, und steht den Boten des Heiles offen. Eine mächtige Bevölkerung drängt sich im Innern des Landes zusammen, unter welcher, außer der allgemeinen heidnischen Herzensverkehrtheit, keine weitern Hindernisse dem Zeugnisse von Christo entgegen zu stehen scheinen; selbst in der Hauptstadt des großen Aschantilandes, zu Coomassie, steht der freie Zutritt den Boten des Heiles offen; und der Negerkönig des kleinen Reiches Aquambu, jenseit des Voltastromes, hat aus freien Stücken den Missionar Riis freundlich eingeladen, an seinem Wohnorte sich als Verkündiger des Evangeliums unter seinem Volke niederzulassen. Sollten die erwarteten Nachrichten von der Akklimatisirung unserer neuangekommenen Geschwister günstig lauten, so gedenkt unsere Kommittee ungesäumt einen tauglichen Zögling unserer Missionsschule nach jener Küste abzusenden, mit dem besondern Auftrage, die Aschantisprache, in welcher bis jetzt noch keine gedruckte Schrift erschienen ist, grammatisch zu bearbeiten, ein Wörterbuch derselben auszufertigen, und sie für die Arbeiten der Druckerpresse tauglich zu machen.

Auch von den weiten Ländergebieten der nordamerikanischen Staaten her, welche erst vor wenigen Jahren noch eine ewige Waldwildniß bedeckte, kommen wiederholte Anforderungen um evangelische Handreichung an unsere Missionskommittee, welche wir bei dem Andrange des Bedürfnisses nicht von uns abzuwenden vermögen. Nach dem seligen Hingang unseres geliebten Bruders Schwabe zu Detroit, hat die deutsche Gemeinde daselbst, die sich seit wenigen Jahren an

Mitgliedern mehr als verdoppelte, durch unsern thätigen Bruder Schmid zu Ann-Arbor das dringende Gesuch an uns gelangen lassen, aus unserer Missionsschule einen neuen Boten des Heiles ihnen zuzusenden, dessen Ankunft sie in ihrer gegenwärtigen Verwaistheit sehnsuchtsvoll entgegenblicken. Unsere Kommittee glaubt um so mehr verpflichtet zu seyn, ihrem dringenden Gesuche willfahrend entgegenzukommen, da diese Gemeinde, welche 13 Stunden von Ann-Arbor entfernt liegt, zu dem weiten Predigtsprengel unseres Bruders Schmid gehört, der sie indeß, so weit es die Umstände zulassen, als Filialort besorgt, bis ein Gehülfe seiner Arbeit bei ihm angekommen seyn wird. Der HErr hat sich bis jetzt zu der anspruchslosen und aufopferungsvollen Arbeit dieses theuern Knechtes Christi in einem großen Umfange des Michigangebietes so sichtbar bekannt, daß wir Bedenken tragen müßten, ihn der Last des Erliegens unter schwerer Arbeit preisgegeben zu sehen; und unsere Kommittee hat eben darum in dem Beschluße sich vereinigt, aus der Klasse unserer ältern Missionszöglinge den Bruder Schaad unverweilt dorthin abzufertigen, um im Namen Gottes in die Lücke unseres entschlafenen Br. Schwabe zu Detroit einzutreten, und das begonnene Werk unter Alten und Jungen in seiner Kraft fortzusetzen.

Auch von unsern, in den beiden letzten Jahren nach den Gegenden des Missisippistromes abgesendeten Sendboten sind Nachrichten bei uns eingelaufen. Missionar J. Ries hat sich zu Neu-Aargau im Missisippithale im Staate Illinois in einer Gemeinde deutscher Ansiedler niedergelassen. Unweit dieser Stadt, zu St. Louis, sind unsere beiden Brüder, J. Rieger und W. Wall, wohlbehalten angekommen, und haben bereits die ersten Einrichtungen daselbst getroffen, um an den Ufern dieses mächtigen Stromes, welche sich mit jedem Jahre immer zahlreicher bevölkern, unter den deutschen Einwanderern das Wort des Lebens zu verkündigen. An Arbeit fehlt es ihnen nicht, und diese

ist um so dringender, da von verschiedenen Punkten der französischen und deutschen römisch-katholischen Kirche aus Schaaren von Missionarien in die weiten Stromgebiete des Missisippi ausgesendet werden, um die verlassenen protestantischen Einwanderer in ihre Kirchengemeinschaften hinüberzuziehen, und zu diesem Zwecke das Gefühl ihrer gänzlichen Verlassenheit von Seiten der evangelischen Kirche zu benützen. So wenig es uns nun darum zu thun seyn kann, weder in der Heimath, noch am Missisippistrome die Missionsarbeiten der römisch-katholischen Kirche feindselig zu bekämpfen: so sehr muß es den Freunden des lautern Evangeliums als heilige Gewissenspflicht erscheinen, die Mitbekenner ihres Glaubens nicht dem gänzlichen Mangel an evangelischen Gnadenmitteln Preis gegeben zu sehen, so bald diese ein aufrichtiges Verlangen nach demselben laut werden lassen, und so bald sich vor der evangelischen Missionsthätigkeit die geeigneten Mittel und Wege aufschließen, dem HErrn Christo auch in jenen entfernten Gebieten der amerikanischen Wildniß Seelen zuzuführen.

V.

Auch in leiblichen Unterstützungen ist das Brünnlein der göttlichen Gnade im Laufe des verflossenen Jahres zur Förderung unseres gemeinsamen Werkes nicht vertrocknet; und wir durften aufs neue inne werden, daß des HErrn Segen mit uns ist, und unsere Bedürfnisse zu stillen fortfährt. Haben gleich die Ausgaben des verflossenen Jahres die Einnahme unserer Gesellschaft um eine namhafte Summe überstiegen, so durfte deßwegen dennoch die fortschreitende Entwicklung unserer Missionsarbeiten weder einen hemmenden Stillstand, noch eine Beschränkung erfahren. Die Uebersicht unserer Gesellschaftsrechnung vom 1. Januar bis 31. Dezember 1836 stellt sich nämlich folgendermaaßen:

Die Gesammtsumme aller Einnahmen unserer evangelischen Missionsgesellschaft innerhalb des eben genannten Zeitraums belief sich auf

Schweizerfranken: 77,467 = 19 Rp.

An dieser Summe erhielten wir aus Deutschland und andern Ländern an laufenden Beiträgen verehrlicher Hülfs = Missionsgesellschaften und Vereine, so wie an Liebesgaben und Legaten einzelner Freunde . . .	Fr. „ 32,927 = 23	Rp. „
Ebenso aus der Schweiz	„ 20,187 = 67	„
Vergütungen, Rückerstattungen, Zufälliges ꝛc.	„ 12,017 = 65	„
Vom Ertrag des Missions = Magazins, Heidenboten, Zinsen u. Geld = Agio	„ 12,334 = 64	„
Gesammt = Einnahme Schwfr.	77,467 = 19	Rp.

Dagegen beliefen sich die Gesammt = Ausgaben unserer Missionsgesellschaft in derselben Zeit auf

Schweizerfranken: 108,764 = 69 Rp.

welche sich folgendermaßen vertheilen:

Unterhaltungs = und Lehrkosten unserer Anstalt, nebst Ausrüstungs = und Reisekosten ausgesendeter Missionarien	Fr. „ 34,009 = 17	Rp. „
Verschiedenes, als Lokalunterhaltung, Postporto, Transportkosten ꝛc. . . .	„ 5,527 = 21	„
Reisegelder für die Miss. Sprömberg und Köhnlein	„ 3,515 = 18	„
Für Karaß, Madschar, Astrachan und Tiflis	„ 3,658 = 30	„
Für die Mission zu Schuscha . .	„ 16,673 = 23	„
„ „ „ in Persien . . .	„ 22,974 = 76	„
„ „ „ auf der Goldküste, die Ueberfahrtskosten von 3 neuen Gehülfen inbegriffen	„ 5,787 = 09	„
Uebertrag: Schweizerfranken:	92,144 = 94	Rp.

Uebertrag: Schweizerfranken: 92,144 = 94 Rp.

Für die Mission zu Mangalore in Indien, abzüglich einer in die Missionskasse zurückgelegten Ersparniß der dortigen drei Brüder von Schwfr. 3500 noch		„ 3,844 = 75 „
Für die zur Anlegung eines zweiten Missionspostens nach Indien gesandten vier Brüder:		
Aufenthalskosten in London	Fr. 1137 = 50.	
Ausrüstungskosten daselbst	„ 3937 = 50.	
Baar auf die Reise .	„ 1750 = —	
Ueberfahrt von London nach Mangalore . . .	5950 = —	„ 12,775 = — „
Gesammt-Ausgabe Schwfr.		108,764 = 69 Rp.

Diese Jahresrechnung zeigt demnach eine Mehr-Ausgabe von Schweizerfranken 31,297 = 50 Rp., die aus den Ersparnissen getilgt wurde, welche der Segen des HErrn in früheren Jahren dafür in unsere Hände gelegt hat.

Der obengenannte bedeutende Ausfall unserer dießjährigen Jahresrechnung findet nicht sowohl in der Verminderung der laufenden Liebesbeiträge unserer mitverbundenen verehrlichen Missionsvereine und einzelner Wohlthäter, deren Betrag sich seit mehreren Jahren ziemlich gleich geblieben ist, als vielmehr in den Aussendungskosten von sechs in die Dienste unserer Gesellschaft eingetretenen neuen Missionsarbeiter, in den Reisekosten von vier anderen, in den türkischen und persischen Staaten im verflossenen Jahre umherwandernden Brüdern, so wie in dem geringern Betrag der Vergütungen und Rückerstattungen ihren Grund, welcher unserer Missionskasse zugeflossen ist. Besonders willkommen war uns daher der Umstand, daß wir durch frühere Vorschüsse unserer Missionsrechnungen uns in dem segensreichen Beginnen der Anlegung neuer Missionsstationen nicht gebunden

sehen

sehen durften, obgleich wir es uns nicht verbergen können, daß eine mehrmals auf einanderfolgende Wiederholung ähnlicher Rechnungsrückstände unserem gemeinschaftlichen Missionswerke die schmerzhaftesten Verlegenheiten bereiten würde. Indeß ziehen wir an der Hand der ewigen Liebe getrost vorwärts in der freudigen Zuversicht, daß dem allmächtigen HErrn, deß das Werk ist, alle Mittel zu Gebote stehen, und daß Er auch das Geringe zu segnen vermag. Wir preisen seinen heiligen Namen, daß Er uns auch für die wachsenden, zeitlichen Bedürfnisse unseres Missionswerkes im verflossenen Jahr väterlich versorgen, und es unsern Herzen durch neue Erfahrungen seiner durchhelfenden Liebe kräftig kund thun wollte, daß an seinem gnädigen Wohlgefallen Alles gelegen ist, und daß Er, um sein Werk zu segnen, unseres Sorgens und Mühens, unseres Rennens und Laufens keinen Augenblick bedarf. Wir legen die leiblichen Bedürfnisse unserer Anstalt mit kindlichem Vertrauen aufs Neue an sein treues Vaterherz, und wünschen mit tiefer Inbrunst, daß durch das Kleine oder Große, das seine Huld durch uns, seine armen Knechte, in der Heidenwelt auszuführen beschlossen hat, nur sein heiliger Name verherrlicht werden möge.

Auch unsern theuern Freunden und Freundinnen, welche theils in Vereinen, theils einzeln unser gemeinsames Missionswerk mit ihren Geldgaben und mit nützlichen Arbeiten ihrer Liebesthätigkeit aufs Neue zu unterstützen die Güte hatten, fühlen wir uns zu dem herzlichsten Dank verpflichtet, und wir flehen mit der Schaar unserer geliebten Brüder, welche bereits auf die Kampf- und Arbeitsstätten der Heidenwelt hinausgestellt sind, gemeinschaftlich zum HErrn, daß Er aller unserer theuren Wohlthäter, und jedes Einzelnen insbesondere, huldreich gedenken, und das Werk des Glaubens, das ihre Liebe uns zufließen läßt, mit dem Reichthum seiner Barmherzigkeit belohnen möge. Wir fühlen es für uns

selbst, und für unsere theuren mitverbundenen Freunde, in wachsendem Maaße, wie viel schwerer die Pflicht der Beharrlichkeit im begonnenen Werke zu üben sey, als die Befriedigung eines vorübergehenden Impulses ist, welchen so oft der Reiz der Neuheit in uns zu erwecken pflegt. Darum rufen wir uns und unsern Freunden gerne mit dem Apostel Paulus zu: „Lasset uns Gutes thun, und nicht müde werden; denn zu seiner Zeit werden wir auch ernten ohne Aufhören.“ (Gal. 6, 9.)

Es ist unstreitig eine der erquickendsten Erscheinungen, welche die Wahrnehmung der mächtigen Fortschritte der Missionsthätigkeit der evangelisch-protestantischen Kirchen unseres deutschen und schweizerischen Vaterlandes jedem aufmerksamen Beobachter unserer Zeitgeschichte vor die Seele führt. Was vor 15—20 Jahren auch die kühnste Hoffnung des Christen kaum für möglich geachtet haben würde, das eilt mit verdoppeltem Schritte seiner willkommenen Verwirklichung entgegen. Eine Missionsgesellschaft um die andere steigt im geliebten Vaterlande aus dem langen Schlummer der kalten Gleichgültigkeit zu munterem Leben und Liebeseifer empor, und sucht sich in den Christenverbindungen der Heimath ihre Genossen, und in den Gebieten der Heiden ihre weiten Wirkungskreise auf; und schon hat ein kühnes Wort des Christenglaubens vier große Missionsgesellschaften genannt, welche sich in die weiten Gauen desselben theilen sollen. Auch wir haben uns dieser kräftigen Anregungen des evangelischen Missionsgeistes, so wie sie namentlich auch in mehreren Kantonen unserer Schweiz ins Leben getreten sind, innig gefreut, und sie als Vorboten besserer Tage für die Kirche Christi von Herzen willkommen geheißen.

Wir können vor Allem für unsere, dem köstlichen Kleinod des Evangeliums oft so entfremdeten Christengemeinden nur heilsame Wirkungen davon erwarten, wenn ihnen in einer Reihe geschichtlicher Thatsachen

ein lebendiges Bild der sittlichen Verworfenheit, der geistigen Verfinsterung, der schnöden Knechtschaft, des namenlosen leiblichen Elendes und der geselligen Auflösung vor die Augen gemalet wird, worin alle Völker der Erde ohne die Erkenntniß des Heiles in Christo gefangen liegen; wenn sie die heißen Kämpfe, die drohenden Gefahren, die verläugnungsvollen Anstrengungen gewahren, unter welchen die Sendboten des Glaubens den guten Samen auf dem wilden Brachacker des heidnischen Lebens ausstreuen; wenn sie die lauten Ergießungen des Dankes und der Freude, das selige Entzücken der Neubekehrten vernehmen, die sich nun nicht länger als Fremdlinge und Gäste, sondern jetzt als Mitbürger mit den Heiligen und als Hausgenossen Gottes betrachten dürfen, und die in ihrem Kreise neuerrichteten Anstalten der Kirche und Schule als die größten Segnungen des Himmels hochachten und benützen; wenn sie gleichsam mit ihren Augen sehen dürfen, wie innerhalb kurzer Zeit die Kraft des Evangeliums die heulende Wildniß in einen Garten Gottes, die zerstreuten Waldhütten der Wilden in ansehnliche Städte und Dörfer, das rohe Thierleben der Einzelenen in Wohnsitze häuslicher Glückseligkeit, das todte, sumpfige Meer des Volksverkehres in eine beglückende Gemeinschaft der Völker, mit einem Wort, die in Missethat und Sünde erstorbene Fleischesnatur in eine neue Schöpfung Gottes wie mit einem Zauberschlage zu verwandeln pflegt; wenn unsere Gemeinden endlich durch innern und äußern Antrieb veranlaßt werden, wie an dem heiligen Interesse dieser großen Wiedergeburtsgeschichte der Welt so auch an den Förderungsmitteln derselben thätigen Antheil zu nehmen, und diesen Antheil als eine Pflicht betrachten lernen, welche ihnen als Jüngern Christi geziemt. Von solchen lebendigen Eindrücken auf unsere oft so erkalteten und abgestorbenen Christengemeinden können und dürfen wir nur die seligsten Früchte hoffen, und sie als

zeitgemäße und kräftige Anregungsmittel unserer protestantischen Kirche begrüßen.

Freilich müßten nothwendig diese heiligen Anregungen eines neuen Christenlebens in ihrer evangelischen Lauterkeit schon in ihrer Quelle getrübt, und in fleischliche Waffen neuer unseliger Spaltungen verwandelt werden, wenn, wie da und dort verlautet, unter den Freunden der Mission die Vorstellung herrschend gemacht werden wollte, als handle sich's bei unsern Missionsunternehmungen eben nicht sowohl um die Verpflanzung der einfachen, den heiligen Urkunden des Wortes Gottes unmittelbar und einzig entschöpften großen Heilswahrheiten des Evangeliums, wie diese als köstliches Gemeingut allen protestantischen Kirchengemeinschaften angehören, sondern zugleich auch und sonderlich um die Pflanzung und Verbreitung der theologischen Unterscheidungslehren, in welchen eine evangelisch-protestantische Kirchengemeinschaft von der andern in ihren kirchlichen Lehrbestimmungen abweicht, und als thue es eben darum Noth, die Missionskandidaten mit der vollen schneidenden Schärfe dieser dogmatischen Confessionsunterschiede in ihrem Vorbereitungsunterrichte genau bekannt zu machen, und sie bei ihrer Aussendung auf das nachdrückliche Geltendmachen derselben im Verkehr mit Andern zu verpflichten. Wir haben schon früher Gelegenheit gefunden, die schmerzlichen Besorgnisse unserer Herzen über ein Beginnen auszusprechen, das nach unserm Dafürhalten mit der lautern apostolischen Missionsweise nicht zusammenstimmt, das zur Seligkeit der Heiden keineswegs Noth thut, und nach dem Zeugniß der Erfahrung in seinem wahren Bestande für sie ganz unverständlich, und eben darum verwirrend ist; das aus dem Schooß der Kirche den unseligen Zunder der Zwietracht in die arme Heidenwelt hinüberwirft, die Lehrer neubekehrter Gemeinden, so wie die Gemeinden selbst von einander spaltet,

und ihnen das selige Gefühl verbittert, sich wechselseitig als Brüder und Schwestern in Christo mit unbefangener, vorurtheilsfreier Liebe zu umfassen; das endlich das kräftigste und angemessenste Mittel, welches die Gnade Gottes zu brüderlicher Einigung der protestantischen Christen in unsere Zeit hereingegeben hat, in einen neuen Zündstoff der Trennung zu verwandeln Gefahr läuft, und im geringsten Falle die heilsamen Wirkungen schwächt, welche der lautere Liebesgeist der evangelischen Missionsthätigkeit über unsere Christengemeinden ausgießen will.

Wir sind weit davon entfernt, zu glauben, als ob die einzelnen theuren Freunde, welche diesen kirchlichen Beschränkungen der Missionsthätigkeit das Wort reden, alle diese schädlichen und dem Sinne des Evangeliums widerstrebenden Folgen beabsichtigen; vielmehr können wir es mit Zuversicht voraussetzen, daß sie sich dabei des treuen Festhaltens an der lautern Lehre Christi bewußt sind, und eben darum diese kirchlichen Einklammerungen des freien evangelischen Missionssinnes für nothwendig und wesentlich erachten. Von dieser Seite her erscheint uns billig die Ansicht derselben achtungswürdig, und in jedem einzelnen Falle der schonendsten Beurtheilung werth. Aber damit sind freilich die folgerichtigen Erzeugnisse ihrer Bestrebungen keineswegs vermindert oder aufgehoben; und für die unbefangenern Freunde und Beförderer des evangelischen Missionswerkes geht aus denselben die Verpflichtung hervor, sie in treuer Bruderliebe auf diese schädlichen Wirkungen aufmerksam zu machen, und aus allen Kräften dazu mitzuwirken, daß die Eintracht und Liebe, die doch allein das Band der Vollkommenheit ist, unter den Gläubigen nicht gestört, und das gemeinsame Zusammenwirken unserer evangelischen Sendboten in den Heidenländern nicht gehindert werden möge. Mit Vergnügen hat in dieser Beziehung unsere Kommittee in der Verfassungs-Urkunde der neuerrichteten Missionsgesellschaft zu Hamburg

die wesentliche Bestimmung gelesen, welche mit den obengenannten Grundsätzen zusammenstimmt, nach welcher dieselbe in §. 2. Folgendes erklärt: „Diese Gesellschaft, bestehend aus lutherischen und reformirten Glaubensgenossen, will die bestehenden Verhältnisse der beiden evangelischen Schwesterkirchen in keinerlei Weise beeinträchtigen, hält sich aber in Hinsicht auf die Ausbreitung des Reiches Gottes unter den Heiden an die Anweisung des HErrn Matth. 28, 18—20., in der Ueberzeugung, daß der bei uns geschichtlich entstandene Confessionsunterschied nicht in die Heidenwelt zu verpflanzen ist, sondern daß sich durch die Predigt des Evangeliums unter der Leitung des HErrn und seines Geistes, unter den Heiden die Kirche eigenthümlich gestalten wird.“ Im gleichen Sinne lautet auch der Grundsatz, den die verehrte Londoner Missionsgesellschaft als leitende Regel ihrer ausgedehnten Missionsthätigkeit aufgestellt hat und befolgt. Die Gesellschaft erklärt in ihrem Statute: „Da die Vereinigung von Christen aus verschiedenen protestantischen Kirchen-Gemeinschaften zur Förderung dieses großen Werkes eine höchst wünschenswerthe Sache ist, so erklärt unsere Missionsgesellschaft als Fundamental-Grundsatz ihrer Verbindung, daß es ihr nicht um die Verbreitung der Unterscheidungslehren der presbyterianischen, der bischöflichen, oder irgend einer dissentirenden Kirchengemeinschaft und ihrer kirchlichen Formen und Einrichtungen, bei denen immerhin unter frommen Christen verschiedene Ansichten stattfinden können, sondern allein um die Ausbreitung des herrlichen Evangeliums des seligen Gottes unter den Heiden zu thun ist, und daß es, wie es auch billig ist, den Neubekehrten unter ihnen, welche Gott durch die Predigt des Evangeliums zur Gemeinschaft seines Sohnes führen will, überlassen seyn soll, für sich selbst solche kirchliche Einrichtungen zu erwählen und festzusetzen, welche sie als am meisten mit dem Worte Gottes übereinstimmend erkennen mögen.“

Noch offenbart sich im lieblichen Gebiete der vaterländischen Missionsthätigkeit in unsern Tagen eine andere Richtung, welche, obschon gleich gut und treu gemeint, dennoch dieselbe mit den gleichen Verderbnissen bedroht. Wir glauben, selbst auf die Gefahr hin, von Einzelnen mißverstanden zu werden, um so freimüthiger und unbefangener ein bescheidenes Wort hievon in unserm Jahresbericht reden zu dürfen, da wir uns vor Gott bewußt sind, in den heiligen Angelegenheiten der Fortpflanzung des Himmelreiches auf der Erde uns von schielender und engherziger Eifersucht frei erhalten, jede bedeutende Erweiterung unseres Missionswirkungskreises mehr gefürchtet als gesucht, und uns dabei vielleicht mehr einer scheinbaren Versäumniß der dargebotenen Wege und Mittel als der ungebührlichen Vergrößerungssucht in diesem Werke schuldig gemacht zu haben. Die schmerzliche Wahrnehmung eines jeweiligen Treibens und Jagens der Geschäftsführer religiöser Gesellschaften anderer Länder auf der einen, so wie der feste Grundsatz des Evangeliums: „Ein Mensch kann sich nichts nehmen, es werde ihm denn gegeben vom Himmel," (Joh. 2, 27.) auf der andern Seite lehrte uns von Anfang an die thätige Theilnahme am Missionsgeschäfte bei jedem Einzelnen, so wie bei ganzen Vereinen als Ausdruck der reinsten und zwanglosesten Freiwilligkeit zu ehren, und wir hielten uns deßhalb nimmermehr für befugt, den thatsächlichen Aeußerungen dieser Theilnahme eine spezielle Richtung aufdrücken zu wollen, so bald diese nicht ungerufen und frei für eine solche sich selbst erklärten. Daher kam es denn auch, daß wir es jeder Zeit unterließen, unsern verehrlichen Hülfsvereinen, welche unser gemeinsames vaterländisches Werk mit ihren Liebesgaben freiwillig zu unterstützen die Güte hatten, mit einer besondern Organisation entgegen zu kommen, und ihre Liebesthätigkeit ausschließend an unser Missionswerk, das wir stets als ein Gemeingut unserer evangelischen Kirche betrachteten, anzuknüpfen.

Dabei aber können wir es keineswegs für den gesunden und lebenskräftigen Bestand unserer deutschen und schweizerischen Missionsthätigkeit zusagend finden, wenn die verhältnißmäßig immerhin sparsamen Kräfte und Mittel in viele einzelne Bestandtheile zersplittert, und durch unverhältnißmäßige Vervielfältigung selbstständiger Missionsgesellschaften den bereits bestehenden die Mittel ihrer naturgemäßen, kräftigen Erweiterung entzogen, früher oder später ein Stillstand oder gar ein Rückgang ihrer stets wachsenden Anlagen und Bedürfnisse nothwendig gemacht, und auch den neuentstandenen Missionsgesellschaften ein so enger Raum der Bewegung übrig gelassen wird, daß sie den Keim ihrer frühzeitigen Auflösung schon im Augenblicke ihrer Entstehung in sich aufnehmen müssen.

Der Schaden für die bereits bestehende Missionsthätigkeit, wenn sie nicht anders eine krankhafte und darum verwerflich ist, wird um so empfindlicher, und fast möchten wir sagen, betrübender, wenn neu entstehende Schwestergesellschaften, statt sich zunächst und einzig für neue Missionsunternehmungen zugleich neue Kanäle und neue Lebenskräfte zu schaffen, und vom zwanglosen Gelingen solchen Beginnens die Erkenntniß des gnädigen Wohlgefallens Gottes abhängig zu machen, sich an bereits bestehende Hülfsvereine wenden, und dieselbe durch Einladungen für ihr neubegonnenes Werk zu gewinnen suchen. Wir wollen damit keineswegs behaupten, daß hiedurch der unverletzbaren Freiwilligkeit jedes einzelnen Vereines ein Eintrag geschehe, sondern wir möchten vielmehr nur auf den Eindruck und die Rückwirkung aufmerksam machen, welche hievon auf das bereits Bestehende nothwendig zurückfallen müssen. Jede ältere Missionsgesellschaft hat mit bedeutendem Kraft- und Kostenaufwand ihre verhältnißmäßigen Anlagen in der Heidenwelt gemacht, welche gerade in ihren ersten Anfängen am schwierigsten und kostspieligsten, aber nach

einer Reihe von Jahren im abnehmenden Verhältnisse der Ausgaben einer vollkommen naturgemäßen und fast grenzenlosen Erweiterung fähig geworden sind. Sie hat mit bedeutenden Verlusten eine in jeglichem Sinne theure Erfahrung erkauft, und ist kaum erst mit Gottes Hülfe aus dem schwankenden Zustande eines bloßen Versuchens herausgetreten; sie hat in freudiger Gemeinschaft mit den bestehenden Hülfsvereinen, die ihre ersten Anfänge unterstützten, durch den Eintritt einer Anzahl verheiratheter und unverheiratheter Sendboten in ihre Dienste christliche Rechts- und Verpflichtungsverhältnisse mit denselben angeknüpft, welche den Herzen ihrer Mitglieder heilig sind; sie wird nach allen Richtungen hin um Erweiterung ihrer Wirkungskreise und um Vermehrung ihrer Arbeiter angegangen; diese Arbeiter werden zu zeitgemäßer Verstärkung ihrer Missionsposten in ihrer Schule vorbereitet: aber die Hülfsmittel des gemeinsamen Werkes, die sie bisher zu solchem Zwecke in Empfang nehmen durfte, haben eine andere und neue Richtung gefunden, die mitwirkenden Vereine, deren Liebesthätigkeit sie sich bis jetzt erfreuen durfte, sind in andere und neue Verbindungen übergetreten.

Sind dieß etwa Klagetöne, welche unserem gemeinsamen Werke gelten sollen? Keineswegs; dieses Werk, das nicht uns, sondern dem HErrn angehört, hat bis auf diese Stunde keinen Mangel gehabt an irgend einer Gabe, die das vorliegende Bedürfniß erforderte; und auch die ermunternden Stimmen, welche in der neuesten Zeit von Seiten einiger verehrten Missionsgesellschaften hierüber laut geworden sind, sind uns ein erfreuliches Zeugniß dafür, daß unsere Mitverbundenen die Stellung des bereits bestehenden und ihre Verhältniß zu demselben vollkommen gewürdigt haben. Aber die Natur einer wachsthümlichen Entwicklung des Missionsgeschäftes führt die unabwendbare Folge mit sich, daß in dem gleichen Verhältnisse der einfachen und naturgemäßen Ausdehnbarkeit des Werkes auch der Zufluß

von Mitteln wachsen müsse, den das Werk erfordert, wenn es nicht in seinem frischen Laufe gebunden, und durch nothwendig gewordene Beschränkung der allmähligen Ermattung Preis gegeben werden soll. Zu reichhaltigen Bemerkungen dieser Art bietet der tiefere Einblick in den Entwicklungsgang der evangelischen Missionsgeschichte unserer Tage vielfache Gelegenheiten dar, und es tritt immer klarer hervor, daß dieses heilige Werk nur als Werk des Christenglaubens und der lautern Christenliebe angeschaut und betrieben seyn will. Wenn wir das tiefe Bedürfniß in unserm Innern gewahren, durch die Kraft des HErrn in dieser Lauterkeit des Glaubens je mehr und mehr gegründet und gewurzelt zu werden, so ist es natürlich, daß wir uns gerne nach gleichgestimmten Glaubensgehülfen in diesem verantwortungsvollen Werke umsehen, denen es innerlich klar geworden ist, daß es bei der Theilnahme am Missionswerke nicht blos darauf ankommt, seine christliche Theilnahme an demselben mit einem jährlichen Geldbeitrage zu beurkunden, und die Sorge für die Bewahrung der heiligen Pflichtverhältnisse desselben den schwachen Händen eines kleinen Theiles ihrer Brüder zu überlassen, sondern daß das Werk diejenigen Freunde doppelt willkommen heißt, welche vom HErrn die Gnade empfangen haben, mit ihrem persönlichen Glaubensantheile in seine vielfachen Lücken einzutreten, und es mit seinen Bedürfnissen und Forderungen priesterlich auf dem Herzen zu tragen, und um seine innere Kräftigung und Bewahrung den Vater der Barmherzigkeit täglich anzuflehen. Möge ein solcher Sinn und Geist immer allgemeiner unter uns werden, und sich immer kräftiger über die Gemeinden Gottes im deutschen Vaterlande verbreiten, weil nur auf diesem Wege der HErr unsere gemeinsame Arbeit segnen kann und wird!

Doch wir kehren nach diesen Betrachtungen noch einmal mit tiefbewegtem Dankgefühle zu dem zurück, was die Huld Gottes im Laufe des verflossenen Jahres an uns, an unsern geliebten, in der weiten Zerstreu-

ung der Welt umher lebenden Brüdern, an unserm ganzen Hause, und an dem Werke gethan hat, das sie in unsere schwachen Hände zur Pflege niederlegen wollte. Fehlte es auch in demselben nicht an mancher schmerzhaften Wahrnehmung, wie in einer Welt, wie diese ist, tausend verborgene Fußangeln auf dem Wege des Boten Christi geleget sind, an denen leicht sein Fuß straucheln und fallen kann: so ließ es uns die Treue unseres Gottes auch nicht an einem Reichthum neuer und erquickender Erfahrungen gebrechen, die uns deutlich kund thun, daß seine Macht und Liebe unerschöpflich ist, und trotz der größten Hindernisse Alles, was sein Herz sich vorgenommen hat, herrlich hinauszuführen weiß. Nach einem längern oder kürzern Durchgange durch die zerfallenen Trümmer der orientalischen Kirche und der muhamedanischen Welt, hat nun seine allmächtige Hand unsern sämmtlichen Sendboten den Weg in die Länder der Heiden bereitet, nachdem sie den Armeniern, den Tataren und Persern das Zeugniß von Christo, dem Sohne Gottes, in mündlicher Predigt, in Tausenden weit umher zerstreuten und gelesenen Bibelexemplaren, und zehntausenden christlicher Unterrichtsschriften zurückgelassen haben. „Euch zuerst, so konnten sie denselben beim Abschied zurufen, euch zuerst sollte das Evangelium verkündigt werden, nun ihr es aber von euch stosset, und achtet euch selber nicht werth des ewigen Lebens, siehe, so wenden wir uns zu den Heiden." (Apostgsch. 13, 46.) Und so sind wir demnach unter Gottes gnadenreicher Leitung mit unserm gemeinsamen Werke an der rechten Stelle angekommen, wonach unser Herz sich schon längst gesehnet hat. Zwar wird es auch auf diesen Kampfstätten einer tausendjährigen Finsterniß uns und unsern theuern Sendboten an vielfachem Widerstande nicht fehlen; aber „ist Gott für uns, wer mag wider uns seyn? Welcher auch seines eigenen Sohnes nicht hat verschonet, sondern hat Ihn für uns

Alle dahin gegeben, wie sollte Er uns mit Ihm nicht Alles schenken? Gott ist hier, der gerecht macht; wer will verdammen? Christus ist hie, der gestorben ist, ja vielmehr, der auch auferwecket ist, welcher sitzt zur Rechten Gottes, und vertritt uns. „An diesem Worte der Wahrheit haben wir genug für Alles, was die Zukunft mit sich bringen mag. Sein Name sey dafür hochgelobet in Ewigkeit!

König, gib' uns Muth in Allem,
Laß die Loosung stets erschallen:
Du mit uns, und wir mit Dir! Amen.



Beilage N°. I.

Auszüge aus dem Tagebuche der Missionarien Pfander und Kreis, über ihre Reise von Schuschi nach Konstantinopel, Trabesund, Erzerum und Tebris, vom März bis September 1836.

Schuschi den 16. Merz. In Folge der Aufhebung unserer Missionsthätigkeit in Rußland, ertheilte mir die verehrte Missionskommittee zu Basel den Auftrag, in Begleitung meines geliebten Mitarbeiters, des Bruders Kreis, eine Untersuchungsreise nach den uns zunächst gelegenen östlichen Provinzen Kleinasiens zu machen, um den religiösen Zustand der Christen dieser Länder genauer kennen zu lernen, die Art und Weise auszumitteln, in welcher diesen verlassenen Christen am besten mit dem Evangelium gedient werden könnte, und uns in jenen Ländern nach einer geeigneten Stelle umzusehen, wo sich zu diesem Ende einige von uns unter ihnen niederlassen und zugleich unsere Druckerpresse auf eine zweckmäßige Weise beschäftigen könnten. Um diesen Auftrag ohne Zögerung in Ausführung zu bringen, wurden von unserer Seite sogleich die nöthigen Einleitungen zu solcher Reise getroffen. Um dieselbige doch mit der erforderlichen Sicherheit machen zu können, wurde für nöthig erachtet, daß wir zuerst auf geradem Wege von hier nach Konstantinopel ziehen, und dort einen Reise-Ferman des Großherrn zu gewinnen uns bemühen sollten, weil nur auf diese Weise unsere bevorstehenden Wanderungen in den türkischen Staaten gehörig gesichert werden könnten. Zudem war es uns

auch darum zu thun, mit unsern amerikanischen Brüdern daselbst, welche seit einer Reihe von Jahren auf diesem Felde gearbeitet haben, sowohl über unsere Reise als auch über unsere etwaige künftige Missionsarbeit in Kleinasien mündliche Rücksprache zu nehmen, und von ihnen zu erfahren, was von Seiten der thätigen amerikanischen Missionsgesellschaft in diesen Ländern ferner gethan werden solle, und wie weit sie ihre Arbeit in denselben auszudehnen gedenken. Wir entschlossen uns, zu diesem Zwecke den kürzesten Weg über Tiflis, Redoute Cale und das schwarze Meer einzuschlagen, wobei es uns besonders darum zu thun war, mit Bruder Dittrich in Tiflis über die vorliegenden Zwecke unserer Reise zu Rathe zu gehen, um seine Ansichten über die besten Mittel zu vernehmen, bei dieser Untersuchungsreise zu einem gewünschten Ziele zu gelangen.

Nachdem zu unserer großen Freude unser theurer Mitarbeiter, Bruder Zaremba, am 11. dieses wieder hier in unserer Mitte glücklich angelangt war, und wir ihm die laufenden Geschäfte der Station übergeben konnten, so traten wir am 22. d., in Begleitung des lieben Bruders Sprömberg, den seine schon lang geschwächte Gesundheit nöthigte, eine Erholung in der Heimath zu suchen, im Namen des HErrn unsere Reise nach Konstantinopel an. Mit schwerem Herzen verließ ich unsere geliebte Wohnstätte, theils weil der Abschied mich aufs Neue schmerzlich an die tiefe Wunde erinnerte, welche nicht lange zuvor die letzte Abschiedsstunde meiner unvergeßlich theuern vollendeten Gattin meinem Herzen geschlagen hatte, theils weil es mir schwer wurde, mich von meinem bisherigen segensreichen Bibelübersetzungsgeschäfte loszureißen, und ich voraussehen konnte, daß diese Reise wahrscheinlich der Anfang eines neuen folgereichen Abschnittes unseres ganzen Missionsgeschäftes im Oriente und meiner eigenen Missionslaufbahn werden dürfte. Freilich sollte es dem Christen, und namentlich dem christlichen Missionar, etwas Leich-

tes seyn, um des HErrn willen als Gast und Fremdling im eigentlichen Sinne des Wortes auf dieser Erde zu pilgern. Aber seit dem die Aufhebung unserer hiesigen Arbeitsstätte uns wieder den Wanderstab in die Hand zu nehmen heißt, mußte ich es mehr als je fühlen, wie schwer es mir noch fällt, um des Evangeliums willen hienieden keine bleibende Stätte haben zu wollen. Doch im stillen Gebete zu unserem mitleidigen, auch in diesem Stück vielfältig versuchten Hohepriester, fand mein bewegtes Herz Trost und Frieden, so daß ich mit kindlich frohem Muthe meine Straße ziehen konnte, mit der getrosten Zuversicht, daß der HErr Alles wohl hinausführen werde.

Den 23. März langten wir in Helenendorf an, wohin Bruder Kreis uns einige Tage zuvor vorausgezogen war. Hier brachten wir im Kreise der Geschwister Breidenbach und Hohenacker ein paar gesegnete Tage zu, und setzten dann, von ihren Gebeten und Segenswünschen begleitet, unsere Reise nach Tiflis weiter fort, wo wir am 31. März in der Wohnung unseres theuern Bruders Dittrich wohlbehalten und mit um so größerem Danke gegen den HErrn ankamen, als seit einiger Zeit die Straße nach Tiflis sehr unsicher geworden ist, und mehrere Reisende ausgeplündert und selbst ermordet worden sind.

Den 14. April. Wir brachten die bisherige Zeit damit zu, Reisepässe bei dem hiesigen General-Gouvernement für unsere Reise ins Ausland zu erhalten, und aller Bemühungen ungeachtet ist es uns bis jetzt nicht gelungen. Zudem muß unser Knecht David, ein christlich gesinnter lieber Armenier aus Schuschi, zuerst ein Zeugniß von seiner Heimath beibringen, ehe ihm ein Paß ins Ausland gegeben wird; und so sind wir genöthigt, dieser Päße halben vielleicht noch lange hier verweilen zu müßen. Wie unangenehm uns auch diese Zögerung ist, so wird sie doch am Ende für uns gut seyn. Vielleicht würden wir nur in die stürmische und gefähr-

liche Zeit der Schifffahrt auf dem schwarzen Meere hineinkommen, wenn wir früher von hier abgereist wären. Mit Bruder Dittrich hatte ich ausführliche Unterhaltungen über unsere Reise und unsere vorhabende Mission unter den Christen Kleinasiens. Er selbst erklärte sich von Herzen bereit, sich an dieselbe anzuschließen, sobald eine geeignete Stelle dafür ausgemittelt seyn und er von unserer Kommittee zum Beitritt aufgefordert werden würde. Er wünscht nichts so sehr, als seine noch übrige Zeit und Kräfte dem Werke der evangelischen Erleuchtung des armenischen Volkes zu widmen. Zwar würde seine Arbeit, da sie hauptsächlich den Armeniern Grusiens gelten soll, nicht nothwendig mit der Errichtung einer Mission unter den Armeniern Kleinasiens in Verbindung stehen; doch ist er bereit, auch zu solchem Zweck nach Kräften mitzuwirken. Er wünscht nämlich nichts so sehr, als daß noch eine Anzahl ächt evangelischer Erbauungsbücher für das Volk, so wie evangelisch-theologische Schriften für die armenische Geistlichkeit abgefaßt, oder übersetzt und gedruckt werden möchten, wie diese neben dem Besitze der heiligen Schriften in neu-armenischer Sprache, zu einer sichern Begründung evangelischer Erleuchtung und Belebung des armenischen Volkes nothwendig sind. Wir machten in den letzten Tagen einen kleinen Ausflug zu unsern Brüdern Hübner in Elisabeththal und Bonwetsch zu Katharinenfeld, welche wir durch unsere Ankunft eben so sehr erfreuten als überraschten. Bruder Bonwetsch wünscht, daß wir auf unserer Reise zur Befreiung der noch in türkischer Sklaverei schmachtenden Deutschen etwas versuchen möchten, welche im Sommer 1827 von Katharinenfeld in die Gefangenschaft weggeführt worden sind. Es sind dieser Unglücklichen nicht weniger als 47 Seelen, von denen zwar manche in der türkischen Sklaverei gestorben seyn mögen, die meisten aber noch am Leben sind. Sollten wir uns auch nicht

in

in die wirkliche Loskaufung solcher Gefangenen einlassen können, so gedenken wir doch sorgfältig nachzufragen, ob es uns nicht gelingen möchte, den Aufenthaltsort des einen oder andern dieser Gefangenen aufzufinden, und seine Auslösung möglich zu machen.

Den 26. April. Endlich haben wir die erforderlichen Reisepässe erhalten, und gedenken so schnell wie möglich unsere Weiterreise mit der Post anzutreten, weil diese wohlfeiler ist, als ein deutscher Fuhrmann, und wir erforderlichen Falls beim Uebersetzen über die Flüsse mehr Hülfe haben werden.

Den 6. Mai. Redoute-Cale. Heute Abend langten wir wohlbehalten hier an, nachdem wir am 29. v. M. Tiflis verlassen hatten. Die erste Station führte uns noch auf der über den Kaukasus nach Rußland ziehenden Straße weiter fort; dann aber bogen wir ab, und der Weg zog sich in westlicher Richtung durch ein weites und fruchtbares Thal, nach dem Kreisstädtchen Gori hin, wo wir am folgenden Tage Mittags anlangten. Vor Gori hatten wir über einen stark angeschwollenen Fluß zu fahren, und gleich hinter dem Städtchen gelangten wir an den vom kaukasischen Gebirge herabrollenden reißenden Strom, Lachwa, der gerade so sehr angelaufen war, daß wir nur auf einem Büffelkarren über denselben setzen konnten. Diese Karren sind viel höher, als die gewöhnlichen Wagen, auch gehen die Büffel im Wasser viel sicherer, als Pferde. Der Büffel ist ein halbes Wasserthier; kann er im Wasser nicht mehr waten, so schwimmt er mit dem Karren, in der Regel sicher, über den Strom hinüber, nur daß dann Menschen und Sachen ziemlich durchnäßt werden. Von Gori brachte uns der Weg in nordwestlicher Richtung längs des Kurflusses hinauf nach Suram, wo wir Sonntag morgens den 1. Mai anlangten, und diesen Tag in der Stille hier zubrachten. Von Suram, das mehr einem Dorfe, als einem Städtchen gleicht, führte

uns der Weg zu der Gebirgskette hin, die, von Norden nach Süden sich ziehend, den Kaukasus mit den araratischen und klein-asiatischen Gebirgen verbindet. Da der Weg von jetzt an sehr bergig wurde, so mußten wir ihn zu Pferde zurücklegen. Die Berge, obgleich ziemlich hoch, sind doch bis an die Gipfel mit dichtem undurchbrochenem Walde bedeckt, nur in den Thälern ist der Wald stellenweise gelichtet, und der Reisende erblickt hie und da mitten im Dickicht die ärmliche Hütte eines Immerethiers, von einigen Stücken urbaren Landes umgeben, die er mit türkischem Korn, seiner Hauptnahrung, anzubauen pflegt. Waizen wird nur selten gepflanzt, und auch die Viehzucht scheint, so viel wir wahrnehmen konnten, sehr vernachlässigt zu seyn, was auch der Umstand beweist, daß die Butter von der Türkei hieher gebracht wird. Hingegen wird in den Thälern und Ebenen sehr viel Wein gewonnen, der aber nur von sehr geringer Güte ist. Der Weinstock wächst in Immerethien und Mingrelien meist wild, und wird viel häufiger als in den andern Provinzen Grusiens in den Wäldern, an den Bäumen hinaufrankend, angetroffen, so daß ganze Wälder oft in dieser Weise in einen Weinberg umgewandelt zu seyn scheinen. Erst bei Kudris kamen wir wieder aus den Bergen und Wäldern heraus. Kudris, das eine sehr reizende Lage hat, ist eine ziemlich bedeutende Stadt und der Sitz des Gouverneurs dieser Provinz; und von hier aus führte uns in westlicher Richtung der Weg in einer ununterbrochenen Ebene, die überall mit hohen Wäldern bedeckt ist, und in der nur da und dort einzelne Hütten und kleine Dörfchen angetroffen werden, bis nach Redoute-Cale hin.

Der Immerethier und Mingrelier scheint eine eigene Vorliebe für seine Wälder zu haben, und noch so wenig das Bedürfniß des gesellschaftlichen Zusammenlebens zu fühlen, daß er es vorzieht, auf dem Rücken eines Hügels oder im Dickicht des Waldes seine Hütte aufzuschlagen, an welche sich ein paar Andere seiner nächsten Verwandten eine ähn-

liche aufbauen. Eben so wie er sich durch diesen eigenthümlichen Zug vor den übrigen Bewohnern Transkaukasiens auszeichnet, und seine noch sehr niedrige Stufe der Volksbildung beurkundet, so beweist auch der kraft- und geistlose Ausdruck seiner Gesichtsbildung, so wie sein ärmliches Aeußeres, daß er in jeder Hinsicht hinter jenen noch weit zurücksteht. Auch sehen wir nur äußerst selten einen Eingebornen Waffen tragen, was um so mehr auffällt, da dieß eine ganz allgemeine Sitte in allen andern Provinzen Kaukasiens ist; was übrigens auch zugleich dafür zu zeugen scheint, daß Diebstahl und Straßenraub sehr selten unter ihnen stattfinden muß. Die Immerethier und Mingrelier bekennen sich sämmtlich zur griechischen Kirche, und hin und her trafen wir in den Wäldern auch Kirchen an. Der Gottesdienst wird in der grusinischen Sprache gehalten, die aber von den Wenigsten verstanden wird. Das Volk soll, wie man uns versicherte, genau über den äußern Gebräuchen der Kirche halten, aber Volk wie Priester leben in der traurigsten Unwissenheit in Bezug auf wahres Christenthum dahin, und Alles liegt im tiefen, geistlichen Tode begraben. Ach wann wird doch endlich auch in diesen finstern Wäldern das Licht von oben scheinen, und der Tod vom Leben verschlungen werden? fragt wehmüthig und seufzend des Christen Herz. Wie wunderbar ist Gott auch im Regiment über die äußere Kirche, und wie viel ist noch für die lebendigen Glieder derselben durch Gebet und thätigen Liebeseifer zu thun übrig, um endlich auch den todten und erstorbenen Gliedern durch Gottes Gnade neues Leben einzupflanzen!

Den 8. Mai. Redoute-Cale ist ein sehr kleiner und unbedeutender Ort, der nur aus ungefähr 100 Buden besteht, deren aber mehr als die Hälfte seit der Einführung der neuen Zollordnung zugeschlossen sind. Die kleine Festung, die an der Mündung eines Flusses liegt, ist gleichfalls in völligem Zerfall, und soll nicht wieder

hergestellt werden, da Beamte, Militär und Zollamt, und damit auch aller Verkehr, nach der nahe gelegenen, im letzten Kriege von den Türken genommenen Festung Poti verlegt, und sodann Poti als Freihafen für Grusien erklärt werden soll. Unser hiesiger Aufenthalt dauerte viel länger, als wir wünschten, indem einige Kisten des Br. Sprömberg noch nicht angekommen waren. Wir mietheten indeß gestern ein kleines Schiff, das uns nach Trabesund bringen soll, wohin wir nächsten Freitag abzufahren gedenken. Möge der HErr, der uns bisher so freundlich geleitet hat, auch auf dem Meere mit seinem allmächtigen Arme uns schützen, und uns die Wunder seiner Gnade erfahren lassen!

Den 18. Mai. Erst heute konnten wir wegen schlechten Wetters es wagen, mit unserem kleinen Fahrzeug in die See zu stechen. Der Wind hielt den ganzen Tag günstig an, und so kamen wir schnell vorwärts. Wir fuhren in südlicher Richtung an der Küste hin, und die Aussicht auf die bewaldete Küste und die nahe gelegenen Berge war sehr erhaben und schön. Im Norden zog sich in der Ferne der Kaukasus mit seinen ewigen Schneegipfeln in einer im Westen sich im Meere verlierenden Linie hin, und im Osten erhob sich hinter den waldigen Hügeln, die das Meer begrenzten, eine zweite Kette hoher Schneeberge, deren Spitzen wohl eben so hoch seyn mögen, als die kaukasischen Berge zweiten Ranges. Diese hohen Gebirge, die sich bis Trabesund hinabziehen und dort mit dem Taurus vereinigen, sind von den Lasen bewohnt. Nach Mitternacht bekamen wir starken Gegenwind, der sich am Ende zu einem heftigen Sturm ausbildete, und unsern Kapitain nöthigte, sein Schifflein zu wenden, und dem nächsten Hafen zuzueilen. Nicht ohne Gefahr liefen wir nach zwei Stunden in den Hafen von Risch ein, an welchem wir gestern Abend vorüber gefahren waren. Ich lernte hier zum erstenmal aus eigener Erfahrung, wie froh man sich fühlt, nach einem gefahrvollen Sturm in einen

sichern Hafen einzulaufen. Welche Gefühle des Dankes und der Freude müssen nicht einst das Herz des Gläubigen durchströmen, wenn er endlich über das wogende Meer des Lebens glücklich hinübergelangt, und im Hafen ewiger Ruhe wohlbehalten angekommen ist?

Den 19. Mai. Widriger Gegenwind hielt uns heute an dieser Stelle fest, und wir benützten die Gelegenheit, ans Land zu steigen. Risch ist ein kleines Städtchen, dessen Häuser zerstreut am Ufer hin und her liegen, und die mit den sie umgebenden Gärten und den herrlichen Waldhügeln einen reizenden Anblick gewähren. Endlich gelang es uns am 20. morgens bei gutem Wind wieder zur See zu gehen. Kaum aber waren wir aus dem Hafen in die offene See gelangt, so legte sich der Wind, und trotz aller Anstrengung unserer vier Ruderer gelang es uns doch erst den 22. um Mitternacht den Hafen von Trabesund zu erreichen. Mit Tages Anbruch gingen wir ans Land, und suchten den amerikanischen Missionar, Herrn Johnston, auf, der seit einem Jahre sich hier niedergelassen hat. Da er bereits von unserer nahen Ankunft unterrichtet war, so nahm er uns mit brüderlicher Liebe in sein Haus auf, um uns hier zur Weiterreise nach Konstantinopel vorzubereiten.

Den 24. Mai. Heute wurden wir durch die Nachricht freudig überrascht, daß das längst erwartete englische Dampfschiff so eben im Hafen eingelaufen sey. Nach vielseitiger Berathung mit unserem Freunde hielten wir es nun fürs angemessenste, daß ich mit Bruder Sprömberg die Rückfahrt dieses Schiffes nach Konstantinopel benützen solle, um mit den dortigen amerikanischen Missionarien über ihre und unsere etwaige künftige Missionsarbeit unter den Christen Kleinasiens uns zu berathen, und daß ich dann mit dem Dampfschiffe wieder allein hieher zurückkehren solle. Bruder Kreis entschloß sich, um jede unnütze Ausgabe zu vermeiden, mit dem Armenier David hier zu bleiben, und meine Rückkehr abzuwarten.

Den 29. Mai. Konstantinopel. Letzten Donnerstag Abends den 26. fuhren wir in dem Dampfschiff von Trabesund ab, und schon heute Mittag langten wir hier in Konstantinopel an. Unsere Abfahrt setzte die ganze Stadt in Bewegung, da für die Einwohner ein Dampfschiff eine ganz neue Erscheinung war. Ein Jeglicher wollte sich von dem Wunderding überzeugen, wie ein Schiff, ohne Wind und Segel vom Dampf getrieben, sogar noch schneller als ein Segelschiff fahren könne. Auch der Pascha fand sich in einem großen Boote mit 16 Ruderern ein, und unser Kapitain machte ihm zu Gefallen einige Manöver vorwärts und rückwärts. Der Pascha befahl endlich seinen Ruderern, alle Kraft anzuwenden, um uns vorzufahren, aber vergeblich; denn kaum hatte unser Kapitain die volle Kraft der Maschine in Bewegung gesetzt, als der Pascha augenblicklich mit seinem großen Boote weit hinter uns zurückblieb. Nur mit Mühe gelang es ihm, dem Wellenstrome, den unser Schiff erzeugte, und der Gefahr von demselben umgeschlagen zu werden, auszuweichen. So fuhren wir mit ungewöhnlicher Schnelligkeit an der Küste Kleinasiens hin, und da die See ruhig und das Wetter gut blieb, so ging unsere Fahrt rasch und ohne Störung fort. Die Dampfschiffe geben den Eingebornen einen gewaltigen Eindruck von der Kunst und Ueberlegenheit der Europäer über sie. Perser und Türken, die am Bord waren, konnten sich über die Schnelligkeit, mit welcher wir über die Wellen dahinflogen, nicht genug verwundern. Das höchste Erstaunen aber erregte die Maschinerie des Schiffes, welche ihre ganze Fassungskraft überstieg. Vergebens versuchte ich Einigen derselben die Sache etwas zu erklären; aber eher würden sie mir geglaubt haben, wenn ich die Maschine das Wunder eines neuaufgetretenen Propheten genannt hätte. Großer Verstand, große Weisheit ist's, sagte der Eine, indem er die Bewegung der Maschine anstaunte; vollendeter Verstand! ein Wunderding ist's; sagte ein Anderer. Da

die Dampfschifffahrt sehr viel dazu beiträgt, diese Länder in immer häufigere Berührung mit den Europäern zu bringen, so können die Muhamedaner nicht länger in dem Wahne ihrer Größe, ihrer überlegenen Macht und Wissenschaft bleiben. Dieser Dünkel fällt sichtbar je mehr und mehr dahin, und mit ihm die Hauptstütze des Islams; und so muß Alles dazu dienen, dem Evangelium die Thüre zu den so lange verschlossenen Reichen des Muhamedanismus zu öffnen. Gegen Mittag langten wir am Eingange des Bosphorus an, und Alles machte sich nun aufs Verdeck, um den herrlichen Anblick dieser Ufer zu genießen. Auch ich fand diesen Schauplatz der Natur reizender, als ich mir ihn vorgestellt hatte. Festungen, alte Burgen, Dörfer, Gärten, Palläste, Landhäuser wechselten hier an beiden Ufern ununterbrochen mit einander ab, deren reizender Anblick durch die mit Grün und Wald bedeckten Hügel noch erhöhet wird. Nicht weniger trugen die hin- und herschwimmenden Kauffahrteischiffe mit den mächtigen Kriegsschiffen, welche vor Anker liegen, dazu bei, dem Reisenden die imposanteste landschaftliche Szene vors Gemüth zu führen. Denselben reizenden Anblick bot auch Konstantinopel unserm Auge dar, als wir in seinem großen mit einer Menge von Schiffen und einem Heere kleiner Boote bedeckten Hafen anlangten. Nur daß der Anblick durch die ungeheure Masse von Häusern, welche die umliegenden Hügel der Stadt bedeckten, verbunden mit den Moscheen, den Minarets, den großen in europäischem Style erbauten Pallästen und Kasernen und den dunkeln Cypressenwäldern noch einen viel großartigern Eindruck auf den überraschten Ankömmling macht. Wäre Konstantinopel in den Händen einer christlichen Regierung und eines christlichen Volkes, es würde mit seiner so günstigen Umgebung unstreitig einer der schönsten und reizvollsten Orte der Welt seyn. Es ist in der That ein wehmüthiger Gedanke, daß diese herrliche Stätte, die eine so seltene Vereinigung von Naturschönheiten in

sich schließt, und so lange der Mittelpunkt der christlichen Welt war, um der Sünden der Christen willen in die Hände der rohen und feindseligen Muselmannen gefallen, und von ihnen so lange zertreten worden ist. Denn kommt man nun wirklich in die Straßen der Stadt hinein, so wird auf einmal der bezaubernde Eindruck aus der Seele verwischt, und die engen, meist schmutzigen Straßen mit ihren schlechten und düstern Häusern, so wie die dunkeln Bazars zeigen nur zu deutlich, daß hier nicht das Licht des Evangeliums, sondern des Islams finstere Gewalt thront, und unwiderstehlich drängt sich dem christlichen Wanderer der Seufzer auf die Lippen: Hüter, ist die Nacht bald hin! O daß sie doch bald verschwinden, und den verführten Anhängern des falschen Propheten der helle Tag anbrechen möchte!

Nachdem wir ans Land gestiegen waren, suchten wir sogleich die Wohnungen unserer amerikanischen Missionsbrüder, Herren Goodell und Dwight, auf, von denen wir auch mit großer Liebe aufgenommen wurden. Da ich sobald als möglich über den fernern Plan meiner Reise ins Klare zu kommen wünschte, so ersuchte ich schon am andern Tage (den 30. Mai) die Missionarien zu einer gemeinsamen Berathung dieses Gegenstandes sich mit uns zu versammeln, wozu sie auch von Herzen bereitwillig waren. Nach unserer Ueberzeugung hing nämlich vor Allem, sowohl die Eröffnung einer Missionsthätigkeit unter den Christen Kleinasiens von Seiten unserer deutschen Missionsgesellschaft, als auch unsere Untersuchungsreise nach jenen Ländern hauptsächlich davon ab, ob die amerikanische Missionsgesellschaft, deren Arbeiter bereits im Lande angesiedelt sind, entschlossen ist, sich nach dem ganzen vorliegenden Bedürfniß der verlassenen christlichen Kirchengemeinschaften im Oriente ferner thätig anzunehmen, und für ihre geistige Neubelebung zu thun, was immer die Umstände gestatten. Dieß wünschte ich vor Allem von unsern amerikanischen Brüdern zu vernehmen. Sie erklärten, daß es

nicht nur der Wunsch, sondern auch der Beschluß ihrer Gesellschaft sey, auf jegliche Weise, und durch jedes christliche Mittel die christliche Wiederbelebung der morgenländischen, besonders aber der armenischen Kirche zu fördern, daß in Folge dieses Beschlusses ihre Gesellschaft außer Konstantinopel bereits auch nach Smyrna, Brussa und Trabesund, so wie unter die Nestorianer in Persien einige Missionarien gesendet habe; daß ehestens vier neue Missionsgehülfen zu diesem Zwecke hier ankommen werden, und sie sodann in Tokat und Erzerum Missionsstationen zu errichten gedenken, und daß sie auch unter den Armeniern jener Stätte für Christi Reich thätig zu seyn wünschen. Sie erzählten uns noch weiter, daß eine kürzlich in den vereinigten Staaten Nordamerika's gestiftete neue Missionsgesellschaft der presbyterianischen Kirche ihr Augenmerk auf Kleinasien gerichtet habe, und daß deßhalb bereits Missionarien erwartet und noch andere nachkommen werden.

Ob nun gleich unsere amerikanischen Brüder uns freundlich einluden, gemeinschaftlich mit ihnen in dieses große Arbeitsfeld einzutreten, so diente doch ihre brüderliche Mittheilung dazu, uns in unserer schon früher gefaßten Ansicht noch mehr zu bestärken, daß nämlich unsere verehrliche Kommittee von der Errichtung einer Mission unter den Kirchengemeinschaften Kleinasiens absehen soll; und wir fühlten uns nicht nur vollkommen beruhigt, sondern zu dem Beschlusse berechtigt, unsere Untersuchungsreise nach den östlichen Provinzen Kleinasiens gänzlich aufzugeben. Die Gründe hiefür liegen nahe. Da nämlich unsere amerikanischen Brüder sich der Christen Kleinasiens nach dem ganzen Umfang der Gelegenheit und des Bedürfnisses kräftig anzunehmen gedenken, so fällt für unsere Missionskommittee die dringliche Nothwendigkeit hinweg, einen doch immer nur geringen Theil ihrer Thätigkeit und Mittel auf die Kirchen Kleinasiens zu verwenden. Ferner ist es, was doch unsere Kommitte dabei zunächst im Auge hat, unter den

gegenwärtigen Zeitumständen weder möglich, noch zweckmäßig, unter den Christen dieser Länder öffentlich mit der Verkündigung des lautern Evangeliums von Christo aufzutreten. Vielmehr glauben unsere amerikanischen Brüder durch eine lange Erfahrung überzeugt zu seyn, daß nur die Anlegung von Schulen, und die Betreibung des Jugendunterrichtes die geeigneten Mittel sind, den Jungen und Alten in diesen Ländern das Evangelium näher zu bringen. Wollte der Missionar mit Umgehung dieser blos mittelbaren Missionswirksamkeit sogleich mit der Predigt des Wortes anfangen, so würde selbst in dem Falle, wenn es ihm gelänge, Zuhörer zu finden, er dennoch als ein Mensch erscheinen, der ihnen eine ganz neue Religion aufbürden will, und welcher gleich den ihnen wohlbekannten römischen Missionarien keine andere Absicht habe, als sie zu Gliedern seiner Kirche zu machen.

Wie rathsam es nun auch uns erscheint, auf die Anlegung einer neuen Mission in den Kirchengemeinschaften Kleinasiens unter den Westarmeniern und Griechen unter den vorliegenden Umständen zu verzichten, so sehr halten wir es auf der andern Seite für wünschenswerth, selbst alsdann, wenn wir die transkaukasischen Länder ganz verlassen müßten, dennoch unsere Hand nicht völlig von dem dort bisher mit sichtbarem Segen des HErrn bearbeiteten Missionsfelde abzuziehen, sondern von irgend einer, den Grenzen Rußlands nahe gelegenen Stelle aus unter den Gliedern der ostarmenischen Kirche zu thun, was nur immer die Umstände noch weiter zu thun gestatten, und das daselbst erwachte neue Leben weiter zu fördern und zu begründen. Trabesund scheint uns hiezu die geeignetste Arbeitsstätte darzubieten, wo sich einige unserer Missionarien mit unserer Druckerpresse niederlassen, die begonnenen Uebersetzungs- und Druckarbeiten fortsetzen, und durch persönlichen und schriftlichen Verkehr mit den erweckten Armeniern Grusiens eine segensreiche Verbindung un-

terhalten könnten. Da nach einem von uns gemachten Ueberschlage die jährlichen Geldausgaben für einen solchen beschränkten Versuch sich bereits auf die Summe von 6000—8000 Gulden leicht belaufen dürften, so ist kaum zu erwarten, daß es die Geldmittel unserer verehrlichen Kommittee gestatten werden, eine zweite nicht minder kostspielige Missionsstelle in Kleinasien aufzurichten, und dieß um so mehr, da Sie bereits neue Missionen auf den westlichen Ufern Indiens begonnen haben.

Unter solchen Umständen wäre es nur unnöthiger Aufwand von Zeit und Geld von unserer Seite gewesen, unsere Untersuchungsreise nach den östlichen Provinzen Kleinasiens fortzusetzen, und ich beschloß daher im Namen des HErrn wieder nach Trabesund zurückzukehren, und von dort aus in Begleitung des Bruder Kreis auf geradem Wege über Erzerum und Tebris unsern Rückweg nach Schuschi anzutreten. Bald nach meiner Ankunft allhier war ich zum russischen Consul gegangen, um meinen russischen Gouvernements-Paß visiren zu lassen. Aber wie erstaunte ich nicht, als dieser erklärte, er könne dieß nicht thun, weil er Befehl habe, keinen ausländischen Geistlichen ins russische Reich einzulassen, ehe die Erlaubniß dazu von Petersburg eingeholt worden sey. Auf meine Erwiederung, daß ich mit allerhöchster Erlaubniß schon seit vielen Jahren mich im südlichen Rußland niedergelassen, schon mehrmals das russische Reich verlassen habe, und ohne Hinderniß wieder auf meine Arbeitsstätte zurückgekehrt sey, daß ich in Tiflis bei der betreffenden Behörde einen auch für die Rückreise gültigen Paß verlangt habe, und mir erwiedert worden sey, daß ich in jedem Falle auf diesen Paß hin einen neuen zur Rückkehr erhalten werde, blieb der Consul unbeweglich bei seiner Weigerung, und mir blieb nun nichts übrig, als mir von dem preußischen Gesandten einen Paß auf Tebris in Persien ausstellen zu lassen, was dieser gerne that, und mir denselben sammt einem großherrlichen Ferman unverweilt

zustellte. Am 6. Juni reiste der liebe Bruder Sprömberg von hier ab, um seine Erholung in der Heimath zu suchen. Der Abschied fiel uns schwer, nachdem wir so manche Jahre das Werk des HErrn im Segen miteinander getrieben hatten. Ich benützte nun die noch übrigen Tage meines Aufenthaltes in Konstantinopel, um einige Schulen unserer amerikanischen Brüder zu besuchen. In dem Hause des Herrn Goodells befindet sich ein sehr passendes Lokal für ihre Normal- oder höhere Schule, wo über 50 armenische Knaben und Jünglinge in ihrer eigenen, so wie in der englischen, französischen und italienischen Sprache, in Geographie, Geschichte und Mathematik unterrichtet werden. An diesem Unterricht nehmen verschiedene Klassen von Schülern Antheil, deren jede ihre eigene Lehrzimmer hat; auch wird jeden Tag die Schule von dem Missionar mit Gebet und Lesen des Wortes Gottes begonnen. Anfänglich wurde von den vermöglichern Schülern ein gewisses Schulgeld gefordert, was jedoch bald aufgehoben werden mußte. Diese Schule verursacht bedeutende Ausgaben; doch hoffen die Missionarien gerade durch sie am meisten zu nützen, um den eingebornen Christen näher zu kommen. Anfangs hatten sie mit manchem Vorurtheil zu kämpfen, nach und nach mehrte sich aber die Schülerzahl, und die Schule findet jetzt unter Griechen und Armeniern immer mehr Beifall. Eine zweite Schule derselben, die von etwa 40 griechischen Knaben besucht wird, ist nach lancasterischer Weise eingerichtet, ebenso auch eine griechische Mädchenschule in Pera und eine armenische Knabenschule in Konstantinopel. Die Missionarien hatten die Freude, den Griechen bei Errichtung einer großen lancasterischen Schule thätige Hülfe zu leisten, so wie auch den Türken bei Einführung dieser Lehrmethode in einigen Militärschulen nützlich zu seyn.

Unsere hiesigen Freunde begannen ihre Arbeit im Jahr 1831. Herr Goodell führt die Aufsicht über die Schulen, und ist noch mit der Uebersetzung des Alten

Testamentes ins Türkische, mit armenischer Schrift, beschäftigt, indeß Herr Dwight seine Zeit und Arbeit hauptsächlich den Armeniern widmet, deren Sprache er erlernt hat, und neben seinem Unterricht in der Normalschule gegenwärtig auch mit einer Uebersetzung des Psalmbuches in dem westarmenischen Dialekt beschäftigt ist. Ein dritter, Herr Homes, der sich voriges Jahr an sie anschloß, beschäftigt sich mit dem Türkischen, um später auf den Wegen, welche der HErr aufthun wird, für die Sache Christi unter den Türken thätig zu seyn. Die Missionarien haben bisher bald mehr, bald weniger Widerstand, besonders von der griechischen und römisch-katholischen Geistlichkeit erfahren, doch ging derselbe nie so weit, daß ihre Arbeiten dadurch unterbrochen worden wären. Mehrere angesehene Kaufleute der Griechen und Armenier scheinen vielmehr dieselben gerne zu sehen, und der Gelegenheit sich zu freuen, ihre Kinder unterrichten zu lassen, und daher vermochte die griechische Geistlichkeit ihre feindseligen Absichten gegen sie bis jetzt nicht auszuführen. Indeß erwarten die Missionarien, je mehr nach und nach ihre Arbeit sich ausdehnt, und je deutlicher die Frucht derselben sich zu zeigen beginnt, noch größern Widerstand, und wenn in solchem Falle Laien und Geistlichkeit sich vereinigen, um sie bei der türkischen Regierung zu verklagen, so sehen sie menschlicher Weise nichts Anderes voraus, als daß ihre Arbeit verboten und aufgehoben werden wird. Obgleich die türkische Regierung dieselbe bisher nicht gehindert hat, so läßt sich hieraus eben keineswegs der Schluß ziehen, daß sie derselben gewogen oder bereit sey, die Sache der Missionarien gegen die Anklagen ihrer christlichen Unterthanen in Schutz zu nehmen. Die bisherige Duldung hat nur darin ihren Grund, daß die türkische Regierung mit der Missionsarbeit und ihrem Zusammenhange noch nicht genauer bekannt geworden ist, auch keine Veranlassung hatte, feindlich gegen diese fremden Einwirkungen einzuschreiten. Aber eine sichere Grund-

lage hat die Missionsthätigkeit in der Türkei nicht; auch läßt sich eine solche von der türkischen Regierung nicht erwarten. Dessen ungeachtet arbeiten die Missionarien mit weiser Vorsicht, aber getrost, fort, in der gewissen Zuversicht, daß gerade in der gegenwärtigen Entwicklungsperiode des türkischen Reiches ihre Arbeit nicht vergeblich seyn werde in dem HErrn.

Während die Missionarien unter den Griechen in Konstantinopel ein größeres Verlangen nach Schulunterricht wahrnehmen, haben sie die Freude, unter der armenischen Bevölkerung dieser Stadt ein ernsteres Suchen und Fragen nach Wahrheit anzutreffen. Als Werkzeuge hiezu gebrauchte die Vorsehung Gottes drei junge Armenier, welche zu einer gründlichen Erkenntniß der evangelischen Wahrheit gelangt sind, und ein heißes Verlangen in ihrem Herzen tragen, ihre Volksgenossen zum lebendigen Glauben an Christum hinzuführen. Eine Zeitlang wurden sie von Vielen ihres Volkes als Ketzer und Ungläubige verachtet, jetzt aber genießen sie das Zutrauen Vieler und selbst einiger der angesehensten Armenier, und manche haben erkannt, daß ihre Ueberzeugung von den Lehren des Christenthums die wahre und schriftgemäße ist, und sind ihnen daher öffentlich oder im Stillen zugethan. Die strengen Anhänger des alten kirchlichen Lehrsystemes nennen nun solche, die sich an sie anschließen, „evangelische Ungläubige," das heißt solche, die nur an das Evangelium glauben, und sich nicht an die Tradition der Kirche halten. Dieß sind erfreuliche Spuren der Wirksamkeit des göttlichen Geistes, der über dem Chaos einer alten erstorbenen Kirche weht; und dem ruhigen Beobachter des hie und da in der zerstreuten armenischen Kirche sich regenden neuen Lebens kann die Wahrnehmung nicht entgehen, daß er in diesen Spuren die ersten Anbahnungen einer allgemeinen Wiedergeburt dieser alten Kirche erblicken darf. Möge der HErr in immer reicherm Maaße seinen Geist über sie und durch sie auf die todte Muhamedaner-

welt in vollen Strömen überfließen lassen. Noch befindet sich hier im Dienste der amerikanischen Missionsgesellschaft ein anderer Missionar, Hr. Schauffler, der seit einigen Jahren unter der hiesigen jüdischen Bevölkerung arbeitet. An ihn schloß sich voriges Jahr Miss. Fermes von der Londoner Juden-Missionsgesellschaft an, um gemeinschaftlich mit ihm unter den Zerstreuten Israels das Werk des HErrn zu treiben. Wie mir versichert wurde, so wirkt unter vielen Juden dieser Stadt immer noch im Stillen ein religiöser Forschungsgeist fort, aber die Rabbiner halten eine so wachsame Hut, daß kein Jude es wagen darf, die Missionarien zu besuchen, ohne von ihnen eingekerkert und schwer mißhandelt zu werden. Diese Missionarien verfolgen auf jeglichem Wege und durch jedes christliche Mittel den großen Zweck, die Erkenntniß des Heiles unter den Bewohnern dieser Hauptstadt auszubreiten.

Den 10. Juni. Da mich die Neuerungen, die der Sultan in seinem Reiche einführt, schon aus dem Grunde sehr interessirten, weil ich sie als stille Anbahnungen für die freie Verkündigung des Evangeliums unter den Osmannen für wichtig halte, so wünschte ich besonders, die neu eingerichteten Militärschulen derselben kennen zu lernen. Heute besuchte ich daher mit unsern beiden Freunden eine derselben. Der Direktor der Anstalt, ein wohlgebildeter türkischer Offizier, nahm uns freundlich auf, und machte sich ein Vergnügen daraus, uns dieselbe zu zeigen. Die ganze Anstalt umfaßt mehrere Gebäude, von welchen die Schule das Hauptgebäude bildet. Die Hauptschule ist ein großer, schöner, mit Subsellien versehener Saal, der von etwa 200 türkischen Schülern besetzt war. Die lancasterische Methode ist eingeführt, und Lehrer und Schüler scheinen sich auf diese Aneignung europaischer Sitte nicht wenig einzubilden, und gerne zu zeigen, wie weit sie bereits in derselben gekommen sind. Indeß wird hier nur im Lesen, Rechnen und Schreiben Unterricht ertheilt. In

einer zweiten Schulstube, die noch schöner eingerichtet ist, fanden wir etwa 100 türkische Zöglinge von 12—16 Jahren mit Zeichnen von Landschaften, Landkarten u. s. w. beschäftigt, wovon einige eine gut gelungene Arbeit vorwiesen. Diese Schüler werden in Geographie, Geschichte, Mathematik und einigen Zweigen der Naturwissenschaft unterrichtet. Dieser Unterricht ist zwar noch sehr mangelhaft, da es an tüchtigen Lehrern gebricht; aber doch ist schon dieser unvollkommene Anfang hoch anzuschlagen, wenn man bedenkt, wie groß unter den Muselmannen die Abneigung ist, von Christen sich unterrichten zu lassen, und Kenntnisse der Christen sich anzueignen. Eine zweite, noch größere Militärschule, auf gleiche Weise eingerichtet, befindet sich in der großen Kaserne von Scutari, die nicht weniger als 10,000 Soldaten aufnehmen kann. Da der Inspektor derselben gerade abwesend war, so that es mir leid, sie nicht besuchen zu können. Es ist in der That eine merkwürdige Erscheinung, von einem türkischen Sultan Neuerungen dieser Art unter seinen Osmannen eingeführt zu sehen. Man erblickt auf den Straßen von Pera und Galata, so wie in Konstantinopel selbst, eine große Anzahl europäisch gekleideter Türken, welche nur noch durch ihre rothen Mützen von den Franken sich unterscheiden. Auch scheint es, daß sie sich in dieser Tracht gar wohl gefallen. Zwar läßt sich hierin eben kein wesentlicher Schritt zu wahrer Volksverbesserung erkennen, aber wer es weiß, wie genau bei einem muhamedanischen Volke Tracht und Lebensweise mit seinen religiösen Gebräuchen zusammen hängt, dem kann es nicht entgehen, daß eine Aenderung der erstern auch eine Aenderung der letztern nach sich ziehen, und sie allmählig dem Christenglauben zugänglicher machen wird. Eine neue Ordnung der Dinge in politischer und religiöser Beziehung ist für die muhamedanischen Staaten unstreitig im Anbruch, und der Christ darf sich der Hoffnung freuen,

daß

daß auch diese Veränderungen dem Reiche Christi werden dienen müssen.

Heute (den 14. Juni) besuchte ich mit Missionar Dwight einige armenische Schulen; die erste derselben zählte in zwei Klassen über 200 Schüler, die von einem wohlgebildeten jungen Priester unterrichtet werden. Das Psalmbuch und das N. Testament werden in derselben als Hauptschulbuch gebraucht. Die zweite Schule der Armenier, welche mit Recht eine höhere genannt werden kann, zählt bei 300 Schüler nebst einer Anzahl armenischer Jünglinge und Diakonen, welche in der altarmenischen Literatur unterrichtet und zum Priesteramt vorbereitet werden. Es ist dieß die einzige Bildungsanstalt für die Priester, die bis jetzt unter dem armenischen Volke besteht. Ihr Stifter, Retschemaldschan, ist ein erleuchteter, gründlich gelehrter Mann, dem die Bildung seines Volkes sehr am Herzen liegt, und der durch seinen Unterricht, so wie durch seinen Einfluß auf die Jünglinge einen bessern Zustand der Dinge unter seinem Volk anbahnen hilft.

Den 22. Juni. Letzten Donnerstag verließ ich Konstantinopel, und fuhr mit dem Dampfschiffe hieher nach Trabesund zurück, wo ich am 20. wohlbehalten ankam. Nach allen Erkundigungen erscheint mir diese Stelle der geeignetste Ort zu seyn, um erforderlichen Falles unsere Druckerpresse von Schuschi hieher zu verlegen. Von hier kann man leicht eine Verbindung mit den christlichen Armeniern Grusiens unterhalten, und armenische Schriften über Tiflis und Tebris nach dem Karabagh versendet werden; auch Bibelumträger leicht in den verschiedensten Richtungen zur Verbreitung der heiligen Schriften in Thätigkeit gesetzt werden. Die Druckmaterialien müssen freilich von Deutschland nach Triest, und von dort über Konstantinopel nach Trabesund geschafft werden. Zwar hatte Miss. Johnston, als er voriges Jahr hier ankam, große Schwierigkeit, ein Haus zu bekommen, indem die

muhamedanischen Einwohner Allem aufboten, seinen bleibenden Aufenthalt unmöglich zu machen; doch ein Ferman des Sultans machte ihren Intriguen ein Ende, und er mußte durch eine bedeutende Geldsumme ihre Abneigung, ihm eine Wohnung abzutreten, überwinden. Er bezahlt für sein Haus jährlich 5000 Piaster (etwa 600 fl.) Miethzins, und sah sich noch dazu genöthigt, die Miethe auf zehn Jahre mit 6000 fl. vorauszubezahlen, so daß ihn sein Lokal jährlich auf mehr als 1000 fl. zu stehen kommt. Eine Hausmiethe dieser Art haben auch wir vorauszusehen, wenn wir uns hier niederlassen, indeß sind die Lebensmittel nicht besonders theuer, und eine nicht zahlreiche Familie dürfte mit etwa 2000 Schwzfr. jährlich für ihren Lebensunterhalt ausreichen. Freilich ist noch ein anderer Umstand zu bemerken, daß vielleicht die russische Regierung, durch die armenische Geistlichkeit veranlaßt, der Einfuhr unserer Bücher Hindernisse in den Weg legen könnte. Indeß würde selbst dieß die Thätigkeit unserer Presse eben noch nicht aufheben, indem unter den Armeniern der östlichen Türkei und Persiens dieselben immer noch vertheilt werden könnten. Das Klima der Stadt ist gesund, und die Luft frisch und gut; dennoch zeigt sich die Pest nicht selten, doch nicht so häufig, als in Konstantinopel. Die Stadt ist hauptsächlich von Muhamedanern bewohnt, deren Anzahl sich auf 20,000—24,000 Seelen belaufen mag. In den Vorstädten wohnen hauptsächlich die Christen, von denen die Griechen 3500 und die Armenier 2000 Seelen zählen sollen. Letztere haben zwei Kirchen, einen Bischof und eine Schule, die von 60—80 Kindern besucht wird. Die Griechen in der Stadt besitzen mehrere kleine Kirchen und zwei Schulen. Sie ziehen sich von Missionar Johnston sehr zurück, und haben, wie man mir sagte, eine zweite Freischule nur darum errichtet, um seinen Plan zu vereiteln, eine Freischule für ihre Kinder zu beginnen, was ihnen auch gelungen ist. Die Armenier sind freundlicher gegen ihn, und

Herr Johnston glaubt, es wäre eben nicht so schwer, eine Schule unter ihnen aufzurichten, wenn nur ein tauglicher Lehrer dazu unter dem Volke gefunden werden könnte. An Herrn Johnston wird sich nächstens von Amerika her auch ein zweiter Missionar, Herr Jakson, für diesen Posten anschließen, so wie die amerikanische Missionsgesellschaft in Kürze auch Tokat und Erzerum mit Missionarien zu besetzen gedenkt.

Den 29. Juni. Erzerum. Heute langte ich mit Bruder Kreis wohlbehalten hier an, und wir wurden von dem englischen Konsul der Stadt freundlich aufgenommen und beherbergt. Wir haben ohne bedeutende Schwierigkeiten innerhalb 6 Tagen den Weg von Trabesund hieher zurückgelegt. Dieser führte uns durch Wälder, Schluchten, Thäler und Berge vollkommen sicher, und die Einwohner bezeugten uns, daß gegenwärtig nicht die geringste Gefahr vor Räubern vorhanden sey. Dieß ist um so auffallender, als früher dieser Weg durch die Räubereien der Lasen, welche die Gebirge nördlich von Trabesund bewohnen, sehr unsicher gemacht wurde. Aber der Sultan hat die Anführer derselben vor einigen Jahren so nachdrücklich bestraft, daß die Lasen sich seither ganz ruhig verhalten. Seitdem durch die Abschaffung der Janitscharen der Einfluß des Sultans überall stark gefühlt wird, genießt auch das Land viel größerer Sicherheit. Auch werden die Christen weniger gedrückt und besser behandelt, als zuvor. Wir besuchten hier den armenischen Wartabed, welcher die Stelle des nach Rußland ausgewanderten Bischofs vertritt. Dieser nahm uns freundlich auf, und machte eine Menge Fragen über unsere Kirche, über die Reformation, über Fasten, Heiligenverehrung ꝛc. ꝛc. an uns. Ich wies ihn stets auf das N. Testament zurück, als die einzige Glaubensnorm, in welchem alles zum Heil Nothwendige enthalten sey, und suchte ihm zu zeigen, daß die Menschen zu dieser Heilslehre nichts dazu und

davon thun dürfen. In Sachen aber, die das N. Testament nicht bestimme, und die zum Heil nicht nothwendig seyen, als Kirchenverfassung, Priesterkleidung ꝛc. ꝛc. sey es gleichgültig, ob eine Kirche diese, eine andere jene Anordnungen getroffen habe; nur im Glauben an das Wort, und in der Liebe sollen alle Christen Eins seyn. Er stimmte dieser Ansicht zwar im Ganzen bei, suchte aber doch mehrere Gebräuche seiner Kirche mit den sonderbarsten Beweisen aus dem N. Testamente zu vertheidigen. Es ist auffallend, wie sehr die Christen dieser Länder mit dem Wesen des Christenthums unbekannt sind; Alles ist bei ihnen blos äußerlich, und ihr ganzer Glaube in todte Buchstaben und nichtssagende Ceremonien verkörpert worden. Beim Weggehen schenkten wir ihm einige unserer Traktate, und baten den Schullehrer, uns in seine Schule zu führen, was er gerne that. Wir waren nicht wenig überrascht, bei 150 Kinder hier versammelt zu sehen, welche im Lesen und Schreiben unterrichtet werden.

Am 2. Juli machten wir uns zur Abreise nach Tebris fertig. Weil der Weg dorthin durch die Ueberfälle der Kurden sehr unsicher gemacht war, so wünschten wir uns einer Karavane anzuschließen. Da aber diese in gegenwärtiger Jahreszeit nur sehr langsam reist, und 25—30 Tage von hier bis Tebris braucht, so sahen wir uns genöthigt, die Post zu wählen. Indeß erklärte der Pascha, daß er von jeder Verantwortlichkeit frei seyn wolle, falls wir unterwegs von den Kurden überfallen werden sollten. Da nun wenige Tage zuvor eine persische Karavane vorausgezogen war, so eilten wir derselben zu Pferde nach und holten sie am 5. dieß glücklich ein. Die Karavane legt täglich nur 3—5 Stunden Weges zurück. Nachts 1 Uhr wird aufgebrochen und um 7 Uhr Morgens lagert man sich schon wieder, wo guter Weideplatz sich findet. Wir schlugen dann unser kleines Zelt auf, da sich in diesen Gegenden weder Staude noch Baum findet, um den Reisenden gegen die

brennenden Sonnenstrahlen zu schützen, und beschäftigten uns den Tag über mit Lesen und Unterhaltung mit unsern Mitreisenden. Am Morgen des 12. Juli lagerten wir in der Nähe eines armenischen Klosters, Utsch oder Kara Kelisia genannt, und machten dem Bischof und den sieben Mönchen, die darin wohnen, einen Besuch. Sie nahmen uns sehr freundlich auf, zeigten aber wenig Sinn für geistliche Dinge, indem sie das Gespräch immer wieder auf die häufigen Bedrückungen der Kurden zurücklenkten, die, wie sie meinten, sie verhinderten, an geistliche Dinge zu denken. Als ich sie darauf aufmerksam machte, wie es ihre heilige Pflicht sey, die ihnen anvertrauten Gemeinden im Worte Gottes zu erbauen, die Kinder zu unterrichten und den Leuten den Weg des Heils zu zeigen, wie die Bischöfe alter Zeit gethan haben, so nickten sie mir zwar ihren Beifall zu und rühmten meine schönen Worte, aber einen tiefern Eindruck schien die Ermahnung nicht auf sie zu machen.

Am 20. langten wir zu Tebris bei unsern Missionsgeschwistern an, die über unsere Ankunft sehr erfreut waren. Obgleich die Hitze sehr drückend gewesen war, so erhielt uns doch der HErr gesund, und auch von Kurden widerfuhr uns kein Leid, wofür sein Name gepriesen sey. Wir hatten nun in den folgenden Tagen mit Br. Haas ausführliche Unterhaltungen über Missionsarbeiten in Persien und die zweckmäßige Weise, dieselbe zu betreiben. Je mehr er uns mit seinen bisherigen Erfahrungen bekannt machte, desto mehr fühlten wir uns genöthigt, seiner und der drei übrigen Brüder Ueberzeugung beizutreten, daß die Zeit zu einer unmittelbaren, freien Verkündigung des Evangeliums unter dem Perservolk noch nicht gekommen sey, und daß die einzige einigermaßen sichere Art der Arbeit die indirekte sey, nämlich durch Schulen und durch Verbreitung allgemein nützlicher und wissenschaftlicher Schriften der freien Verkündigung des Evangeliums allmählig den Weg zu bahnen. Zu solcher Arbeit scheint sich

auch Persien immer mehr zu öffnen. Ein Verlangen nach Kenntniß der englischen und der französischen Sprache, so wie nach Bekanntschaft mit europäischen Künsten und Wissenschaften zeigt sich unter den höhern Ständen Persiens immer deutlicher, und der König scheint Willens zu seyn, dieses Streben zu begünstigen. Derselbe hat deßhalb schon mehrere Europäer in seine Dienste aufgenommen; allein bei den schönsten Versprechungen, welche kontraktmäßig eingegangen worden sind, erhalten sie doch nur selten ihren ganzen Gehalt. Daraus folgt nun freilich, daß man nicht erwarten darf, daß die persische Regierung etwas Kräftiges zur Einführung europäischer Künste und Wissenschaften thun würde. Missionarien würde die Regierung als Lehrer der französischen Sprache und Wissenschaften immerhin dulden, aber nie als Boten Christi und Verkündiger seines Evangeliums; als solche lohnt sie dieselbe, dem Gebote des Korans gemäß, mit dem Todesurtheil, welches zu vollziehen schon der Pöbel auf den ersten Wink der fanatischen Priester augenblicklich bereit ist, falls die Regierung zaudern sollte, dieß zu thun. Der Märtyrertod ist daher dem Verkündiger des gekreuzigten Christus in Persien gewiß, wenn der HErr nicht durch wundervolles Eingreifen sein Leben rettet. Vor diesem soll und wird sich auch ein treuer Diener Christi zwar nicht fürchten; aber die Frage ist, ob in Persien durch ein freies Auftreten und augenblickliches Dahingeben seines Lebens an einen aufgereizten Pöbel, der das Evangelium haßt und von sich stößt, oder ob durch eine stille, indirekte Arbeit in eben erwähnter Weise für des HErrn Sache mehr gewonnen werden kann. Alle Brüder in Persien und einige derselben in Grusien treten der letztern Ansicht bei, zu deren Rechtfertigung sich allerdings manches anführen läßt.

Dieß Alles zwingt mich, von meinem früher gefaßten Entschluß, das Evangelium frei und offen in Persien zu verkündigen, mehr und mehr abzusehen, und

meinen Blick nach Indien zu richten, um dort unter den zahlreichen Muhamedanern des Nordens als ein Botschafter an Christi Statt zu dienen. Würde nun, durch obige Gründe bewogen, unsere verehrliche Missionskommittee es rathsamer finden, lieber ihre Hand von Persien abzuziehen, als ihre Liebesgaben einer so abgelegenen und doch dabei so kostspieligen Missionsthätigkeit in diesem Lande zuzuwenden, so ließe sich allerdings von einigen unter uns der Versuch wagen, mit Darangebung des Lebens frei und öffentlich unter dem Perservolke als Verkündiger des Heiles in Christo aufzutreten. Der Umstand aber, daß die amerikanische Missionsgesellschaft bereitwillig ist, falls wir mit blos indirekter Arbeit nichts zu thun haben wollen, ihre Sendboten nach Persien zu schicken, um als Lehrer von Sprachen und Wissenschaften das begonnene Werk fortzusetzen, macht ein solch öffentliches Auftreten von unserer Seite unräthlich, weil dadurch auch die Arbeit der amerikanischen Missionare gefährdet, oder gar unmöglich gemacht würde. Sollten aber nun auch unsere amerikanischen Brüder auf einen blos indirekten und einleitenden Missionsversuch verzichten, so würde wohl der Eine oder Andere von uns, so der HErr uns den Muth und die Freudigkeit hiezu erhält, bereitwillig seyn, in seiner Kraft mit seinem Heilsauftrage nach Persien zu ziehen, und das Volk einzuladen, in der lebendigen Ueberzeugung, daß Er, sey's durch Leben oder Tod, Alles herrlich hinausführen, und seinen Namen auch in Persien noch groß machen werde.

Den 3. Sept. Zu unserer großen Freude kamen gestern die Brüder Hörnle und Schneider von ihrer Reise nach Ispahan wohlbehalten zurück. Ihre Ankunft zu Tebris war uns um so willkommener, weil wir jetzt auch die Erfahrungen ihrer Reise benutzen konnten, um über die Ausführbarkeit einer direkten Missionsarbeit in Persien die nöthige Klarheit zu gewinnen. Beide Brüder traten indeß unbedenklich der Ansicht bei, daß für die freie Predigt des Evangeliums das Perservolk noch

nicht reif geworden sey. Sie hatten auf ihre Reise neben unsern armenischen Schulbüchern auch das Neue Testament und die Psalmen zur Vertheilung im Lande mit sich genommen; aber kaum hatten sie in Ispahan einige der letztern ausgegeben, so entstand unter den Mullahs (Priestern) und Studenten, deren es hier viele gibt, eine solche Aufregung, daß das Leben unserer Brüder in augenscheinlicher Gefahr war; und der Gouverneur der Stadt, dessen Schutze sie von Teheran her empfohlen waren, sich genöthigt sah, des Nachts ihre Wohnung mit einer starken Wache umgeben zu lassen. Hätten nun die Brüder auch nur ein Wort gegen den Koran geredet, oder auch nur eine Schrift gegen denselben verbreitet, so wäre selbst eine noch stärkere Soldatenwache nicht im Stande gewesen, sie gegen die Wuth des aufgereizten Pöbels zu schützen. Auf ähnliche Weise kam in Ansali, einer Stadt der Provinz Ghilan, voriges Jahr der von Missionar Haas ausgesendete Bücherverbreiter durch Vertheilung einiger N. Testamente in augenscheinliche Lebensgefahr, und entging nur durch die Flucht seinen durch die Mullahs aufgereizten Verfolgern. Wie groß noch in Persien der Einfluß der Priester auf das Volk sey, ist aus folgendem Vorfall ersichtlich, der sich vor etlichen Monaten im Lande zutrug. Es wurde nämlich in Urmia ein nestorianisches Mädchen von einem Muhamedaner mit Gewalt entführt. Die nestorianischen Priester wendeten sich nun um die Zurückgabe desselben, und die Bestrafung des Entführers an die Regierung; ihr Ansuchen wurde auf die Verwendung der Missionarien vom englischen Gesandten thätig unterstützt, und die Regierung befahl daher, daß der Thäter sammt dem Mädchen nach Tebris gebracht und die Sache untersucht werden solle. Letztere war indeß durch Drohungen oder Versprechungen Muhamedanerinn geworden, und Strafe fürchtend wandten sich beide bei ihrer Ankunft an den hiesigen Mudschtahid (muhamedanischen Oberpriester) um Schutz und Ver-

mittlung. Das Mädchen sollte nun auf Befehl der Regierung im Hause des englischen Gesandten und in Gegenwart desselben über seinen Glauben ausgefragt werden; kaum aber hatte der Mudschtahid dieß vernommen, als er sogleich eine Note an den Ameri Nisam (ersten Minister der hiesigen Provinz) sandte, in welcher er drohend erklärte, daß im Falle das Mädchen den Händen der Ungläubigen überliefert würde, er augenblicklich die ganze Stadt in Aufruhr versetzen und Befehl ertheilen würde, daß alle Christen und Fränkis, und selbst die Gesandten derselben nicht ausgenommen, umgebracht werden sollten. Der Ameri Nisam, zu schwach und zu furchtsam, der Drohung des ersten Geistlichen nicht zu achten, schickte diese Note dem englischen Gesandten zu, und das Mädchen wurde jetzt im Hause eines Muhamedaners verhört, wo sie frei erklärte, daß sie Muhamedanerinn geworden sey, und es auch bleiben wolle. So war nun die ganze Sache abgemacht; aber weder die Regierung hatte Muth und Kraft genug, den Mudschtahid für seine verwegene Drohung zur Verantwortung zu ziehen, noch hielt es der englische Gesandte für rathsam, Genugthuung für solche freche Beleidigung zu verlangen. Zwar gibt es eine nicht unbedeutende Anzahl, sowohl unter den Vornehmen als unter den Regierungsbeamten Persiens, welche diesen Fanatismus mit der Priesterschaft und dem gemeinen Volke nicht theilen; aber jener sind noch zu wenige, und die Regierung ist zu schwach, um ein kräftiges Gegengewicht gegen die Eifersucht der Priester und die Zügellosigkeit des Pöbels zu bilden. Soll daher das Evangelium ohne augenblickliche Lebensgefahr frei verkündigt werden können, so muß zuvor Persien entweder mit einer eisernen Ruthe noch mehr gedemüthigt, oder es muß durch allmähligе und stille Verbreitung sittlicher Grundsätze und Ansichten, so wie durch wachsende Bekanntschaft mit europäischer Wissenschaft, und durch Annäherung an abendländische Sitten dieser Fanatismus des Volkes

gebrochen, und der Einfluß der Priesterschaft auf dasselbe geschwächt werden.

Den 6. Juli. Diesen Morgen reisten wir nach herzlichem Abschied von unsern hiesigen theuern Missionsbrüdern wieder nach Schuschi ab. Auf solchen Wanderungen thut es dem Pilger wohl, wenn er hie und da im fremden Lande christliche Freunde oder theure Missionsgeschwister antrifft, in deren Mitte er sich stärken kann, um mit frischem Muthe seine Wanderung fortzusetzen. Nach einer Reise von neun Tagen, innerhalb welcher Zeit wir drei Tage in der Quarantaine bei Nachitschevan verweilten, kamen wir am 17. wohlbehalten zu Schuschi im Kreise unserer theuren Brüder an, die wir durch unsere Ankunft freudig überraschten; und wir vereinigten uns mit ihnen im Dank gegen den HErrn, für die mannigfaltigen Wohlthaten und die treue Bewahrung, die wir während der langen Reise zu Wasser und zu Land, in Wäldern und Einöden erfahren durften. Ja ein treuer Gott ist unser Gott! wer wollte Ihm nicht vertrauen! Möchte nur unser ungläubiges Herz Ihm immer kindlicher anhangen, Ihn immer vollkommener lieben, Ihm treuer und eifriger leben und dienen, damit sein heiliger Name in uns und durch uns mehr und mehr verherrlicht werden möge in dieser Welt. Amen.

Schuscht den 29. Sept. 1836.

C. G. Pfander.



Beilage No. II.

Untersuchungsreise der beiden Missionarien H. Hörnle und E. Schneider von Tebris nach Jspahan, und zurück durch die Provinz Kurdistan, vom 6. Juni bis 2. Sept. 1836.

Den 6. Juni. Da die vier deutschen Missionarien in Tebris schon längst ihre Aufmerksamkeit auf die Armenier gerichtet haben, welche zu Dschulfa, nahe bei Jspahan, und in einigen umliegenden Dörfern wohnen, und erst kürzlich durch ein Schreiben eines in Indien gebildeten und zu evangelischer Erkenntniß gelangten armenischen Lehrers daselbst, David Mesrob, zu neuem Interesse angeregt worden waren, so schien es zweckmäßig, an Ort und Stelle zu erfahren, was sich unter diesen entarteten Christen und vielleicht auch unter den Muhamedanern für das Reich Gottes in Persien thun ließe. Es ward daher für angemessen gefunden, daß wir beide, die Missionarien Hörnle und Schneider, eine Untersuchungsreise dorthin antreten möchten, zu welcher wir uns um so eher entschließen konnten, da über unsere Missionsthätigkeit in Persien noch immer eine vielfache Ungewißheit obwaltete. Wir traten daher heute im Namen des HErrn unsere Reise an, und der amerikanische Missionar, Herr Merrick, schloß sich in gleicher Absicht an uns an. Das Wetter war schön, und begünstigte unsere Reise. Nach einem sechsstündigen Ritt kamen wir durch das Dorf Waschmisch auf eine schöne Ebene, wo wir uns an einem kühlen Bächlein lagerten, um hier zu übernachten. Am folgenden Morgen brachen wir schon um 2 Uhr auf; es war so

kühl, daß man Winterkleider recht gut vertragen konnte. Die Gegenden, durch welche wir zogen, waren fruchtbar, und gewährten dem Auge durch ihr frisches Grün einen lieblichen Anblick. Mittags schlugen wir in der Nähe des Dorfes Hadschi Aga unser Zelt in einer schönen grasreichen Ebene auf; nicht weit von uns war eine große Menge Zelte, dem Prinzen Hariman Mirsa gehörig, der eben auf der Reise nach Tebris begriffen war, um die Verwaltung der Provinz Aderbeidschan zu übernehmen.

Den 8. Juni. Der Weg führte uns durch grünes Hügelland, das freilich wenige Monate später von der Sonnenhitze ganz versengt ist. Da die Hitze sehr stark wurde, so sahen wir uns genöthigt, das Zelt bald aufzuschlagen. An diesem und mehreren folgenden Tagen trug sich nichts Besonderes zu. Die Gegenden, durch welche wir zogen, waren hügelicht, nur daß es immer höher bergan und tiefer bergunter ging. Die Hitze war groß, und wir hatten meist 30° Reaumur in freier Luft. Am 11. gelangten wir zu dem Städtchen Miana, das aus etwa 500 Häusern besteht, die meist von Lehm und an der Sonne getrockneten Backsteinen erbaut sind, und ein äußerst elendes Aussehen haben. Es liegt 25 Meilen von Tebris auf der Straße nach Teheran, und ist durch die Geschichte eines aufrührerischen Häuptlings, Shah Aky, berühmt, der die Waffen gegen den letzten König Fatali ergriff, und von diesem zum Tode verurtheilt wurde. Um Morgen, am Tage des HErrn, einige Zeit der Ruhe zu genießen, entschlossen wir uns, die Nacht hindurch zu reisen, und begaben uns um 8 Uhr Abends auf den Weg. Kaum war die dunkle Nacht eingebrochen, so verirrte sich Bruder Hörnle, der sein Pferd an einem Kanale tränken wollte, vom Wege, und verlor die Karawane aus dem Gesicht. Er eilte jetzt schneller nach, war aber nicht wenig erstaunt, als er sich mitten in frisch gewässerten Reisfeldern verstrickt erblickte. Er rief so laut er konnte. Unsere Karawane,

die ihn schon längst vermißte, erwiederte den Ruf; allein der heftige Gegenwind verhinderte, daß er es hörte. Nun feuerte er seine Pistole ab, und wir antworteten mit einem starken Flintenschusse, den die Gewalt des Windes gleichfalls für ihn unhörbar machte. Schon war er im Begriff, wieder nach Niana zurückzukehren, als einer unserer Karawanenführer ihn einholte. Erfreut, uns wieder gefunden zu haben, erreichten wir die Brücke, welche über das breite Bett des Karanguflusses führt. Wir überstiegen nun das Rasitangebirge, konnten aber in der Nacht die steilen Abgründe nicht sehen, an denen uns der Weg vorüberführte. Schon hatten wir den Höhepunkt des Gebirges hinter uns, als ein neuer Unfall sich zutrug. Bruder Schneiders rechtes Knie wurde nämlich durch ein vorangehendes Pferd, welches ausschlug, so hart getroffen, daß er ohnmächtig vom Pferde gefallen seyn würde, wäre ihm nicht schnell Bruder Hörnle zu Hülfe geeilt. Zu unserer großen Freude war nichts am Fuße zerschlagen, und Bruder Schneider konnte nach einiger Erholung das Pferd wieder besteigen, und, obwohl mit viel Beschwerde, bis zur nächsten Station reiten.

Am 15. Juni erreichten wir die Stadt Sengan, die auf einer Höhe liegt, während ihre Gärten im Thale am Flusse sich befinden. Sie zählt etwa 10,000 Einwohner, die meist in einem armseligen Zustande zu seyn scheinen. Von Ferne hat sie mit ihren Ringmauern ein schönes Aussehen, trägt aber, wie alle Städte Persiens, Spuren des Verfalles. Schon am nächsten Morgen befanden wir uns in der Hochebene von Sultania, die ungewöhnlich kühl und grasreich ist, und der es auch nicht an Wasser fehlt. Bald gelangten wir zu einer Stelle, wo Quarantaine gehalten wird, um das Vordringen der Pest nach Teheran zu verhindern. Hier sollten wir 10 Tage verweilen; allein unser Karawanenführer hatte ohne unser Wissen mit dem wachhabenden Offiziere die Sache schon abgemacht, so daß wir ohne

Aufenthalt vorüber zogen. Gegen Mittag erreichten wir Sultania, die Sommerresidenz der frühern Könige von Persien. Wir hatten uns eine ganz andere Vorstellung von diesem Orte gemacht. Es scheint allerdings früher eine Stadt von Bedeutung gewesen zu seyn; allein jetzt sieht man, außer einigen verfallenen Häusern, nur weit verbreitete Ruinen; auch das königliche Schloß liegt in gänzlichem Zerfall. Wir beschlossen hier Rasttag zu machen, hatten aber bald Ursache dieß zu bereuen, da wir hier viele junge Soldaten fanden, die ihre Waffenübungen machten, und deren Heldenthaten darin bestehen, die Unterthanen durch ihre Erpressungen zu plagen. Nur mit Mühe konnten wir Nahrung für uns und unsere Thiere finden. Am 18. zogen wir weiter in derselben Ebene fort, auf welcher wir nur ein paar Dörfer in Trümmern liegend sahen. Große Heerden Kameele, die auf dieser Ebene ihre Weideplätze suchten und der Regierung gehören, begegneten uns. Am folgenden Tage führte uns der Weg über einen Theil der Vorgebirge des Elborus, der sich zu unserer Linken erhob. Wir hatten eine prächtige Aussicht nach Massanderan, und dem Demawend, dem höchsten Berge in Persien, dessen Spitze mit Schnee bedeckt ist. Am 20. führte uns der Weg in die große Ebene von Kasbin, die etwa 12 Meilen breit ist, und auf der hie und da Dörfer liegen, die gleich Oasen in der dürren Wüste erscheinen. Nachmittags erreichten wir Kasbin, eine bedeutende Stadt mit etwa 20,000 Einwohnern. Sie war früher die Hauptstadt Persiens, ist mit Mauern umgeben, und hat zehn Schulen und 20 Moscheen. Ein Missionar möchte hier Arbeit finden, wenn erst von der Hauptstadt ein ermunterndes Interesse für Volksbildung ausgeht. Die Lebensmittel sind außerordentlich theuer, besonders das Holz, und darum reisten wir mit Sonnenaufgang weiter, um in einem nahen Dorfe zu bleiben. Die Regierung hatte alle Lastthiere in Beschlag genommen, um Kriegsbedürfnisse nach Chorasan zu sen-

den; auch lag vor den Mauern der Stadt eine große Menge Soldaten, weßwegen die Landleute nur wenig Lebensmittel dorthin brachten, aus Furcht, daß man ihre Thiere wegnehmen möchte. So mußten wir uns mehrere Tage lang durch viel Ungemach durchkämpfen, und da wir bisweilen kaum das nöthige Futter für unsere Pferde um gutes Geld erhalten konnten, so blieb uns nichts übrig, als Ernst zu gebrauchen, um das zu bewirken, was gute Worte nicht vermochten. Dieß fruchtete, und bald hatten wir Futter genug für die Pferde. Ein solches Verfahren thut uns immer leid; allein das persische Volk ist so sehr an Sclaverei gewöhnt, daß man zuweilen genöthigt wird, es gebieterisch zu behandeln, um nur das Nöthigste zu erhalten. Die Hitze war sehr drückend, und erreichte Nachmittags 33½° Reaumur im Zelte.

Den 24. Juni. Endlich näherten wir uns der Hauptstadt des Reiches, Teheran, und Bruder Hörnle machte sich schon um Mitternacht auf den Weg, um mit einem Knechte voraus zu reiten, und eine Wohnung für uns in der Stadt zu besorgen. Allein im englischen Gesandtschaftshause daselbst fand er niemand, der guten Rath geben konnte. Die Engländer hatten bereits die Stadt verlassen, und das Gebäude stand leer. Er benachrichtigte nun den freundlichen Dr. Ruach von unserer Ankunft, und dieser war so gütig, uns einzuladen, im Gesandtschaftshause unser Absteigequartier zu nehmen. Am Stadtthore machten die geldgierigen Zollbeamten Miene, uns anzuhalten; allein einige ernste Worte reichten zu, uns ohne Aufenthalt weiter ziehen zu lassen. Der Eindruck beim Eintritt in die Stadt war nicht der beste. Nirgends konnte das Auge mit Wohlgefallen ruhen. Die engen schmutzigen Gassen der Stadt, die verpestete Luft, die schwüle Sonnenhitze — alles trug dazu bei, uns fühlbar zu machen, daß wir Fremdlinge hienieden sind; wir waren daher um so dankbarer, in dem schönen Gesandtschaftshause und sei-

nen herrlichen Gartenanlagen Annehmlichkeiten zu finden, die wir wohl in der ganzen Stadt vergebens gesucht hätten. Abends besuchte uns Dr. Ruach; allein seine finstern hoffnungslosen Ansichten über den Zustand Persiens im Allgemeinen, und über unsere Arbeiten in diesem Lande insbesondere, waren eben nicht geeignet, uns viel Muth zu machen. Der HErr möge uns Glauben, Liebe und Hoffnung schenken für die Sache seines Reichs, die ja eine weit höhere ist, als das Interesse der Reiche dieser Welt.

Juni 25. Diesen Morgen besuchten wir die Engländer in ihrem Lager. Da es nämlich in der Stadt sehr heiß ist, so verläßt der König mit seinem Hofe dieselbe, und wohnt außerhalb der Stadt unter Zelten; und auch die Gesandtschaften folgen ihm. Da wir vernahmen, daß heute der königliche Pallast für den türkischen Gesandten geöffnet werde, so benützten wir diese Gelegenheit, die Merkwürdigkeiten daselbst zu betrachten. Wir hatten uns von den persischen Schönheiten zum Voraus keine große Idee gemacht; wurden aber dennoch getäuscht, indem wir auch das Wenige nicht fanden, das wir erwartet hatten. Da waren freilich Kostbarkeiten von großem Werthe; daneben aber die größte Unordnung, und alles schien das Gepräge früherer Größe und Macht, aber auch jetziger Schwachheit und Verfalles an sich zu tragen. Man versicherte uns übrigens, daß die schönsten und kostbarsten Dinge im Harem seyen, wohin Niemand gehen darf. In dem Pallaste und den Gärten sah man eine Menge schmutziger Soldaten und liederlicher Faullenzer, daß man sich wundern muß, wie ein königliches Auge dieß zu ertragen vermag. Unser Bekannter, ein im Pallaste des Königs angestellter deutscher Uhrmacher, erzählte uns manche Eigenthümlichkeit des Königs. Er soll einen Gefallen haben an Zeichnen, mechanischen Künsten und Militärwesen, und machte unserm Bekannten das Anerbieten,

nach

nach Deutschland zu gehen, um dort dreißig Künstler und Handwerker für seinen Dienst zu werben, allein das Geld und die rechte Kraft fehlt. Der König soll viel beten, ob aus Frömmigkeit, oder um die Mullahs und das Volk zu täuschen, weiß man nicht. Uebrigens ist er ganz abhängig von seinem ersten Minister, Hadschi Mirsa Agasi, der ein entschiedener Sufi, und sein früherer Lehrer ist. Im großen Vorhofe des Pallastes sahen wir eine unförmlich große Kanone, die ein so heiliger Zufluchtsort für jeden Verfolgten ist, daß selbst der König keinem, der zu ihr flieht, etwas anhaben kann. Folgenden Tages war der Tag des HErrn. Wir freuten uns, ihn in stiller Ruhe zu feiern, und luden auch die wenigen Deutschen, die sich hier aufhalten, zu einem Gottesdienste ein. Allein sie zeigten nicht viel Interesse dafür, und es kamen nur wenige. Am 27. machten wir einen Besuch im Lager des russischen Gesandten, und wurden sowohl von ihm, als von den übrigen zur Gesandtschaft gehörigen Herren, mit zuvorkommender Güte aufgenommen. Ihre Aeußerungen über Missionsarbeiten in hiesiger Stadt waren nicht so muthlähmend, wie die der Engländer, was uns zu einigem Troste gereichte; auch boten sie uns freundlichst ihre Hülfe an, wenn wir sie irgendwie bedürfen sollten.

Juli 1. Bald nach dem Frühstück ließ sich Mirsa Sali, gegenwärtiger Kriegsminister, den wir eben besuchen wollten, anmelden. Er spricht englisch und französisch, und legt eine so schöne Kenntniß europäischer Wissenschaft an den Tag, wie sie in Persien selten gefunden wird. Ueber die Errichtung einer Schule in Teheran sprach er sich eben so aus, wie die russische Gesandtschaft. Allein darin stimmen alle überein, daß wenigstens derzeit für ein solches Beginnen von der Regierung nicht viel Unterstützung zu erwarten ist. Zwar sprach der König öfter seinen Wunsch aus, zur Bildung junger Perser eine Schule errichtet zu sehen, in welcher

europäische Wissenschaften gelehrt werden, und auch einige der Vornehmen scheinen dasselbe zu wünschen. Aber das ist auch alles, und von einem Versuche, Hand ans Werk zu legen, ist nicht die Rede. Man bejaht, drückt seine Zufriedenheit aus, nennt es eine nützliche und nöthige Sache; aber man rührt weder Hand noch Fuß, um sie ins Leben zu rufen. Zudem bereitet der König nunmehr einen Kriegszug nach Chorasan, und in solchem Falle würde eine solche Schule ihrer Schüler, die meist nur aus den Söhnen Vornehmer beständen, gänzlich beraubt werden. Wir gedenken so bald wie möglich nach Ispahan abzureisen, wohin uns Dr. N. mit mehreren Empfehlungsschreiben an angesehene Perser daselbst versehen hat. Aber noch fehlt uns ein Paß und Empfehlungsschreiben des Königs an den Gouverneur daselbst, der jedoch nicht sobald kommen wird. Wir reisen indeß ab, das Papier mag fertig seyn oder nicht. Ist der HErr unser Geleitsmann, was können uns die Menschen thun! Er kann, wenn es sein Wille ist, uns einen bessern Eingang in Ispahan verschaffen, als ein Ferman des Königs.

Juli 4. Abends 6 Uhr verließen wir die Hauptstadt und machten uns auf den Weg nach Ispahan. Einige Kaufleute von dort hatten sich an unsern Reisezug angeschlossen. Es war sehr warm, und ein von der großen Salzsteppe von Osten her wehender Wind war fast erstickend. So blieb es bis nach Mitternacht, worauf es empfindlich kalt wurde. Dieser schnelle Wechsel von Kälte und Wärme ist in Iran nichts seltenes, aber der Gesundheit oft sehr nachtheilig. Die Hitze erlaubt uns fast nicht mehr am Tage zu reisen; wir müssen daher die Kühle der Nacht dazu wählen. Dieß ist auch allgemeine Sitte bei den Eingebornen. Nach einer sehr beschwerlichen Reise erreichten wir am 7. die Stadt Koom, und fanden in einer Karawanserei ein paar finstere, schmutzige Zimmerchen, in denen wir, so gut sichs thun ließ, uns niederließen, um einen Rasttag zu hal-

ten, da uns allen die Ruhe Noth that. Wir nahmen die Stadt mit ihren Merkwürdigkeiten in Augenschein. Koom liegt in einer großen Ebene an einem Flusse, der sich in der Sandwüste verliert. Früher zählte die Stadt mehr als 100,000 Einwohner, und soll geraume Zeit die Residenz des Shah gewesen seyn; jetzt finden sich nur noch etwa 15,000 Einwohner hier, während die meisten Häuser in Ruinen liegen. Ein Haupterwerbzweig der Einwohner sind irdene Gefäße, die in Menge verfertigt, und nach den übrigen Theilen des Landes gebracht werden. Die größte Merkwürdigkeit der Stadt ist das Grabmahl der Fatime, Tochter des Imam Resa, eines der gefeiertsten Heiligthümer Persiens und ein berühmter Wallfahrtsort, zu dem Tausende jährlich hinzuströmen, um am Grabe der Heiligen ihre Gebete verdienstvoller zu machen. Ein passender Ort für einen Missionar, wenn einmal die Zeit zur freien Verkündigung im Lande gekommen ist. Ueberdieß ist diese Stelle ein Asyl für Staatsflüchtlinge und Verbrecher jeder Art, indem jeder Verbrecher, sobald er durch das zum Grabmahl führende Thor einmal gekommen, unantastbar ist. Selbst der König darf es nicht wagen, ihn mit Gewalt hier wegzunehmen, ohne das Land in Aufruhr zu setzen. Fromme Muhamedaner machen sich ein Verdienst daraus, solche Flüchtlinge zu ernähren. Der einzige Weg, sie zur Uebergabe zu nöthigen, ist ein Befehl des Königs, daß ihnen bei Todesstrafe niemand Speise reichen darf. Durch einen großen Hofraum kamen wir in einen Garten, der zum Heiligthume führt. Eine Menge Volks und Priester umschwärmten uns hier, und waren sehr bereitwillig, uns die Merkwürdigkeiten des Orts zu zeigen. Man führte uns in ein schönes Gemach, in welchem man eifrig beschäftigt war, den Koran zu lesen. Hier war das Grabmahl des verstorbenen Königs Fatali. In dem mit schönen Teppichen belegten Zimmer stand in der Mitte der Sarg des Königs

mit feinen Shawls bedeckt, und über ihm hing ein großer kristallener Kronleuchter. Die Moschee mit ihrer schön vergoldeten Kuppel, unter welcher sich das Grabmahl der heiligen Fatime befindet, wünschten wir auch zu sehen; allein dieß verweigerte man uns mit aller Höflichkeit. Einem Mullah, der uns sehr freundlich in den Umgebungen des Grabmahls umherführte, sagten wir, daß wir persische Bücher mit uns gebracht hätten, und versprachen ihm für seine Mühe einige zu geben. Anfangs schien er Freude darüber zu haben; auf dem Wege aber besann er sich eines andern, und entschuldigte sich mit aller Freundlichkeit, daß er jetzt keine Zeit habe, die Bücher in Empfang zu nehmen; nach einer Stunde wolle er zu uns kommen. Allein wir sahen ihn nicht mehr. Nur einige Juden kauften uns einige hebräische Bibeln und persische Psalter ab.

Juli 9. Diesen Morgen zogen wir weiter; allein die Kälte der Nacht und die Hitze des Tages griffen uns sehr an, und erregten heftige Kopfschmerzen und Fieberschauer. Ein paar Stunden erquickenden Schlafes stärkten uns jedoch wieder, und wir setzten im Namen des HErrn unsere Reise weiter fort. Zum Glück zeichnet sich die Straße zwischen Teheran und Ispahan durch gute Karavanscreien aus, die man von einer Station zur andern antrifft, und einen Beweis dafür liefern, daß früher wenigstens in diesem Theile Persiens mehr Leben und Verkehr war, als es jetzt der Fall ist. Persien ist tief gefallen. Von der frühern Kultur, dem frühern Wohlstande, der frühern Stärke sind nur noch leise Spuren vorhanden. Land und Städte liegen meist wüste, und die herrschende Regierungsverwaltung, nur berechnet das Volk auszusaugen, vergrößert täglich ihren Ruin. Von hieraus sieht man den beschneiten Gipfel des Demawend hinter Teheran noch sehr deutlich, obgleich er 30 deutsche Meilen entfernt ist. Abends hatten wir 103 Grad Fahrenheit im Schatten, in der Sonne 140°, und in einem unterirdischen Behältniß 70° Fahrenheit.

Juli 11. Neugestärkt brachen wir mit Sonnenaufgang auf, und erreichten die Stadt **Kaschan**. Die Gegend fing an, bewohnter und lebhafter zu werden, als es seit einigen Tagereisen der Fall war. In einer Karavanserei, fanden wir ein luftiges Oberzimmer. Man war außerordentlich bereit, uns zu bedienen, und einige Juden, die gehört hatten, daß wir hebräische Bibeln hätten, kamen, und ließen uns wenig Ruhe. Kaschan ist eine Stadt von bedeutendem Umfange, mit vielen schönen, guterhaltenen Gebäuden; auch findet sich hier mehr Gewerbfleiß, als in allen Städten Persiens, welche wir bisher gesehen haben. Die Leute waren freundlicher und gefälliger gegen uns, als selbst in der Hauptstadt. Alles überzeugte uns, daß das hiesige Volk betriebsam sey. Ihre Hauptfabrikate sind Kupfergeschirr und Seidenzeuge, die in Menge verfertigt, und im Lande umher verkauft werden. Doch klagten die Seidenfabrikanten, daß durch die Einfuhr europäischer Seidenzeuge ihre Manufakturen zu Grunde gerichtet werden. Abends schickten wir einige persische Bücher einem alten Mullah, der ein Bekannter unsers Führers war. Kaum war es hiedurch bekannt geworden, daß wir persische Bücher hätten, so kamen viele Muhamedaner herbei, um theils für sich, theils für ihre Kinder in der Schule solche zu begehren. Ein Versuch, eine kleine Bezahlung dafür zu erhalten, mißrieth, die Bücher wurden zurückgebracht und gesagt, daß man nichts dafür geben könne, sie aber gerne als Geschenk annehme. Dieß ist die gewöhnliche Erfahrung; und würden wir darauf beharren, die Muhamedaner die biblischen Schriften auch nur um geringen Preis bezahlen zu lassen, so könnten wir nur selten ein Buch unter das Volk bringen. Laufen wir auch bei unentgeldlichem Geben derselben Gefahr, daß da und dort ein Exemplar zerstört wird, so dürfen wir auf der andern Seite die getroste Hoffnung hegen, daß hin und wieder eins gelesen wird, und vielleicht ein aufmerksames Herz findet. Es freute

uns nicht wenig, mehrere Muhamedaner in den Winkeln der Karavanserei sitzen, und unsere Bücher lesen zu sehen. Besonders hatten wir mit den Juden viel zu schaffen. Diese bewohnen, etwa 50 Familien stark, ein eigenes Quartier der Stadt, und sind sehr unterdrückt. Sie gingen ab und zu vom Morgen bis zum Abend, und oft konnten wir uns vor der Menge derselben kaum bewegen. Einige wollten schachern, andere Unterredungen halten und heilige Schriften haben. Mit einzelnen konnten wir eine recht interessante Unterredung unterhalten. Ein Jüngling, den wir dreimal weggeschickt hatten, kam immer wieder und bat um eine hebräische Bibel, und ließ nicht nach uns zu bitten, bis wir ihm endlich eine solche für einen geringen Preis, den er nur bezahlen konnte, erließen.

Am 13. Juli erreichten wir Su, ein Dorf in den Bergen liegend. Uns begegnete heute eine große Karavane, welche die Schätze des frühern Prinzen von Schiras, der gefangen wurde, dem Könige zuführte. Die Straße durch die Berge soll erst vor 46 Jahren angelegt worden seyn, indem die frühere Straße zwischen Kaschan und Ispahan mehr westlich führte und häufig durch die Räubereien der im Gebirge wohnenden Bachtiaren beunruhigt wurde; diese sind ein wildes Nomadenvolk, das einen Dialekt der Kurdensprache redet, und zu dem Kurdenvolke gerechnet wird. Die letzte Station von Ispahan, die im Anfang der Ebene dieser Stadt liegt, ist Mudschachar, ein in Ruinen liegendes Dorf, in welchem wir fast keine Lebensmittel finden konnten. Bei unserm Einzug in dasselbe präsentirten die hier stationirten Soldaten das Gewehr, und die Offiziere senkten den Degen. Wir konnten uns des Lachens kaum erwehren, da der Grund ihres tiefen Respekts kein anderer war, als das Geld, das sie von uns zu erhalten hofften. Die ganze Compagnie begleitete uns jetzt zu dem für uns bestimmten Lagerplatz, und der Hauptmann bot uns eine Ehrenwache an, die

wir freundlich ablehnten. Von hier sind noch 4 Meilen bis nach Ispahan, und da wir in dieser Stadt keine Bekannte hatten, so zogen wir vor, zuerst nach dem Dorfe unsers Tscherwadras, (Karavanenführers), 1½ Meilen von der Stadt, zu ziehen, und von dort aus den ersten Besuch in Ispahan zu machen. Die Leute daselbst nahmen uns sehr freundlich auf, und brachten zu unserer Erquickung Früchte aller Art, Brod, Milch und Käse herbei. Es that uns wohl, unter Muhamedanern eine so gastfreundliche Aufnahme zu finden, und gerne hätten wir ihnen das Wort des Lebens verkündigt, wenn nicht die äußerste Vorsicht im Umgang mit diesem Volke nöthig wäre, indem freie Unterredungen über das Christenthum gar leicht die Zerstörung des ganzen Zwecks unserer Reise zur Folge haben könnte.

Am 16. Juli ritten wir mit dem Vater unseres Tscherwadras in die Stadt, um dem Gouverneur unsere Aufwartung zu machen. Der Weg führte uns über große Felder und Gärten hin, die mit Gerste, Waizen, Tabak, Melonen und Küchengewächsen aller Art bepflanzt waren. Fast über eine Stunde durchzogen wir die staubigen Vorstädte und Gassen Ispahans, ehe wir zum Pallaste des Gouverneurs gelangten. Dort wurden wir sogleich vorgelassen, und eingeladen, am reichbesetzten Frühstück Theil zu nehmen, das für Leute eingerichtet zu seyn schien, deren Bauch ihr Gott ist. Da wir den Ferman vom Könige noch nicht erhalten hatten, so überreichten wir ihm blos das Empfehlungsschreiben von Dr. R. und ein paar Briefe angesehener Perser in Teheran, die er lange unbeachtet neben sich liegen ließ. Endlich übergab er sie einem seiner Räthe zum Vorlesen; keiner aber vermochte in Dr. R's Brief auszumitteln, wer der Schreiber des Briefes sey. Da im Persischen das Wort „Tochter" (so las er statt Doktor) ein Mädchen bedeutet, so gerieth er auf den für uns eben nicht günstigen Einfall, daß der Brief von einem Weibe geschrieben seyn müsse. Der Gouverneur Chosrow Chan ist ein

wohlgestalteter, gutbeleibter Mann, der sich an Essen und Trinken nichts abgehen läßt; Regierungsgeschäfte und feine Bildung scheinen eben nicht seine Sache zu seyn. Wir konnten uns kaum des Lachens enthalten, ihn auf dem Boden liegend, und den Kopf auf die Ellenbogen gestützt, zu sehen. In dieser Stellung sprach er mit uns, hörte die Verhandlungen seiner Räthe, und befriedigte zugleich seinen guten Appetit. Unsere ganze Aufnahme, wie unser Abschied, hatte das Gepräge der Bedeutungslosigkeit. Anfangs hatten wir im Sinne, unsern Aufenthalt in der Stadt zu nehmen, um neben den Armeniern auch die Muhamedaner und Juden in derselben kennen zu lernen; allein der Gouverneur rieth uns, lieber in dem benachbarten Dschulfa unser Quartier aufzuschlagen. Dort gingen wir zuerst zu dem armenischen Bischofe Johannes, an welchen wir einige Empfehlungsschreiben hatten. Dieser Johannes ist vom Patriarchen in Etschmiazin hier eingesetzt worden, und wird vom Volke sehr gefürchtet, weil er sein bischöfliches Ansehen nicht selten zur Bedrückung seiner Unterthanen anwendet. Er nahm uns dem Aeußern nach freundlich auf mit den Worten: Christus habe seinen Nachfolgern befohlen, gegen einander Liebe zu üben. Wie weit er in seinem Herzen diesem Gebote des HErrn nachkommt, konnten wir in seinen Mienen nicht lesen; indeß ließ er uns das leere Haus eines verstorbenen Kaufmanns zum Aufenthalte anweisen, in dem wir so lange zu bleiben gedenken, bis es entschieden ist, ob wir hier etwas für das Reich Gottes thun können oder nicht.

Hier besuchten wir noch einen spanisch-amerikanischen Arzt, Dr. B., der sich seit einem halben Jahre hier aufhält und im Kloster der armenischen Katholiken wohnt, wo wir zugleich Gelegenheit fanden, die beiden Priester kennen zu lernen, welche vom Pabste hieher gesendet sind. Der Dr. war sehr freundlich gegen uns, und manches was er uns erzählte, gab uns aufs Neue

den Eindruck, wie nützlich ein christlicher Arzt unter Muhamedanern wirken könnte. Nach seiner Beschreibung ist Völlerei und Trunkenheit, besonders ein übermäßiger Genuß von Wein und Branntwein, ein herrschendes Laster unter den Muhamedanern. Wirklich wächst der Verfall des Muhamedanismus täglich und aller Orten, und scheint an Stellen, wo einst der Sitz muhamedanischer Bigotterie war, am weitesten vorgeschritten zu seyn. Möchte uns der HErr viel Gnade schenken, der Gelegenheiten wahrzunehmen, um den Samen des lebendigmachenden Wortes in den morschen Körper auszustreuen, damit, wenn er zusammensinkt, in der gährenden Masse schon der Stoff sich befinde, der dem Ganzen neues Leben geben kann. Den Tag des HErrn (17. Juli) hofften wir in stiller Ruhe zubringen zu können, aber der HErr hatte uns eine süße Berufsthätigkeit für das Heil der uns umgebenden Muhamedaner zugedacht. Einer der höchsten Mullahs des Dorfes Ferischan, in dem wir wohnen, hatte gehört, daß wir persische Bücher mit uns gebracht hätten. Diesen Morgen kam er frühe, und bat uns um solche, und wir gaben ihm einige Exemplare des Psalmbuches und der Sprüchwörter, die er mit sichtbarer Freude empfing. Bald wurde die Nachricht von unsern Büchern im Dorfe bekannt, und jetzt füllte sich unser Haus mit Erwachsenen und Kindern, die alle Bücher begehrten. Der Andrang wurde endlich so groß, daß wir den Leuten erklären mußten, daß wir blos den Mullahs für ihre Schulen Bücher geben würden. Dieses allgemeine Verlangen nach heiligen Schriften ermuthigte uns sehr, und erweckte unsere Herzen zum Flehen, daß Gott sein Verheißungswort erfüllen, und den Empfängern sein Wort segnen möge.

Am 18. Juli machten wir uns nach Dschulfa, um uns daselbst für einige Zeit niederzulassen. Bald wurden wir aufs angenehmste durch den Empfang von Briefen von unsern Brüdern zu Tebris und Schuschi, so

wie aus Basel von unserer Kommittee, überrascht. Auch war ein Ferman des Königs von Teheran beigelegt. Es war uns lieb, diese Briefe zu erhalten, da sie bei der Bestimmung unserer Rückreise von nicht geringer Bedeutung sind. Abends erhielten wir Besuche von mehreren Armeniern, welche wir mit dem Zweck unseres Hieherkommens bekannt machten. Sie drückten Alle ihre Zufriedenheit mit unserer Absicht aus, und versicherten uns, das Volk im Allgemeinen werde uns mit Freuden aufnehmen, und es gerne sehen, daß eine Schule unter ihnen errichtet werde. Allein sie seyen Sclaven des Bischofs, d. h. sie fürchten sich vor seinem Zorne, und es handele sich zunächst darum, diesen für unsere Sache zu gewinnen. Auch am folgenden Tage hatten wir Besuche von Armeniern, unter denen sich der Oberpriester Matthäus und ein Wartabed befand, die über unser Kommen herzlich froh waren. Auch nach ihren Aeußerungen sind wir allein für unsere Sache auf den Bischof Johannes verwiesen, dem wir am Abend einen Besuch machten, um ihn um seine Mitwirkung zur Errichtung einer Schule für die Jugend anzusprechen. So weit es die Vorsicht gestattete, sprachen wir mit ihm ganz offen über diese Sache, indem wir ihm versicherten, daß es uns nicht darum zu thun sey, Prosyliten zu machen, indem wir glauben, daß jeder Armenier, der sich unverrücklich mit seinem Glauben an das Evangelium halte, und nach den Vorschriften desselben wandele, selig werde. Wir wünschten daher nur, dem armenischen Volke, als unsern Brüdern und Mitgenossen an demselben Heile, zur Festgründung und Belebung in dem Evangelio, der einzigen Richtschnur unsers Glaubens und Lebens, behülflich zu seyn. Hiezu dringe uns nichts anders, als die Liebe Christi und die herzliche Theilnahme an dem Seelenheile unserer Nebenmenschen. Nehmen Sie uns auf, so danken wir dafür dem HErrn, wo nicht, so kehren wir wieder dahin zurück, woher wir gekommen sind. Nehmen Sie uns in Liebe auf, so

haben wir persönlich keinen Nutzen, indem Nutzen und Schaden nur auf Seiten des armenischen Volkes lieget. Der Bischof bejahte dieß zwar alles freundlich, allein wir erkannten nur zu deutlich, daß sein Herz eben nicht fühlte, was sein Mund aussprach. Er äußerte, sich zuvor mit den Aeltesten der Kirche über diese Sache zu berathen, und uns sodann schriftlich eine Antwort zuzusenden. Der Eindruck, den wir von diesem Besuche erhielten, läßt uns nur wenig vom Bischof erwarten; auch wurden wir bald zu unserer Betrübniß gewahr, daß die Kunde von der Aufhebung unserer Mission in Georgien durch Briefe und reisende Armenier bereits nach Dschulfa gekommen, und vielfach entstellt worden ist. Viele sehen daher auf uns als vertriebene gefährliche Menschen, die man am besten meidet, und denken im Stillen, die, welche den Erdkreis in Unruhe setzen, sind auch hieher gekommen. O wenn es einem Sterblichen zustünde, mit seinem allweisen Schöpfer und HErrn zu rechten, so möchte man manchmal fragen: HErr, was machest Du? aber seine Wege sind wunderbar, und führen doch immer zum sichersten Ziele. Uns gebühret, die Hand auf den Mund zu legen, und Ihn im Staube anzubeten.

Juli 21. Heute gingen wir nach Isspahan, um den Gouverneur, so wie das Oberhaupt der Priesterschaft, Imame Dschuma, zu besuchen, und das königliche Empfehlungsschreiben vorzuweisen. Der Gouverneur betrachtete den überreichten Ferman des Königs mit großen Augen, und bezeugte unter vielen Betheurungen seine große Ergebenheit gegen Sr. königliche Majestät. Wir überbrachten ihm auch, seinem Verlangen gemäß, einige unserer persischen Bücher, die er, besonders die Sprüchwörter Salomos, mit großer Freude aufnahm, und sehr gut hieß. Uebrigens rieth er uns, bei Vertheilung derselben vorsichtig zu seyn. Auch scheint uns wirklich Isspahan für den Empfang christlicher Bücher weniger vorbereitet zu seyn, als die nördlichen

Städte Persiens. Einige Testamente, die wir in Ferischan weggegeben haben, sind in die Stadt gekommen, und haben da bereits gewaltiges Aufsehen erregt. Die verschiedensten Gerüchte sind deßhalb in Umlauf gebracht worden, und werden täglich vor den Ohren Hadschi Muhamed Sehid Bagir, dem einflußreichsten Mullah der Stadt, erzählt. Er soll sehr aufgebracht auf uns seyn, und gesagt haben: er wolle mit uns disputiren, und uns den Weg weisen. Man erzählte in der Stadt: es seyen drei Fränkis gekommen in der Absicht, die Muhamedaner zu Christen zu machen, da weder die muhamedanische, noch jüdische, noch armenische Religion die rechte sey. Auch hätten wir Streitschriften gegen den Koran mitgebracht, um sie unter dem Volke zu verbreiten. Diese Schriften gäben wir nicht nur unentgeldlich, sondern jeglichem noch einen Tuman (6 fl.) dazu. Einer, so wurde hinzugefügt, soll versucht haben, eines unserer Bücher zu zerstören; dieses habe aber eine solche magische Kraft bewiesen, daß es ihn am ganzen Leibe zittern gemacht habe. Es thut uns auch darum leid, daß diese Gerüchte im Schwange gehen, weil die Armenier sehr furchtsam sind und sich leicht einschüchtern lassen, und die Bösgesinnten Anlaß haben, uns verdächtig zu machen. Dennoch sind wir getrost in der guten Hoffnung, daß der HErr Alles zum Besten leiten werde. — Wir besuchten den Imame Dschuma; er ist ein junger Mann von schönem Wuchs und Gestalt; sein Benehmen gegen uns war freundlich, aber zurückhaltend, wahrscheinlich wegen der vielen Mullahs, die gegenwärtig waren. Er lud uns jedoch zu einem zweiten Besuche in seinem Hause ein.

Nach diesem Besuche nahmen wir die Merkwürdigkeiten der Stadt in Augenschein. Ispahan war viele Zeitalter hindurch die Hauptstadt der persischen Monarchie. Sie liegt an den nördlichen Ufern des Zynderoon in einer großen Ebene, die sich nordöstlich an die Salzwüste anschließt, und wo sie bewässert werden kann, sehr

fruchtbar ist. Die Stadt war einst sehr groß und prachtvoll, ist aber jetzt weit herabgesunken. Den Hauptstoß zu ihrem Falle haben die Afganen gegeben, welche um das Jahr 1722 einen Einfall in Persien machten, und sich lange hier aufhielten. Noch jetzt trägt die Stadt viele Spuren jener Barbarenherrschaft, indeß sind noch viele Gebäude vorhanden, die, obgleich in großem Verfalle, doch immer noch merkwürdige Denkmähler altpersischer Baukunst und Geschmackes sind. Hieher gehören die weitläufigen Gebäude des frühern königlichen Schlosses sammt mehreren Moscheen. In ersterm befinden sich alte Gemälde, deren Schönheit man noch jetzt bewundert. Es war wirklich meisterhaft, wie überhaupt der ganze innere Theil des Pallastes prachtvoll und nach orientalischer Weise mit Geschmack eingerichtet war. Die höchsten Männer der Stadt sind der Gouverneur, ein Georgier, früher ein Christ, jetzt Muhamedaner. Sein Einfluß soll außerhalb seines Amtes nicht sehr bedeutend, und auch das Volk ihm nicht sehr gewogen seyn. Beim Könige aber ist er wohl angeschrieben, weil er ihm fleißig Geld schickt. Der zweite Mann ist Imam Dschuma, der den Namen Mustahid, als Haupt der Mullahs, trägt. Er ist noch jung, und sein Einfluß daher unbedeutend. Beiden gegenüber steht der oben erwähnte Hadschi Sehid Bagir, welcher auf das Volk den größten Einfluß ausübt, da er bei ihm im Rufe eines großen Heiligen steht. Mit fanatischem Eifer hängt ihm das Volk an; was er sagt, muß wahr seyn, und wäre es auch, daß er schwarz weiß nennte.

Die Bevölkerung Ispahans beläuft sich auf etwa 100,000—130,000 Seelen. Die höhern Klassen, besonders die Mullahs, rühmen sich, daß diese Stadt der Sitz der Wissenschaften sey. Wirklich sind auch viele Schulen und eine Art von Universität in der Stadt, und die Perser kommen aus dem ganzen Lande, um hier zu studiren. Das niedere Volk aber ist sehr roh, und geneigt, Reisende zu verunglimpfen. Satt vom

Sehen, kehrten wir wieder nach Dschulfa zurück. Wir hörten wieder allerlei Gerüchte, die unter den Armeniern über uns umhergehen. Einige sind zufrieden, wenn wir unter ihnen bleiben; Andere meinen, es sey nicht rathsam, solche aufzunehmen, welche darum aus Rußland vertrieben wurden, weil sie dort die armenische Kirche verwirrten; noch Andere sehen es ungern, daß wir uns mit den Muhamedanern zu schaffen machen, indem sie sagen: Christus habe befohlen, die Perlen nicht vor die Schweine zu werfen; und wieder Andere, zu denen der Bischof gehört, legen unsern bessern Bestrebungen böse Absichten unter.

Juli 22. Schon am frühen Morgen kam ein Mullah aus der Stadt, und verlangte ein Evangelium und andere Bücher. Da wir aber unter den jetzigen kritischen Umständen keinem trauen können, so hielten wir fürs Beste, kein Buch mehr unentgeldlich wegzugeben. Sobald wir nun ein Geringes dafür forderten, ging er hinweg. Bald nach diesem kamen drei andere Mullahs, allem Anscheine nach Spione, um uns über die Absicht unserer Büchervertheilung und den Inhalt unserer Bücher auszukundschaften, und zu sehen, was für eine neue Lehre wir zu predigen haben. Einer von ihnen, ein gewaltiger Streiter, machte viele Fragen, und verlangte Beweise für die christliche Religion und einige unserer Bücher. Kaum waren sie weggegangen, so kam ein anderer Muhamedaner und sagte: er stehe eben im Begriff, ein Buch über die Religionen zu schreiben. Wir möchten ihm daher Auskunft über unsere Religion geben. Wir erwiederten, daß dieß während eines kurzen Besuches unmöglich abgemacht werden könne; wenn er aber eine wahre Kenntniß unserer Religion sich zu erwerben wünsche, so könne er sich unser heiliges Buch, das Evangelium, um einen geringen Preis kaufen, und dasselbe lesen. Was ihm darin dunkel seyn würde, würden wir ihm sodann gerne erklären. Hiezu hatte er aber keine Lust.

Juli 23. Diesen Abend schickte uns endlich der armenische Bischof seine Antwort auf unsere Anfrage wegen Errichtung einer Schule. Sie lautet in der Uebersetzung also: „Theuerste Herren! Ihr Schreiben habe ich erhalten, und es ist recht, daß Sie zuerst um die Erlaubniß der hohen Obrigkeit anfragen, und erst nachher ans Werk gehen. Wenn wir (der Bischof) und die armenischen Gemeinden einen Befehl des Patriarchen vom Ararat (Etschmiazin) erhalten haben werden, dann mögen Sie eine Schule errichten. Rücksichtlich der armenischen Bücher steht es bei Ihnen, dieselben, wenn Sie wollen, an die Kinder zu vertheilen; was aber die persischen Bücher betrifft, so müssen Sie vorsichtig seyn, solche den Leuten zu geben.

Der Bischof für Indien und Persien,
Johannes.

Es ist klar, daß der Bischof es zu verhindern sucht, daß wir hier Missionsarbeiten beginnen; und doch sucht er sich zugleich auch aus der Schlinge zu ziehen. Es wird ihm wohl kaum ein Ernst seyn, darüber nach Etschmiazin zu schreiben, und thut er dieß, so wissen wir zum voraus, was wir für eine Antwort zu erwarten haben, da der Patriarch daselbst der größte Feind und Hinderer unserer Missionsarbeiten in Schuschi, und der Verkläger unserer Brüder gewesen ist. Wir wissen nun noch nicht, was weiter zu thun seyn wird, doch möchten wir uns auch nicht mit einem Hiebe aus dem Felde schlagen lassen. Möge uns der HErr viel Weisheit schenken; sie ist uns derzeit besonders nöthig. Am folgenden Tage besuchten wir das armenische Nonnenkloster, und wohnten dort dem Gottesdienste bei. Es befinden sich gegenwärtig 22 Nonnen in demselben. Die Aebtissin war sehr freundlich und sagte, daß sie mit ihren Schwestern stets unserer gedenken wolle. Wir unsererseits beschenkten das Kloster mit einigen armenischen Schriften für die Jugend. Nachher wurden wir in das Gastzimmer geführt, wo sich eine Anzahl Armenier

um uns her versammelte, mit denen wir vieles über den wahren Werth zur Seligkeit sprachen, während uns einige Nonnen mit Kaffee aufwarteten. Einer unter ihnen, ein großer Prahler, war sehr eifrig uns zu belehren, wie wir mit Muhamedanern umgehen müßten. Wir dankten ihm für die gute Meinung, gaben ihm aber zu verstehen, daß wir das, was er uns sagte, längst wüßten. Wir zogen uns jetzt nach unserer Wohnung zurück, wurden aber den ganzen Tag von Besuchenden angegangen, die gern oder ungern das Wort des Lebens hörten. Unter ihnen befand sich auch ein alter Muhamedaner, der uns viel von seiner Kunst und Wissenschaft zu rühmen wußte, obgleich er eben kein Ungeheuer von Gelehrsamkeit zu seyn schien. Gegenwärtig beschäftigt er sich mit Bücherschreiben, und rühmte sich, daß er bereits 40 verschiedene Werke zu Tage gefördert habe, und sich jetzt mit der Abfassung eines Buches beschäftige, das moralische Sentenzen enthalten solle. Wir gaben ihm deßhalb zur genauen Durchsicht die Sprüchwörter Salomo's, um daraus die Kunst der Abfassung moralischer Sprüche zu lernen.

Juli 25. Bei den Besuchen, die wir in den jüngstvergangenen Tagen bei den bekanntesten Armeniern machten, wurden wir überall mit Liebe und Achtung aufgenommen. Unter Anderem sahen wir auch einen alten Wartabed, Hakub, mit silbergrauem Barte und drei Brillen auf seinen bereits dunkel gewordenen Augen. Wir sprachen viel mit ihm über die Errichtung einer Schule in Dschulfa, und fanden ihn geneigt dafür. Wir haben einiges Zutrauen zu diesem ehrwürdigen Alten gewonnen, und glauben, daß, wenn es in seiner Macht stünde, er sein möglichstes thun würde, um uns in unsern Arbeiten für das armenische Volk zu unterstützen. Aber er ist entzweit mit dem Bischof, weil er zuweilen die Tyrannei desselben rügte. Jetzt sind sie unversöhnliche Feinde geworden, und jeder trachtet den andern hinauszutreiben. Der Bischof hat den Stuhl in Etschmiazin

und die gesetzliche Einsetzung für sich, aber auch sonst weiter nichts. Das Volk ist im Allgemeinen gegen ihn, wagt aber nicht, etwas gegen ihn zu unternehmen. Hakub hingegen ist beliebter beim Volke, und genießt großes Ansehen. Er ist auch verständiger und gelehrter, als jener. Wir besuchten die Schule, und fanden dort etwa 50—60 Schüler, welche Armenisch lesen und schreiben lernten. Es sind aber wenigstens 250—300 schulfähige Knaben in Dschulfa, deren Mehrzahl keinen Unterricht genießt. Gegenwärtig hat sie zwei Lehrer, die uns sehr finster anschauten. An derselben hatte der Bischof den bekannten armenischen Lehrer, Mesrob David, angestellt, den wir zu unserm Bedauern nicht antrafen. Wir sagten den Lehrern, daß wir denjenigen Schülern, die gut lernen, ein Büchlein schenken wollten; allein sie gaben uns zur Antwort, daß sie ohne Wissen des Bischofs keines unserer Bücher annehmen dürften. Dieß war in der That höchst sonderbar, da fast alle Bücher, die wir in der Schule sahen, von unserer Schuschaer Presse waren. Die Schüler übrigens hatten sich gemerkt, daß wir Bücher versprochen haben, und mehrere derselben kamen nach der Schule aus freiem Antrieb, um solche zu begehren.

Juli 26. Wir erhielten diesen Morgen einen Besuch von dem alten Hakub, der uns hatte sagen lassen, daß er uns etwas mitzutheilen habe; als er aber bei uns war, nahm er doch Anstand, sich frei auszusprechen. Wir merkten indeß bald, daß er unsere Mitwirkung wünschte, um den Johannes vom Stuhle zu stoßen, weil er dann hoffen konnte, an seine Stelle zu kommen. Es ist aber nicht unsere Sache, uns in fremde Händel zu mischen, obschon wir es eben nicht für unrecht hielten, zur Entfernung eines Zerstörers der Gemeinde mitzuwirken. Hakubs Benehmen war auch heute verständig und würdevoll, und er sprach selbst über den Bischof nie leidenschaftlich. Wir haben nun auch, was wir

längst vermutheten, gewisse Nachricht, daß die Katholiken gegen uns ihre Pläne schmieden. Die beiden Patres thun uns indessen ins Gesicht sehr freundlich, so daß wir uns wundern, wie sie die Kunst der Verstellung verstehen. Wirklich kamen, sobald Hakub uns verlassen hatte, drei angesehene Muhamedaner, bei denen es sichtbar darauf abgesehen war, uns eine Falle zu legen und zu verderben. Wir merkten bald ihre geheime Bosheit, waren auf der Hut, und gaben ihnen auch keine Bücher.

Juli 27. Kaum hatten wir unsere Morgenandacht verrichtet und schickten uns an, in die Stadt zu gehen, als uns durch einen Soldaten die Nachricht gebracht wurde, daß uns heute der Imame Dschuma mit seinem Besuch beehren werde. Es dauerte nicht lange, so kam auch ein Diener des Gouverneurs, welcher nachsehen sollte, ob Alles zur Aufnahme des hohen Gastes bereit sey. Diese Nachricht war uns sehr willkommen, weil wir hofften, hier bessere Gelegenheit zu haben, die Absicht unseres Hieherkommens und die Falschheit der Gerüchte unter dem Volke darzuthun. Noch vor seiner Ankunft erfuhren wir, daß der Bischof Johannes uns beim Gouverneur verklagt und ausgesagt habe, daß wir gekommen seyen, persische Bücher auszutheilen und die Muhamedaner zu Christen zu machen. Der Gouverneur möchte nun befehlen, was er mit diesen Menschen machen solle. Der Gouverneur gab zur Antwort, der Bischof solle ruhig im Kloster sitzen bleiben, und sich nicht um Dinge bekümmern, welche die Regierung angehen. Es war uns lieb, dieß noch vorher zu hören. Zwischen 8 und 9 Uhr verkündigte der Schall der Glocken die Ankunft Sr. Heiligkeit. Ein Priester kam und meldete, daß der Imame Dschuma bereits im Kloster beim Bischof abgestiegen sey, wohin wir deßhalb kommen möchten. Wir vermutheten sogleich, daß der Bischof, durch diesen ehrenvollen Besuch, der uns bestimmt war, gekränkt, uns einen hinterlistigen Streich spielen wollte, und ließen ihm daher bestimmt sagen, daß es unmöglich der Wunsch

des Imame Dschuma seyn könne, zu ihm ins Kloster zu kommen, weil er durch seine Leute befohlen habe, ihn in unserm Hause zu empfangen. Nach wenigen Minuten ertönten die Glocken wieder, und der Imame kam zu uns. Voran gingen zwei Bedienten mit Geschenken, aus zwei Zuckerhüten und allerlei Confekt bestehend; dann folgte ein Trupp Soldaten und Polizeidiener, und endlich er selbst mit einem großen Gefolge von höhern und niedern Mullahs und Dienern, so daß unser Haus voll wurde. Im Garten empfingen wir ihn, und geleiteten ihn in das Zimmer, zu dem für ihn bereiteten Sitz, während wir mit den angesehenern Persern die Plätze um ihn herum einnahmen. Auch eine ziemliche Anzahl Armenier, besonders Priester, waren gegenwärtig. Der Imame Dschuma war sehr freundlich und benahm sich äußerst artig; und nach den gewöhnlichen Begrüßungen lenkte sich das Gespräch auf den Zweck unseres Hieherkommens und auf unsere Bücher, wobei wir Gelegenheit nahmen, ihm Alles der Wahrheit gemäß vorzustellen. Er sah unsere biblischen Schriften und andere wissenschaftliche Bücher an, die noch zu mancher Frage über europäische Wissenschaft Veranlassung gaben, und so ging die Zeit angenehm vorüber. Religiösen Streitfragen schien er auszuweichen; nur selten kam eine zum Vorschein, wie z. B. über das Ende der Welt. Das Gleichniß von einem Samenkorn, das in der Erde verwest, aus dem aber eine neue Pflanze hervorgeht, gefiel ihm. Nach einem Aufenthalte von mehr denn einer Stunde empfahl sich der Imame Dschuma wieder. Er schien befriedigt über uns, und versicherte uns beim Abschied seiner Freundschaft.

Erst nachher erfuhren wir den wahren Grund dieses unerwarteten hohen Besuches. Es wurden nämlich fortwährend die ausschweifendsten Gerüchte über uns ausgestreut, um das Volk zu fanatischen Ausbrüchen gegen uns zu reizen, und dem Hadschi Sehid Muha-

med Bagir wurden täglich dergleichen hinterbracht, bis er endlich dergestalt gegen uns eingenommen wurde, daß er sich dahin aussprach, uns aus dem Wege zu räumen. Der Gouverneur, hievon unterrichtet, sandte uns sogleich eine Schutzwache von 30 Soldaten, welche die ganze letzte Nacht hindurch alle Zugänge zu unserer Wohnung bewachten, und er bat den Jmame Dschuma, uns am folgenden Morgen durch einen Besuch vor dem Volke zu ehren, damit Niemand es wagen möchte, uns anzutasten. Um uns nicht zu beunruhigen, hatte man uns nichts hievon gesagt, und es blieb uns bis nach dem Besuch des Jmame verborgen. Wir schliefen ruhig, nicht wissend, welch Ungewitter über uns brütete. Gegen Abend besuchten wir den Bischof, der die Bosheit seines Herzens unter der Maske der Heuchelei kaum zu verbergen wußte. Wir sagten ihm frei heraus, daß er der Hinderer unseres Werkes und der Feind der Wohlfahrt seines Volkes sey, und daß er besser gethan haben würde, uns seinen Sinn geradezu herauszusagen. Nachher besuchten wir einige armenische Kirchen, deren 12 in Dschulfa sind; jedoch wird nicht in allen Gottesdienst gehalten, da sich die Einwohnerzahl durch Bedrückungen und Drangsale von 12000 Familien auf 400—500 derselben vermindert hat.

Juli 28. Noch ist es nicht ruhig in der Stadt geworden, und wir hatten vergangene Nacht wieder eine Wache von 12 Mann vor unserer Hausthüre. Ein Mullah hat ernstlich gegen uns gepredigt, und Hadschi Sehid geht damit um, mit einem Haufen seiner Anhänger nach Dschulfa zu kommen, um uns zu tödten. Es ist nicht zu verkennen, daß wir in Gefahr sind, und darum nöthig, unsere Seelen bereit zu halten. Es bedarf nur eines Winkes von Seiten des Hadschi, und unser Leben ist auf dem Spiele, denn das Volk in Ispahan macht sich ein Verdienst daraus, Ungläubige zu tödten. Uebrigens sind wir in der Hand des HErrn, und vertrauen seinem allmächtigen Schutze. Als Blut-

zeugen für Ihn und Sein Evangelium zu sterben, fühlen wir uns gar nicht würdig. Wir erfuhren, daß die Anhänger des Hadschi heute eine große Versammlung halten wollten, in welcher ihr Meister die Rednerbühne besteigen, unsere Sache besprechen, und unsern Untergang beschließen sollte. Wir beschlossen ungesäumt dem Hadschi Sehid einen Besuch zu machen, und ließen uns durch einen ihm befreundeten Mullah bei ihm anmelden. Dieser Bote kam noch zur rechten Zeit, als sie eben beisammen waren, erwähnte Versammlung zu beschließen. So gingen wir denn im Namen Gottes, wohl wissend, daß es ein schwerer Gang sey, zu welchem wir ganz besonders Weisheit und Gnad; von oben nöthig hätten. Schon war eine Menge Volks im Hofe des Hadschi versammelt. Man führte uns in einen großen Saal, in welchem bereits viele Leute, besonders Mullahs, beisammen waren, deren Zahl sich immer mehr vergrößerte, und die uns nicht eben mit freundlichen Augen ansahen. Wir wunderten uns über die große Einfachheit, fast möchte man sagen, Aermlichkeit, die überall herrschte, da wir doch gehört hatten, daß der Hadschi außerordentlich reich sey. Wahrscheinlich soll dieses ärmliche Aussehen die Heiligkeit seines Namens noch mehr vergrößern. Aus allem konnten wir merken, daß es auf eine große Versammlung abgesehen sey, in welcher wir uns vertheidigen sollten. Ein Bekenntniß von unserm HErrn abzulegen, dazu waren wir von Herzen bereit und entschlossen, aber wir fanden auch aus vielen Gründen für angemessen, uns nicht in Religionsstreitigkeiten einzulassen, welche nur die Erbitterung vermehrt hätten, die bei einem großen Theile der Versammlung bereits zu einem hohen Grade gestiegen war.

Endlich kam Sr. Heiligkeit, die ihm eben nicht sehr aus den Augen strahlte. Er ist ein Mann von mittlerer Größe, mittlerem Alter, feurigem Auge und lebhaftem Aeußern. Er trug einen weißen Turban, und in der rechten Hand einen langen Stab. Als er in

den Saal trat, erhob sich die ganze Versammlung und empfing ihn mit tiefer Verbeugung. Die unsere erwiederte er freundlich mit den Worten: „Willkommen, willkommen! Ich bin sehr froh, Euch zu sehen. Warum kamet Ihr nicht früher? Ich bin ja Euer Freund rc. rc." Nach den gewöhnlichen Begrüßungen baten wir ihn, daß er uns einige Augenblicke sein Ohr leihen möchte. Wir machten ihn nun mit dem Endzweck unseres Kommens bekannt, und nannten ihm die mitgebrachten persischen Bücher. Er hieß die letztern alle gut; fing aber bald an, unsere angefangene Erzählung immer wieder mit religiösen Streitfragen zu unterbrechen. Kaum hatten wir geredet, so wurden wir von allen Seiten mit Fragen bestürmt, die eine ruhige Unterhaltung unmöglich machten. Die Hauptfrage, um welche sich's handelte, war: ob nach Jesus noch ein Prophet gekommen sey, oder nicht? und ob in unsern heiligen Schriften von Muhamed geweissagt sey? Wir sagten ihnen, daß von Muhamed in unsern heiligen Schriften durchaus nichts geschrieben sey, wie sie selbst, nach einer gründlichen Prüfung derselben, sehen könnten. Uebrigens müßten wir sie bitten, uns mit solchem stürmischen Durcheinanderschreien wichtiger Fragen zu verschonen, da dieß gegen allen Anstand sey, und zu keiner ordentlichen Unterhaltung führen könne. Aber warum wollt Ihr, fragte man wieder, die kleinen Finger (die Armenier) lehren, und dem Auge (Muhamedanern) Euren Unterricht versagen? Wir antworteten: Wo wirklich ein Auge ist, da ist Licht, und bedarf des Unterrichtes nicht. Uebrigens sind die Armenier unsere Brüder, und es steht uns frei, Unterricht zu geben, wem wir wollen. Kommen Muhamedaner, und verlangen auf eine bescheidene Weise von uns unterrichtet zu werden, so sind wir zu jeder Zeit bereit, dieß zu thun. Sie: Nein, wir sind jetzt beisammen; Ihr seyd Christen, wir Muhamedaner, Ihr müßt unsere Fragen beantworten, damit wir entweder Christen, oder Ihr Muhamedaner werdet. Wir: In

einer Stunde macht Ihr uns weder zu Muhamedanern, noch wir Euch zu Christen. Dieß erfordert Zeit, Seelenruhe und Nachdenken. Wozu nützt es daher, daß wir die Stunde, in der wir gekommen sind, den Aga zu sehen, dazu verschwenden, einander zu erbittern? Noch mehrere Male versuchten sie, uns durch verfängliche Fragen in Religionsstreitigkeiten zu verwickeln; aber alle ihre Bemühungen blieben vergebens, indem wir erklärten: wir seyen nicht gekommen, um zu streiten, sondern mit dem Aga zu sprechen.

Zum Schlusse sagten wir zu Hadschi Sehid, daß, wenn er wünsche, eine wahre Kenntniß unserer Religion zu erhalten, wir ihm von jeglichem unserer Bücher ein Exemplar schicken wollten, in welchen unsere Religion klar enthalten, und auch in einer guten Sprache geschrieben sey. Er billigte dieß, und wir schieden mit den Aeußerungen gegenseitiger Freundschaft. Eine Menge Volks, bei 400 Personen, war versammelt, die uns theils Glück wünschten zu der hohen Ehre, des Anblicks des heiligen Mannes gewürdigt worden zu seyn, theils lachten und spotteten. Derselbe freundliche Mullah, der uns eingeführt hatte, führte uns auch durch das Volksgedränge in sein Haus, wo er uns, nach dem Wunsch seines Herrn, des Hadschi Sehid, gastfreundlich mit Thee und Früchten bewirthete, und uns in Allem die größte Aufmerksamkeit bewies. Auf dem Bazar, über den wir zogen, gaffte man uns nach, schrie und lachte, und rief aus: da sind die Bücher-Fränkis! Bücher! Ha! Doch wagte Niemand uns anzutasten, obwohl wir in manchem Gesicht höllische Gedanken deutlich genug lesen konnten. Wohlbehalten erreichten wir Dschulfa wieder. Unsere Freunde daselbst waren in banger Erwartung, da bereits das Gerücht sich verbreitet hatte, daß wir in der Stadt umgebracht worden seyen. Die Armenier konnten sich nicht genug wundern, daß wir es wagten, einen Besuch bei solchem Christenfeinde unter solchen Umständen zu machen; aber es war das

Beste, was wir thun konnten, um den Lärm zu stillen. Gewagt war es, aber der HErr ließ es gelingen, daß der Erfolg gut war.

Juli 29. Heute besuchten wir den Gouverneur Chosrew Chan, und obgleich er beschäftigt war, so schenkte er uns doch eine halbe Stunde zu einem Gespräche unter vier Augen. Wir dankten ihm für die Aufmerksamkeit, die er uns in den letztvergangenen Tagen freundlich erwiesen hatte, legten ihm nochmals unsere Absichten hinsichtlich der Errichtung einer Schule unter den Armeniern auseinander, und fragten ihn um seine bestimmte Meinung. Dieß that er denn auch auf eine solche Weise, die uns vermuthen läßt, daß er bereits von anderer Seite, wahrscheinlich den Katholiken, bearbeitet worden war. Er konnte sich durchaus nicht von dem Gedanken losmachen, daß unsere Sache nicht auch einen politischen Zweck habe. Er meinte, wie ein Säugling schon durch die Muttermilch Neigung zur Mutter erhalte, so werden auch die Armenier in unsern Schulen unsere Grundsätze aufnehmen, und mehr Liebe zu uns, als zu ihren frühern Vorgesetzten haben. Stünden wir unter englischem Schutz und Einfluß, so würde sich dieser Einfluß auch auf die uns umgebenden Armenier verbreiten, was zum Nachtheil des Staates gereichen könne. Wir suchten ihm darzuthun, daß unsere Sache gar nichts mit der Politik zu thun habe; aber wir konnten ihm, wie es schien, sein Vorurtheil nicht nehmen. Eine Frage, was der Kaiser von Rußland dazu sagen würde, wenn wir in seinem Lande das unternehmen wollten, was wir jetzt in Persien zu thun im Sinne haben? schien anzudeuten, daß er auch um die Schicksale unserer Mission in Rußland wisse. Uebrigens erklärte er, daß er für seine Person bereit wäre, unsere Sache zu unterstützen, aber er sey ein Knecht des Königs, und könne nichts ohne des Königs Befehl thun. Er wolle deßhalb darüber an die Regierung schreiben, und auch wir sollen dasselbe thun. — Nach reiflicher

Erwägung aller Umstände kamen wir nun zu dem Entschlusse, daß wir beide wieder nach Tebris zurückkehren, und dort mit den Brüdern die ganze Angelegenheit berathen wollten.

Juli 30. Wir besuchten den Imame Dschuma, der uns sehr freundlich aufnahm, und in der Unterredung viel Anstand bewies. Er erkundigte sich nach dem Unterschiede, der zwischen uns und den Katholiken stattfinde. So gut es sich in der Kürze thun ließ, gaben wir ihm denselben an, womit er zufrieden war. Unter seinen Büchern fanden wir auch einige von unsern persischen biblischen Schriften und eine arabische Bibel. Auch den Gouverneur besuchten wir, um ihn mit unserer nahen Abreise bekannt zu machen. Er schien anfänglich verwundert und nicht damit zufrieden zu seyn, und wiederholte seine gestrige Versicherung, daß, wenn der König zur Errichtung einer Schule unter den Armeniern die Gestattung gebe, so werde er Alles thun, was unsere Sache fördern könne. Ja er sey im Voraus gewiß, daß mehrere von den Söhnen der persischen Großen, und vielleicht Hadschi Sehids Söhne selbst unsern Unterricht suchen würden. Darüber schien er sehr erfreut, daß wir den Hadschi besucht hätten, und von ihm freundschaftlich behandelt worden seyen. Auf dem Rückwege besuchten wir Hadschi Ibrahim, der als ein Freund der Europäer bekannt ist. Dieser erzählte uns, wie es mit unsern Büchern, die wir vorgestern dem Hadschi Sehid Bagir geschickt hatten, gegangen sey. Dieser brachte sie noch am nämlichen Tag zur Zeit des Abendgebets in die Mesdsched (Tempel); aber die Anwesenden fielen sogleich über den Träger her und schalten ihn aus, daß er solche Bücher in die Mesdsched trage; worauf Hadschi Sehid erklärte, die Bücher seyen auf sein Verlangen gebracht worden. Er befahl, sie bis morgen zu bewahren, und sie ihm nach dem Morgengebet einzuhändigen, wo er sie in Gegenwart des Volkes prüfen wolle. Dieß geschah. Der Hadschi stieg in

sein Oberzimmer, und setzte sich unter das Fenster, während mehr als 200 seiner Anhänger um ihn standen, die neue Lehre und das Urtheil ihres Meisters zu vernehmen. Der Hadschi öffnete zuerst die Sprüchwörter Salomos, las und fand nichts Anstößiges. Hierauf nahm er die Psalmen, las den ersten durch und dann den zweiten bis an die Stelle, wo es heißt: „Du bist mein Sohn, heute habe ich dich gezeuget." Wie, hat Gott einen Sohn? fingen die Umstehenden an zu schreien. Gott hat kein Weib, folglich auch keinen Sohn; dieß ist Gotteslästerung, und die Ungläubigen, welche diese Bücher brachten, sind des Todes würdig. Aga, erlaube uns, die Ehre Gottes und unsern heiligen Glauben zu rächen! Nein, rief der Hadschi, ihr thut nicht recht. Ich bin ein Freund dieser Fränkis. Das Buch zumachend und in seine Bibliothek sendend, sprach er zu Ibrahim in Gegenwart der Versammlung: Gehet, saget den Sahab's (Herren), daß ich sie liebe, ehre und bereit bin, ihnen Dienste zu erweisen. Sie mögen kommen und mich besuchen, so oft sie immer wünschen; es soll mich jeder Zeit freuen, sie zu sehen. Dieß natürlich beschwichtigte auf einmal das Gemurmel des Volkes, und Niemand wagte ein Wort weiter zu sagen. Wie wunderbar sind doch die Wege des HErrn! Gerade der Mann, welcher im ganzen Lande als ein unversöhnlicher Christenfeind bekannt ist, muß sich freundlich gegen uns beweisen, und die Ursache unserer Rettung werden! Wie gewiß ist es doch, daß der HErr die Herzen der Menschen zu lenken vermag wie Wasserbäche. — Uebrigens, fügte Hadschi Ibrahim hinzu, ist es nöthig für Euch, jetzt äußerst behutsam zu seyn, und keinem Muhamedaner ein Buch zu geben; denn erst gestern kamen sie abermals in Haufen zu Hadschi Sehid, um von ihm die Erlaubniß zu erhalten, Euch zu tödten. Einer unserer Knechte, als er aus der Stadt zurückkam, brachte uns auch wirklich die traurige Nachricht, daß abermals Unruhen in der Stadt ausgebrochen seyen, die zu blutigen

Auftritten führten. Die Lottis (ein Diebsgesindel) hatten sich zusammengerottet, und der Gouverneur schickte 150 Soldaten gegen sie aus, wobei es zu blutigen Auftritten kam. Wir dankten dem HErrn, daß wir nicht zur Zeit des Aufruhrs in der Stadt waren; denn leicht hätte sich die Kampflust auch zu uns wenden können.

Juli 31. Gestern Abend wurde ein Papier folgenden Inhalts an unsere Hausthüre geklebt, daß Jeder, der einen Tag oder einen Monat in diesem Hause sich aufgehalten habe, 5 Tuman (30 fl.) zahlen müsse. Es wurde von demselben Armenier geschrieben, der uns zwei Tage zuvor mit den süßesten Worten seine Freude über unser Kommen, und seinen Wunsch, daß wir bleiben möchten, ausgedrückt hatte. Der Charakter vieler Armenier ist in der That in manchen Stücken schlechter, als der der Muhamedaner. Der gestrige Kampf in der Stadt ist zu Gunsten des Gouverneurs ausgefallen; die Lottis, 300 an der Zahl, wurden in die Flucht geschlagen, und ihre Anführer flüchteten sich in eine Mesdsched, wo sie der Jmame Dschuma dem Gerichte überliefern wird. — Hadschi Jbrahim kam heute noch im Auftrag des Hadschi Sehid, um uns zu sagen, daß wir nicht gehen, sondern hier bleiben sollten. Er wolle uns in Errichtung einer Schule unterstützen. Wir hielten dieß aber für nicht mehr, als ein persisches Kompliment, hinter welchem sich die größte Bosheit verstecken kann. Doch denken wir, ihm morgen noch einen Abschiedsbesuch zu machen, um alle Gerechtigkeit zu erfüllen.

August 2. Wir machten heute bei Hadschi Sehid einen Abschiedsbesuch. Er kam gerade, von einer großen Menge Mullahs begleitet, vom Gebet aus der Mesdsched. Nach den freundlichsten Begrüßungen, die man nur immer erwarten kann, sagte er sogleich, ich habe gehört, daß Ihr wieder abreisen wollt; das müßt Ihr nicht thun, sondern in Jspahan bleiben, und eine Schule für das Volk gründen. Ich werde Euch unterstützen. Wollt Ihr nicht wiederkommen? Wir erwiederten: an unserer

Abreise können wir nichts mehr ändern, aber wenn der Aga uns ein Zeugniß seines Wunsches geben will, so versprechen wir, wenn's immer möglich ist, wieder hieher zurückzukommen, um eine Schule für die Volksbildung zu gründen. Vortrefflich! rief er aus, ich werde eines geben. Morgen soll es fertig seyn. — Aber wir werden morgen früh abreisen? — Nun gut, gegen Abend werde ich es schicken; aber ich sage Euch, ich bin nicht damit zufrieden, daß Ihr fortgeht; Ihr solltet hier bleiben, und eine Schule aufrichten. Ich würde für Euch Sorge tragen, und nicht zugeben, daß Euch Jemand beleidigen dürfte, denn ich bin Euer Freund. — Gott segne den Aga dafür. Und auch Euch möge Er seinen Segen verleihen. — Wollte Gott, man könnte seinen süßen Worten trauen. Von hier aus besuchten wir den Gouverneur. Er war gleichfalls sehr herablassend, und wiederholte die Versicherung, daß er unser Vorhaben unterstützen werde, sobald er vom Könige einen Befehl erhalte. Betrachtet mich nicht als den Sünder, fügte er hinzu; ich kann unter den jetzigen Umständen nicht anders handeln. Am gefälligsten benahm sich der Imame Dschuma, als wir ihm den Abschiedsbesuch machten. Er ist in jeder Hinsicht ein Mann von feiner Bildung, und klug in seinem Benehmen. Er bezeugte sich nicht traurig über unser Weggehen, ermunterte uns aber, eine Correspondenz mit ihm zu führen. Dieß nahmen wir mit Dank an, weil es seiner Zeit für eine Missionsniederlassung in dieser Stadt von großem Nutzen werden könnte. Auch den englischen Obrist P..., den der persische König hieher gesendet hat, um 6000 Soldaten einzuüben, besuchten wir beim Abschied; und dieser drückte sich sehr hoffnungslos über den gegenwärtigen Zustand Persiens aus.

August 3. Diesen Morgen verließen wir Dschulfa, und begaben uns auf den Rückweg, während unser Freund, Herr Merrik, seine Reise nach Schiras fortsetzte. Um über unsere bisherigen kurdischen Bibelüber-

setzungsarbeiten noch mehr Licht zu gewinnen, beschlossen wir, durch einen bedeutenden Theil Kurdistans, über Hamadan und Senna, nach Tebris zurückzukehren. Nach einer beschwerlichen Reise von 11 Tagen erreichten wir Hamadan, eine sehr alte Stadt von schlechtem Aussehen und vielen Ruinen. Hier soll einst das alte Ecbatana gestanden haben. Desto schöner ist ihre Lage in einer großen Ebene, die von vielen Bächen und Kanälen durchschnitten und mit Dörfern, Feldern und Bäumen übersäet ist. Hinter ihr erhebt sich der hohe Elwend, der höchste Theil der von Ispahan sich hinaufziehenden Gebirgskette, welcher hier ewigen Schnee trägt. Nahe bei seinen höchsten Gipfeln bildet sich ein Thal, das mit den herrlichsten und wohlriechendsten Blumen geschmückt ist. Die Stadt zählt etwa 30—40,000 Einwohner; darunter 500 Familien Juden, und nur 50 Familien Armenier. Die Häuser sind schlecht gebaut, indeß sind Klima und Wasser gut, und die Lebensmittel wohlfeiler als in Ispahan. Die Stadt steht in häufigem Verkehr mit den angesehensten Städten Persiens. Am Fuße des Elwendgebirges hin befinden sich gegen 40 armenische Dörfer, welche zusammen auf 1600 Familien angeschlagen werden können, die sämmtlich unter dem Bischof von Dschulfa stehen. Es wäre gar sehr der Mühe werth, sich dieser verlassenen Schafe anzunehmen. Ein Missionar sollte diese Dörfer der Reihe nach besuchen, um sich genauer mit ihrem Zustande bekannt zu machen, und zu sehen, was für ihr Seelenheil gethan werden könnte. Zwei Brüder könnten, wenn der HErr die Thüre öffnet, vollkommene Beschäftigung unter diesen Armeniern finden; einer würde eine Musterschule leiten, und der andere die Dörfer besuchen. Die größte Schwierigkeit setzt freilich der armenische Charakter einer solchen Arbeit entgegen, den wir überall tief herabgesunken, irdisch und betrügerisch finden. Aber eben darum sind sie auch der christlichen Hülfe am meisten bedürftig. Wir gedachten schon morgen von hier abzureisen;

allein Bruder Schneider bekam einen heftigen Fieberanfall mit starkem Erbrechen, und dieß nöthigte uns, bis zum 20. August hier zu verweilen. Wir fanden Gelegenheit, den Vorrath armenischer und hebräischer Schriften, den wir noch bei uns hatten, hier auszutheilen. Sie wurden gerne angenommen, aber bei den Juden hält's immer schwer, wenn sie eine Kleinigkeit für eine Schrift bezahlen sollen. Auch erhielten wir in diesen Tagen einen Besuch von dem armenischen Priester der Stadt, Arakel und seinen beiden Diakonen. Ersterer schien in seinem ganzen Wesen mehr der Welt, als der Kirche anzugehören. Sie erinnerten sich noch lebhaft an Bruder Pfander, der auf seiner Reise durch Persien auch Hamadan besuchte. Von den armenischen und persischen Büchern, die er von Schuschi hieher sandte, sind viele theils in der Stadt, theils auf dem Lande vertheilt worden. Der Rest befindet sich im Hause des Priesters. Am 19. bestieg Bruder Hörnle einen der höchsten Gipfel des Elwend, zu dem er über 2 Stunden, meist immer sehr steil, emporsteigen mußte. Die Spitze bildeten nackte Granitblöcke, in wilder Unordnung auf einander gethürmt. Die Luft war äußerst rein, und verstattete eine prachtvolle Aussicht auf die schöne Ebene von Hamadan. Die Lage der Stadt, von der Höhe aus betrachtet, ist herrlich. Sie selbst aber gleicht einem Haufen Ruinen. Wirklich gehört sie auch zu den schlechtesten, die wir bis jetzt in Persien gesehen haben.

August 20. Da Bruder Schneider sich ziemlich wieder erholt hat, so beschlossen wir Nachmittags abzureisen, und überstiegen am folgenden Tage eine Hügelreihe, welche die Grenze zwischen Persien und der kurdischen Provinz Ardilan bildet. Letztere ist zwar dem persischen Könige zinsbar, hat aber ihren eigenen Fürsten. Der Eintritt in Kurdistan machte sich theils durch die Sprache, theils durch die größere Freiheit des weiblichen Geschlechts bemerklich, die nicht selten in Unverschämtheit ausartet. Am folgenden Tage, den 22.

kamen vor Tagesanbruch eine Menge Männer, Weiber und Kinder aus dem benachbarten Dorfe Gala, um uns zu sehen. Wir benützten diese Gelegenheit, mit ihnen von der Nothwendigkeit für ihre Seele zu sorgen, und dem Wege des Heiles zu reden. Gerne hätten wir ihnen einige Bücher zurückgelassen, fanden aber, daß keiner lesen konnte. Gegen 5 Uhr Abends kamen wir zu dem Dorfe Gülam, in dessen Nähe wir übernachteten. Wir erhielten bald sehr unerfreuliche Besuche, die uns ein niederschlagendes Bild von dem unsittlichen Zustande des Landes lieferten. Junge wohlgekleidete Mädchen kamen herbei, und waren so zudringlich, daß wir sie mit Gewalt wegtreiben und dem Knechte befehlen mußten, mit geladener Flinte Wache zu halten. Dieß that wirklich Noth, denn die ganze Nacht hindurch wurde unser Zelt von denselbigen bestürmt.

August 23. Morgens 7 Uhr brachen wir auf, und zogen dem Gebirge zu. Es ging immer bergauf, bergab, bis wir Mittags die höchste Spitze erreichten, von welcher aus wir eine schöne Aussicht auf das zwei Meilen entfernte Senna mit seiner Umgebung hatten. Sobald wir das Thal erreichten, zogen wir fast immer an Gärten und Dörfern vorüber, bis wir endlich um 3 Uhr nach Senna kamen. Sobald man in die Stadt eintritt, werden alle Sinnen durch Ruinen, armselige Hütten, Schmutz und Gestank in widrigen Anspruch genommen. Auch die Einwohner sind roher, als wir sie an irgend einem Orte gefunden haben; denn kaum war es möglich, unangetastet zu der elenden Karavanserei auf dem Bazar zu gelangen, indem uns der Pöbel schreiend von allen Seiten nachstürmte. Hier besuchten wir den katholischen Priester, der vor einigen Jahren von Mosul hieher gekommen ist, und dessen Gemeinde aus etwa 50 Familien besteht. Ihr Kirchlein ist ein armes einfaches Zimmer, ohne alle Zierrathen. Der Priester gibt einigen Kindern Unterricht, und bedient sich dabei einiger syrischer Bibeln, die er früher von uns erhalten

hat. Juden gibt es etwa 300—400 Familien, welche sämmtlich außerhalb der Stadt in Dörfern leben, und Schacher treiben. Die Bevölkerung der Stadt mag sich auf etwa 8000 Seelen belaufen. Für einen Europäer dürfte es nicht leicht seyn, hier zu wohnen. Zwar ist das Klima gesund, und die Lebensmittel sind wohlfeiler als in Tebris; aber das Volk ist sehr roh und zudringlich. Ueberdieß sind die Syrer, als Katholiken, für jede bessere Erkenntniß ganz unzugänglich. Sollte der Plan, eine Bibelübersetzung ins Kurdische zu veranstalten, noch weiter fortgeführt werden, so würde wohl Urmia hiefür die geeignetste Stelle seyn. Allein die Kurdennation ist in so viele kleine Stämme und Mundarten zerspalten, daß sich uns je mehr und mehr die Ueberzeugung aufdringt: es dürfte besser seyn, von einer Uebersetzung des N. Testaments in die Kurdensprache gänzlich abzustehen. Neben den großen und vielen Schwierigkeiten, die in der Vielfältigkeit der Mundarten und in dem Volke selbst liegen, steht zu erwarten, daß die Kurdendialekte von den gebildetern Sprachen der angrenzenden Völker mehr und mehr verdrängt werden, indem die Türken auf der einen, und die Perser auf der andern Seite sich bereits aufgemacht haben, die noch freien Kurden zu unterjochen und sie zur Ansiedlung an bestimmten Plätzen zu zwingen.

Unser Weg von Senna nach Maragha führte durch die Gebiete verschiedener Kurdenstämme, die theils in Dörfern ansäßig sind und Ackerbau treiben, theils als Nomaden umherziehen. Wegen der gänzlichen Unsicherheit der gewöhnlichen Straße schlugen unsere Begleiter eine mehr östliche Richtung ein; da sie aber mit der Gegend nicht bekannt waren, so verloren wir bald den Weg, und irrten mehrere Stunden in den Bergen herum, bis wir endlich in einem schönen grasreichen Thale uns wieder zurecht fanden. Unsere Begleiter, besonders ein Kaufmann von Bagdad, fürchteten sich sehr,

und auch wir konnten uns die Gefahr nicht verbergen, von einem umherstreifenden Kurdenhaufen ausgeplündert und ermordet zu werden; aber es zeigte sich doch ein bemerklicher Unterschied zwischen dem, der in der Wahrheit einen Gott hat, und dem, der keinen hat, oder Ihn nicht wahrhaft erkennt. Am 23. August zogen wir über Hügelland dem kurdischen Städtchen, Sagkis, zu, das wir gegen Mittag erreichten. Es ist unbedeutender als Senna, und in einem sehr verfallenen Zustande. Der Bazar ist so eng und schlecht, daß kaum ein beladenes Maulthier durchgehen kann. Die Einwohner gehören zu dem Stamme gleiches Namens, und das Städtchen mag bei 1500 schlechtgebauter Häuser zählen. Hier begegneten wir einer großen Karavane muhamedanischer Wallfahrer, die von Tebris nach Kerbelai, dem Begräbnißplatz des Imam Hussein, zogen, und die Leichname ihrer Verwandten mit sich führten, um sie in der Nähe des Imam zur Erde zu bestatten. Wir selbst zogen 2 Meilen weiter, bis zu dem kurdischen Dorfe Sara, das an der Grenze von Kurdistan und Aderbeidschan liegt. Der Dorfvorsteher und der Mullah besuchten uns dort bald in unserm Zelte, und waren recht artig. Da letzterer das Persische und Arabische verstand, so schenkten wir ihm einen Psalter und die Sprüchwörter Salomons, worüber er sich sehr freute. Er konnte uns manche bemerkenswerthe Nachricht über die Sprache seines Volkes geben. Nach seiner Aussage sind die Dialekte von Senna, Kermanschah und Souchbulagh im Grunde eine und dieselbe Sprache, und nur in der Aussprache verschieden, so daß jedoch die Einwohner sich unter einander verstehen. Die Provinz Ardelan, die das östliche Kurdistan in sich begreift, und welche wir durchzogen, ist etwa 46—50 Meilen lang, und 40 breit, und, einige kleine Ebenen ausgenommen, sehr gebirgig. Die Berge sind mit Gras bedeckt; auch trafen wir westlich von Senna große Wälder an, die eine Menge guter

Galläpfel liefern. Die Thäler haben Ueberfluß an gutem Wasser, und sind ordentlich angebaut, obgleich im Ganzen schwach bevölkert. In seinem jetzigen Zustande ist das Land nicht glücklich, und genießt nur nothdürftig der Segnungen, welche die Natur darbietet, indem die Regierung ein hartes Aussaugesystem befolgt, und die ackerbautreibenden Kurden von den Erpressungen der Obern und den Räubereien der Nomaden erdrückt werden. Die Bevölkerung mag sich auf wenigstens 50,000 Familien verschiedener Stämme belaufen, deren Häuptling in Senna wohnt, und den Titel „Wali" führt. Die unterrichteten Kurden verstehen gewöhnlich Persisch und Türkisch; nur das gemeine Volk, besonders in den Dörfern, spricht Kurdisch.

Am 29. erreichten wir nach einem ermüdenden Ritt von 14 Stunden den Marktflecken Mianadab, der meist in Ruinen liegt; brachen am folgenden Tage frühe auf, kamen an mehreren gut angebauten Orten vorbei, in denen außer Ackerbau auch Viehzucht getrieben wird, und erreichten am 31. August Maragha, muthmaßlich das alte Gamargha, das in einer reizenden, fruchtbaren Gegend an der Seite eines Sees liegt. Die Bevölkerung wird auf 15,000 Seelen angeschlagen, ist aber wohl etwas zu hoch angegeben. Hier befindet sich eine Glasfabrik und einige Kattunmanufakturen, beide in unbeholfenem Zustande. Von hier nach Tebris werden noch 17 Meilen gerechnet. Wir verließen Nachmittags 4 Uhr die Stadt wieder, und hatten von einigen Höhepunkten eine vortreffliche Aussicht auf den nahegelegenen See. Da wir am 2. September hoffen durften nahe am Ziel unserer langen Reise zu seyn, so brachen wir schon 2 Stunden vor Sonnenaufgang auf, um Tebris zuzueilen, in dessen Mauern wir gegen Mittag mit tiefen Dankempfindungen gegen den Vater der Barmherzigkeit, der uns so gnädig bewahret hat, einzogen. Groß war unsere Freude, die lieben Brüder, Pfander

und Kreis in unserem Hause zu finden, die, von ihrer kleinasiatischen Reise zurückkommend, sich gerade zu ihrer Rückreise nach Schuschi anschickten. Wir sahen es als eine besondere Fügung unsers Gottes an, daß Er uns mit der Freude des Wiedersehens zugleich die schöne Gelegenheit bereitete, in brüderlicher Gemeinschaft die Sache des Reiches Gottes und unsere Arbeiten für dieselbe in diesen Ländern ausführlich zu berathen. Für Alles, was die Huld unseres Gottes in den vergangenen Tagen an uns gethan hat, sey Ihm Lob, Preis, Dank und Anbetung ewiglich!

Tebris, im September 1836.

Eduard Schneider.
Gottlieb Hörnle.



Beilage N°. III.

Kurze Beschreibung des Kurdenvolkes und ihres Landes.

(Von Missionar Hörnle.)

§. 1.

Grenzen, Umfang, Gebirge, Gewässer, Klima.

Die Kurden bewohnen, dem größten Theile nach, das Grenzgebirge zwischen Iran und der asiatischen Türkei. Ihre Wohnorte finden sich theils in den unzugänglichen Schluchten des Hochgebirges, theils in den engern oder weitern Thälern zwischen den Ausläufern, wo sich dieselben zu beiden Seiten an das Hauptgebirge anlegen. Die Grenzen des Landes sind im Norden Armenien und die persische Provinz Aderbeidschan, im Süden Khuzistan und das Ejalet Bagdad, im Osten die

persische Provinz Irak, im Westen der Tigris. Eingeborne Geschichtsschreiber rechnen auch Loristan zu dem alten Kurdenlande, und dehnen die Grenzen desselben bis zum persischen Meerbusen hinunter aus. Sie haben hiezu insofern ein Recht, als die meisten Bewohner jener Gegenden von kurdischer Zunge sind. Wenn aber im Allgemeinen von Kurdistan die Rede ist, so werden darunter die Länderstrecken verstanden, welche sich innerhalb oben genannter Grenzen befinden. Der Flächeninhalt derselben ist um der Berge willen, welche das Land nach allen Richtungen durchziehen, schwer zu bestimmen. Er beträgt von Nordwesten nach Südwesten etwa 120 (geogr.) Meilen in die Länge, und, im Durchschnitt 40 Meilen in die Breite sich ausdehnend, ungefähr 4800 □ Meilen. Das in der Mitte des Landes sich herabziehende Gebirge löst sich in dem 38—39° nördlicher Breite und in 42° östlicher Länge von der armenischen Hochebene ab, und ist unter dem allgemeinen Namen „kurdisches Gebirg" bekannt. Die einzelnen Glieder der großen Bergkette haben unter den Kurden ihre besondern Benennungen. Im Westen von Senna und Kermanschah bildet der Zagros die höchsten Theile des Gebirges, dessen Gipfel mit ewigem Schnee bedeckt sind. Weiter unten schließt es sich in niedern Hügelreihen an das lohrische Gebirge an, das sich nach dem persischen Meerbusen hinabzieht. Ueber den Zagros führt bei Kerrent ein enger Bergpaß in das osmanische Asien, vielleicht die alte medische Pforte, bei den Römern bekannt unter dem Namen: Zagri pilae. Die Berge sind theils nakt, theils mit Wäldern und Gesträuchen bedeckt. Letzteres ist namentlich der Fall am westlichen Abhange des Gebirges, während die östliche Abdachung meist ein mit den Gebirgen Irans übereinstimmendes Gepräge trägt, das der Nacktheit. Desto fruchtbarer sind die bald größern, bald kleinern Thäler. Das Gebirge vielfach durchziehend, fehlt es denselben, wo sie immer bewässert werden können, nicht an mancherlei guten Erzeugnissen des

Pflanzenreiches. Das Land hat Ueberfluß an gutem Wasser. Eine Menge größerer und kleinerer Flüsse strömen in die Gebirgsthäler herab, und befruchten dieselben. Die merkwürdigsten Flüsse sind auf der Westseite des Gebirges der große und kleine Rab und die Diala, welche verschiedene kleine Flüsse und Bäche in sich aufnehmen, und durch sie verstärkt dem Tigris zueilen. Der Hauptstrom auf der Ostseite ist der Karasu (Schwarzfluß), welcher den Gometlü, Madescht und Kasawür aufnimmt, in seinem spätern Laufe das lohrische Gebirge durchbricht, und sich in den Schat-ul-Arab ergießt. Im nördlichen Theile des Gebirges sind einige unbedeutende Seen vorhanden. Das Klima ist gemäßigt, jedoch ziehen die Bewohner der niedern Theile des Landes, wenn es hier anfängt warm und dürre zu werden, in die höhern Berge, wo sie den ganzen Sommer hindurch kühle Luft und für ihre Heerden gute Weiden finden. Im Winter bleibt der Schnee nicht nur auf den Bergen, sondern häufig auch in den Niederungen liegen; und die Kälte, durch rauhe Winde genährt, zieht sich gewöhnlich bis tief in den Frühling hinein, und macht diesen nur wenig genießbar, da der Winterkälte bald die Sommerhitze nachfolgt. Die angenehmste Jahreszeit ist hier, wie fast im ganzen Iran, der Herbst, wo die Luft oft bis in den Dezember mild und angenehm bleibt. Auf dem Hochgebirge beginnt natürlich die Kälte früher, und der Sommer ist kurz. Regen mit Gewittern verbunden ist im Sommer in den Bergen häufig, in den Ebenen seltener, und nur dann, wenn die Berge hinlänglich getränkt sind. Uebrigens ist die Luft gesund, und ansteckende Seuchen dringen selten tiefer in das Land.

§. 2.

Eintheilung des Landes. Städte des westlichen Kurdistans. Städte des östlichen Kurdistans. Völkerstämme, Bevölkerung.

Durch das in der Mitte sich herabziehende Gebirge wird Kurdistan in zwei Theile, das westliche und das

östliche Kurdistan, getheilt. Ersteres gehört dem Namen nach zum osmanischen Asien, und steht unter dem Scepter der Pforte, obwohl viele Kurdenstämme dieses Landtheiles die Oberherrschaft derselben nicht anerkennen. Es umfaßt den größten Theil des alten Assyriens, zwischen dem Tigris und dem Gebirge. Unter die Ejalete von Bagdad, Suleimaneah, Mosul und Wan vertheilt, wird es von den daselbst durch die Pforte ernannten Pascha's regiert. Es hat folgende bekannte Städte: Mendelü an der Straße nach Kermanschah, Scheherwan an der Diala, und Suleimaneah. Suleiman der Große, Pascha von Bagdad, ließ letztere, welche fast ganz zerfallen war, im Anfang dieses Jahrhunderts erneuern, und seither führt sie seinen Namen. Sie liegt in einer schönen Gegend, hat etwa 6000 Einwohner, deren Mehrzahl Kurden, die Uebrigen Osmanen, Juden und Christen sind, und kann als Hauptstadt des westlichen Kurdistans angesehen werden. Ferner gehört hieher Kerkuk, eine der größten Städte des Landes, auf der Straße von Mosul nach Bagdad, mit 18,000 Einwohnern verschiedener Nationen, und Arbilla, vielleicht das alte Arbela, bekannt durch Alexanders des Großen Sieg über den Perserkönig Darius. Jetzt hat sie nur noch 3000 Einwohner; Amadea, auf einer hohen Bergspitze liegend, ist sehr fest, und erhielt sich lange unabhängig; Dschulamerik, Residenz des Fürsten der Hakari-Stämme, und Diarbekr, zwar am westlichen Ufer des Tigris und daher außerhalb der Grenzen Kurdistans liegend, faßt aber viele kurdische Einwohner in sich.

Das östliche Kurdistan gehört dem Namen nach den Persern, und faßt einen Theil des alten Mediens in sich. Es ist nur nothdürftig angebaut, da hier viele Nomaden hausen, welche nur wenig feste Wohnplätze haben. Senna wird als Hauptstadt dieses Theiles angesehen, weil der dortige Häuptling, obwohl den Persern zinsbar, unabhängig über seine Unterthanen regiert.

Die Stadt zählt ungefähr 8000 Einwohner, von denen 2000 Syrer und Juden sind. Eine andere Stadt dieses Landtheiles ist Souchbulagh, südlich von Urmia, mit 2000 Einwohnern, und Kermanschah, Residenz eines Prinzen-Statthalters von Persien, östlich von Zagros. Die übrigen Städte und Dörfer sind von minderer Erheblichkeit, und wenig bekannt. Die freien Kurden, so wie viele der unterworfenen, ziehen vor, unter Zelten oder in kleinen Festungen zu wohnen, welche auf steilen Felsen erbaut sind. Doch haben sie auch einige Städte und Dörfer. Zu bemerken ist, daß die größern Städte nie ausschließlich von Kurden bewohnt sind, sondern gewöhnlich eine nicht geringe Anzahl Osmanen, Syrer, Armenier und Juden in sich fassen. Selbst unter den freien Kurden wohnen viele von genannten Nationen; so z. B. findet sich in der Gegend von Dschulamerik eine große Anzahl freier Syrer unter ihrem Patriarchen Mar Simon, der weltliches und geistliches Oberhaupt ist, und wie man sagt, ein Heer von 10,000 Mann ins Feld stellen kann. Er herrscht unabhängig, und hat seinen Sitz in Godschanus, einem Dorfe bei Dschulamerik.

Ueber die Einwohner des Landes kann nur wenig gesagt werden, weil die Rohheit, so wie die Raub- und Mordlust derselben jedem Reisenden für wissenschaftliche Zwecke den Zutritt in das Innere des Landes verschließt. Sie sind theils Nomaden, die mit ihren Heerden umherschweifen, theils in Städten und Dörfern ansäßig. Die Kurden theilen sich in viele Stämme, deren einige frei sind, und von unabhängigen Fürsten regiert werden; die meisten aber sind unterworfen, und erkennen entweder türkische oder persische Oberherrschaft an. Die erstern bewohnen die höchsten, unzugänglichsten Gegenden des Gebirges, um ihre Unabhängkeit zu sichern, indem ihnen keine feindliche Armee in ihre Schlupfwinkel nachzufolgen vermag. Die letztern, die unterworfenen Stämme, halten sich in den offenen Ge-

birgsthälern auf, und sind weniger wild, als jene. Folgender Ueberblick enthält eine Zusammenstellung der bekanntesten Kurden-Stämme nach ihrer gegenwärtigen Stellung, wobei freilich zu bemerken ist, daß nur bruchstückweise hierüber gesprochen werden kann, indem das ganze Volk noch ziemlich unbekannt ist, und die freien Stämme unaufhörlich im Kriege mit einander liegen, wobei bald dieser, bald jener Häuptling die Oberhand über andere Stämme gewinnt. Die Unterdrückten suchen in solchem Falle Schutz und Hülfe entweder bei den Persern oder Türken, und diese benützen nicht selten die Gelegenheit, Sieger und Besiegte unter ihre Botmäßigkeit zu bringen. Indeß ist auf den Gehorsam der unterworfenen Stämme eben nicht viel zu rechnen, denn je nachdem sie einen Vortheil davon hoffen, erkennen sie bald die türkische, und bald die persische Oberherrschaft an.

Die allgemeine Uebersicht der kurdischen Volksstämmme ist folgende:

I. Die freien Stämme.

A.) Die Hakari, welche in den nördlichen Gegenden des Gebirges, westlich und nordwestlich von Urmia, wohnen, und sich in zwölf Stämme abtheilen, bestehen aus ungefähr 120,000 Seelen.

B.) Die Stämme, welche dem Mir von Ravandus, einer Festung auf einem steilen Berge zwischen Urmia und Mosul, gehorchen, und in der neuesten Zeit von den Türken größtentheils unterjocht wurden. Es sind deren sechs Stämme, welche angeschlagen werden auf 90,000 Seelen.

C.) Die Hertauschi, westlich von Wan, belaufen sich auf 20,000 Seelen.

D.) Die Samani und Musi, südlich von Musch, 18,000 Seelen.

E.) Die Hamawendi, zwischen Bagdad und Suleimaneah, 40,000 Seelen.

F.) Die Jessiden auf dem Berge Sendschar bei Mosul, furchtbare Räuber, die sich wieder in viele Stämme theilen, belaufen sich auf 100,000 Seelen.

II. Kurdenstämme, welche dem Namen nach unterworfen, sonst aber frei sind:

A.) Auf persischer Seite. Es sind nur vier kleine Stämme, welche zusammen sich belaufen auf 15,000 Seelen.

B.) Auf türkischer Seite.

1.) Die Korani, ein starkes Volk, in der Nähe von Mosul, so wie

2.) Die Dembali. Die Zahl beider Stämme kann nicht angegeben werden.

III. Gänzlich unterworfene Stämme.

A.) Vasallen der Perser werden nicht weniger als 24 Stämme gezählt, welche im Souchbulagh, in den Gebirgen westlich von Urmia, bei Kermanschah und dem lohrischen Gebirge wohnen, und zusammen angeschlagen werden auf 500,000 Seelen.

B.) Vasallen der Türken sind:

1.) Zwei Stämme in den westlichen Gebieten von Wan 50,000 Seelen.

2.) Sieben Stämme, welche früher zu dem Fürstenthum Amadea, im Norden des kurdischen Gebirges, gehörten, und jetzt durch Reschid Pascha der Pforte unterworfen worden sind, 60,000 Seelen.

3.) Drei Stämme, welche zwischen Suleimaneah und Bagdad wohnen, zusammen 70,000 Seelen.

4.) Zwei Stämme bei Choi und Bajasid, und zwei andere bei Mosul, 80,000 Seelen.

Und endlich

5.) Vierzehn kleine Stämme im Paschalik Diarbekr, welche zusammen angeschlagen werden auf mindestens 60,000 Seelen.

IV. Stämme, welche außerhalb des alten und neuen Kurdistans wohnen.

A) In der Provinz Chorasan, und demnach den Persern unterthan, sind zwei kleine Stämme, zusammen zu 20,000 Seelen.

B.) Im Paschalik Erzerum, und also den Türken unterthan, sind zwei Stämme zu 30,000 Seelen.

C.) Ebenso befinden sich noch viele Kurden in den Provinzen Eriwan und Karabagh, so wie in der Gegend von Kars, deren Anzahl nicht angeschlagen werden kann.

Die Gesammtbevölkerung der Kurdenstämme, so weit sie nach Wahrscheinlichkeitsgründen angeschlagen werden kann, beliefe sich demnach auf 1,265,000 Seelen.

Außer diesen genannten Stämmen finden sich noch viele andere, deren Namen nicht ausgemittelt werden können, so wie überhaupt das Volk fast in unzählig viele Stämme zersplittert ist. Nur im Gebiet Diarbekr sollen sich über siebenzig verschiedene Kurdenstämme finden. Ueberhaupt ist es unmöglich, bei einem so rohen und feindseligen Volke, wie die Kurden sind, die nicht nur sich selbst unter einander hassen und bekriegen, sondern auch jeden Fremdling mit finsterem Argwohn und feindseliger Entfremdung betrachten, auch nur einigermaßen zu einer sichern Quelle zuverläßiger Nachrichten zu gelangen.

§. 3.

Ueberblick der Geschichte des Kurdenvolkes.

Die Geschichte des Kurdenvolkes ist dunkel, obwohl sie viele geschichtliche Ueberlieferungen und hierauf sich beziehende Volksgesänge haben. Die ausgebreitetste Sage, welche man rücksichtlich ihres Ursprungs unter ihnen

antrifft, besteht darin, daß ein Theil der Kurden von den Arabern abstamme, indeß ein andrer Theil seit undenklichen Zeiten diese Gebirge bewohne. Die Abstammung von den Arabern betreffend, so bezieht sich die Sage hierüber wahrscheinlich auf zwei Brüder, welche Nachkömmlinge der Kalifen in Bagdad waren, und sich etwa vor 600 Jahren in diesen Gegenden niederließen. Noch sind die Monumente ihrer Gräber vorhanden, und die Kurdenhäuptlinge von Dschulamerik und Amadea rühmen sich, von diesen beiden Brüdern abzustammen. Da übrigens noch viele andere Kurden gleichfalls von Arabern abzustammen behaupten, und sagen, daß ihre Voreltern vor 600 Jahren von Bagdad her in das Gebirge eingewandert seyen, so ist sehr wahrscheinlich, daß in jenen Tagen bedeutende Haufen von Arabern aus den Euphratgegenden sich hier niederließen, und allmählig mit den Ureinwohnern verschmolzen. Letztere stammen höchst wahrscheinlich von den Bewohnern des gordnischen Gebirges ab, und kommen daher unter dem Namen Gordiani und Karduchi vor, nach der Benennung einer ihrer Provinzen, welche diesen Namen führte. Wirklich findet sich im Norden des Gebirges ein Stamm, der sich jetzt noch Gordiani nennt. Das Volk selbst hatte zu keiner Zeit eine weltgeschichtliche Periode, in welcher es aus seinen Gebirgen hervorgetreten wäre, und als Volk eine gemeinschaftliche Rolle vor den Augen der Welt gespielt hätte. Es lebte und bewegte sich in den Bergen, kleine Fehden unter seinen verschiedenen Stämmen führend, und durch Einfälle die benachbarten Staaten beunruhigend; wie dies heute noch unter den Kurden der Fall ist. Die daher entstandenen Uneinigkeiten gaben Veranlassung, daß sie später von Zeit zu Zeit bald durch die Perser und Araber, und bald durch die Türken theilweise unterjocht wurden, denen sie dann viele und tapfere Krieger stellten, daher es kommt, daß mehrere Helden der altorientalischen Geschichte aus diesem Volke hervorgingen. Kurdischen Sagen zufolge,

sollen Rustam, der gefeierte Held der alten Perser, und Sal-ad-din, der bekannte Widersacher der Kreuzfahrer, Kurden gewesen seyn.

In dem Siege, welchen der Kaiser Galerius über die Perser unter ihrem Könige Narses am Ende des dritten Jahrhunderts erfocht, ward derjenige Theil Kurdistans, welcher den Namen Karduchi führte, eine römische Provinz. In den nachfolgenden Umwälzungen des Orients durch die Araber und Türken, bei dem Emporkommen des Islams, und später bei den kriegerischen Zügen der Mongolen, geriethen die Kurden bald unter die Herrschaft der Einen, bald der Andern. Zuerst ging das westliche Kurdistan an die Türken über, bei ihren Eroberungen jener Länder in den Jahren 1190 bis 1240. Als später der große asiatische Eroberer Tamerlan Persien unterjochte, gerieth auch das östliche, und nicht lange hernach (1393) das westliche Kurdistan in die Gewalt dieses Fürsten. Als später im Anfange des fünfzehnten Jahrhundets der grausame Timur die Euphratgegenden verheerte, fiel auch der größere Theil Kurdistans in seine mörderische Gewalt, und er ließ von den Schädeln der erschlagenen Kurden Piramiden aufrichten mit der Inschrift: Dies ist die Strafe der Räuber. Noch später breiteten die Türken von Konstantinopel her ihre Herrschaft über diese Länderstrecken aus, und unter Selim I., einem der größten und grausamsten Monarchen der Türken, welcher mit Glück gegen die Perser focht (1512—1516), gingen auch die Kurden, wenn auch nur scheinbar, an diese über; aber der persische Schah Abbas eroberte das Land wieder in seinen Kriegen mit den Türken. Unter Schah Tamasip ging das Kurdenland abermals an die Türken verloren, bis allmählig die Macht der Perser und Türken in diesen Ländern sich gegenseitig aufwog, wornach das kurdische Gebirge die Grenzmauer zwischen beiden Reichen wurde, die es heute noch ist. Vergangenes Jahr erlitt diese Vormauer von türkischer Seite

einen harten Stoß durch die glücklichen Kriege, welche Reschid Pascha für die Pforte im westlichen Kurdistan führte. Er unterwarf mehrere freie Stämme, welche bisher durch eigene Erbfürsten regiert wurden. Auch der gefürchtete Mir von Ravandus wurde unterworfen und gefangen genommen, ein tapferer Krieger und kühner Freibeuter mit nur einem Auge, der sich Kurden, Persern und Türken furchtbar machte. Dieser Häuptling gehört zu einem der wildesten Kurdenstämme. Mit den Worten: „geh, du bist ein Mullah, und kannst nicht regieren!“ setzte er seinen Vater ab, schloß ihn in eine Festung ein, und ergriff für sich selbst die Zügel der Regierung. Nachdem er eine Armee gesammelt hatte, griff er die Nachbarstämme an, und unterwarf sich einen um den andern. Das Glück seiner Eroberungen machte ihn kühn, so daß er auch die persische und türkische Grenze nicht mehr achtete, sondern Stämme angriff, welche bereits dem Scepter dieser beiden Staaten unterworfen waren. Vergangenen Herbst (1835) verbreitete er durch einen Einfall in das persische Gebiet Schrecken, Tod und Verwüstung unter den Einwohnern; selbst der kleinen Kinder schonte man nicht. Auf Pferde gebunden, schleppte man sie in die Gefangenschaft, und mordete grausam die, welche nicht aufhören wollten zu weinen. Seine Residenz ist Ravandus, eine steile Bergfeste, deren Häuser und Mauern gleich Bollwerken aufeinander gethürmt sind. Es ist eine große Wohlthat, wenn von türkischer Seite der Feldzug gegen die Kurden gelingt, weil nur dadurch das Land geöffnet und auch dem Boten Christi ein Weg gebahnt werden kann, das seligmachende Evangelium unter diese Barbaren zu bringen.

§. 4.

Lebensart, Viehzucht, Gewerbe, Landbau, körperliche Beschaffenheit, Kleidung, Lebensweise, Charakter, Kriegslust, Sprache, Religion.

Die Kurden sind dem größten Theile nach Nomaden, theils aber auch ansäßig. Erstere beschäftigen sich

mit der Viehzucht, welche den Hauptbestandtheil ihres Lebensunterhaltes ausmacht. Ihre Heerden bestehen aus Pferden, Rindvieh, Schafen mit Fettschwänzen, und schönen Ziegen. Nebenher verfertigen die Weiber Teppiche, Zeltdecken und Kleider. Auch pflanzen sie Gerste, Waizen und Hirse; doch kaum so viel, als zur Nahrung für sie zureicht. Das Vieh geht fast das ganze Jahr hindurch auf die Weide, und wird nur dann zu Hause ein wenig gefüttert, wenn der Schnee dasselbe verhindert, auf dem Felde seine Nahrung zu finden. Hält der Winter lange an, so muß es sich oft mit dürrem Laub und Baumrinde begnügen, oder Hungers sterben. Die ansäßigen Kurden treiben Landwirthschaft und Gewerbe, pflanzen Waizen und Gerste im Ueberfluß, auch Reis, Sesam und Taback, der in Persien sehr beliebt ist. In ihren Gärten, welche die Städte und Dörfer umgeben, wachsen Aepfel, Birnen, Pfirsiche, Aprikosen und Pflaumen in Menge; aber nicht in so guter Beschaffenheit, wie in Deutschland. Für die Dattel, Feige, Weinrebe und Granate ist es gewöhnlich in ihrem Lande zu kalt; nur in einigen der wärmern Thäler reifen diese Früchte, so wie die Arbuse und Melone. Sie haben gute Waffenschmiede unter sich, verfertigen nach orientalischem Geschmack schöne Fußteppiche von Wolle, und verarbeiten die schwarzen Ziegenhaare zu Decken für die Zelte der Nomaden. Einen Haupterwerbzweig machen die Galläpfel, welche in großer Menge und guter Qualität in den Wäldern wachsen. Sie sind das Monopol der Fürsten, die es streng bestrafen, wenn Jemand ohne ihre Erlaubniß in den Wald geht Galläpfel zu sammeln. Sind diese reif geworden, so bestimmt der Häuptling einen Tag zur Einsammlung derselben. Zwei Theile davon behält er, und den dritten überläßt er dem Volke für das Einsammeln. Nachher werden sie von Karavanen aufgekauft und nach Indien, Kleinasien und Europa verhandelt.

Die Kurden sind ein kräftiger Menschenschlag von großer, breitschultriger Leibesbeschaffenheit, dunkler Hautfarbe, schwarzen Haaren, kleinen Augen, etwas großem Munde und sehr wildem Blick, obgleich man bisweilen Gesichtszüge entdeckt, welche Biederkeit verrathen und Zutrauen einflößen. Ihr Körperbau ist regelmäßig, und ihre ganze Haltung macht einen nicht unangenehmen Eindruck. Schon in der Jugend härtet sich der Kurde zu allen Strapatzen ab, und die gesunde Bergluft, verbunden mit einfacher Nahrung, hilft ihnen zu einer Gesundheit und Körperkraft, wie es unter ihren verweichlichten Nachbaren, den Persern, nimmermehr der Fall ist. Nicht selten sieht man unter ihnen Greise von 100 Jahren noch in vollem Gebrauch ihrer körperlichen und Verstandesthätigkeiten. In der Kleidung unterscheidet sich der Kurde von Persern und Türken, um zu zeigen, daß er weder diesen noch jenen angehören will. Er trägt ein Hemd von Baumwollenzeug, das bei den Reichen feiner, bei den Armen gröber ist, weite Beinkleider von blauem Zeug oder röthlicher Wolle, einen Leibrock von Baumwolle oder Seide verfertigt, über welchen die Reichen noch bisweilen einen seidenen Talar tragen. Um die Lenden wird ein Gürtel gewunden, der die Kleider zusammenhält, und als Träger zweier Pistolen und eines Dolches dient. Ueber alles wird ein Mantel von grober braunrother Wolle, hübsch gewoben und gewöhnlich mit weißen Streifen versehen, geworfen. Den Kopf bedeckt eine rothe, in eine lange Spitze zulaufende über die Schulter herabhängende Mütze, um die zuweilen ein bunter Schawl in Gestalt eines Turbans gewunden wird. Das Angesicht der jungen Männer ziert ein wilder, nach beiden Seiten hin zugedrehter Schnurbart, das der ältern Männer ein ehrwürdiger, langer Bart. Der Schädel wird, wie bei allen Muhamedanern, rasirt. Die Füße stecken in weiten Halbstiefeln von rothem Leder. Häufig tragen sie auch ein rothes Kamisol, inwendig mit Pelz gefüttert. Auch die Tracht des weiblichen

Geschlechts unterscheidet sich von seinen persischen und türkischen Nachbarinnen. Sie tragen Ringe in Nase und Ohren, Arm- und Fußspangen, während die Kleider, namentlich bei Reichen, mit Metallplättchen versehen sind, die beim Gehen ein widerliches Geklirr verursachen.

Das weibliche Geschlecht genießt mehr Freiheit unter den Kurden, als dies der Fall ist unter ihren Nachbarvölkern, und ist nicht nur bei der Arbeit, sondern auch in Gesellschaft anderer Männer unverschleiert. Es versieht die Haus- und manche Feldgeschäfte, besorgt die Kindererziehung, und verfertigt Teppiche, Kleider und Zeltgeräthschaften, die zuweilen nicht ohne Geschmack gearbeitet sind. Dies ist namentlich der Fall bei einer Art gesponnener Tapete von verschiedenem farbigtem Wollengarn, womit die Seitenwände der Gastgemächer in den Zelten der Vornehmen geziert sind. Ihre Speise besteht in Reis, der, als Brei zubereitet, mit oder ohne Fleisch gegessen wird, in Waizen- oder Hirsenbrod, Sorbe, einer Art Fleischbrühsuppe, verschiedenen Kräutern, Wurzeln und Baumfrüchten, die sie entweder pflanzen, oder wild in den Wäldern finden, Käse und Milch. Ihr gewöhnliches Getränk ist Wasser, das bei Gastmahlen der Reichen mit Zucker versüßt wird, und dann Scherbet heißt. Uebrigens gibt es viele, welche den Wein lieben, und das Verbot des Korans in diesem Stück häufig übertreten. Die Kurden sind unzivilisirter, als die Perser, und daher von diesen verachtet; sie dagegen verachten die Perser, wegen ihrer Lügenhaftigkeit. Indeß kann man den Kurden eben doch nicht immer das Zeugniß der Wahrheitsliebe geben. Ihr Charakter ist wild; sie verabscheuen eine ruhige Lebensart und ziehen vor, mit ihren Heerden umherzuschweifen, und ihre Zelte bald da, bald dort aufzuschlagen. Krieg und Raub ist ihr Vergnügen, Mord und Todtschlag wird kaum als ein Verbrechen angesehen, und durch eine mäßige Geldsumme an die

Verwandten abgebüßt. Lesen, schreiben, sich unterrichten zu lassen ist nicht des Kurden Sache. Er übt sich lieber im Dressiren seiner Pferde, und der Handhabung seiner Waffen, die in langer Lanze, Säbel, Dolch, Flinte und Pistolen bestehen, und die er geschickt auf dem Pferde zu brauchen weiß. Auf seinen kühnen Raubzügen begnügt er sich selten nur zu plündern, er beraubt die Geplünderten gewöhnlich auch des Lebens. Unter sich selbst dagegen sind sie höflich und gastfrei, und achten besonders das Alter hoch. Sie haben ihre eigene Sprache, die in verschiedene Dialekte zerfällt, und große Aehnlichkeit mit der persischen hat. Die meisten von ihnen verstehen zugleich entweder persisch, türkisch oder arabisch, und in ihren Schulen werden blos diese Sprachen, nicht ihre eigene, getrieben, welche nur im Munde des Volkes besteht.

Die Kurden sind, mit Ausnahme der Jessiden, Muhamedaner, und zwar dem größten Theile nach von der Sekte der Sunniten, jedoch gibt es auch viele Schiiten in den südlichen Theilen des Landes. Sie halten sich im Allgemeinen an die Lehren des Korans. Wie sie aber nie fest an ihrer frühern heidnischen Religion, der Lehre Zoroasters, hingen, indem sie bald von den Arabern zum Islam bekehrt wurden, so scheinen sie auch jetzt eben nicht so fest an den Lehren des Korans zu hangen; ein Umstand, der für die Einführung des Evangeliums unter ihnen nicht ungünstig seyn dürfte. Einmal im Jahre feiern sie ein großes Fest bei dem Grabmahle eines gewissen Scheiks Ibrahim, den sie für einen berühmten Weisen ihrer Nation halten. Sie verrichten ihre Gebete auf dem Grabmahl, was der Grabhüter zu seinem Vortheil wohl zu benutzen weiß. Er hat nämlich einen eisernen Ring, vorne mit einem Haken zum Auf- und Zuschließen in seiner Hand. Diesen Ring legt er Jedem um den Hals, der beten will, schließt den Haken zu, bis ihm ein kleines Geldstück

gereicht ist, worauf er ihn wieder mit den Worten öffnet: der Scheik hat deine Bitte erfüllt.

Ueber die Kurdensprache und die angestrengten Bemühungen des wackern Missionars Hörnle, die nentestamentlichen Schriften in dieselbe zu übersetzen, ist bereits im vorjährigen Jahresberichte Seite 404 ff. ausführlicher gesprochen worden. Möge der HErr es geben, daß auch über diesem armen und verfinsterten Volke das Licht seines Antlitzes bald in hellem Glanze aufgehen, und einen Tag des Heils über dasselbe verbreiten möge.

Beilage N°. IV.

Auszüge aus den Tagebüchern der Missionarien Hebich, Lehner und Greiner zu Mangalore vom Mai bis Juli 1836.

Mai 9. 1836. Den Sudramann, Namens Timaba, von dem ich in meinem letzten Bericht Erwähnung that, habe ich nach vielem Bedenken im Namen des HErrn zum Schullehrer erwählt. Er ist auf jeden Fall für den HErrn, und ich hoffe durch die Gnade Gottes, daß er auch noch zu seiner Zeit ein öffentlicher Bekenner des HErrn werde. Er fing heute seine Schule mit vier Knaben an. Der geringste Anfang eines Werkes Gottes freut die Seele eines armen Missionars in dieser finstern Heidenwelt. Höchst langsam gehen seine Bewegungen in diesem Heidengebiete vorwärts. Einige Monate schon habe ich an dieser Sache gearbeitet, und nun erst ist mir mit Gottes Hülfe dieser geringe Anfang gelungen; und was kann das Herz anders wünschen, als daß auch diese kleine Quelle Früchte fürs ewige Leben zum Preise Gottes bringen möge?

Mai 12. Der neue Bau eines geräumigen Schulhauses, das auch zur Verkündigung des Wortes, besonders während der Regenzeit, uns dienen soll, und den ich am 13. April d. J. angefangen habe, geht seinen langsamen Gang fort. Während Bruder Greiner mit unserm Katechisten des Abends auf den Bazar geht, um an das vorübergehende Volk das selige Evangelium zu verkündigen, suche ich die Abende dazu anzuwenden, mit unserm neuen Schullehrer Knaben in ihren Häusern aufzusuchen, und die Eltern freundlich zu bitten, sie in die Schule zu schicken. Wie viel Lockungen muß nicht der gnädige HErr anwenden, bis Er eine in Sünden verlorne Seele für sein heiliges Reich empfänglich machen kann. Gleiches geziemt seinen Knechten in der Heidenwelt, wenn sein Werk vorwärts schreiten soll. Wenn unsere deutschen Brüder und Schwestern sehen würden, welcher demüthigen Bitten und dann welcher Mühe das Geschäft bedarf, sie würden sich wundern; doch hat mir der HErr auch bei solch demüthigendem Werke Freude zu Theil werden lassen. Manchem konnte ich ein Wort ans Herz legen. Ein alter blinder Mann hat sehr eifrig das Wort des Lebens gehört, und wollte uns in unserm Hause besuchen, aber er kam bis heute noch nicht.

Mai 18. Der Schullehrer Timaba gibt uns alle Ursache, dem HErrn für ihn dankbar zu seyn. Er ist ein demüthiger Mann, etwa 36 Jahre alt, nimmt sich der Sache gut an, und arbeitet sich ein; auch liest er hie und da den Leuten, welche aus Neugierde seine Schule besuchen, aus einem christlichen Schriftchen etwas vor, und scheint überaus froh zu seyn, wenn er ihnen etwas vom wahren Gott sagen kann. Kinder haben sich nun bis auf zwölf in der Schule gesammelt, worunter auch einige Mädchen sind. Sie lernen das Alphabeth, indem man ihnen die Buchstaben auf dem Boden in Sand schreibt. Diese wiederholen sie dann

schreibend und nachsprechend, bis sie dieselben kennen, und dann geht's wieder um einen Schritt weiter. In einer solchen Schule geht's natürlich sehr lebendig und schreiend zu.

Mai 19. Es vergeht selten ein Tag, wo nicht mehrere Hindus und Muselmänner zu uns kommen, um sich mit uns über die Religion zu unterhalten. Es sind auch schon einige derselben zu uns hereingetreten, die um Geld, für ein paar Rupien, Christen werden wollten. O wie ferne ist dieses Volk von dem richtigen Begriffe des Himmelreiches, und wie viel ferner noch von dem Gefühl des lebendigen Bedürfnisses eines Erlösers für die in Sünden verlorene unsterbliche Seele!

Mai 20. Seit dem Anfang dieses Monats hat uns häufig eine vornehme Frau besucht, welche angelegentlich um das Heil ihrer unsterblichen Seele bekümmert ist. Der HErr hat uns Gnade gegeben, sie von ihrem stolzen, selbstgerechten Leben zu dem demüthigen Lamme Gottes hinzuführen, an welches sie nun glaubt, und durch welches sie Friede für ihre arme Seele gefunden. O daß doch viele Seelen zu diesem Erzhirten gesammelt werden möchten! Auch Engländer kommen zu uns, welche nach dem Weg des Lebens fragen.

Mai 25. In den letzten Tagen ist die größte Zahl unserer Kinder aus der Schule geblieben. Die Muhamedaner und Brahminen machen den Eltern bange, und erschrecken sie mit den Worten: die Padris (Missionarien) werden ihren Kindern Fleisch zu essen geben, und sie dadurch zu Christen machen. Die römisch-katholischen Padris in Goa sollen wirklich nicht selten diesen Weg eingeschlagen haben. Die armen Leute haben von einem Christen keine Vorstellung. Fleischessen, Weintrinken, den Turban und die Kleider ändern, macht nach ihren Begriffen einen Christen. Sobald sie nämlich Fleisch essen, sind sie ihrer Kaste verlustig, und dann müssen sie nothgedrungen Christen werden. O wie ist der herrliche Christenname hier so stinkend gemacht! Gott erbarme

sich über uns. Wirklich waren, bis auf ein paar Knaben, alle aus der Schule weg. Der arme Schullehrer fing an traurig auszusehen. Ich tröstete ihn aber, indem ich ihm sagte, daß bald viele Knaben kommen werden. So lange nur noch einer kommt, antwortete er, will ich auch kommen.

Mai 29. Sonntag. Ich habe schon seit einiger Zeit das Bedürfniß in meinem Herzen gefühlt, den wenigen Seelen der eingebornen Christen in ihrer Sprache (im Kanaresischen) Gottesdienst zu halten. Sie kamen nämlich in unsere europäische Versammlung, wo Englisch gesprochen wird, wovon sie kein Wort verstehen. Heute nun habe ich im Namen des HErrn den Anfang damit gemacht, und sie in unserm Betsaale um mich versammelt. Dieser Anfang bestand aus sieben Personen, unter denen eine arme Wittwe ist, die den HErrn zu kennen und zu lieben scheint. Ich hoffe, daß diese uns noch von großem Nutzen seyn wird, sobald der HErr uns Kinder zuweist, die wir für sein Reich erziehen wollen. Ich hoffe, dieses kleine Häuflein wird sich durch Gottes Gnade mehren. Der Gottesdienst ist sehr einfach. Ich fange mit einem Gebet an, unser Katechet verliest einen Abschnitt aus einem Kapitel, den ich auf ihr Herz und Leben einfältig anzuwenden suche, und dann schließen wir mit einem Gebet. Nach und nach denke ich, werden wir auch zu einem Gesang kommen. Die Missionsbrüder haben es eben im Verfertigen von Liedern in der kanaresischen Sprache noch nicht weit gebracht. Wir haben bis jetzt drei bis vier Lieder, und da müssen wir nun die Melodien mit den Leuten einüben. Wie gering beginnt doch das Werk des HErrn; aber Er sey gepriesen für alle seine Treue! Wir rücken doch immer um eine Linie weiter vorwärts.

Mai. 30. Der Bau des Schulhauses will kein Ende mehr nehmen. Der Parse, unser Miethsherr, kauft die Baumaterialien ein, und besorgt auch die Handwerksleute. Es kostet bedeutend mehr, als wir

Anfangs vermutheten, aber es gibt einen vortrefflichen Platz. Ich will ihn nun fertig haben, und muß daher einige Zeit dazu aufopfern. Unser Predigen auf dem Marktplatze geht ziemlich seinen ungehinderten Gang fort, und der Regen hat uns noch nicht viel gestört.

Juni 5. Sonntag. Heute hatte ich den hiesigen Engländern Gottesdienst zu halten, während Bruder Greiner den kanaresischen Gottesdienst in unserm Hause versah. Auch feierten wir mit einander Abends das heilige Abendmahl. Eine so große Versammlung hatten wir hier bei dieser heiligen Handlung noch nie zuvor. Es waren unserer eilf, unter denen drei Eingeborne sich befanden. Ich hatte dabei ein besonderes Dankgefühl, daß uns der HErr gewürdigt hat, zwei aus ihnen Ihm zuführen zu dürfen. Möge Er sie bewahren bis ans Ende!

Juni 10. Die Regenzeit ist nun völlig eingetreten, und seit mehreren Tagen strömt der Regen ohne Unterlaß herab. Dieß unterbricht nun unser Predigen auf offenem Marktplatze, und verursacht manche Veränderung in unserm täglichen Leben und Treiben. Wir sind froh, daß unser neues Schulhaus nunmehr beendigt ist. Ich habe heute mit dem Parsen Abrechnung gehalten, wornach dieß ganze Gebäude auf 236 Rupien (zu fl. 1. 12 kr.) zu stehen kommt. Da dasselbe in der Nähe unseres Wohnhauses in einem Hofe sich befindet, der dem Parsen angehört, so habe ich mit ihm die Uebereinkunft getroffen, daß dieses Schulhaus unserer Mission gehöre, auch dann, wenn wir nicht mehr in seinem Hause zur Miethe wohnen sollten; und er hat diesen Kontrakt unterschrieben. Sollten wir früher oder später unser jetziges Wohnhaus sammt dem Hof käuflich an uns bringen, so hebt sich diese Uebereinkunft von selbst auf. Ich fragte heute den Parsen nochmals um den Preis des ganzen Gehöftes, und da kam er bis auf 4500 Rupien herunter. Ich denke oft, wenn unsere vier neuen Brüder bald aus Europa bei uns ankommen, so wird

er mit seiner Forderung wieder hinaufsteigen, und daher liegt mir's sehr an, vor ihrer Ankunft diesen Punkt in Richtigkeit zu bringen. Das neue Schulhaus bietet uns einen trefflichen Platz dar, in welchem zugleich zwei Schulen gehalten werden können. An den Baukosten desselben haben uns einige englische Freunde allhier theilnehmend beigesteuert.

Juni 11. Wir sind heute mit einem Briefe von dem Sekretair der Bibelgesellschaft zu Madras erfreut worden, worin uns dieselbe aufs Neue auf unsere Bitte ein Geschenk von 800—1000 Theilen der heil. Schriften bewilligt. Es ist uns gestattet worden, diese Bücher direkt von Bellary beziehen zu dürfen, wo die Gesellschaft sie drucken läßt, wodurch uns bedeutende Transportkosten erspart werden. Der HErr ließ es uns während unseres noch kurzen Aufenthaltes in Indien gelingen, etwa 1000 Theile heil. Schriften und gegen 10,000 Traktate in kanaresischer und tamulischer Sprache auszutheilen. Die kanaresischen Schriften sind in unserm Distrikte weit umher gekommen. Auch in andern Sprachen Indiens, besonders der Mahratta, sind uns über 700 Ex. der Evangelien von der Gesellschaft zu Bombay zum Vertheilen zugesendet worden. Möge der HErr auf diesen Tausenden von Schriften seine Gnade ruhen lassen, und durch seinen guten Geist vollenden, was wir mit Ihm begonnen haben.

Juni 13. Seit einiger Zeit ist ein ältlicher Brahmine in die Stadt gekommen, der unserthalben viel Lärm unter den Leuten macht. Man braucht euch nicht hier, sagte er zu mir öffentlich auf dem Bazar; unser Hindu-Weg ist ein anderer, der uns auch zum Himmel führt. So widerstand er uns immer aufs Neue auf dem Markte. Ich suchte ihn stets zu beruhigen, ohne mich mit ihm in einen Zwist einzulassen; indeß ließ er sich nicht abhalten zu reden, und einmal blieb mir nichts übrig, als ihn allein stehen zu lassen. Er

kam auch mehrere Mal zu uns in unser Haus, aber er spricht immerfort, ohne auf unser Wort zu hören. Er trägt vier große Nägel mit sich in der Hand herum, und zeigt sie Spottweise den Leuten, indem er lachend sagt: mit diesen haben sie ihren König ans Kreuz geschlagen. So gibt es auch unter den Hindus Leute, denen das Kreuz Christi ein Aergerniß und eine Thorheit ist. Diesen Nachmittag war er mit noch andern Meistern seines Gleichen in unserer Schule, und sie fingen an, mit Bruder Greiner daselbst zu disputiren, indeß ich auf meinem Zimmer andere Brahminen hatte, welche willig dem Worte zuhörten. Nach drei Stunden traf ich in der Schule unsern guten Bruder Greiner noch in vollem Kampfe mit diesen Leuten an. Mein Herz entbrannte in mir, denn die Bosheit dieser Leute ist groß. Sie selbst wollen nicht ins Himmelreich, und die hinein wollen, hindern sie dieß zu thun. „Wer ist dein Gott?" fragte ich einen unter ihnen; er gab keine Antwort. „Wie heißt er?" fuhr ich fort; er sah mich wieder verwundert an. „Ich sehe, du hast keinen Namen für deinen Gott. Ist er heilig?" — „Ja." — „Ist er auch gerecht und wahrhaftig?" — „Ja." — „Ist Sünde in ihm?" — „In ihm ist keine Sünde." — „Wie kannst du das sagen; ist denn dein Gott Brahma nicht der Sünde halben verflucht worden, wie deine heilige Schriften selbst behaupten?" Er konnte nicht mehr antworten. „Nun, keine Antwort?" fuhr ich fort. Er schlich sich weiter hinweg. Jetzt öffnete ich meinen Mund, und ich sprach mit starker Stimme: „Ich frage euch, und ihr könnet mir nicht antworten. Wir verkündigen euch das Wort Gottes, damit auch ihr Buße thun möchtet, und an den Namen des HErrn glauben zu eurer Seligkeit; aber ihr höret unser Wort nicht; ihr suchet es noch lächerlich zu machen. Ihr seyd die Verführer dieses armen Volkes, und ich rufe heute Gott zum Zeugen an, daß wir euch in seinem Namen gewarnt haben; denn so ihr nicht Buße thut, und das

Wort Gottes, das wir euch verkündigen, nicht annehmet, so ist Verdammniß euer Ende!"

Juni 14. Ich habe schon lange einen Brahminen im Auge, der mir als ein rechtlicher Mann erscheint, und auch die Sache des HErrn nicht feindselig ansieht, um ihn als zweiten Schullehrer anzustellen. Ich habe schon mehreremale mit ihm darüber gesprochen, und er bezeugt Lust dazu. Wir müssen nun sehen, ob wir etwa Brahminenknaben in die Schule bekommen werden; denn zu einem Sudra-Lehrer wollen sie nicht kommen.

Juni 16. Wir haben zum Preise Gottes immer noch Besuche von den Eingebornen, oft mehr, oft weniger. Auch der geschwätzige Brahmine mit seinen eisernen Nägeln ist seitdem wieder bei uns gewesen. Er scheint jetzt ganz geändert zu seyn, hört ruhig zu, und hat christliche Bücher von uns verlangt. Die Zahl der Kinder in unserer kleinen Schule nimmt zu unserer Freude wieder zu. Es sind ihrer jetzt 20. Auch kommt ein Mann in die Schule, Namens Wodli, der von Anfang an mit Timaba mich besuchte. Auch dieser hat Lust zur Sache, und da er uns wacker zu seyn scheint, so gedenken wir mit ihm eine neue Schule anzufangen, und unsern Timaba mit seiner Schule in unser neues Schulhaus zu versetzen.

Juni 20. Heute war ich den ganzen Tag für unsere vier lieben Brüder beschäftigt, die wir bald von Basel erwarten. Wir lassen die Veranda unseres Hauses zu ein paar Zimmern für sie einrichten, und erwarten sie mit großer Sehnsucht. Von unsern beiden Brüdern Menge und Warth, welche die Missionsstation Nassuk im Mahrattenlande beziehen, haben wir Briefe aus Bombay erhalten. Sie sind nach einer langen Fahrt von 20 Wochen am 4. Juni glücklich daselbst angekommen. Möge der HErr aus diesen lieben Brüdern fruchtbare Werkzeuge zu seinem Preise machen!

Juni 21. Heute wollte ich unsern Timaba mit seinen Kindern ins neue Schulhaus versetzen: allein unser Katechete Malachi war der Meinung, es wäre besser mit unserer vorhabenden Brahminenschule dort den Anfang zu machen. Unser Timaba nämlich mit seinen Schülern ist von der niedrigsten Kaste, woran die stolzen Geister der Brahminen sich stoßen, und der arme Sudra muß immer einige Schritte hinter ihnen entfernt bleiben. Um alles zu versuchen, will ich ihn mit seiner Schule noch länger in unserem Hause lassen.

Juni 24. Der Brahmine, den ich zum Schullehrer bestimmt habe, ist in diesen Tagen umhergegangen, um Brahminenknaben zum Unterricht aufzusuchen. Allein die meisten benahmen sich sehr stolz gegen ihn. Wir können unsere Knaben selbst unterrichten, sagten sie zu ihm, was brauchen wir die Padris. Ist doch alles Betrug mit ihnen; warum sollten wir in unserer eigenen Religion nicht selig werden können? Andere sagten: es ist alles recht und gut, was die Padris sagen, auch ihre Bücher sind wohl anzunehmen, wenn nur der Name Christi nicht darin wäre. Da für jetzt keine Brahminenknaben zu bekommen sind, so habe ich unsern Timaba mit 15 Knaben in das neue Schulhaus versetzt, und 4 andere Knaben dem neuen Lehrer Wodli übergeben, damit auch er einen Anfang mache, und eine Schaar Knaben um sich her sammle. Möge es dem HErrn gefallen, seinen Namen in diesen beiden Häuschen zu verherrlichen!

Juni 25. Seit der Regenzeit habe ich wieder etwas mehr vom Klima zu leiden, kann aber doch allezeit mein Geschäft verrichten, obgleich es oft schwerfällig hergeht. In solcher Zeit bin ich dann auch besonders leicht gereizt, indem es oft wie ein Feuer in mir brennt, und es gibt mir viel zu kämpfen. Dabei ist oft meine Seele im Innersten gedrückt und angefochten; mein HErr Jesus, meine Lebenssonne, ist mir verdeckt, und mein Glaubensmuth gebunden. Heute,

als ich die Kinder in der neuen Schule besuchte, war es mir, als ob mich alle Spottgeister der sichtbaren und unsichtbaren Welt auslachten und sagten: arbeite nur drauf zu, es wird doch nichts daraus! Dazu kommen dann noch manche Widerwärtigkeiten von Außen, und da gibt's eben Anfechtungen aller Art. Aber dem HErrn sey Dank, der uns allezeit den Sieg gibt, Amen! Ich schreibe dieß nicht, um zu klagen, sondern nur, um unsern theuern Brüdern und Schwestern im Vaterlande einen Blick in das Herz ihrer Sendboten zu verschaffen, damit sie auch mit uns kämpfen, und heilige Hände für uns emporheben. Aber so dunkel es auch oft von Außen und von Innen aussieht, und so schwer die Last der Anfechtung niederdrückt, so muß ichs doch immer wieder aufs Neue bekennen: wenn ich tausend Leben hätte, nur dem HErrn, und nur dem HErrn in der Heidenwelt, und auf solchem Kampfplatze würde ich sie alle weihen; denn die dunkle Wolke schwindet wieder, und die Sonne der Gerechtigkeit, der theure HErr Jesus Christus, geht in seinem holdseligen Lichte immer wieder auf. O daß wir nur immer muthig wären, und bedächten, daß unserer Tage nur wenige sind, und daß unser Leben hienieden nur eine Wallfahrt zu der Stadt Gottes ist, der himmlischen!

Juni 28. Heute habe ich unsere beiden Schullehrer wissen lassen, daß ich ihnen diesen Abend das Wort Gottes im neuen Schulhause mit seiner Gnade verkündigen wolle, und sie gebeten, auch ihre Freunde dazu einzuladen. Es sammelte sich wirklich ein kleines liebliches Häuflein um mich her, etwa 40 Leutchen, alle von der ärmsten Klasse, den Sudras. Auch blieben manche der Vorübergehenden vor der Thüre stehen, um dem Worte Gottes zuzuhören. So ist denn auch hiemit im Namen unseres Gottes der Anfang gemacht, und seitdem wird dieser Gottesdienst regelmäßig jeden Abend von uns gehalten; auch haben wir die Freude wahrzunehmen, daß unsere Zuhörer immer wieder kom-

men. Der edle Saame wird ausgestreut, und wenn der gnädige HErr seinen Früh- und Spatregen dazu gibt, so dürfte die Saat bald zur Reife kommen. Ich habe mit dem Römerbrief begonnen, und denke ihn mit des HErrn Hilfe bis zum Ende durchzugehen, wobei ich zugleich die Gelegenheit benütze, die gnadenreichen Führungen Jehovahs mit seinem Volke aus der alt-testamentlichen Geschichte ihnen ans Herz zu legen.

Juni 30. Am Schlusse jeden Monates zahlen wir gewöhnlich unsre Hausmiethe, und alle unsre Leute. Dem Schullehrer Timaba gab ich für seine Arbeit von sieben Wochen 6 Rupien (7 fl. 12 kr.), und er schien sehr zufrieden zu sein. Dem neuen Schullehrer Wodli schenkte ich vorläufig eine Rupie (18 bz.). Die Brüder in Bellary zahlen ihre Lehrer nach der Anzahl der Kinder und nach den Fortschritten, welche die Kinder im Lernen gemacht haben, und auf diese Weise kann ein Schullehrer auf 10 Rupien (12 fl.) monatlichen Gehalt kommen. So können wir auf dieser neuen Stelle noch nicht zu Werke gehen; wir wünschens auch nicht, denn die Missionarien daselbst haben's häufig mit Schullehrern zu thun, die blos ums Geld kommen, aber der Lehre Christi im Herzen grollen. Uns hat der HErr bisher mit Lehrern gesegnet, welche anders gesinnet sind, und das ist eine große Gnade.

Juli 1. Jetzt ist im Vaterlande schönes Wetter, aber hier in Indien regnet es um diese Zeit Tag und Nacht, und der Himmel ist sehr schwarz. Hier nur einige Bemerkungen über ein paar Gebräuche der Hindus. Morgens sieht man die wohlhabenden Eingebornen auf den Straßen langsam und bedächtlich mit einem messingnen Gefäß in der Hand einherziehen, das etwa ein paar Schoppen hält, und mit Wasser angefüllt ist. Mit diesem ziehen sie zum Orte hinaus, um daselbst ihren Körper zu reinigen. Der Gruß oder Sallam wird mit der rechten Hand gemacht, ihn mit der linken zu machen, ist Ausdruck großer Verachtung. Im

Regen, wie in der Sonne gebrauchen die Eingebornen einen aus Laub gemachten Schirm. Die Aermeren haben ein paar Baumblätter in der Hand, womit sie den Kopf bedecken. Der Hindu ist gewohnt, bei allem was er spricht und thut, großes Geberdenspiel zu machen; spricht er ja, so geht der Kopf ganz langsam von der Linken zur Rechten; beim Nein wird er schnell mehrere Male hin und her geschüttelt, und dieselbe Bewegung zugleich mit der flachen Hand gemacht. Um zu fragen, werden die Augen weit aufgesperrt, und mit dem Kopf aufwärts genickt. Besonders häufig sieht man sie die fünf Finger beider Hände spitzig zusammenlegen, ein Zeichen, das den Wunsch eines Geschenkes ausdrückt. Die Kleidertrachten sind in verschiedenen Gegenden und Städten ungemein verschieden. Nicht selten sieht man sie auch ganz unbedeckt öffentlich umherziehen. Die Männer sind, bis auf einen kleinen Zopf auf dem Hauptwirbel und einem kleinen Schnurrbarte, am ganzen Scheitel rasirt, und tragen Turbane. An andern Orten sieht man sie mit bloßem Kopfe, und ohne Schnurrbart. Wenn einer von uns, oder ein anderer Europäer, in das Haus eines Hindu tritt, so laufen plötzlich alle Mitglieder des weiblichen Geschlechts davon, und können sie nicht mehr weiter kommen, so bleiben sie in einer Ecke stehen, und wenden dem Fremden den Rücken zu. Die Weiber haben eine ungewöhnliche Beredtsamkeit, da sprudeln die Worte wie aus einem Brunnen hervor, ohne daß auch nur einen Augenblick an ein Stillstehen gedacht würde. Das Weib darf mit dem Manne nicht essen, sondern nachdem dieser gegessen hat, nimmt sie vorlieb mit dem, was er auf seinem Teller zurückließ. Obgleich nun das Weib unter den Hindus auf einer sehr niedrigen Stufe steht, so soll sie doch in der Regel eine große Gewalt über den Mann ausüben. Das haben wir selbst schon öfters erfahren. Die Männer haben uns Knaben in die Schule geschickt, die Weiber aber haben sie wieder

zurückgehalten. Im Allgemeinen hat der Hindu in unserm Districkt nur Ein Weib, die Unzucht aber soll daneben sehr groß seyn. Ueberhaupt ist das weibliche Geschlecht im Allgemeinen im höchsten Grad unzüchtig und schamlos. Wir haben neulich gehört, daß in England einige unverheirathete christliche Frauenzimmer den Entschluß gefaßt haben sollen, ihrer tief versunkenen Schwestern in Indien sich hülfreich anzunehmen. Wenn ich aber die großen Schwierigkeiten betrachte, welche diesem edlen Entschlusse im Wege stehen, so ist solcher nach meinem Urtheil nicht anders ausführbar, als wenn einige dieser edlen Menschenfreundinnen nur unter dem besondern Schutz eines dazu geeigneten 40—50 jährigen verheiratheten Mannes ausgehen würden. Auf diese Weise wäre es vielleicht möglich, daß sie an Orten, die für uns ganz unzugänglich sind, Zutritt und Wirksamkeit finden könnten.

Juli 4. Unser Timaba hat jetzt 26 Schulkinder, und Wodli 12. Einige derselben haben schon Abschnitte aus den Evangelien auswendig gelernt. Dieß ist ein süßer Ton in unsern Ohren; auch freut es mich, daß unter der Zahl dieser Kinder sich einige Mädchen befinden. Seitdem wir jeden Abend in unserem neuen Schulhause das Wort verkündigen, vermehrt sich auch die Leselust unter unsern Zuhörern, und sie verlangen mehrere Bücher. Heute Abend gegen 9 Uhr habe ich in unserer Nachbarschaft auch eine laute Stimme gehört, die etwas aus unsern Büchern mit Fertigkeit hergesagt hat. Lauter Dinge, die das Herz erquicken.

Juli 6. Heute brachte uns die Post ganz unerwartet Ihr werthes Schreiben vom 26. Januar 1836, das uns herzlich erfreute. Wir finden alles in demselben in rechter Ordnung. Daß vier liebe Brüder für die Provinz Oberkanara bereits von Ihnen ausgesendet und auf dem Wege sind, erfüllt unser Herz mit Wonne. Sie haben mit Recht Ihr Augenmerk auf Darwar für eine zweite Niederlassung hingerichtet; aber schmerzen

wird es Sie, wenn wir Ihnen sagen, daß die wackern Christen in Darwar, welche Sie hiezu aufgefordert haben, indeß alle gestorben sind. Seither ist der Kollektor jener Stelle, Hr. B., auf seiner Reise im Lande bei uns auf Besuch gewesen. Ein Mann, der schon 30 Jahre in Indien lebt, und ein Beförderer der guten Sache zu seyn scheint. Er freute sich gar sehr der Hoffnung, einige unserer Brüder bei sich in Darwar, oder dem benachbarten Hoobly zu sehen, und versprach, denselben jede mögliche Hülfe zu leisten. Ein Vortheil jener Stelle ist, daß Darwar nur 20 Stunden von Belgaun entfernt ist, wo die Londner Missionsgesellschaft schon seit 18 Jahren einige Missionarien zur Arbeit am Evangelio aufgestellt hat. Sobald die Brüder ankommen, so gedenke ich mit einigen derselben dort hinaufzuziehen, um eine zweite Hütte Gottes unter diesem Volke aufzurichten. So viel ich bereits daselbst bemerkt habe, muß dort eine Missionswohnung aufgebaut werden. Die Häuser der dortigen Europäer liegen ferne vom Dorfe. Der Missionar aber muß unter dem Volke wohnen. In Hoobly findet sich nun, so viel mir bekannt ist, gar kein europäisches Gebäude, in welchem ein Missionar ein Obdach finden könnte; doch dieß alles wird sich zur rechten Zeit geben. Wir haben allen Muth, und möchten Ihnen auch allen Muth zusprechen, munter und frisch mit uns fortzugehen. Unter dem Segen unseres guten HErrn haben wir bis jetzt den für uns bestimmten Gehalt nicht voll gebraucht, wie sich beim Abschluß der Rechnung zeigen wird; und wenn die von Basel an uns abgehenden lieben Brüder dieselbe Gesinnung mit uns haben, woran wir gar nicht zweifeln, so können Sie von unserm Ueberschusse unsere Anzahl wenigstens mit zwei Brüdern vermehren. Was wir in der Folgezeit nöthig haben werden, wird sich zeigen. In meinem frühern Reisetagebuche sagte ich Ihnen etwas über die Stadt Mysore; und noch muß ich ein paar Bemerkungen hierüber beifügen, weil ich denke,

daß Mangalore, Darwar, (Hoobly) und Mysore einen schönen Kranz von Stationen für uns deutsche Brüder bilden, und zur Gesundheit, Abwechslung, Erholung und gegenseitiger Belebung den Arbeitern viel Vortheil darbieten würde. Zwar ist die Stadt Mysore, so weit wir den Zustand derselben kennen, ein Ort, welcher vielleicht mehr Glauben bedarf, als mancher andere; denn es ist das Evangelium noch nie dort hingekommen; dazu ist es die Residenz eines bedeutenden Hindu-Fürsten, welcher unter englischer Aufsicht noch einen Theil des Landes regiert. Auch steht die Stadt im Rufe, ein Zusammenfluß aller Gräuel und Unreinigkeiten zu seyn, und dieß habe ich auch, während meines kurzen Aufenthaltes in derselben, gefühlt und wahrgenommen; aber wenn der HErr Gnade dazu gibt, dürfte gerade diese Stadt der besondern Aufmerksamkeit der Kinder Gottes werth seyn. Er zwar kennet allein die rechte Stunde; sein Herz hat allein Liebe, aber seine armen Kinder berathen sich in seinem heiligen Werke, und tragen Ihm ihr Anliegen wieder kindlich vor. So viel wir bis jetzt aus Ihren Briefen und aus unserm Missionslaufe sehen, so sollen wir unter dem kanaresischen Volke arbeiten, und unsre alten Freunde in England scheinen, so viel an ihnen ist, unserer deutschen Missionsgesellschaft dieses Volk ganz zugeeignet zu haben, damit wir nicht in Erntefelder hineintreten, welche andere Brüder mit gutem Samen bestreut haben. Wenn dem also ist, so ist unser Weg um so klarer und erfreulicher, und die große Frage muß uns nun auf dem Herzen liegen: wie, und auf welche Weise können wir diesem Volke und der Sache des HErrn am nützlichsten seyn? — Die Antwort auf diese Frage ergibt sich von selbst: wir müssen da arbeiten, wo man die kanaresische Sprache redet. In dieser Sprache besitzen wir bereits das Wort Gottes, und die erforderlichen Schulbücher sind im Drucke, und das ist eine köstliche Vorarbeit. In dieser Sprache können wir

am

am meisten leisten und am nützlichsten seyn, indem sie der größte Theil des Volkes versteht, und auch gewöhnlich von solchen verstanden wird, welche eine andere Muttersprache reden. Neben ihr kreuzt sich aber ein Heer anderer Dialekte in unserm Lande, welche das Missionswerk außerordentlich zerstümmeln könnten, wenn der richtige Ueberblick über das Ganze nicht beständig im Auge behalten wird. Nehmen Sie Ihre Karte zur Hand und ziehen Sie einen Strich vom 12° der nördlichen Breite der Meeresküste an bis zur Stadt Mysore; von da aus einen zweiten nach Bangalore, von hier aus einen dritten bis nach Hyderabad (17° 12′ nördlicher Breite und 90° 16′ Länge) der Hauptstadt des Golconda-Reiches hinauf; von da einen vierten nach Belgaun hinunter, und von da zu unserm Mangalore am Meeresufer hinüber: so liegt das große Land vor Ihnen, in welchem die kanaresische Sprache als Hauptsprache und an vielen Orten nur allein gesprochen wird. Bei Gründung neuer Missionen ist ein richtiger Ueberblick über das Ganze durchaus nothwendig, und ist dieser gewonnen, so ist auch das vortheilhafteste Mittel nicht schwer zu treffen, und nach richtiger Erkennung desselben sollte es mit vereinter Kraft und mit Eifer ergriffen werden.

Was Sie uns in Betreff des lieben Tuluvolkes sagen, freute uns sehr. Es thut uns wohl, Ihnen sagen zu dürfen, daß ein kleiner Theil dieses lieben Volkes, das aus lauter schlichten, einfältigen Landleuten besteht, die sich hauptsächlich mit dem Ackerbau beschäftigen, das selige Evangelium bereits in der kanaresischen Sprache von uns vernimmt. Die Kaste aber, unter welcher wir am meisten Eingang zu finden hoffen dürfen, spricht das Tulu als Muttersprache; es sind Leute, welche aus dem Kokusnußbaum den Saft ziehen (Toddy drawers), und daraus den indischen Branntwein verfertigen, und überhaupt diesen Baum

bearbeiten. Diese Leute bilden eine sehr niedrige Kaste; zu ihr gehören unsere beiden Schullehrer, unsere meisten Schulkinder und etwa 20 — 40 derer, die unsern Abendgottesdienst besuchen, und das Wort Gottes fleißig lesen. Diese Kaste besteht aus etwa 10,000 Seelen, von denen bei 3 — 4000 in Mangalore wohnen. Die übrigen sind im Lande umher zerstreut. Die Zahl des Tuluvolkes aber kennen wir nicht genau, und sie dürfte sich leicht bis auf 200,000 Seelen belaufen.

Juli 11. Ich bemerkte Ihnen früher etwas von einem Aufsatze, den ich auf Anrathen einiger Freunde ausfertigte, um unter den hiesigen Engländern eine Einsammlung von Liebesgaben zum Besten unserer deutschen Mission zu veranlaßen. In diesem Aufsatze habe ich die Bedürfnisse unseres Missionswerkes einfach diesen theilnehmenden Freunden vor die Augen gelegt, und ich hoffe, die Baukosten unseres neuen Schulhauses mit diesen Beiträgen bestreiten zu können. Sobald die Regenzeit vorüber ist, gedenken wir, so der HErr Gnade gibt, für das zu gründende Schullehrer- und Katecheten-Seminar aus den Eingebornen, das in unserm Auftrage liegt, ein neues Haus zu erbauen. Schon vor der Regenzeit hätten wir im Namen des HErrn Hand an dieses wichtige Werk gelegt, hätten wir hoffen dürfen, dasselbe vor dem Eintritt des Regens vollenden zu können. Jünglinge der Eingebornen, die als Zöglinge für eine solche Anstalt taugen, müssen natürlich theils aus unsern Elementarschulen, theils aus unserer Bekanntschaft mit den Eingebornen herauswachsen; auch müssen wir das Zutrauen der Letztern bis auf einen gewissen Grad zuvor gewonnen haben, ehe die Eltern sich entschließen können, zu solchem Zweck ihre Knaben uns zur Erziehung anzuvertrauen. Die Natur der Sache bringt es mit sich, daß ein solches Werk, wenn es Bestand haben soll, nur langsam vorwärts schreiten kann. Missionar Reid in Bellary brachte mehrere Jahre vergeblich damit zu, in seinen

Umgebungen solche junge Leute zu erhalten; dann führte ihm unversehends der HErr durch eine Hungersnoth 16 Knaben zu, die er jetzt mit etwa 200 Rupien monatlich unterhält. So hat der HErr in allen Dingen seine eigene Zeit, und diese müssen wir mit Geduld abwarten.

Juli 18. Gestern und heute ist unser Aufsatz unter den hiesigen Engländern herumgegangen, und hat uns 540 Rupien eingebracht. Ich gedenke denselben nun auch nach andern Seestädten hinzusenden. Heute war wieder eine Schaar Brahminen, die aus der Ferne herkamen, bei uns, welche das Wort Gottes ruhig anhörten. Beim Weggehen sagen sie gewöhnlich: morgen kommen wir wieder; aber wenn morgen kommt, ist schwer zu errathen. Die Eingebornen haben bei ihren Besuchen einen eigenen Gebrauch, daß sie nämlich Tahm Buhla kauen. Dieser besteht aus Arecanüssen, welche der Muskatnuß ganz ähnlich sind, und auf einem wunderschönen Baume wachsen, sodann aus Beetelblättern, die unsern Bohnenblättern ziemlich ähnlich sind, aber viel stärker, und einen starken gewürzhaften Geschmack haben, und endlich aus Kalk, der im Wasser aufgelöst wird. Aus diesen drei Stücken besteht der Tahm-Buhla, die der Hindu immer bei sich führt, wenn er in eine Gesellschaft geht. Die Reisenden haben einen eigenen Beutel dazu, in welchem alle Erfordernisse und Werkzeuge für solch köstlichen Genuß getragen werden. Die Areca-Nuß wird zuerst mit einem Messer in mehrere Theile getheilt, und einige dieser Stücke werden mit einem Schwung in den Mund geworfen, und in demselben herumgekaut. Darauf folgt das Beetelblatt, das, mit Kalk bestrichen, in den Mund gelegt wird, und jetzt geht das gemeinschaftliche Kauen an, an welchem auch die Weiber Theil nehmen. Dieses zieht so viel Wasser in ihrem Munde zusammen, daß sie denselben immer in die Höhe halten müssen,

damit er nicht überlaufe. Am Ende aber sind sie dennoch genöthigt, den ganzen Unrath von sich zu geben, und deswegen aufzustehen und hinauszugehen. Bei dieser Arbeit nun fällt gar viel Unterbrechung vor, und das ganze Geschäft, das in jeder Versammlung statt findet, ist so eckelhaft, daß man alle Kraft zusammennehmen muß, um den Anblick auszuhalten. Wenn Sie uns nun im Geiste uns mit Hindus unterhalten sehen, so müssen Sie dieses Schauspiel sich immer zugleich dabei vergegenwärtigen.

Die Post brachte uns so eben einen erfreulichen Brief von Ihnen. Für die kommenden lieben Brüder haben wir vor einigen Monaten von der obersten Regierungsbehörde zu Madras sechs Exemplare des großen kanaresischen Wörterbuches verschrieben, und sie gebeten, ob sie uns dieselben nicht schenken wolle? Und siehe da, die Antwort war: ja; ein Geschenk von wenigstens 200 Rupieen.

Seit einigen Tagen habe ich mit unserm Schullehrer Timaba einige kleine Wanderungen gemacht, um Knaben in der Umgegend aufzusuchen, und die Eltern derselben zu bitten, sie in unsere Schulen zu schicken. Dabei kam ich dann auch zu einer Sitzung unserer Toddy-Fabrikanten, wo ich etwa 30 — 40 Männer beisammen fand. Vom Bazar wurde ich durch einen schmutzigen Steig zwischen Häusern zu ihnen geführt, und auf einmal stand ich vor ihrem Versammlungshause, das etwa 24 Fuß lang, und 10 Fuß breit ist. Als ich mich der Thüre näherte, standen sie alle auf, und einige riefen mir zu: ah, der Padri! Ich erblickte alsobald den Römerbrief unter ihnen liegend, was mich sehr erfreute. Ich setzte mich sogleich in ihrer Mitte nieder, und bat sie, auch zu sitzen. Der Wortführer sagte nun, daß sie sich versammelt hätten, um einige Sachen gemeinschaftlich zu besprechen und Zahlung zu leisten. Das ist recht, erwiederte ich, alle Sachen müssen ordentlich geführt werden; dieß

ist die erste Pflicht derer, welche Gott fürchten. Hierauf klagte mir der Mann, daß sie seit 35 Jahren durch Abgaben sehr gedrückt, und daher arm geworden seyen. Ich erwiederte ihm hierauf: Gott hat euch eben hiedurch auf sein Heil vorbereitet, denn alles Gericht kommt vom HErrn; und die Er liebt, die erniedrigt Er. Der HErr möchte euch, liebe Freunde, gern zu seinem Himmelreich einladen, und darum hat Er euch diese Noth zugesendet; Er will euch seinen eigenen Reichthum schenken, denn den Armen soll das Evangelium verkündigt werden. Dieses selige Evangelium hat euch Gott durch uns gesandt; darum höret nun diese freudige Botschaft und nehmet sie in euren Herzen auf; denn wenn ihr alle Reichthümer der Erde besäßet, und wäret nicht reich in Gott: so wäret ihr doch elend und arm. Nackt seyd ihr auf die Erde geboren, und es ist gewiß, wenn ihr sterbet, so könnt ihr auch nichts mitnehmen. Ich bat sie nun, unsern Abendgottesdienst in der neuen Schule zu besuchen, und ihre Kinder in unsre Schulen zu schicken. Diese Leute sind außerordentlich freundlich, hören das Wort Gottes gerne, und geben uns viel Hoffnung. Auch haben sie keine Schasters (heilige Bücher der Hindus) unter sich, und sind deshalb von den Brahminen verachtet.

Juli 19. Heute ging ich mit Timaba sehr weit. Wie Sie wissen, so läuft zunächst an Mangalore ein Fluß vorüber, welcher durch eine schmale Landzunge vom Meere getrennt ist, und sich in die See durch zwei Mündungen ergießt. Am Ende der Stadt auf der Süd- und Nord-Seite derselben wohnen die Fischerleute. Heute war ich ganz nordwärts, und sprach viele derselben. Alle sagten mir zu, ihre Kinder morgen in unsere Schule zu senden, wann aber dieser Morgen kommt, müssen wir eben in Geduld erwarten. Eine Frau wollte auch gerne ihren Sohn senden, aber sie erkundigte sich sehr ängstlich, ob es doch keine Gefahr hätte? Ueberall wohnen Muhamedaner um diese

Leute her, welche sie durch die albernsten Schreck-Bilder in beständiger Furcht halten. Wir sprechen ihnen sehr freundlich zu; aber sie bekommen nur langsam Muth. Ich wurde jetzt zu dem Aeltesten der Fischer geführt, bei welchem mehrere andere in einer langen mit Gras und Blättern bedekten Hütte versammelt waren. Bei meinem Eintritt standen die Aeltesten sogleich auf, machten ihren Salam, und boten mir in einem kleinen Korbe den Tahm Buhla an. Ich schüttelte freundlich den Kopf, und nun fing sogleich einer seine Rede an, die in einem Strome dahinfloß. Endlich sprach ich auch einige Worte, empfahl ihnen unsere Predigt und unsere Schulen, und nahm freundlich Abschied. Timaba sagte mir beim Herausgehen: diese Leute erzählen es gewiß hundert andern.

Juli 23. Heute machte mir der HErr eine große Freude. Plötzlich als ich morgens in meinem Zimmer auf und abging, und über mein Tagewerk vor dem HErrn nachdachte, trat mir der Gedanke ins Herz, in einer der Hauptstraßen von Mangalore, wo wir gewöhnlich alle 2—3 Tage unter freiem Himmel predigen, und großen Zulauf haben, eine Bungalo (indisches Haus) aufzurichten, das uns für Schulen und zum Predigen dienen soll. Wenn wir den Platz bekommen, woran ich nicht zweifle, so kann er uns vom größten Nutzen seyn, weil das meiste Volk dort täglich vorübergeht. Unser Katechiste Malachi, dem ich jeden Morgen einige Stunden Bibelunterricht ertheile, hat sich zum Preise Gottes seither ziemlich gut gehalten. Zwar bedarf er hie und da der Ermahnung und des Antriebs, aber er ist doch ein theures Geschenk von oben. Er ist mehr Verstandes- als Gefühls-Mensch, und hat ein etwas träges Wesen. Seine Frau, ein Weib von ächt indischem Schlage, macht ihm und uns manchmal viel zu schaffen. Die Zahl unserer Schulkinder nimmt zu. Die eine unserer Schulen wird nunmehr von 33, die andere von 20 Kindern besucht. Noch hatten

wir eine dritte Schule von dem oben genannten Brahminenlehrer seit 8 Tagen angefangen, obgleich noch keine Brahminenknaben als Schüler vorhanden sind. Aber die Leute müssen den Brahminenlehrer zuerst sehen, und jetzt ist er da, so daß auf jeden Fall die Brahminen-Kaste keine Entschuldigung mehr hat. Zweien unserer Toddy-Bereiter scheint es ein ganzer Ernst zu seyn, Christen zu werden, und wir haben Ursache zu glauben, daß der heilige Geist in ihren Herzen arbeitet. Es sind noch mehrere eifrige Besucher und Hörer des Wortes Gottes unter unserm kleinen Häuflein, bei denen aber das Werk der Bekehrung noch mehr im Verborgenen sich entfaltet; doch ist alle Hoffnung da, daß sie in der Kraft Gottes aus der Finsterniß zum Licht hindurchbrechen werden. Bei solchen Umständen, theure Väter, kann es auch bei uns nicht ohne Anfechtung abgehen, denn der Feind tobt. O beten Sie für uns, und empfehlen Sie uns, unser Werk und unser Volk der gläubigen Fürbitte unserer ganzen deutschen theuren Missionsfamilie.

Samuel Hebich.

Beilage N°. V.

Aus den Briefen und Tagebüchern des Missionars Riis zu Akropong im Aschantilande auf der westafrikanischen Goldküste.

In einem Briefe vom 27. Juli 1836 gibt Missionar Riis folgende Nachrichten von sich und seinem begonnenen Werke unter dem Aschantivolke.

„Es ist immer sehr tröstlich und ermunternd, überwundene Noth und Hindernisse von der Seite anzusehen,

wie der HErr, eigener Versäumnisse und Fehler ungeachtet, dennoch so gnädig durchgeholfen hat. Ich kann nicht läugnen, daß ich seit dem Anfange dieses Jahres viel Schweres und Niederschlagendes auf meinem einsamen Kampfplatze in der Wildniß erlebt habe. Theils rührt dieß von der tiefen Versunkenheit der armen Neger, und ihrer großen Gleichgültigkeit gegen göttliche Dinge her, theils liegt es auch in vielfachen äußern Hindernissen, welche von Andern, die das Werk zu fördern berufen sind, der Arbeit in den Weg gelegt werden. Eine kurze Schilderung täglicher Vorkommenheiten, so wie sie mir jeder Zeit in die Hände laufen, muß Ihnen um so willkommener seyn, weil Sie dadurch erst in den Stand gesetzt werden, die Lage eines Missionars im Aschantilande richtig zu beurtheilen.

Ich mache es mir zur Pflicht, jeden Abend, so oft es die Umstände gestatten, in meinem kleinen häuslichen Kreise zu sitzen, und mit meinen Leuten von solchen Gegenständen zu reden, welche ihre Aufmerksamkeit auf ihren sündhaften und verlornen Zustand, so wie auf das große Opfer, das Gott in Christo zu unserer Rettung bereitet hat, hinzulenken. Wirklich schien es auch vor einiger Zeit, daß das Wort von der Versöhnung Eindruck auf ihre Herzen mache. Zuweilen machten einige solche Aeußerungen, die mein Herz freuten, und die Hoffnung in meiner Seele belebten, sie einst als Schüler des Heilandes heranwachsen zu sehen. Die Lust, das Wort Gottes selbst zu lesen, bewog zwei derselben, mich zu bitten, ihnen Unterricht im Lesen zu ertheilen. Dieses ihnen ganz ungewohnte Geschäft ging zwar langsam, aber doch nicht ohne Erfolg von statten. Die Nothwendigkeit, in der ich mich befinde, als einsamer Wanderer jeden Tag in dieser Wildniß unter den Leuten umher zu ziehen, und sie zum Reiche Gottes einzuladen, brachte nun freilich mancherlei Unterbrechungen herbei, und zwei derselben benützten meine Abwesenheit, um sich ihren alten Ausschweifungen zu überlassen. Diese

traurige Entdeckung preßte mir manche Thräne der Wehmuth aus, so daß ich öfters ganze Nächte nicht schlafen konnte. Bald sprach ich freundlich, bald ernstlich mit ihnen, aber obgleich sie bei meinen Ermahnungen sich der Thränen nicht enthalten konnten, so meinten sie doch, solches sey keine Sünde; die übrigen Europäer im Lande kümmerten sich um solches nicht, und ich solle sie daher auch fortmachen lassen. Solche Lehren, die in der Bibel enthalten seyen, wären zwar für die Weißen gut, aber den Negern könnten sie nicht gelten. Inzwischen brachten es die Umstände dahin, daß ich strengere Maßregeln gegen meine guten Negerjünglinge ergreifen mußte, um ihren Ausschweifungen Grenzen zu setzen. Darauf lief einer derselben von mir hinweg, jedoch brachte ihn, nach strenger Bestrafung, die Familie wieder zu mir zurück mit der Bitte, ihn wieder anzunehmen, was ich auch mit Freuden that. Er ist bis heute seinem Versprechen getreu geblieben. Auch ein zweiter Negerjüngling hat sich von mir hinweggemacht, da seine Eigenthümerinn, eine alte Mulattinn, ihn in seinen jugendlichen Ausschweifungen bestärkte. Auch dieser wünscht nun wieder zu mir zurückzukehren. Gelingt es dem HErrn, des Jünglings Sinn zu beugen, so thue ich dieß um so lieber, da ich ihn oft um seiner Brauchbarkeit willen in meiner Nähe vermisse.

Die Europäer auf der Kolonie beschuldigen mich, daß ich die Neger zu milde und zu freundlich behandle, was sie, wie sie behaupten, nicht ertragen können. Dieß mag immerhin wahr seyn, und dieß um so mehr, da die Neger eine andere als harte und knechtische Behandlung gar nicht gewohnt sind, und von Seiten der Europäer die Milde und Freundlichkeit des evangelischen Sinnes nie erfahren haben. Aber gewiß ist es doch, daß eine freundliche Herablassung zu jedem, auch dem allerärmsten Sklaven, der Weg ist, den der christliche Missionar zu wandeln hat, wenn er dem herrlichen Vorbilde seines göttlichen Meisters nicht entgegen handeln

will. Er braucht darum nicht das Böse gut, und die Lüge Wahrheit zu nennen, und vorsätzliche Fehler ungestraft zu lassen; dieß wird er auch nicht thun, aber dabei muß er oft die schmerzliche Erfahrung machen, daß es ihm nicht immer gelingt, durch freundliche Zurechtweisung den erwünschten Zweck zu erreichen. So ging es mir vor Kurzem mit meinem Dollmetscher. Sein hartes Betragen gegen die Neger, so wie sein Hang zum Branntweintrinken nöthigte mich wiederholt, ihn in Liebe zu bestrafen. Nach ein paar Tagen kam er zu mir, wiederholte alles, was ich mit ihm gesprochen hatte, und schloß mit den Worten: wenn mein Herr mir den Abschied geben will, so will ich ihm dafür danken. Auf dein Verlangen, versetzte ich, bist du entlassen. Meine Antwort war ihm unerwartet, und er meinte, ich könne ihn gar nicht entbehren; und so treibt er sich jetzt, wie früher, im Lande herum, ohne den nöthigen Lebensunterhalt sich verschaffen zu können. Eine andere schmerzliche Erfahrung folgte dieser auf dem Fuße nach. Der Herzog hatte mir schon voriges Jahr einen seiner Söhne, einen kleinen wackern Knaben, in meine Hütte mit der Bitte gebracht, daß ich ihn erziehen, und, wie er sich ausdrückte, europäische Sitten lehren solle. Ich nahm den Knaben gerne auf; seine Aufführung war anfangs sehr lobenswerth, nach und nach aber machte er sich vieler Unarten schuldig, und fing an zu stehlen. Wie die Neger überhaupt jeden begangenen Fehler aufs hartnäckigste läugnen, so that er es auch meisterlich, wie klein er auch war. Christliche Klugheit gebot mir, in dieser Sache vorsichtig zu Werke zu gehen; ich zog daher ein paar der angesehensten Mitglieder der herzoglichen Familie dabei zu Rathe. Diese meinten, der Knabe tauge gar nichts, und ich solle ihn nicht behalten. Ihn gerade fortzuschicken, war aber eben nicht der Weg, seine Besserung zu suchen, und ich versuchte es noch einmal mit ihm. Eine Zeitlang ging es wieder gut, bald aber machte er's wieder so arg, daß mir nichts

übrig blieb, als ihn dem Vater zurückzuschicken, welcher dieß sehr empfindlich aufnahm, und eine Zeitlang mit mir grollte.

Diese wenigen Skizzen aus meinem häuslichen Leben werden Ihnen, theure Väter, die Thüre weit genug aufgethan haben, um in die große Negerfamilie hineinzuschauen und deutlich zu sehen, wie es dort finster und traurig ist. Ja, da herrscht das Gesetz der Sünde und des Todes, da führen die bösen Geister der Finsterniß das Regiment, da triumphirt der Arge über glänzende Siege seines höllischen Reiches. Es ist wohl kein Wunder, wenn es dem von dieser verpesteten Atmosphäre umgebenen Wanderer oft sonderbar übel zu Muthe ist; wenn er oft tief gedrückt einhergeht, ohne einmal nennen zu können, was ihm fehlt. Unter solchen Umständen thut's Noth, an den Unsichtbaren sich zu halten, als sähe man Ihn, und im heißen Kampfe immer wieder neuen Glaubensmuth für den endlichen Sieg des Reiches Gottes zu erringen. Wird's mir in meiner Hütte auf dem Berge zu enge, so gehe ich hinaus in die freie Luft, und sinke auf meine Kniee nieder, um mein Herz auszuschütten vor dem, der gesagt hat: bittet, und es soll euch gegeben werden. Ueberhaupt thut unter solchen Umständen in der Einsamkeit körperliche Bewegung wohl, und bisweilen greife ich nach meiner Flinte, um in den Wald auf die Jagd hinauszugehen, oder ich mache meine Besuche in den nahe liegenden Dörfern. Wer so ganz einsam und verlassen in der Wildniß dasteht, dem graut's vor Ruhe und Einsamkeit, weil man hier der Thränen sich selten zu erwehren vermag, und nur die immer wiederkehrende Nähe des unsichtbaren Freundes hat Balsam genug, um solchen Zustand erträglich zu machen. Sie werden es mit mir fühlen, wie sehr ich der Unterstützung und gnädigen Bewahrung unseres Gottes bedarf, und wie nöthig ich habe, daß christliche Freunde meiner vor dem Throne Gottes gedenken. Daß Sie es thun, und gerne thun, sagt mir

oft das selige Wehen des guten Geistes meiner Seele. Man genießt Geistesfreuden, die man oft nur als Erhörung der Fürbitte seiner gläubigen Freunde sich deuten kann.

Seitdem das dänische Gouvernement zu Christiansburg mir wieder die Gestattung gegeben hat, zu meiner hiesigen Niederlassung unter meinen lieben Negern zurückzukehren, haben sich die äußerlichen Umstände vielfach verändert. Als ich im Juni 1836 eben auf der Rückreise nach Aquapim begriffen war, sollte der Herzog des Landes Ado durch dänische Soldaten als Gefangener nach Christiansburg geliefert werden. Allein dieser entfloh unterwegs der Soldatenwache, und rettete sich nach dem benachbarten englischen Fort St. James, wo ihn nunmehr der englische Gouverneur der Küste in Schutz genommen hat. Der Herzog befindet sich noch auf englisch Accra, und kein Mensch weiß, was für ein Ende dieser Handel zwischen dem englischen und dänischen Gouverneur der Küste noch nehmen wird. Ich darf es als eine gnadenreiche Bewahrung unseres guten HErrn ansehen, daß ich während dieses ganzen Vorfalls von Akropong abwesend, und in denselben Tagen, als der Herzog sich auf das englische Gebiet flüchtete, auf der Rückreise begriffen war, indem es auf diese Weise dem dänischen Gouverneur sowohl als den Häuptlingen im Aquapimlande recht handgreiflich klar werden mußte, daß ich mit politischen Händeln nichts in der Welt zu schaffen habe, und mich auch nie in ihre zeitlichen Angelegenheiten eingemischt habe und je einmischen werde. Unter dem 4. Juli (1836) erhielt ich nun ein Schreiben vom dänischen Gouverneur zu Christiansburg, worin mir die freie Wahl gelassen wird, unter den gegenwärtigen Umständen zurückzukommen, oder zu Akropong zu bleiben, je nachdem ich selbst die Sache für dienlich finde. Auch drückte das Gouvernement die Besorgniß darin aus, daß das strafwürdige Betragen des Herzogs leicht Folgen haben könnte, welche für mich und meine

Wirksamkeit im Aquapim nachtheilig werden könnten. Ich säumte nicht, dem Gouvernement für die ertheilte Nachricht meinen Dank auszudrücken, und fügte bei, daß ich fest entschlossen sey, im Aquapim zu bleiben, falls auch der gegenwärtige Zustand der Dinge mein Leben mancherlei Gefahren leicht aussetzen könnte, indem kein gültiger Grund vorhanden sey, meine Arbeit unter diesem Volke aufzugeben. Es ist nun sehr wahrscheinlich, daß Aquapim unter den Schutz der englischen Regierung kommen wird. Auf mich und meine Wirksamkeit wird diese Veränderung keinen Einfluß haben. Ich glaube sagen zu dürfen, daß der englische Gouverneur Maclain das gute Werk unter den Negern fördern wird, so weit er kann, und daß jeder Missionar seiner freundlichen Unterstützung im Pflanzungswerk des Christenthums sich erfreuen darf.

Wie die Aquapim-Neger während meines mehrmonatlichen Aufenthaltes in Ussue mich nicht selten besuchten, und viel Zutrauen zu mir an den Tag legten, so durfte ich bei meiner Ankunft allhier die Liebe und das Zutrauen derselben noch mehr gewahr werden. Es that mir dieß in meiner bedrängten Lage sehr wohl, und ermunterte mich, meinem treuen HErrn inbrünstig dafür zu danken. Am 20. Juni (1836) verließ ich Ussue, begleitet von drei jungen Negern, welche mit mir nach Akropong zu ziehen entschlossen waren. Die Zukunft lag dunkel vor mir, und erfüllte mein Herz mit Trauer. Wie schwer fällt es uns nicht bisweilen, alle Sorgen in den Schooß unseres liebevollen Vaters im Himmel niederzulegen und Ihm alle Dinge kindlich anzuempfehlen. Doch der HErr machte mich wieder getrost, indem Er bald die trüben Wolken vorbeiziehen ließ. In Frederiksgowe genoß ich zwei Tage lang die Liebe des dortigen Plantagenverwalters Grönberg; von dort führte der Weg über Bleeusse und Ajem. Von hier an wurde der Weg äußerst schlecht, und an vielen Orten stand das Wasser so hoch, daß ich barfuß bis an die Kniee

hindurchwaten mußte. Meine Begleiter konnten mit ihrem kleinen Gepäcke kaum fortkommen, und blieben oft weit hinter mir zurück. So wandelte ich in dieser Wildniß ganz einsam in den Sümpfen unter den hohen Bäumen hin, deren blätterreiche Krone mich nur selten den Himmel erblicken ließ, während oft der Donner mit mächtigem Getöse über die Wälder dahinrollte. Wunderbare Gefühle erzeugt eine solche Umgebung in der Seele des einsamen Wanderers. Tieffühlend die Allgewalt der allerhöchsten Majestät, blickt er in sich hinein, bald in die Höhe und bald wieder um sich herum; aber nirgends wird er etwas gewahr, was sein Herz erheben könnte, wenn es nicht der Glaubensblick ist auf den, der auch in dieser Wildniß über ihn wacht, der einst am Kreuze für ihn und alle arme Sünder starb, und in alle Ewigkeit ihr Hirte und ihr Heil, ihr Lebens- und ihr Friede-Fürst bleiben wird.

Der Abend brach herein, noch ehe ich Abude erreichen konnte, und weil der Herzog Ado mit seinem ganzen Gefolg gerade in diesem Dorfe auf seinem Transporte nach Christiansburg sich befand, so konnte ich dort weder eine Hütte zum Uebernachten, noch etwas Speise bekommen, um den Hunger zu stillen. Mitgebracht hatte ich nichts, auch war die Eßlust nicht gering, doch ehe ich mich umsah, drängten sich die Neger zu mir herbei, und überhäuften mich mit dem Ausdruck ihrer Liebe. Der eine brachte mir ein Nachtlager mit einer Matte und baumwollener Ueberdecke herbei, ein anderer sorgte für Wurzeln, so gut er sie haben konnte, um mich zu erquicken. Um den vielen Besuchen auszuweichen, die ich am nächsten Morgen von dem gefangenen Herzog und seinen Begleitern zu erwarten hatte, machte ich mich am andern Morgen in aller Frühe auf den Weg. Allein dieses half wenig, indem die Neger, die mich Abends nicht gegrüßt hatten, so weit sie konnten, mir nachliefen, und mit schreienden Begrüßungen mich verfolgten, bis ich stille stand und Jeglichem die Hand der Freund-

schaft darbot. Und so ging es fast in jedem Dorfe bis nach Akropong hinauf. Kaum war ich dort angekommen, als es von allen Seiten aus dem Munde der Alten und Jungen ertönte: Adja bloni e ba (der weiße Vater ist gekommen). Den alten Herzog hatte ich Tags zuvor auf dem Wege auf Augenblicke gesehen, und sein Aussehen machte mein Mitleiden rege. Als er anfing mit mir über seine Händel mit dem Gouvernement zu reden, so bemerkte ich ihm, daß ich mich in diese Sache auf keinerlei Weise einmische, worüber er sich zu freuen schien. Er war gegen mich ungemein zuvorkommend und freundlich, und drückte seinen Dank gegen mich aus, daß ich nun wieder zu ihnen zurückkomme. In meiner Friedenshütte auf dem Berge, die ich in der Mittagsstunde erreichte, stand Alles unangetastet in guter Ordnnng, wie ich es verlassen hatte. Ich konnte nicht umhin, auf meine Kniee niederzusinken, und dem treuen Führer meines Lebens von ganzem Herzen für seine große Barmherzigkeit zu danken. Durch wie manche Noth hat Er nicht während meiner viermonatlichen Abwesenheit hindurchgeholfen; wie viele Hindernisse zu überwinden mir Kraft und Gnade gegeben! Dafür sey sein Name hochgelobt! Die Sorge für meine kleine Haushaltung überließ ich nun einer Negerinn, welche täglich zweimal für mich und meine Leute die Speisen ins Haus bringt, welche, obgleich höchst einfach, doch gesund und für die Nothdurft des Menschen völlig hinreichend sind. Besuche machte ich anfangs wenige; dennoch rief die Nachricht von meiner Ankunft täglich Leute aus den Dörfern herbei, die mir, um ihre Freude über meine Rückkunft auszudrücken, kleine Geschenke in Lebensmitteln mitbrachten. Mit diesen sprach ich nun ein Wort der Liebe und der christlichen Ermahnung. Ich komme, sagte einer der besuchenden Neger zu mir, vielleicht nur allzuoft, aber ich spreche gar zu gerne mit dir, höre gerne deine Worte, und weiß, deine Lehren sind recht und gut, und darum habe ich immer große Lust, zu dir zu

kommen. — In meiner letzten Krankheit, sagte ein anderer Neger, hast du mich gesund gemacht, und darum komme ich, dir dafür zu danken. Nein, versetzte ich, das kann weder ich, noch irgend ein Mensch; für deine Wiederherstellung hast du Gott allein zu danken. Aber, wie lange glaubst du, noch leben zu können? Vielleicht noch 50 Jahre, versetzte er. Du bist schon jetzt bei 60 Jahr alt, sagte ich; dann hoffst du lange zu leben. Aber wenn du nun stirbst, wo glaubst du denn hinzukommen? Das weiß ich nicht, sagte er sehr ernst. Das ist doch sehr schade, fuhr ich fort, daß du das nicht weißt, was doch das Allerwichtigste für jeden Menschen ist! Wie kannst du denn zufrieden und ruhig in deinem Herzen seyn, wenn du daran denkst, daß du bald sterben mußt? Er sah mich verlegen und stillschweigend an. Du siehst, sagte ich, daß du ohne einen Erlöser nicht selig werden kannst, Ihn mußt du haben, wenn du nicht ewig verloren gehen willst. Aber, versetzte er, ich habe in meinem ganzen Leben noch nie etwas Böses gethan, bin täglich auf mein Feld gegangen, habe still und fleißig meine Arbeit verrichtet, und mit allen Menschen in Frieden gelebt. Gut, sagte ich, das ist Alles löblich; aber wie stehst du mit Gott, hast du Ihn von Herzen geliebt, hast du Alles aus Liebe gegen Ihn gethan, hast du Ihm für jede Wohlthat gedankt, die Er dir täglich erwiesen hat? Nein, das habe ich nicht, versetzte er; aber dennoch meine ich, daß es eben nicht so böse mit mir steht. Die armen Neger! wie schwer hält's doch, auf dem rechten Wege die Gnade Gottes zu suchen. Freilich hat ihnen von Jugend auf jeder bessere Unterricht gemangelt; was über ihr tägliches Geschäft hinaus ist, davon wissen sie gar nichts, und dieß gilt besonders bei der Sorge für ihre unsterbliche Seele.

Kaum hatte ich mich in Akropong wieder angesiedelt, und meinen seligen Missionsberuf unter den Negern begonnen, als mich Briefe wieder nach Christiansburg

zurückriefen,

zurückriefen, was ich jedoch geradezu ablehnte. Als dieß einer der hiesigen Neger erfuhr, fragte er mich, was hast du auf deine Briefe geantwortet? sage dem Gouverneur, daß du nicht kommst. Du darfst von uns nicht wieder weggehen, wir Alle lieben dich. Ein zweiter kam herbei und rief: Au! Au! du willst doch nicht wieder von uns fortgehen? Wir haben ja nicht das geringste gegen dich; du bist uns allen sehr lieb, und wenn du fortgehst, so bekommt Aquapim kein Licht in seinem Sinne. Ein dritter sagte: Mein Herr, bleibe hier in deinem Hause, das wir dir gebauet haben; wir wünschen dieses sehr. Aber, versetzte ich, um ihre Antwort zu vernehmen, wenn die Weißen in Christiansburg mir dann keinen Unterhalt mehr geben wollen, wollt ihr dann für mich sorgen? O ja, sagten sie, Pisang, Yams, Macis und dergleichen haben wir auf unsern Pflanzungen im Ueberfluß. Aber du brauchst noch andere Sachen, welche wir dir nicht verschaffen können. Aber wenn du deine ganze Familie von Europa kommen lassen wolltest, was wir sehr wünschen, so werden wir viel Freude haben. Gehst du aber fort, so zieht unsere Freude mit dir weg. O dabi, dabi, dabi! (o nein, nein, nein!)

Wenn nun auf der einen Seite der dänische Gouverneur alles Mögliche thut, mich von Akropong fortzuschaffen, so hat auf der andern Seite der HErr, wie ich getrost glaube, feste Bande geknüpft, welche die Ausführung dieses Vorhabens wohl hindern werden. Ich kann mit voller Ueberzeugung ausrufen: Er ist der HErr, wo Er wirken will, da läßt Er sich die Hände von Menschen nicht binden. Hierauf ruht mein ganzer Glaubensmuth und meine Zuversicht. Ist Er für uns, wer mag wider uns seyn! — Einzelne meiner Neger machen mir durch ihre Zutraulichkeit viel Freude. Wer, glaubst du, fragte ich einen derselben, liebt dich am meisten? Ich weiß das nicht, war seine Antwort. Nun, wer erzeigt dir die meisten und größten Wohlthaten? Lächelnd

erwiederte er: ich weiß es nicht. Soll ich's dir denn sagen? fuhr ich fort. Ja, sagte er, das wünschte ich zu wissen. Du wirst das leicht begreifen können: wer dir die meisten und größten Wohlthaten täglich erzeigt, ohne irgend eine Vergeltung von dir zu erhalten, der muß dich doch am meisten lieben; und wer meinst du nun, daß dieser ist? Das kann ich nicht sagen, gab er zur Antwort. Nun, es ist unser guter Gott, der dort oben im Himmel wohnt, und dir Leib und Leben geschenkt hat, und dieser Gott hat aus inniger Liebe zu dir seinen eingebornen Sohn in den Tod gegeben, um dich aus dem Verderben zu erretten. Was meinst du nun, daß du Ihm dafür schuldig bist? Das weiß ich nicht, war wieder seine Antwort. Wie? fuhr ich fort, weißt du nicht, wie du dich gegen mich erzeigest, wenn ich dir ein klein wenig Tabak zu deiner Pfeife gebe; was sagst du mir dafür? — (sich tief neigend) Ich sage: Dank, mein Herr. Gut, erwiederte ich, was meinst du, daß du deinem Gott schuldig bist, der dir täglich so große Wohlthaten erzeigt? Ich soll Ihm danken. Das ist recht, sagte ich; thue es gerade so gegen Ihn, wie du es gegen mich thust, wenn ich dir etwas gebe, und vergiß solches keinen Tag; danke Ihm für jede Gabe; dann wirst du es erfahren, daß Er dir noch größere Gaben zu geben hat, als du bis jetzt von Ihm empfangen hast.

Weil der Fetisch-Priester in Abrio mir immer viel Gefälligkeit erwiesen hat, habe ich ihm von Zeit zu Zeit einen Besuch gemacht; und dieß that ich nun auch nach meiner Rückkunft hieher. Dieser Mann ist das Haupt aller Götzenpriester in ganz Aquapim; und wird als der höchste Priester im Lande verehrt. Die Würde, welche ihm diese hohe Stellung, und sein mächtig geglaubter Götze beim Volke verschafft, macht ihn natürlich stolz und einbildisch, was meinen Unterredungen mit ihm manches Hinderniß in den Weg legt. Nachdem ich mich an seiner Seite auf einen Stuhl niedergelassen hatte,

hieß er mich mit einem herzlichen Händedruck mehrere Mal willkommen. Nun, sagte er, sind wir vergnügt, daß du wieder hier bist; wir haben dich alle lieb, denn du bist ein guter Mensch. Keiner, versetzte ich, ist gut, denn allein Gott; alle Menschen sind böse. O dabi, dabi, (nein, nein,) riefen alle Umstehenden aus; alle Menschen nicht böse! — Ja, wir sind's von Natur, fuhr ich fort, und dieß zeigt sich deutlich genug in unserm ganzen Sinn und Handeln. Das Herz (mir an die Brust drückend), das Herz dadrinnen taugt nichts, das ist böse. Habt ihr das nicht schon an euch gefühlt? Wenn ein Mensch z. B. nur ein wenig von seinem Nachbar beleidigt wird, so steigen alsobald böse Gedanken gegen ihn in seinem Herzen auf. Alle lachten, und nickten mir Beifall zu. Und wie steht's nun mit eurem Verhalten gegen Gott? Statt hierauf eine Antwort zu bekommen, fiel mir der Oberpriester ins Wort, und hörte nicht auf, mir allerlei Geschichten von seinem Fetisch zu erzählen, bis ich ganz müde war. Beim Weggehen bat er mich, mich begleiten zu dürfen, während ein anderer Neger sich anbot, mich auf seinen Schultern nach Hause zu tragen. Wirklich ließ er sich mehrere Male auf seine Kniee vor mir nieder, um seine Bürde aufzunehmen; als er aber merkte, daß ich mich deß weigerte, wandte er sich mit der Frage an mich: ob ich nicht einen Garten hier anzulegen wünsche, er wolle mir dazu Boden genug schenken. Der gutmüthige Neger meinte, er müsse dem weißen Manne, der in sein Dorf gekommen war, durchaus etwas Gutes erzeigen. Diese Wahrnehmungen sind nun sehr erfreulich, aber dabei bleibt es immer schmerzhaft für meine Seele, daß ich oft durchaus keine Gelegenheit finde von dem, was allein Noth thut, mit diesen armen Leuten ein Wort zu reden. Oft trete ich mit einem Herzen voll evangelischer Wahrheit unter ihre Haufen hinein, ohne zur Mittheilung derselben zu kommen. Es ist bisweilen, als

wäre ein eisernes Schloß an Mund und Zunge gelegt, daß ich nicht reden kann. So ging mir's vor einigen Tagen, als ich einen kranken Neger in einem andern Dorfe besuchte. Das ist immer ein bitterer Schmerz für meine Seele, und beugt mich tief vor dem HErrn. Die Schuld ist gewiß mein. Ich fühle auch täglich mit tiefer Beugung die hohe Wichtigkeit meines Amtes auf der einen, und meine große Untüchtigkeit auf der andern Seite, und flehe jeden Tag um Vergebung dieser Schuld, und um größere Treue in meinem heiligen Berufe. Es liegt mir am Herzen, den armen Heiden zu rechter Zeit und zur Unzeit kräftiger und anhaltender das Evangelium ans Herz zu legen.

Was über meine wirklichen Abendunterhaltungen mit den Negern zu sagen wäre, läßt sich in den kurzen Worten ausdrücken: Das Wort von ihrem Erlöser Jesu Christo macht Eindruck auf ihre Herzen. Sie lernen es immer mehr einsehen, daß das, was ich mit ihnen vornehme, gut gemeint ist, und ihr wahres Beste zur Absicht hat. Die Geschichte der Indianerinn Sara, welche ich ihnen an einem dieser Abende erzählte, machte einen tiefen Eindruck auf sie; eben so auch ein Gleichniß, das ich ihnen zufällig sagte: Wie die Kauris *), welche ich täglich meinem Knaben zum Einkaufen der Lebensbedürfnisse gebe, nach und nach aus einem kleinen Kasten ausgehen, bis keine mehr da sind, so ist es mit unserer Lebenszeit hienieden. Diese läuft von Stunde zu Stunde dahin, bis ihre ganze Summe erschöpft, und keine mehr zu leben übrig ist. Wenn dann, fügte ich bei, dieser letzte Tag kommt, da gilt's die wichtige Frage: was wird jetzt aus mir werden? wohin werde ich kommen? Solche aus dem Leben genommene einfache Beispiele machen ihnen die Sache anschaulich, und wo das ist, da fühlt man's alsobald mit inniger Freude,

*) Eine Art kleiner weißer Porzelan-Schnecken, welche bei den Negern als Scheidemünze gelten.

wie die Neger gar nicht unempfänglich sind für die evangelische Wahrheit. Diese ist eine Sache, die ihnen bis jetzt völlig fremd geblieben ist; wir dürfen daher auch nicht erwarten, daß das Pflanzungsgeschäft des Christenthums hier im Riesenschritt vorwärts schreiten wird. Zudem liegt es auch in der Eigenthümlichkeit des Christenthums, daß es eine feste Begründung, und demnach Zeit erfordert. Ich will den HErrn bitten, mir den Gedanken tief einzuprägen, daß die Missionssache eine Gedulds- und Glaubenssache ist, und daß Er mir viel Beharrlichkeit und Treue zu meiner Arbeit schenken wolle. An Uebungen hierin mangelt es in meiner Lage nicht. Man hat es mit Leuten zu thun, welche das Herz oft ermüden, und nicht selten zum Unwillen reizen. Aber schon oft habe ich dabei die Erfahrung gemacht, daß ein Neger, wenn er mir in einem Wort Unrecht gethan hat, sich alle Mühe gibt, solches wieder gut zu machen. Ueberhaupt muß ich ihnen das Zeugniß geben, daß sie mir herzlich gewogen sind, wenn mich auch der eine oder der andere schon um ein paar Thaler betrogen hat. Das Holz, welches ich zu meinem Wohnhause gebrauchte, habe ich in ihren Wäldern, und oft auch auf ihren Plantagen geholt, ohne daß auch nur ein Wort dagegen gesagt worden wäre. Im Gegentheil fand ich sie stets bereit, mir das schönste Holz zu zeigen und zum Gebrauche anzubieten. Es findet sich hier ein Baum von ganz vortrefflichem Holz, den die Neger Odum nennen, und für einen so mächtigen Fetisch halten, daß sie fest glauben, der Mann, der einen solchen Baum fällt, oder fällen läßt, müsse sein eigenes Leben und das der Seinigen einbüßen. Dennoch haben sie mir gestattet, diesen Baum zum Bau meines Hauses niederzuhauen. Aus ihm habe ich Bettstellen und Stühle verfertigt. Sie sehen hieraus, daß ich nicht blos ein Haus auf dem Berge, sondern auch das nöthige Hausgeräthe in demselben habe. Einen Schreiner kann man hier wohlfeil haben, indem er für etwa 14—16 Thaler das

ganze Jahr hindurch arbeitet, wobei er noch für seine eigene Kost sorgt. Nur das Handwerkszeug, das er braucht, muß ihm dazu gegeben werden. Holz hat man hier umsonst, und in großem Ueberfluß.

Meine Gesundheit und Kräfte sind zum Preise Gottes wieder völlig zurückgekehrt, seitdem ich wieder in Akropong angekommen bin, indeß ich auf der Küste unten fast immer unwohl und fieberisch war. Daß ich mich ungemein darnach sehne, zu vernehmen, was unsere theure Kommittee in Hinsicht auf diesen Missionsposten beschlossen habe, können Sie sich leicht denken.

Noch fügen wir einige Auszüge aus dem Tagebuche dieses lieben Bruders vom August bis zum Oktober des verflossenen Jahres hier bei, um unsere theilnehmenden Freunde in den wechselnden Bestand dieser neuen Arbeitsstätte unserer Gesellschaft tiefer hineinzuführen.

Ihr theures Schreiben vom 5. Mai, worin Sie mich mit der nahen Ankunft der lieben Schwester Wolter aus Christiansfeld, als meiner künftigen Gattinn, und zweier theuren Mitgehülfen an meinem Arbeitsfelde bekannt machen, hat mich höchlich überrascht, und mein Herz mit Gefühlen der innigsten Dankbarkeit erfüllt gegen meinen treuen HErrn und Heiland, der in so vielfacher Beziehung mir eine überschwänglich große Gnade zufließen läßt. Gott vereinige nur mein armes Herz mit den Herzen meiner kommenden Geschwister, und verleihe uns die große Gnade, zum wahren Wohl der armen Neger zu wirken, so lange es sein gnädiger Wille ist, daß wir miteinander hienieden pilgern sollen. Ach, wie wenig würde ohne dieses Ziel diese für mich so ermunternde Sendung meinem armen Herzen Freude bereiten können, wenn ich nicht überzeugt seyn dürfte, daß das Kommen meiner theuren Brüder und meiner geliebten Schwester dem HErrn wohlgefällig, seinem Namen zur Ehre, den Negern zum Heil und Segen und

unserer theuren Kommittee zur Freude gereichen dürfte. Sie wollen uns, theure Väter, und unser armes Werk im Aschantilande täglich im Liebesandenken vor den Thron unseres gnadenreichen Gottes tragen, in dessen Hand es steht, dasselbe zu fördern. Geht unser Werk fort, wie ich im Vertrauen zu dem Heilande hoffe, so ist der Fortgang desselben nicht uns, sondern Ihm und Ihm allein zuzuschreiben.

In meinem Akropong lebte ich seitdem in ungestörter Ruhe, obgleich die Zwistigkeiten der Neger mit dem dänischen Gouvernement zu meinem tiefen Schmerz noch nicht beigelegt sind. Hier füge ich noch etwas aus meinem Tagebuch bei.

August 8. 1836. Weißt du, fragte ich einen Neger, indem ich ihm das Bild im Calwer-Blatt Nro. 9. vorhielt, weißt du, wer da steht? — Es ist ein Mensch, war die Antwort. — Nun gut, versetzte ich, es ist ein Mensch, so schwarz wie du und jeder Neger; aber von besserer Gesinnung, als ihr seyd. Diese Königinn betet für ihre Landsleute zu Gott im Himmel; thut ihr auch also? Thun eure Fürsten auch also? — Nein, erwiederte er. — Das gerade ist's, fuhr ich fort, was euch mangelt. Ihr denkt an euren Gott nicht, der euch täglich so viel Gutes thut, und betet nicht für einander. Daher kommt's, daß so viel Zank und Streit in euren Häusern, so viel Unfriede in eurem Lande und in eurem Herzen ist. Gerührt trat er ganz nahe zu mir her und sagte: Herr, hier ist mein kleiner Sohn, darf ich nicht diesen zu dir bringen, daß du ihn unterrichtest?

Aug. 12. Heute machte ich Besuche in dem großen Dorfe Lathe. Es glückte mir nicht nach Wunsch mit diesen freundlichen Negern in Unterredung zu kommen. Bei einem angesehenen kranken Neger verweilte ich etwa 2 Stunden, und hatte eine schöne Gelegenheit, ihn zu dem besten Arzt, zu Jesu, hinzuweisen, und ihm zu sagen, daß nur Er, und nicht sein Fetischkram, womit er behängt war, ihm helfen könne. Dieß schien er zu

begreifen; daß er aber eine kranke Seele habe, welche der Hülfe Jesu bedürftig sey, wollte ihm nicht recht einleuchten. Er bat mich, als ich fortging, ihm einige Arzneimittel zu senden. — Der Fürst Ado Dangqua, welcher zu Accra sich in der Verwahrung aufhält, und den das Gerücht für todt aussagt, sendet mir fortwährend Grüße, und läßt mich wissen, daß er sich wohl befinde. Heute machte ich die freudige Erfahrung, daß einer meiner Leute über seine Ausschweifung zum ersten Mal in einige Verlegenheit gerieth, und mir dieselbe mit Thränen zugestand. Möge der Heiland gnädig drein sehen! —

August 17. Da ich bei meinem letzten Besuch in Aikuga die Neger nicht zu Hause traf, welche ich zu sehen hingegangen war, so ließ ich mich auf einem Stein in der Straße nieder. Bald versammelte sich eine große Anzahl Neger um mich her; aber sie waren mit ihren politischen Händeln zu sehr beschäftigt, als daß es mir gelungen wäre, ihre Gedanken auf höhere Gegenstände hinzulenken. Es scheint sich etwas Ernstes im Lande vorzubereiten, aber ich lebe getrost und freudig mitten unter ihnen; denn der HErr ist mein Fels und meine Burg.

August 21. Du siehest, sagte ich gestern zu einem Cabuseer (Dorfschulzen), der sich darüber beklagte, wegen der Streitigkeiten nicht in sein Dorf ziehen zu dürfen, du siehst, daß es eine böse Sache ist, seine Nebenmenschen zu hassen, und von ihnen wieder gehaßt zu seyn. Ich wies ihn an, zum HErrn zu flehen, um die Erneuerung seines Sinnes und Lebens, indem er sonst nie von der Gewalt des Bösen und seinen nagenden Folgen befreit werden könne. Er nahm diese Erinnerung an, und verabschiedete sich freundlich von mir. Die armen Neger machen nunmehr große Vorbereitungen auf ihre Jahresfeier, die sogenannte Yamskostüme, die immer sehr lärmend begangen wird. Es ist ihre Erntezeit, welche unter Saus und Schmaus zugebracht

zu werden pflegt. Auch Satans Reich hat seine Festtage, und diese weiß er wohl zu benützen, die armen Menschenseelen recht tief ins Verderben hinabzuziehen. Der HErr erbarme sich! Für das Wort des Heiles sind die Neger in diesen brausenden Tagen fast ganz unzugänglich, und es bleibt mir nichts übrig, als mich in meine einsame Hütte auf dem Berge zurückzuziehen, und ein Priester Gottes zu seyn für dieses tief versunkene Geschlecht.

August 28. Nachdem ich eine Zeitlang schwer gedrückt umhergegangen war, und im Gebete kaum so viel Trost und Aufrichtung gefunden hatte, daß die Muthlosigkeit mich nicht völlig übermannen durfte, wurde ich diesen Morgen mit dem seligen Glauben an Gottes Hülfe auf eine besonders auffallende Weise begnadigt. Ein ungewöhnlicher Geistestrieb, die höchsten Angelegenheiten meines Herzens, die Rettung dieses armen Negervolkes betreffend, durch inbrünstiges Gebet dem HErrn ans Herz zu legen, trieb mich in die Einsamkeit. Nachher griff ich nach der biblischen Loosung des heutigen Tages, und siehe, sie lautete also: „Da du anfingst zu beten, ging der Befehl aus, und ich komme, daß ich dir's anzeige; denn du bist lieb und werth." (Daniel 9, 23.) Diese Worte konnte ich als Erhörung meines Gebetes im Glauben annehmen, und meine Seele freute sich der kommenden Erfüllung.

Sept. 7. Obgleich der alte Herzog Ado sich nicht von Accra in sein Land zurück wagt, so hört er dennoch nicht auf, seine Gewalt gegen seine Unterthanen im Aquavim auszuüben. Unbedeutende Versehen belegt er mit schweren Geldstrafen, und zieht das Geld mit größter Strenge ein. Er ist so gefürchtet, daß kein hiesiger Neger es wagt, ohne seine Genehmigung, auch für gute Bezahlung, einen Gang für mich nach Ussue zu machen. Seine Weiber kommen in diesen Feiertagen oft zu mir, und bestürmen mich um Branntewein und Tabak, und der HErr schenkt mir die Gnade, ihnen frei

und offen das Sündhafte ihrer Wege ins Angesicht vorzuhalten, was sie sich auch von mir wohl sagen lassen.

Sept. 11. Gestern besuchte ich die Dörfer Mamsö und Amanna. In ersterem traf ich nur den Schmied mit ein paar seiner Arbeiter in der Werkstätte an, und noch sammelten sich einige andere Neger um mich her. Bald wurde ich freundlichst in eine Hütte eingeladen, wohin der Haufen mir nachfolgte. Der Hauswirth, ein alter, freundlicher Neger, hatte in diesen Tagen seinen ganzen Fetischkram in seinem Hofe ausgestellt. Was machst du mit diesem Zeug? fragte ich ihn. — Wenn ich einen Wunsch habe, sagte er, so opfere ich diesem Fetisch, und dann wird mir mein Wunsch erfüllt. — Hör' einmal, mein lieber Mann, fuhr ich fort, gib diesem nichtigen Ding den Abschied, und wende dich mit deinem Gebet zu dem lebendigen Gott, von dem allein jegliche gute Gabe kommt. — Ja, versetzte er, dieser Fetisch ist ein Sohn des Himmels. — Wie kann dieß seyn, fragte ich, wo sind seine himmlischen Kennzeichen? Hast du ihn nicht selbst mit deinen Händen gemacht? Wie kannst du doch das armselige Ding, das ohne dich nicht bestehen kann, einen Sohn des Himmels nennen, und Hülfe von ihm erwarten? — Die Anwesenden lachten überlaut, und sagten: der weiße Mann hat recht. — Nun, wenn ich recht habe, fuhr ich fort, so folget meinen Worten, thut was recht ist, und ehret euren Gott, der euch gemacht hat. Ich besuchte nun jede Hütte, wo Leute zu finden waren, und wurde überall freundlich aufgenommen.

Sept. 12. Adum, der eigentliche Regierungsnachfolger des alten Ado, aber diesem und einem Theile der Neger wegen seines Betragens verhaßt, hat sich in der Hoffnung nach Christiansburg begeben, auf den hiesigen Herzogsstuhl gesetzt zu werden. Dieß veranlaßte neue Unruhen im Lande, welche damit beendigt wurden, daß eine Verordnung bekannt gemacht wurde, daß künftig Jeder sterben müsse, der seinen Fuß auf den Weg nach

Christiansburg setzt. Auf diese Weise bin ich von meinen dortigen Freunden für jetzt ganz abgeschnitten, aber der HErr ist meine Hülfe. Bald kamen zwei dänische Soldaten von dort her, welche, ohne mich um Erlaubniß zu bitten, ihr Nachtlager in meiner Hütte aufschlugen, und am folgenden Tage wieder nach Christiansburg zurückkehrten, ohne auch nur ein Wort mit mir zu reden.

Sept. 21. Diesen Abend hatte ich mit einem Neger, den ich in seiner Hütte besuchte, eine gesegnete Unterredung über die Liebe des Heilandes zu uns Menschen. Nach eilf lärmenden Tagen ist es nun wieder stille im Dorfe geworden. Eine heidnische Feierlichkeit hatte der andern auf dem Fuße gefolgt, und einen höchst unangenehmen Taumel unter den Einwohnern erregt. Mehrere Menschen wurden bei dieser Gelegenheit den Götzen geopfert. Von dieser schändlichen That spricht Niemand zu mir, aber der unerträgliche Geruch der Leichname, welche unbegraben im Walde liegen, verkündigte mir dieses Werk höllischer Finsterniß. Ach daß Gott sich über uns erbarme, und bald dieser Grausamkeit ein Ende machen möge.

Sept. 29. Schon zum zweiten Mal schickte heute der Herzog zu mir, mir sagen zu lassen, daß es ihn herzlich freue, wenn noch einige Weiße als Lehrer nach Akropong kommen und im Lande bleiben würden. Auch ließ er mich dringend bitten, nie daran zu denken, vom Aquapim wegzugehen, wie sich auch immer die Sache mit dem dänischen Gouvernement gestalten möge. Die Neger hier wurden voll Freude, als ich ihnen vor einigen Tagen sagte, daß noch einige Weiße von Europa zu mir nach Aquapim kommen werden, und drückten ihre Bereitwilligkeit aus, Alles für sie zu thun. Nun, unser treuer HErr und Erbarmer, der die Seinigen nie verläßt, wird uns Elenden gnädig seyn. Ich kann nicht anders, als Ihm das ganze Zutrauen für das Gelingen seines Werkes unter diesem Volke schenken. Er hat's längst um mich verdient, daß ich in keinem

Falle an seiner allmächtigen Hülfe verzage. An Arbeit wird's gewiß nimmermehr fehlen, wenn wir nur treu bleiben; und diese Treue wolle uns der Heiland aus Gnaden schenken. Und sollte der Segen Gottes bald so groß werden, daß uns die Grenzen des Aquapimlandes zu enge werden, so stehen Wege genug offen, mit dem Evangelio über dieselben hinüberzuschreiten. Viele Negerfürsten stehen bereit, Friedensboten in ihr Land aufzunehmen. Zu diesen kann besonders der König von Aquambu, jenseits des Voltastromes, gerechnet werden, welcher schon lange den Herzog Ado darum beneidete, einen weißen Lehrer in seinem Lande zu haben, welcher mit den Negern freundlich umgeht. Dieser König würde sich gewiß schon längst an mich gewendet haben, um einen oder mehrere Diener des Wortes Gottes für sein Volk zu bekommen, wenn er nicht seit ein paar Jahren in Krieg verwickelt, und sein Land von den andern Ländern abgeschnitten worden wäre. Das Land Aquambu liegt etwa drei Tagereisen nördlich von hier am Voltaflusse. Ich werde stets auf den Wink des HErrn und die Umstände merken, ob es vielleicht dem gnädigen Gott gefallen möchte, eine zweite Missions-Station bald im Aquambulande aufzurichten. Der HErr lehre uns Alle, die wir Ihm zu dienen von Herzen begehren, nicht zu früh und nicht zu spät vorwärts zu schreiten, sondern seinen Fußtritten nachzufolgen.

Das Land Aquapim faßt kaum mehr als 400 □ Meilen in sich. Es grenzt im Süden und Südosten an Accra, im Südwesten an Fanti (Cap Coast), im Westen an Akim und im Nordosten an Aquambu. Das Land besteht aus Felsengebirgen, welche an vielen Stellen nur mit einem dünnen Lager von Lehmboden bedeckt und mit starker Waldung bewachsen sind. Die Berge nehmen ihren Anfang drei dänische Meilen von Accra und ziehen sich von Süden nach Norden hin, und auf dieser Gebirgskette liegt Akropong als Hauptort. Die Zahl seiner Bewohner ist zweifelhaft, und ich wage die Be-

völkerung von Aquapim nicht über 6000 Seelen anzuschlagen. Diese wohnen, die vielen zerstreuten Plantagen abgerechnet, in etwa 15 Dörfern, von welchen 13 auf unserm Bergrücken liegen, und eine Länge von etwa 7 bis 8 Meilen einnehmen. Eine zweite Gebirgskette dehnt sich, nur eine Meile östlich von der unsrigen abgelegen, in gleicher Richtung von Süden nach Norden hin, und endet einige Meilen hinter dem Lathegebirge, das einen Ring in dieser Kette bildet. Losgerissen von diesen beiden Bergketten liegen die bekannten hohen Felsenspitzen Schei und Crobbo, letztere in nördlicher, erstere in östlicher Richtung auf einer weiten mit Gras bewachsenen Ebene wie verstoßen und hingeworfen da. Diese beiden merkwürdigen Felsen bewohnt eine gewiß nicht geringere Volkszahl, als im Aquapimlande sich findet. Da sie aber eigentlich nicht zu Aquapim gerechnet werden können, so habe ich sie auch nicht in die Bevölkerung des Landes aufgenommen. Daß diese Felsen nur Schutz gegen ihre Feinde und keine Nahrungsmittel ihren Bewohnern darbieten, versteht sich von selbst. Ihre Pflanzungen haben sie zum Theil unten im Thal, zum Theil in den Wäldern des Aquapimlandes, wo der Boden der glühenden Sonnenhitze weniger ausgesetzt und mehr fruchtbar ist. Daher kommt es, daß der Aquapimherzog eine gewisse Unterthänigkeit von ihnen fordert, weil sie ihre Lebensmittel aus seinem Boden ziehen.

Das Land Aquapim wird in vier Distrikte eingetheilt, denen vier Haupt-Cabuseere vorstehen, welche dem hiesigen Herzoge in der Regierung zur Seite stehen. Ueber diesen steht jedoch der hiesige Dorfrath, ohne welchen der Herzog nichts unternehmen kann. Die vier genannten Ober-Cabuseere werden gleichfalls von einem Rathe der Aeltesten der Dörfer, in welchen sie wohnen, unterstützt. Eben so hat jedes einzelne Dorf seinen eigenen Cabuseer mit einem kleinen Rathe, welcher Unordnungen zu verhüten und den Frieden im Dorfe aufrecht zu erhalten verpflichtet ist. In wichtigen An-

gelegenheiten wenden sie sich an den Landesherzog in Akropong, welcher in der Sache Recht spricht. Betrifft sie eine allgemeine Landesangelegenheit, so werden alle Cabuseere nach Akropong zur Berathung gezogen. Letzteres wird freilich nicht immer befolgt, weil der gegenwärtige Herzog wegen seines Reichthums und seiner großen Familie gefürchtet ist, und daher thut, was ihm wohlgefällt.

Im Kriege führt der Fürst das Oberkommando, und ihm zur Seite stehen die vier Cabuseere als Feldobersten. Alle diese Aemter sind erblich, und fallen gewöhnlich dem ältesten Sohne zu. Das Volk ist träge, und besonders dem Laster der Unzucht und Trunkenheit ergeben. Lüge und Trug, besonders im Verkehr mit Europäern, sind allgemein. Schließt man heute mit einem Neger eine Uebereinkunft, so ist sie morgen gebrochen. Bezahlt man ihm eine Arbeit voraus, so wird sie entweder gar nicht oder schlecht gemacht. So lange er im Umgang mit den Weißen einen Vortheil zu gewinnen hofft, so thut er freundlich gegen ihn; ist dieß nicht der Fall, so kehrt er ihm den Rücken, und wendet sich zu seinem Trinkgelage. Kehre ich in eine Hütte ein, so nimmt der Neger mich immer freundlich auf, und Alles, was das Haus vermag, steht zu meinen Diensten. Uebrigens ist er mehr geneigt, sich mit meinen Leuten, als mit mir zu unterhalten, indem er mich oft Stundenlang in seiner Hütte sitzen lassen kann, ohne sich auf weiteres mit mir einzulassen, als bescheiden meine Fragen zu beantworten, indeß er mit meinen Leuten ununterbrochen sich unterhält. Durch kurze und lebhafte Erzählung gewinnt man indeß leicht die Aufmerksamkeit des Negers, und hat dann immer die schönste Gelegenheit ihn mit den Wahrheiten des Evangeliums bekannt zu machen. Einwendungen macht er nie, zuweilen wohl Fragen. Ueberhaupt ist seine natürliche Trägheit und Sorglosigkeit, die ihn in jeder Hinsicht ganz unbekümmert für die Zukunft dahin leben läßt, als ein bedeutendes

Hinderniß für die gläubige Annahme des Christenthums zu betrachten. Dazu kommt noch, daß der Weg, den seine Väter gegangen sind, ihm zu lieblich und angenehm vorkommt, als daß er sich, selbst wenn er von der Schädlichkeit desselben überzeugt ist, so leicht entschließen könnte, denselben zu verlassen, und in die Fußstapfen des Erlösers zu treten. Wie der Mensch überhaupt nicht aus Liebe zur Wahrheit zu seinem unsichtbaren Gott zurückkehrt, und zu den Füßen des Heilandes sich niederläßt, um die ewige Wahrheit kennen zu lernen, welche Gottes Ehre und das Heil seiner unsterblichen Seele bezweckt, sondern meist nur das durch vielfache Noth in ihm geweckte Hülfsbedürfniß ihn zu solchem Schritte antreibt, so muß namentlich auch dieses Nothgefühl durch den Geist Gottes erst in den Herzen der Neger erweckt werden, ehe sie sich zu Gott wenden. Wenn aber diese Noth nur durch das Evangelium unter der mitwirkenden Gnade Gottes zum lebendigen Bewußtseyn erwecket wird, so gilt's um so mehr, den Negern anhaltend und kräftig Jesum den Gekreuzigten zu verkündigen. Auf eine treue und lautere Saat wird schon eine reiche Ernte folgen, wenn wir nicht ermüden. Natürlich ist dabei, daß das bisherige Leben der Europäer in diesen Ländern und ihr schädlicher Verkehr mit den Negern der Predigt des Evangeliums viele Hindernisse in den Weg legt, welche sich in demselben Grade vermindern werden, als es uns Gott gelingen läßt, tiefer in das Innere des Landes einzudringen.

Die Begriffe der Neger von dem einigen, wahren Gott reichen nicht weit über den bloßen Namen Jangkupong hinaus, womit sie denselbigen bezeichnen. Für das Wetter gebrauchen sie hier das gleiche Wort, in Accra hingegen haben sie die gleiche Benennung für Gott und Regen, nämlich Jongmaa. Neben und unter ihm denken sie sich viele Untergötter, welche hier Obosson genannt werden, und auch der Gottesdienst überhaupt trägt diesen Namen. Den Fetischdienst pflegen

sie Sumaeng zu nennen. Ihre Fetische sind an Substanz, Gestalt und Größe eben so verschieden, als deren viele sind. Man findet sie in den Häusern, in den Wäldern, auf den Straßen, auf den Wegen, kurz überall. Wasserquellen, Bäume, Steine u. s. w. werden als Fetische verehrt. Dazu wird nicht selten jede Kleinigkeit, eine Bouteille, ein zerbrochener Teller, und überhaupt Alles, was man hinauswirft, gemacht. Ihrer religiösen Gebote und Verbote sind viele, werden aber wenig gehalten, weil die wenigsten derselben allgemein geltend sind. Was z. B. hier erlaubt ist, ist an einem andern Orte verboten, und umgekehrt. Man darf hier am Montag und Freitag keine Feldarbeit verrichten, weil diese Tage dem Fetisch geheiligt sind, und durch Saufen und Lärmen verbracht werden müssen. Der schwarze Affe ist hier heilig, eben so die Klapperschlange nebst andern Thieren und Vögeln, welche man deßhalb nicht tödten darf. Die Hunde sind im Aquapim verboten; Häuser von Stein dürfen nicht aufgebaut; Brod darf nicht gebacken werden u. s. w. Ich füge mich vorerst in diese Verbote, obwohl ich gewiß bin, daß sie mir, als einem Weißen, eine Ausnahme von denselben leicht gestatten werden.

Der Neger macht sich dieses Leben so bequem, und nach seiner Art so angenehm, als er nur immer kann; um seine Seele kümmert er sich nicht. Seine ganze Fetischverehrung hat, wie es scheint, nur auf sein leibliches Wohlseyn Bezug. Tritt er aus dieser Welt hinaus, so handelt sich's blos um die Beerdigungsfeierlichkeit, welche 8 Tage lang ununterbrochen Tag und Nacht mit Flintenschüssen, Trommeln, Geschrei und unmäßigem Trinken gehalten wird. Sein Begräbniß wird so feierlich gemacht, als es sein hinterlassenes Vermögen nur immer gestattet; und reicht dieses zu einem großen Opfer zu, so werden auch Menschen geschlachtet, und in den Wald, der dem Fetisch geheiligt ist, hinausgeworfen.

Von

Von nun an lebt der Verstorbene, nach ihrer Vorstellung, als Sissa, als wirklich enthüllter, unsichtbarer Menschengeist. Von diesem Sissa wissen die Neger eben so viele wundersame Märchen zu erzählen, als in vielen Dörfern Europa's von Gespenstern noch gesprochen wird. Glauben sie von demselben berührt worden zu seyn, so betrachten sie solches als ein Zeichen des unvermeidlichen Todes. Von seinem Stuhle steht der Neger nie auf, ohne ihn umgekehrt auf den Boden zu legen, damit der Sissa irgend eines verstorbenen Verwandten sich nicht darauf setzen, und dem, der ihn nachher gebraucht, einen tödtlichen Streich zufügen möge. Zuweilen kommt der Sissa des Verstorbenen auch über diejenigen, welche seinen Leichnam zu Grabe tragen, und weist sie mit Gewalt in diese oder jene Hütte hinein. Der Hauseigenthümer ist damit beschuldigt, den Todten ums Leben gebracht zu haben, und mit Ungestüm fahren jetzt die Träger auf ihn los, und ermorden ihn, wenn sie seiner habhaft werden können.

So groß ist in diesem Lande die Macht der Finsterniß. Wie Noth thut's, daß wir Alle namentlich auch für das arme Afrika beten: HErr, dein Reich komme! Seitdem Christus dem Tode die Macht genommen, und das Leben und unvergängliches Wesen ans Licht gebracht hat durch sein Evangelium, von dieser Stunde an ist auch für Afrika eine Rettung erschienen. O möchte doch die Zahl der Boten Christi sich bald also mehren, und der Geist des HErrn so reichlich über das arme Negervolk ausgegossen werden, daß auf allen Höhen seines Landes das Kreuz Christi siegprangend aufgerichtet werden möge!



Lieder
auf die
zwei und zwanzigste Jahres-Feier
der
evangelischen Missions-Gesellschaft in Basel,
Mittwoch, den 21. Juni 1837.

Chor.
Psalm 126.

1. Wenn der HErr einst die Gefang'nen,
Ihrer Bande ledig macht,
O dann schwinden die vergang'nen
Leiden wie ein Traum der Nacht;
Dann wird unser Herz sich freu'n,
Unser Mund voll Lobes seyn,
Jauchzend werden wir erheben
Den, der Freiheit uns gegeben.

2. HErr, erhebe Deine Rechte,
Gib uns einen Vaterblick,
Rufe die verstoß'nen Knechte
In das Vaterland zurück.
Ach, der Pfad ist steil und weit,
Kürze uns're Prüfungszeit,
Führ' uns, wenn wir treu gestritten,
In des Friedens stille Hütten.

3. Ernten werden wir mit Freuden,
Was wir weinend ausgesät;
Jenseits reift die Frucht der Leiden,
Und des Sieges Palme weht.
Unser Gott auf seinem Thron,
Er, Er selbst ist unser Lohn!
Die Ihm lebten, die Ihm starben,
Bringen jauchzend ihre Garben.

Gemeinde.

Mel. Sey Lob und Ehr dem höchsten Gut rc. rc.

1. Die Kirche Christi steht beschützt,
Wenn auch die Stürme sausen,
Wenn obenher ein Wetter blitzt,
Und unten Wogen brausen.
Sie blickt so sicher in die Rund
Von ihrem ew'gen Felsengrund,
Als wär' kein Feind da draußen.

2. Wohl stürmt oft Satan ein auf sie
Mit mächtigen Geschoßen;
Doch kann er ihre Mauer nie,
Trotz seinem Grimm, durchstoßen:
Denn ihre Steine sind geweiht
Durch Christi Blut auf Ewigkeit,
Die kleinen und die großen.

3. Was zagen wir mit Aengstlichkeit?
Wir sind ja Christi Glieder;
Von Ihm strömt Kraft zum heil'gen Streit
Auf seinen Leib hernieder.
Und wenn auch in dem Streiterfeld
Ermattet mancher Kämpfer fällt,
Der HErr ersetzt sie wieder.

4. Laßt nur von innen Friede seyn
Und Liebe uns vereinen;
Hell soll in dunkle Nacht hinein
Die Glaubenslampe scheinen:
Dann stelle sich wohl um uns her
Der Feinde große Zahl zur Wehr;
Wir aber fürchten keinen.

5. Der König ist bei seinem Heer,
Das Haupt bei seinen Gliedern;
Der HErr ist um die Knechte her,
Der Meister bei den Brüdern.
Viel Liebe hat Er uns erzeigt,
Und sein Vertrau'n uns zugeneigt:
Kommt, laßt es uns erwiedern!

6. Im Schifflein Christi sitzen wir
Und fahren durch die Wellen,
Und fernhin strahlet sein Panier,
Die Nächte zu erhellen;
Wir machen jedes Volk bekannt,
In jedem Welttheil, jedem Land,
Mit seinen Lebensquellen.

7. Bald steigt der Tag im Osten auf,
Die dunkle Nacht muß weichen;
Die Sonne wird in schnellem Lauf
Die Finsterniß verscheuchen;
Vom Morgen- bis zum Abendland
Wird sich der Jünger Liebesband
Die Brüderhände reichen.

8. Zeuch uns voran, Du starker Held!
Wir wollen mit Dir ziehen.
Laß bald das wüste Ackerfeld
Im Frühlingsschein erblühen!
Und stell uns einst vor Deinen Thron
Sammt Deinem ganzen Schmerzenslohn,
Wann Erd und Himmel fliehen!

Lieder

zur

zwei und zwanzigsten Jahres-Feier

am zweiten Missions-Festtage,

Donnerstag, den 22. Juni 1837.

Chor. (Psalm 23.)

Der HErr ist mein Hirt; mir wird Nichts mangeln. Er weidet mich auf einer grünen Au', Und führet mich zu frischem Wasser; Er erquicket meine Seele; Er führet mich auf rechtem Pfad. Ob ich schon wanderte im finst'ren Thal', Fürchte ich kein Unfall; Denn Du bist bei mir und tröstest mich; Du bereitest vor mir einen Tisch gegen meine Feinde.

Gemeinde.

Mel. Wie schön leuchtet uns ꝛc.

Hier stehen wir, von nah und fern,
In Einem Geist vor Einem HErrn,
Vereint zu Dank und Bitte!
O Jesu! sel'ge Majestät,
Gekreuzigt einst, und nun erhöht,
Tritt ein in uns're Mitte!
Stimm an, Nimm an
Uns're Lieder, Die wir wieder
Vor Dich bringen,
Deiner Liebe Thun zu singen!

Chor.

Mel. Es glänzet der Christen inwendiges Leben.

1. Wo Jesus die Feste von oben bereitet,
Da tönen die Lieder mit seligem Klang,
Da wird man von Wundern zu Wundern geleitet,
Und wandelt die Ströme des Lebens entlang;
Man rühmt und begehret, Was ewiglich währet,
Und sieht in der wechselnden Dinge Gestaltung
Nur seines allmächtigen Reiches Entfaltung.

2. Ihr Brüder vereint aus dem Süden und Norden,
Was seyd ihr gekommen zu hören, zu seh'n?
So schauet, seit Jesus ein König geworden,
Muß täglich sein Walten nur herrlicher geh'n!
Da läßt sich's mit Freuden, Mitkämpfen und leiden.
Klug sinnet die Welt, und verschwendet ihr Mühen;
Wir glauben, und sehen den Segen erblühen.

3. Wir wollen die Länder durchzieh'n und bereichern,
Und sind doch so dürftig an Silber und Gold;
Wir säen, und haben kein Korn in den Speichern,
Wir streiten, und steh'n nicht in irdischem Sold;
Wir möchten aus Ketten Die Völker erretten,
Wir möchten in himmlische Bande sie schlagen;
Und haben am eigenen Elend zu tragen!

4. Doch solls auch durch sterbliche Kraft nicht geschehen,
Was Gott und sein Christus zum Werk sich erkor;
Still wehet sein Geist aus den ewigen Höhen,
Und öffnet uns manches verschlossene Thor;
Er spendet erheiternd, Er wirket erweiternd:
Dann streu'n wir den Samen, dann reichen wir Schätze,
Dann brechen wir Fesseln, und werfen die Netze.

5. Weit blickten Erob'rer; doch blicken wir weiter;
Wir dürfens, das Unsrige suchen wir nicht;
Wir ziehen als Christi berufene Streiter,
Und zeugen den Heiden von Gnad' und Gericht.
Wir rechnen und zählen, Nach gläubigen Seelen;
Wir rechnen nach Gnaden, und nicht nach Verdiensten,
Wir zählen nach Segen, und nicht nach Gewinnsten.

6. Drum singen wir fröhlich von Indiens Küste,
Von Afrika's Spitze, Australien's Flur;
Und zeigen in Habesch's vergessener Wüste,
Des Kämmerers lieblich erneuerte Spur. —
O tröstliche Pfade, O Zeiten der Gnade!
Ihr bringt, was die Väter verderbt und vergeben,
Den Enkeln der Enkel herwieder zum Leben!

7. Wer misset die Saaten, wer zählt das Gedeihen?
Nur Er, der vom Himmel die Saaten begoß;
Er schwebt durch der Seraphim leuchtende Reihen,
Und wählt sich doch Sünder zum lieblichsten Loos!
Was Gutes geblieben, Ist droben geschrieben;
Wo spurlos die Samen auf Felsen gefallen,
Da gilt es doch flehend in Hoffnung zu wallen.

8. Ja flehend in Hoffnung, wenn Brüder erkranken,
Wo felsige Kraft wir vonnöthen geglaubt;
Wenn drohend ein neues Gebäude zu wanken,
Zu stürzen beginnt auf der Bauenden Haupt. —
Laßt nicht uns verzagen! Aus vorigen Tagen
Ruft mächtig das Wort: o gedenket der Stunden,
Wo göttliches Leben dem Tod sich entwunden!

9. O König der Ehren! was bleibt nun zurücke?
Nur Preisen und Rühmen und ewiger Dank!
Du wendest ja selber die heiligen Blicke

Zur Erde, Du siehst sie noch blutig und krank.
Dir ist's nicht verholen; Dir sey sie befohlen;
Dir, der auf der Brust die Erlöseten träget,
Dir seyen und bleiben aufs Herz wir geleget!

Vor der Einsegnung.

Gemeinde.

Mel. Wachet auf ruft uns die Stimme.

Gehet hin in alle Welten,
Seyd eures Meisters starke Helden,
Und lehrt sein Evangelium!
Seyd den Menschen Friedensbringer,
Aus allen machet Jesus-Jünger,
Und weihet sie zu seinem Ruhm!
Wer hält, was Er gebeut,
Ist hier schon hoch erfreut;
Darum bauet
Sein heilig Reich;
Er ist bei euch
Bis an das Ende, jeden Tag.

Schlußvers.

Und bei uns auch wollst Du bleiben,
O HErr, laß Deinen Geist uns treiben,
Sey Du uns Licht und Kraft und Hort!
Nur an Dir laß fest uns halten,
Uns immer mehr hinein gestalten
In Dein hochheilig theures Wort!
Laß es bei uns gedeih'n,
Dein Werk im Segen seyn,
Und Erlöste,
Von nah' und fern,
Als ihren HErrn
Erkennen, ehren, lieben Dich!

Inhalts-Verzeichniß.

Jahrgang

1837.

Viertes Quartalheft.

Reise des Missionars Joseph Wolff durch die Länder Mittel-Asiens.

Mit einer Karte von Mittel-Asien.

Vorerinnerung.

Herr Prediger Joseph Wolff, aus dem nördlichen Deutschland gebürtig, durch seine Schicksale, so wie durch seinen kühnen Unternehmungsgeist einer der ausgezeichnetsten Sendboten der evangelischen Kirche unserer Zeit, war vor etwa 20 Jahren aus dem Judenthum, der Religion seiner Väter, zur christlichen Kirche übergetreten, und hatte sich, durch seinen frommen Gönner und Führer, den edlen Grafen von Stollberg hiezu veranlaßt, zuerst zum römisch-katholischen Glaubensbekenntnisse gewendet. Voll frommen Eifers, den neuen Glauben, der sein Herz glücklich machte, seinen verblendeten Volksgenossen in aller Welt zu verkündigen, war er als Zögling in die Propaganda zu Rom aufgenommen worden, in welcher er sich mit großem Fleiß und ausgezeichnetem Erfolg mit dem Erlernen orientalischer Sprachen beschäftigte, und sich durch seine Talente das Wohlwollen einiger der vornehmsten Kardinäle des römischen Hofes erwarb. Wohl wäre seine damalige Lage für den talentvollen und die Reize des Ehrgeizes nicht unempfindlichen Jünglinge eine gefährliche Schlinge für sein Herz geworden, hätte es nicht die

Huld unsers Gottes also gefügt, daß er in der Propaganda selbst durch das eifrige Lesen der heiligen Schriften zu einer gründlichen Erkenntniß der Offenbarungen Gottes und des einzigen Weges zu dem ewigen Leben gelangte, und jetzt anfing, seine bessern Ueberzeugungen freimüthig und furchtlos in den angesehensten Zirkeln der römischen Welt zu verkündigen. Wie sehr auch nun seine Vorgesetzten versuchten, bald durch freundliche Gunstbezeugungen und bald durch drohende Verweise den lebendigen Jüngling wieder auf die verlassene Bahn des römischen Kirchenglaubens zurückzulocken, so ward es ihm doch bald in diesen Fesseln zu enge, und er eilte heimlich von Rom hinweg, um unter den christlichen Freunden in London gleichgesinnte Herzen und Beförderer seines heißen Wunsches zu finden, den Namen Jesu Christi, des wahren Messias Israels, an den sein Herz glaubte, seinen Brüdern nach dem Fleische in allen Ländern des Erdkreises zu verkündigen.

Bald trat er als Sendbote in die Dienste der englischen Gesellschaft zur Bekehrung des Volkes Israel ein, und machte vom Jahr 1821 bis zum Jahr 1826 große Reisen nach Egypten, Palästina, Mesopotamien, Persien, Georgien und in den türkischen Staaten umher, um überall dem zerstreuten Judenvolke Christum den Gekreuzigten zu verkündigen. Später fand er Gelegenheit, sich mit der frommen Tochter eines englischen Lords, der Lady Georgiana zu vermählen, welche aus Liebe zum HErrn sich bereitwillig erklärte, so weit es immer sein Missionsberuf und ihre Kräfte gestatteten, die Anstrengungen und Gefahren seiner Laufbahn mit ihm zu thei-

len. In dieser neuen Lage, welche ihn von den Unterstützungen der brittischen Gesellschaft unabhängig machte, widmete jetzt Herr Prediger Wolff seine Zeit und Kräfte dem zerstreuten Volke Israel in den Ländern des Mittelmeeres in Palästina und Syrien, bis er im Jahr 1830 zu dem kühnen Entschlusse sich vom HErrn angeregt und berufen fühlte, einen, seit vielen Jahrhunderten von einzelnen Europäern höchst selten betretenen, und meist mit dem Verluste des Lebens verbundenen Weg, mitten durch den asiatischen Continent zu machen, und an den entfernten Ufern des Oxus seine Brüder nach dem Fleische aufzusuchen. Die Ergebnisse dieser weiten und kühnen Reise durch Kleinasien, Persien, Turkestan, Bokhara, Afghanistan, Caschmire und das nördliche und südliche Indien, die er ohne die Begleitung seiner Gattinn vom Jahr 1831 bis 1834 glücklich zurücklegte, hat derselbe in einer eigenen Schrift unter dem Titel: „Untersuchungen und Missionsarbeiten unter den Juden, Muhamedanern und andern Religionssekten" (Researches and Missionary labours among the Jews, Mohammedans, and other sekts,) niedergelegt, welche zu London im Jahre 1835 erschien, und aus der wir die interessantesten Auszüge unsern Lesern in diesem Hefte mittheilen. Ueber den Zweck dieser gefahrvollen Reise drückt sich Missionar Wolff selbst in folgenden Worten aus: „Es war vor Allem bei derselben mein ernstliches Verlangen, meinen Brüdern von der jüdischen Nation Jesum Christum, den Sohn Gottes und rechtmäßigen Erben vom Throne Davids, bekannt zu machen, dessen Königreich vom Aufgang der

Sonne bis zu ihrem Niedergange sich ausbreiten wird, und ermuntert durch das Beispiel des Apostels Paulus (Röm. 15, 20.) die Botschaft vom Heile an solchen Orten zu verkündigen, wo das reine Licht des Evangeliums bis jetzt noch gar nicht aufgegangen ist. Zudem machte ich oft an mich selbst die Frage: wie es doch meinen Brüdern in der Welt ergehe, deren Voreltern nach der babylonischen Gefangenschaft, überall umher zerstreuet wurden; ich meyne die Nachkommen der zehn Stämme Israels, welche nach der Verheißung Gottes einst mit dem Hause Juda wieder vereinigt werden sollen, und deren gegenwärtiger Aufenthalt ein Gegenstand vielfacher Muthmaßungen unter christlichen Theologen und jüdischen Rabbinen in unsern Tagen geworden ist."

So wenig wir im Stande sind, die laute Zuversicht zu billigen, mit welcher unser verehrter Freund unter Juden, Muhamedanern und Heiden Mittelasiens die, ehestens zu erwartende, sichtbare Wiederkunft unsers HErrn vom Himmel als zweifellose Schriftwahrheit überall verkündigt hat, so bleibt doch von dieser Missionsreise desselben, durch ungekannte Länder und Völker, noch immer für die Sache der Verbreitung des Evangeliums so viel Gutes übrig, daß wir getrost hoffen dürfen, unsern Lesern durch die Mittheilung der wichtigsten Auszüge aus dieser interessanten Schrift einen lehrreichen Genuß zu verschaffen. Unser eifriger Freund, Missionar Wolff, scheint in unsern Tagen vom HErrn die Bestimmung erhalten zu haben, für welche ihm durch den Umfang seiner orientalischen Sprachkenntnisse, durch

die furchtlose Kühnheit seines Geistes und seine brennende Liebe zu Christo und zu seinen Brüdern auch eine eigenthümliche Tüchtigkeit von oben her gegeben ist, den Glaubensboten unserer Tage überall voranzueilen, die verriegelten Bahnen unter den Völkern der Erde vor ihnen her aufzubrechen, die Möglichkeit und Ausführbarkeit von evangelischen Missionsunternehmungen auch in solchen Ländern, welche bis jetzt kein Europäer, aus Furcht vor drohender Lebensgefahr, zu betreten wagte, ihnen an seinem eigenen Beispiele darzuthun, und überall zum Voraus für sie Bekanntschaften anzuknüpfen, welche den später nachrückenden Sendboten mannigfaltige Förderung ihres Berufes und Werkes bereiten dürften. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, haben die Reisen des Herrn Wolff einen entschiedenen Werth für die neueste Missionsgeschichte, und wir danken dem HErrn, daß Er ihn, bei einem schwachen Körperbau und hinfälliger Gesundheit, bis jetzt unter den größten Anstrengungen der Reise am Leben erhalten, unter den drohendsten Gefahren geschützt, durch die peinlichsten Verlegenheiten immer glücklich hindurchgebracht, und auf diese Weise den Glaubensmuth dieses wackern Streiters Christi zu immer gefahrvollern Unternehmungen in seiner Nachfolge begeistert hat.

Da die Reisebeschreibung des Hrn. Wolff sich meist nur einseitig auf Nachforschungen unter einzelnen Menschenklassen beschränkt, und in ihren Mittheilungen auffallende Beobachtungen über die Natur der Länder und die allgemeine Beschaffenheit der Völker häufig aus dem Auge verliert, so war es dem Herausgeber des Magazins

doppelt willkommen, in dem kenntnißreichen indisch-britischen Offizier, Herrn Alexander Burnes, welcher fast zu gleicher Zeit von Indien aus in entgegengesetzter Richtung durch Mittelasien hindurch nach Persien denselben Weg für naturwissenschaftliche, völkergeschichtliche und politische Zwecke machte, und die Geschichte seiner Reise unter dem Titel: Travels into Bokhara. Vol. II, London **1834** (ins Deutsche übersetzt in der neuen Bibliothek der wichtigsten Reisebeschreibungen zur Erweiterung der Erd- und Völkerkunde. Band **64**, Weimar **1835**. Bd. **2**.) im Druck herausgab, einen Reisenden anzutreffen, dessen lehrreiche Bemerkungen die Lücken ausfüllen, welche Herr Wolff in seinen Darstellungen dem lernbegierigen Leser zurückgelassen hat. Um nun die ungekannten Länderstrecken und Menschen genauer kennen zu lernen, unter denen unser eifriger Freund drei Jahre lang mit dem Evangelio Christi umherwandelte, wurde für zweckmäßig erachtet, dieselbe da und dort durch beleuchtende Stellen aus Burnes's Schrift zu ergänzen, wobei jedoch immer besonders bemerkt werden soll, was Letzterem angehört.

Reise
des
Missionars Joseph Wolff
durch
Kleinasien, Turkestan, Bokhara, Afganistan, Cabul und Caschmire nach dem nördlichen und südlichen Indien
in den Jahren 1831—1834.

I. Abschnitt.

Reise des Missionars Wolff von der Insel Malta nach Tebris in Ober-Persien.

Am 29. Dez. 1830 verließ ich die Insel Malta, um auf einer französischen Brigg nach Alexandria in Egypten hinüber zu steuern, und so im Namen des HErrn meine weite Reise anzutreten. Nicht ohne Vergnügen wurde ich der Merkmale von Andacht unter den französischen Matrosen gewahr, denen ich das Evangelium auf dem Schiffe verkündigte. Sie bezeichneten sich mit dem Kreuze und lasen gerne in der heil. Schrift, die ich ihnen gab. Religiöse Gefühle haben in jeder Gestalt mehr Anziehendes und Wohlthuendes als der kalte Unglaube. Der Schiffskapitän sprach mit Vergnügen von den Entdeckungen, welche kürzlich der französische Gelehrte Champollion über die Hieroglyphen Egyptens gemacht hat. So lange diese Gelehrten ihre Muthmaßungen mit Vorsicht und Bescheidenheit mittheilen, sind ihre Bestrebungen alles Lobes werth; aber sobald sie versuchen, die festen und ehrwürdigen Zeugnisse der heiligen Schriften durch ihre A B C-Entdeckungen zu schwächen oder in Schatten zu stellen, so machen sie sich lächerlich. Moses muß in jedem Fall die egyptische Bilderschrift noch besser verstanden haben, als Champollion.

Am 3. Januar **1831** kam ich zu Alexandria in Egypten an. Dieß ist nun das sechste Mal, daß ich dieses Land besuche. Da ich fünf Monate zuvor auf Befehl des Viceкönigs Mehemed Ali aus dem Lande gejagt worden war, weil ich den Muhamedanern das Evangelium von Christo verkündigt hatte, so begab ich mich zuerst auf das englische Schiff Blonde, das im Hafen lag, und blieb auf demselben, bis der brittische Konsul, Herr Barker, mir die Versicherung zusandte, daß es mir erlaubt sei, ans Land zu kommen. Der Dafterdar Bei, Tochtermann des Mehemed Ali, macht sich fortgesetzt dem Volke sehr verhaßt. Er ist ein strenger Muselmann, und führt ein zügelloses Leben. Man erzählt manche grausame Geschichte von ihm, die ihn als einen wilden Menschen bezeichnet. Als er vor zehn Jahren von Sannaar zurückkehrte, brachte er einen Löwen mit sich, und sein Vergnügen war, diesem wilden Thier ein Stück Fleisch vorzuwerfen, und sodann ein paar arme Araber zu nöthigen, dem Löwen das Fleisch aus dem Rachen zu reißen, was sie in der Regel mit dem Leben bezahlen mußten. Als er einmal sein Lieblingspferd bestieg, wurde er gewahr, daß es an einem Fuß hinkte, weil ein Nagel des Hufeisens denselben verwundet hatte. Alsobald ließ er seinen Hufschmid herbeirufen, und fragte ihn: wie lange er sich nun in seinem Dienste befinde? Auf die Antwort desselben: es sey nun **20** Jahre, versetzte der Dafterdar Bey: und in so vielen Jahren hast du nicht gelernt, meinem Pferd ein Hufeisen aufzuschlagen? Nun, ich will dich's lehren! Auf der Stelle gab er den Befehl, dem armen Manne zwei Hufeisen an seine Fußsohlen anzunageln, was ihm in kurzer Zeit das Leben kostete.

Ich fand Gelegenheit einigen Schülern der französischen Philosophen und einer Anzahl von Carbonaris die Buße zu Gott und den Glauben an den HErrn Jesum zu predigen. Es ist wundersam zu sehen, wie diese Herolde einer falschen Freiheit ihre Zuflucht nach

Egypten nehmen, und gerne einem Tyrannen dienen, um die armen Bauern desselben zu Boden drücken zu helfen. Das ist die Consequenz des Weltsinnes, und das glänzende Ziel gar mancher Freiheitsmänner unserer Tage.

Januar **19. 1831.** Ich hatte zuerst im Sinne, meine Reise von Damiette aus nach Adalyah in Kleinasien zur See fortzusetzen, als ich aber nach Damiette kam, fand ich dort keine Schiffsgelegenheit, und ich blieb nun ein paar Tage dort, um Juden und Muhamedanern den Glauben an Christum zu verkündigen. Der Mufti zu Damiette gab sich viele Mühe, mich mit den verschiedenen Sekten und religiösen Gebräuchen der orthodoxen Muhamedaner bekannt zu machen.

Nach kurzem Aufenthalt kehrte ich mit meinem schwarzen Diener, den ich früher getauft habe, nach Alexandria zurück, und fand dort am **12.** Febr. ein türkisches Schiff, das mich nach Athalia in Kleinasien hinübersetzte. Einer der Mitreisenden war ein Derwisch (muhamedanischer Bettelmönch) aus Bokhara, welcher persisch sprach, und mit dem ich mich daher unterhalten konnte. Er hat „mit Gottes Hülfe", wie er sich ausdrückte, den Weg durch Khorasan nach Schiras, Buschire, Mekka und Egypten gemacht, und kehrte jetzt nach Bokhara zurück; und auch ich gedenke mit Gottes Hülfe nach Bokhara zu kommen, um seinen Landsleuten daselbst das Evangelium Dessen zu predigen, in welchem allein das Heil der Welt zu finden ist. Ich zeigte den Türken und Arabern auf dem Schiffe, daß wir in unsern heil. Schriften Stellen besitzen, welche an Schönheit und Erhabenheit des Ausdrucks Alles zu Schanden machen, was sie für das Schönste im Ausdrucke des Korans halten. Unser Schiff war mit muhamedanischen Pilgern und ihren Sklaven angefüllt, welche von ihrer Wallfahrt nach Mekka nach Konstantinopel zurückkehrten.

Nach meiner Ankunft zu Athalia (**21.** Februar) nahm ich bei dem griechischen Erzbischof Hierasymos da-

selbst, welcher den Titel als Erzbischof von der Provinz Pisidien führt, mein Quartier. Dieser Mann ist den ganzen Tag über sehr beschäftigt; denn die Griechen seines großen Kirchspieles, denen er als geistlicher und weltlicher Richter zugleich vorsteht, bringen alle ihre Streitigkeiten vor ihn. Die unterdrückten Völker der Türkei, wie die Juden und Christen, lassen nicht gerne die vielen Händel, die sie unter einander haben, zu dem Richterstuhle ihrer türkischen Unterdrücker gelangen, sondern ziehen es vor, daß ihr geistlicher Führer dieselben entscheidet. Wirklich ist es auch erbaulich, das Zutrauen wahrzunehmen, das sie in ihn setzen. Seine ganze Diözese faßt 11,150 Griechen in sich, welche die türkische Sprache reden, aber diese mit griechischen Buchstaben schreiben. Zu Athalia, das in der Apostelgesch. 14, 25. Attalia in Pisidien genannt wird, leben gegenwärtig 1500 Griechen und 150 Armenier. In der ganzen Provinz Pisidien herrscht die kläglichste Unwissenheit unter den Christen, und sie sind nicht bloß mit ihrer Religion, sondern auch mit ihrer Geschichte gänzlich unbekannt. Ich theilte einige Testamente und Unterrichtsschriften unter diejenige aus, welche lesen konnten. Die Pest machte um diese Zeit fürchterliche Niederlagen unter den Türken, aber nur wenige Griechen wurden von ihr hingerafft. Als ich sie um die Ursache hievon fragte, gaben sie mir zur Antwort: Wir gehen jeden Tag zwei Mal in die Kirche, und besprengen uns mit heiligem Wasser. Das Kreuz ist es, das uns am Leben erhält. Wirklich hörte ich auch den ganzen Tag ihr Kyrie Eleyson. Es ist immer noch eine rühmliche Sitte der orientalischen Christen, daß sie jeden Tag in der Kirche ihr Gebet verrichten.

Febr. 27. Ich setzte meine Reise nach dem benachbarten Bultur fort, wo ich am folgenden Tage ankam. Man kann in diesen Gegenden ohne irgend eine Belästigung von Seiten der Türken umherziehen; vielmehr sind sie gefällig und gastfreundlich. Hier leben 500 Ar-

menier in der größten Unwissenheit dahin. Fragt man einen Armenier: Bist du ein Christ? so gibt er zur Antwort: Nein, ich bin ein Armenier; denn ich mache das Zeichen des Kreuzes nicht auf dieselbe Weise, wie die Christen (d. h. die Griechen) zu thun pflegen. Es ist zu bemerken, daß nur die Griechen in Anatolien den Christennamen tragen. Obgleich ich an die hiesigen Griechen von ihrem Bischof ein Empfehlungsschreiben hatte, so zeigten sie mir doch nicht die geringste Aufmerksamkeit, weil sie sich wahrscheinlich vor den Türken fürchteten.

In dem benachbarten Jconium (Apost. 13, 51.) leben gegenwärtig 40 griechische und 280 armenische Familien, unter denen überall die gleiche Unwissenheit zu Hause ist. Zu dem bischöflichen Sprengel von Jconium gehören 40 Dörfer, welche von Griechen bewohnt sind, und von den Türken Tschiaur Koy (Dörfer der Ungläubigen) genannt werden. Nichts wird von ihnen so strenge beobachtet, als das Fasten, dem oft die lächerlichste Ursache zu Grunde liegt. Ich brachte den 8. März als Fasttag bei ihnen zu, und als Ursache, warum sie an diesem Tage fasteten, nannten sie: der alte Kaiser Konstantin (im Anfang des 4ten Jahrhunderts) habe an diesem Tage Fleisch gegessen, und ihm sei ein Stück desselben in den Zähnen stecken geblieben, und darum habe er diesen Tag als einen Fasttag verordnet. Die griechischen Priester sind doch gar unwissende Leute!

Ich machte hier die Bekanntschaft mit einem Griechen aus Cäsarea, welcher mit dem wackern amerikanischen Missionar Gridley bekannt war. Letzterer hat in jener Stadt seinen Lauf im Dienste seines göttlichen Meisters vollendet, und liegt dort begraben. Cäsarea in Pamphilien ist der Wohnsitz eines griechischen und eines armenischen Erzbischofes. Es leben dort nicht weniger als 10,000 Armenier und 1750 Griechen; auch wird die Bevölkerung in den benachbarten Dörfern auf 25,000 Armenier und 15,000 Griechen angeschlagen. Der Name des griechischen Bischofs ist Chrysanthos,

und des armenischen Hakobos Wartabed; der griechische Primas ist gegenwärtig Michael Giarganjaglu, und der armenische Sartar Oglus Karabet. Ich nenne diese Namen zum Behufe der Missionarien, welche an diese Stelle zu ziehen geneigt sind.

Sparta liegt nur wenige Stunden von Bultur. Die Griechen daselbst sind im Besitze einer großen Menge alter Münzen. Sollte im Hause des Erzbischofes von Attalaya eine Niederlage von heiligen Schriften veranstaltet werden, so könnte man sie leicht in allen diesen Gegenden umher verbreiten. Die Türken dieser Gegend sind mit der Regierung im Allgemeinen sehr unzufrieden. Besonders haben sie über die Neuerungen des Sultans viel zu klagen. Der Nessaam (neue Kriegsdisciplin) sieht schön aus, sagen sie, aber die Kraft des Islams ist dahin! Seitdem es mit den Janitscharen aus ist, folgt ein Krieg auf den andern. Wir arme Leute müssen mehr bezahlen, als wir zu leisten im Stande sind.

Am 13. März kam ich zu Santoklu an, das ganz von den Türken bewohnt ist. Indeß war der Khan (Herberge) von Griechen und Armeniern aus der Umgegend besetzt, die sehr freundlich mit mir waren. Auf meine Frage, zu welcher Kirche sie gehören? gaben die Griechen zur Antwort, wir sind theils Christen, theils Armenier, theils Papisten. Es ist zu bemerken, daß diejenigen Armenier, welche sich an die römisch-katholische Kirche angeschlossen haben, sich selbst Papisten nennen. Ich verkündigte ihnen allen das Evangelium Christi und seine nahe bevorstehende Zukunft. Es wurde gerade Ostern gefeiert und die Türken feierten ihren Bairam. Leider geben die Namenchristen dieser Gegend den Muhamedanern großes Aergerniß dadurch, daß sie ihre Ostern mit Saufgelagen zubringen.

Am 17. März langte ich zu Kiutaya in Phrygien an, das Apostelgeschichte 16, 6. genannt ist. An diesem Orte leben 4500 Türken, 1750 Griechen, 3500 Armenier und 2500 armenische Katholiken. Eine jede dieser

kirchlichen Abtheilungen hat ihren Bischof. Der armenische Erzbischof dieser Stelle, Theodosius, in dessen Hause ich wohnte, ist ein gutmüthiger Mann, der mir viel Gefälligkeit erzeigte. Er klagte sehr darüber, daß jetzt viele Armenier zur römischen Kirche übertreten, seitdem der Sultan einen Ferman zu Gunsten der katholischen Armenier gegeben habe. Ich predigte ihnen das Wort von der Erlösung. Der Erzbischof denkt sehr freundlich von Herrn Leeves, dem Agenten der brittischen Bibelgesellschaft, und gab mir auf, ihm von Konstantinopel eine Anzahl griechisch-türkischer Testamente kommen zu lassen.

Am 19. März setzte ich meinen Weg über Almatzkek, wo viel Türken wohnen, nach Brusa in Bithynien weiter fort, wo ich am 24. März ankam. Ich hatte unterwegs öfters Gelegenheit mit den türkischen Einwohnern von dem Erlöser Jesu Christo zu reden. Ach, was ist das doch für eine selige Stunde, wenn man sich mit den Menschenseelen von dem Heilande der Welt unterhalten kann! Die Bevölkerung von Brusa ist sehr ansehnlich. Es wohnen hier 40,000 Türken, 3000 Griechen, 1500 Juden, 15,000 Armenier und 3000 armenische Katholiken. Welch eine Arbeitsstätte, für einen thätigen Sendboten Christi, der sich, wie einst Paulus, als Schuldner fühlt beides der Griechen und der Nichtgriechen, beides der Weisen und der Unweisen! Leider konnte ich mich nicht lange hier aufhalten, und eilte nach Konstantinopel, wo ich am 27. März zum dritten Mal in meinem Leben ankam, und von dem englischen Gesandten, Sir Robert Gordon freundlich aufgenommen wurde. Während meines Aufenthaltes in dieser Hauptstadt des osmanischen Reiches verkündigte ich den Engländern, Italienern und Juden das große Wort von der Erlösung, so durch Christum Jesum geschehen ist. Der griechische Patriarch Constantios behandelte mich sehr freundlich, und gab mir Empfehlungsschreiben für meine bevorstehende Reise mit. Die

Maßregeln, welche der Sultan in unsern Tagen trifft, sind ein klarer Beweis, daß die Erfüllung der biblischen Weissagungen nahe ist, welche den Umsturz des türkischen Reiches verkündigen. Zu Konstantinopel befinden sich viele Juden von der Sekte des Schabatai Skevi, welcher im 17ten Jahrhundert lebte, und der verheißene Messias der Juden zu seyn vorgab. Am Ende ward er ein Türke, und dennoch dauert die Sekte, die er stiftete, heute noch unter den Juden fort.

April 21. Ich hatte Anfangs im Sinne, über das schwarze Meer zu Schiffe nach Trabesund meine Reise fortzusetzen; allein da es gerade an guter Schiffsgelegenheit fehlte, so entschloß ich mich, den Weg dorthin zu Lande zu machen. Ich nahm daher Postpferde, um nach Ghepa, 9 Stunden von Konstantinopel, zu gelangen. Unterwegs hielt der Postillion auf einmal stille, und wollte keinen Schritt mehr weiter fahren, bis ich ihm ein Stück Geld gegeben hätte. Um mich nicht betrügen zu lassen, stieg ich aus dem Wagen, und setzte den Weg zu Fuß weiter fort, bis nach Ismit in Nikomedien, wo ich am andern Tage glücklich anlangte. Diese Stadt wird von 7500 Türken, 400 Griechen, 2000 Armeniern und 100 Juden bewohnt. Da ich eine weite Reise vor mir hatte, so mußte ich bald weiter ziehen, und gelangte über Torpalo, in dessen Umgegend 1000 Armenier wohnen, und mehrere andere meist von Türken bewohnte Dörfer am 1. Mai nach Angoru, der Hauptstadt des alten Galatiens, wo, wie man glaubt, der Apostel Paulus eine Zeitlang gewohnt haben soll. In dieser Stadt befinden sich 50,000 türkische, 1500 griechische, 500 jüdische, 250 armenische und 15,000 armenisch-katholische Einwohner. Letztere wurden vor etwa 150 Jahren zur römisch-katholischen Kirche herübergezogen. Unter ihnen arbeitete ein Abbé Schereen, der früher in der Propaganda zu Rom zu gleicher Zeit mit mir seine Studien gemacht hatte.

Ich

Ich muß es bekennen, daß ich großen Widerstand von seiner Seite fürchtete; aber er umarmte mich als einen alten Bekannten, und wir erinnerten uns der angenehmen Stunden, die wir einst im Collegium mit einander zugebracht hatten. Wärest du geblieben, mein lieber Wolff, sagte er, so würdest du jetzt Bischof seyn. Die armenischen Katholiken haben 22 Priester unter sich. Fragt man einen derselben, ob er ein Armenier sey? so gibt er zur Antwort: Nein, ich bin ein Katholik! Es kann nicht geläugnet werden, daß die, an die römische Kirche angeschlossenen, Armenier gebildeter und menschenfreundlicher sind, als die übrigen Armenier Anatoliens. In denjenigen Theilen Kleinasiens, wo keine römisch-katholische Missionarien gewesen sind, sind im Allgemeinen die eingebornen Christen sehr roh und ungesittet. Die Griechen zu Angoru machen hievon eine ehrenvolle Ausnahme. Ihr Erzbischof Seraphim hat zu Venedig seine Studien gemacht, wo er die Psalmen Davids in die türkische Sprache übersetzte. Später schrieb er drei Bücher gegen den Papst, welche den Titel: „die evangelische Trompete" führen. Dieß nöthigte ihn, Venedig zu verlassen, und er kam nach Angoru, wo er zuerst Schulmeister war, und nachher Erzbischof wurde.

Obgleich sehr unwohl, verkündigte ich doch den Griechen und Nichtgriechen das theure Evangelium. Einer der hiesigen griechischen Priester, Dionysios Hieromonachos, hat das Neue Testament und einige Theile des Alten in die griechisch-türkische Sprache übersetzt. Auch bot ein armenischer Arzt, Dr. Pietraki, freiwillig seine Dienste an, wenn er dem Bibelverbreitungswerke in diesen Gegenden nützlich werden könnte. Ich hatte viele interessante Unterhaltungen mit Griechen und armenischen Katholiken über die Wahrheit des Christenthums. Der Erzbischof der Letztern ist ein freisinniger und freundlicher Mann. Ich kann es nicht leiden, wenn

man immer nur so ins Allgemeine hinaus über die Unduldsamkeit der Katholiken spricht. Daß Viele derselben unduldsam sind, ist gewiß, aber diese schlechte Eigenschaft beschränkt sich nicht bloß auf die römischen Katholiken. Den gleichen Geist der Unduldsamkeit habe ich nicht bloß unter Protestanten, sondern im höchsten Grade unter den Neologen Deutschlands angetroffen. Viele der Letztern würden kein Bedenken tragen, die lebendigen Christen mit Feuer und Schwert zu verfolgen, wenn ihnen die Gewalt dazu gegeben wäre. Wo immer die Armenier im Morgenlande, und die orientalischen Christen überhaupt, welche dem Papstthum anhangen, von italienischen Priestern nicht bewacht werden, da lernt man sie als sehr freisinnige Leute kennen.

Als einst die Juden aus Spanien vertrieben wurden, da siedelten sie sich in allen Theilen Kleinasiens, so wie auf den Küsten Afrika's an. Sie wurden von den Türken gut aufgenommen, und als Musaffir (Reisende) behandelt. Die Juden zu Angoru sind Nachkömmlinge dieser Sefartim, welche aus Spanien vertrieben wurden, und leben hier seit 300 Jahren, Ich ließ ihnen eine Bibel zurück, und erklärte ihnen die heiligen Schriften in ihren Synagogen. Mit talmudischen Schriften haben sie nichts zu thun.

So wohl der türkische Kadi (Oberrichter) als der Gouverneur der Stadt ließen mich zu sich rufen. Ich ging zu ihnen, und machte sie offen mit dem Zwecke meiner Mission bekannt. Der Kadi bemerkte: die Leute sollten ruhig zu Hause bleiben, und sich nicht um die Religion Anderer bekümmern. Ich äußerte gegen ihn: wenigstens haben Muhamed und seine Nachfolger nicht also gedacht wie er; denn diesen sey es gar sehr darum zu thun gewesen, daß die Leute ihre Religion annehmen möchten. Der Mann gab sich mit dieser Antwort zufrieden. Auch der türkische Polizei-Direktor ließ sich mit mir in ein Gespräch über die Aechtheit unserer heiligen Schriften ein. Die armenisch-katholischen und

griechischen Frauen sind nicht wie die türkischen und armenischen in ihre Harems eingesperrt, sondern sie empfangen den Fremdling auf eine bescheidene und höfliche Weise. Isthanos, ein Dorf, 6 Stunden von Angoru, ist eine interessante Stelle, an welcher 5000 Armenier wohnen, welche nur die alt-armenische Sprache sprechen.

Am 7. Mai setzte ich meine Reise durch das alte Galatien weiter fort, das von Türken, Turkmanen und Armeniern bewohnt ist. Der Weg führte durch ein fruchtbares und romantisches Land. Die Kurden leben zerstreut umher in Zelten, und ihre großen Schafheerden weiden auf den Angern. Die Dörfer Karaschisch und Sila haben eine ansehnliche Bevölkerung; letzteres ist von 6000 Türken und 1000 Armeniern bewohnt. Auf der Straße genoß ich manche selige Stunde im verborgenen Gebetsumgang mit meinem himmlischen Führer und Freund. Unglückselig ist der Missionar, der nicht jeden Tag und jede Stunde das Bedürfniß fühlt, alles Licht, allen Trost und alle Freude bei seinem Erlöser, dem HErrn Jesu Christo zu suchen und zu finden. Mit scheinbarem Eifer mag er eine Zeitlang sein Werk unter Juden und Heiden forttreiben; aber wird er nicht immer aufs Neue von der göttlichen Gnade aufgerichtet, so sinkt er am Ende in sich selbst zusammen.

Am 14. Mai langte ich in Tokat an, nachdem ich von Angoru bis hieher einen Weg von 80 Stunden zurückgelegt hatte. Zu Tokat wohnen 4500 Armenier und 150 Juden; auch eine Anzahl armenischer Katholiken befinden sich hier, die jedoch noch keine eigene Kirche haben. Die Armenier haben sieben Kirchen und zwei Klöster. In einem der letztern soll der ehrwürdige Chrysostomus während seiner Verfolgung in einem Brunnenloch geschlafen haben. Zwischen den Armeniern und den armenischen Katholiken herrscht große Eifersucht, und viel Klugheit und Taubeneinfalt ist erforderlich, um mit beiden auf eine heilsame Weise fortzukommen.

Nach einem Aufenthalt von zwei Tagen zog ich am 17. Mai weiter nach Niksar, dem alten Neu-Cäsarea. Wir schifften in einem Boote über den Fluß Ghizl Armak. Trümmer einer schönen Brücke liegen umher. Ich fragte meinen Tatar: warum die türkische Regierung sie nicht wieder aufbaue? Es ist nicht Sitte des Sultans, gab er zur Antwort, so etwas zu thun. Er reißt nieder, aber vom Wiederaufbauen will er nichts wissen. Hier wohnen 1500 Armenier und 200 Griechen.

Am 20. Mai kam ich zu Kara Hizar, dem Nikopolis des alten Armeniens, an, das von 4000 Armeniern und 200 Griechen bewohnt ist. Der griechische Bischof Yoannikios Nikopoleos nahm mich gastfreundlich in seine Wohnung auf. Ich war sehr schwach als ich ankam; denn ich hatte in fortgesetztem Regen zwölf Stunden Wegs zurückgelegt, und war bei schlechtem Wege meist zu Fuß gegangen. Hier wohnt ein griechischer Erzbischof, welcher 18, und ein armenischer, der 9 Dörfer mit einer Bevölkerung von 4800 Armeniern in seinem Kirchsprengel hat.

Es dürfte manchen Freund der Kirche Christi, und besonders die Missionarien, welche in diesen Ländern umherziehen, interessiren, ein kurzes Verzeichniß von den griechischen Erzbisthümern und Bisthümern in Anatolien zu besitzen. Hier ist dasselbe.

	Provinzen.	Erzbisthümer.	Wohnorte.
1.	Pisidien.	Erzbischof.	Adalyah.
2.	Philadelphia.	„	
3.	Ephesus.	„	
4.	Heliopolis.	Bischof.	
5.	Smyrna.	Erzbischof.	
6.	Kesiko.	„	
7.	Nice.	„	Dardanellen.
8.	Brusa.	„	
9.	Chalcedonien.	„	
10.	Nicomedien.	„	Ismit
11.	Angoru. (Galatien)	„	Angoru.

Provinzen.	Erzbisthümer.	Wohnorte.
12. Iconien.	„	Kiutaya.
13. Cäsarea.	„	
14. Amasia.	„	
15. Neu-Cäsarea (Nicksar)	„	Tokat und Unia
16. Nikopolis (Kara-Hizar)	Bischof.	
17. Trabesund.	Erzbischof.	
18. Khaldias.	„	Gumuschkhane.
19. Theodosiopolis.	„	Erzerum.

Der armenische Bischof von Kara-Hizar, Hokobos, ließ mich zu sich rufen. Er ist von Sawas, dem alten Sebaste, 28 Stunden von hier, gebürtig, wo 5000 Armenier wohnen; auch sagte er mir, daß sich zu Marsawan 2500 Armenier befinden, denen ein Erzbischof vorsteht. Ich traf hier viele Griechen mit dem Neuen Testamente beschäftigt an, und in jedes Exemplar desselben war der Name der brittischen Bibelgesellschaft eingeschrieben. Ich machte überhaupt auf dem Wege die Erfahrung, daß die Behauptung, die so oft gehört wird, als ob die vertheilten Bibeln und N. Testamente verbrennt oder doch nicht gebraucht werden, eine falsche Behauptung ist. Der Erzbischof wünschte, daß ich ihm 50 Exemplare des griechisch-türkischen N. Testamentes zusenden möchte.

Der Primas der Armenier von Goroon sprach bei mir ein. Er sagte mir, daß zu Goroon 5000 Armenier wohnen, welche eine Kirche und einen Priester haben, und daß sie den Patriarchen von Sis, Namens Ephraem, als ihr geistliches Oberhaupt anerkennen. Ephraem sah sich kürzlich wegen der Plackereien eines Kurdenhäuptlings genöthigt, seinen Wohnsitz von Sis nach Tarsus zu verlegen.

Mai 24. Sehr unwohl setzte ich mit einem schlechten Tataren, der immer betrunken war, meinen Weg weiter fort, und mußte am Ende einen Griechen zum Begleiter nehmen, der mich nöthigte, ihm 200 Piaster für seine Mühe zu bezahlen. Ich möchte jedem Rei-

senden rathen, keinen Tataren vom Lande, sondern nur von Konstantinopel mit sich zu nehmen. Nach einem 12 stündigen Ritt kam ich zu Gumuschkhane ermüdet an, und der armenische Bischof Krekor nahm mich gastfreundlich auf. Er ist ein Gelehrter, aber ein hypochondrischer Mann, und hätte gerne die Reise mit mir gemacht, wenn ich ihn ermuntert häte. Er gab mir ein Verzeichniß folgender armenischer Erzbischöfe und Bischöfe:

I. Erzbisthümer.

Diözesen.	Namen.	Diözesen	Namen.
1. Nikomedien. (Ismit.)	Stephan.	6. Diarbekir.	Hoannes.
2. Angoru.	Thadeus.	7. Marsawan.	Hakobos.
3. Cäsarea.	Hakobos.	8. Musch.	Patras.
4. Tokat.	Kework.	9. Wan.	Makarditsch.
5. Sawas.	Hoannes.	10. Erzerum.	Karapet. *)

II. Bisthümer:

1. Brusa.	Arutyon.	11. Kharput.	Arakel.
2. Panderma.	Hakobos.	12. Palu	Katschetur.
3. Kiutaya.	Karapet.	13. Sasan.	Hoannes.
4. Janik.	Thadeus.	14. Adana.	Katholikos Ephraem.
5. Trabesund.	Krekor.	15. Adrianopel.	Mesrop.
6. Gumuschkhane.	Krekor.	16. Takirtakh.	Arakel.
7. Kara-Hizar.	Hakobos.	17. Smyrna.	Gabriel.
8. Arakker.	Thadeus.	18. Pason.	Karapet.
9. Egin.	Hoannes.	19. Karis und Bayazid.	Antoon.
10. Orfa.	Hoannes.		

Die Diözese des armenischen Bischofs von Gumuschkhane enthält 1620 Armenier mit einer Kirche und 5 Geistlichen. Trabesund, das gegenwärtig gleichfalls zu seinem Sprengel gehört, faßt 1900 Armenier und 35 Dörfer mit 2500 Armeniern in sich.

---

*) Der jetzt mit den Seinigen nach Achalzik ausgewandert ist.

Auch zu Ahtamar befindet sich ein armenischer Bischof, der sich Katholikos oder allgemeiner Patriarch der Kirche nennt, dessen Kirchensprengel indeß nur klein ist, während der Patriarch von Sis folgende wichtige Plätze zu seiner Diözese zählt:

1. Adana. 2. Tarsus. 3. Mesis. 4. Lampro. 5. Belenk. 6. Payaz. 7. Skanderun. 8. Antiochia. 9. Latachia. 10. Aleppo. 11. Kilis. 12. Antep. 13. Rum Kalah. 14. Surphas. 15. Beshne. 16. Hassan Mansur. 17. Malatia. 18. Gorun. 19. Derende. 20. Ashodi. 21. Albustan. 22. Marash. 23. Seitun. 24. Firnaz. 25. Hajin. 26. Wakhka. 27. Bozogh. 28. Debriki.

Ein Missionar, der diese Stellen mit dem Evangelio besucht, wird wohl thun, sich ein Empfehlungsschreiben von dem Katholikos zu Sis geben zu lassen. — Sowohl zu Gumuschkhane als zu Trabesund hat der armenische Bischof Schulen aufgerichtet. Erstere wird von 60, letztere von 120 Kindern besucht. Er bat mich, ihn der brittischen Bibelgesellschaft zu empfehlen, um durch sie 100 armenische Bibeln zu erhalten. Er klagte mir darüber, daß das strenge Fasten in seiner Kirche so viele Mitglieder derselben zu der römisch-katholischen Kirche hinüberziehe, was auch bei den Syrern, Chaldäern und Griechen der Fall sey.

Am 30. Mai setzte ich meine Reise von Gumuschkhane nach T r a b e s u n d fort, wo ich am folgenden Tage ankam und mich bei dem brittischen Konsul daselbst, Herrn Brant, niederließ, der mich aufs freundlichste aufnahm, und mir Gelegenheit machte, für die Sache des Evangeliums an dieser Stelle thätig zu seyn. Ich machte dem griechischen Erzbischof Constantios meinen Besuch, der mir sagte, daß sich zu Trabesund 2000 Griechen aufhalten, welche 10 Kirchen und 13 Priester haben. Noch gehören 20 umliegende Dörfer zu seinem Sprengel, in denen 3000 Griechen umher wohnen. Der türkische Statthalter Omar Aga hält sie

unter schwerem Druck darnieder. Er ist ein strenger Muselmann, und dem Sultan sehr ergeben. Es ist hier häufig der Fall, daß Armenier und Griechen von ihrer väterlichen Religion abfallen, und zum Islam übergehen. Unstreitig bietet sich hier eine große Arbeitsstätte für einen Boten Christi an, der nach allen Richtungen hin sein Netz auszuwerfen Gelegenheit findet.

Am 8. Juni machte ich mich auf den Weg, um über Gumuschkhane und Baiput nach Erzerum zu reisen. In diesen Gegenden sind seit dem letzten russischen Feldzuge fast alle Armenier nach Rußland ausgewandert, und nur wenige Familien derselben noch anzutreffen. Am 12. Juni langte ich wohlbehalten zu Erzerum an, wo mich Herr Zohrab fastfreundlich aufnahm. Dieser erzählte mir, daß kürzlich viele Tausende von Armeniern aus diesen Gegenden nach dem russischen Gebiete von Achalzik ausgewandert sind, so daß kaum noch einige Hundert derselben hier angetroffen werden. Für einen Boten Christi gibt es in dieser Stadt vorerst nicht viel zu thun, indem alles noch in Bestürzung und Verwirrung sich befindet. Ein russischer Commissair zog umher, um die Häuser der ausgewanderten Armenier zu verkaufen. Zu meiner großen Freude erhielt ich hier ein Schreiben von meinem Freunde, dem Herrn Dr. Mac. Neill, dem englischen Gesandschaftsarzte zu Tebris, der mich aufs freundlichste zu sich einlud. Ich machte mich daher unverweilt über Bayazid dorthin auf den Weg, voll süßer Erinnerungen an meinen theuern Freund Felician Zaremba, der vor wenigen Jahren weit umher in diesen Gegenden das Wort des ewigen Lebens ausgestreut hat. Die ganze Gegend umher ist verlassen, und nur alte Leute sind zurückgeblieben, welche nichts zu verlieren hatten.

Zu Karabulagh, 12 Stunden von dem berühmten Kloster Utsch Kelisse, wohnt eine seltsame Sekte, die Jesidis genannt, welche die bösen Geister verehren und sich in Mesopotamien in fünf verschiedene Klassen thei-

len. Außer dem Türkischen und Kurdischen reden sie noch eine Sprache, die ihnen allein bekannt seyn soll. Sie haben unter sich gewisse Mysterien, welche die Priester derselben vom Vater auf den Sohn übertragen. Sie haben eine große Ehrfurcht vor dem Teufel, den sie Saghir, den kleinen Gott nennen, der jetzt in Feindschaft mit Gott lebe; aber der einst zu seiner frühern Würde wieder erhoben werden soll. Wenn jemand einen Kreis um einen Jesidi zieht, so bleibt dieser darin, bis er stirbt, oder bis man ihn wieder auslöscht. Sie beklagen ihre Todten vierzig Tage lang, während welcher Zeit sie auf dem Boden liegen bleiben. Zum Gedächtniß der 3 Tage, in welchen die Niniviten Buße thaten, sitzen auch sie 3 Tage auf dem Boden, und halten strenge Fasten. Sie glauben, daß nach dem Tode die Seele in den Körper eines andern Menschen übergeht, und darum tragen sie wenig Bedenken, die Leute ums Leben zu bringen. Jedes Jahr halten sie auf den Ruinen des alten Babylons einen festlichen Tanz, und so wird die Weissagung (Jesajas 13, 23.) erfüllt, daß Feldgeister und Zauberer über dieser Stätte tanzen werden.

Am 24. Juni langte ich zu Bayazid an, wo ein Pascha von 2 Roßschweifen wohnt. Rings um die Stadt her traf ich persische Niederlassungen an, indem die Perser, die in Eriwan wohnten, bei der Eroberung dieser Stadt durch die Russen dieselbe verließen, und sich nun in dieser Gegend unter Zelten unter freiem Himmel lagern. Der gegenwärtige Pascha dieser Stadt, Balul, war sehr freundlich gegen mich; aber seine Gewalt ist sehr eingeschränkt, indem ein rebellischer Kurdenstamm ihn von allen Seiten umlagert. Vor der Auswanderung wohnten hier 10,000 Armenier, jetzt sind kaum noch 150 Familien derselben da. Ihre beiden Priester sind sehr unwissend, und die Armenier selbst gehören zu der ausgeartesten Menschenklasse.

Der anhaltende Regen nöthigte mich, auf dem Wege in den Zelten der Kurden Halt zu machen, und dort traf ich einen alten Derwisch (wandernden muhamedanischen Bettelmönch) aus Bokhara an, welcher persisch sprach, und mit dem ich mich über religiöse Gegenstände unterhalten konnte. Er war der verständigste Derwisch, der mir bisher auf dem Wege begegnete, und unsere Unterhaltung, welche das Gebet betraf, war etwa folgende:

Derwisch. Indem ich mit dir spreche, befinde ich mich in der Gegenwart Gottes. Gott schuf das Licht, und aus dem Licht bildete er die Engel, und die Himmel, und die Erde, das Paradies, und die Hölle. Aus diesem Licht schuf er das Licht der Propheten, aus dem Lichte der Propheten floß das Licht der Derwische, und aus dem Lichte der Derwische ging das Licht des Islams hervor, und aus dem Lichte des Islams stammt das Licht der Kufar, d. h. der Christen, Juden und Heiden.

Ich. Was meinst du, wird einst aus dieser Welt werden?

Derw. Die Welt wird so gut werden, daß das Lamm und der Wolf neben einander weiden; es wird überall Friede und Furcht Gottes auf der Erde seyn; man wird über die Religion nicht mehr zanken; die Leute werden nicht mehr einander hassen, sondern Alle werden Gott in Wahrheit erkennen.

Ich. Aber wer wird alsdann auf der Erde herrschen?

Derw. Jesus.

Ich. Wie viele Jahre wird Jesus König sein?

Derw. Sechs und dreisig Jahre lang.

Ich. Woher weißt du das?

Derw. Aus den Hadis (der Tradition).

Ich. Was denkst du von den Christen?

Derw. Willst du wissen, was der Koran von ihnen denkt, so sind sie Ungläubige. Willst du aber er-

fahren, was ich von ihnen denke, so kann ich bloß sagen, daß wir alle Ebenbilder Gottes sind; mehr kann ich dir nicht sagen.

Auf meine Frage, was er von den Derwischen denke, welche in der Welt herumziehen und den Narren spielen, gab er zur Antwort: Einige von ihnen sind von der Liebe Gottes trunken, und Andere sind Betrüger.

Es herrschen zwei entgegengesetzte Meinungen unter den Theologen in Europa. Einige derselben behaupten, daß überall kein Lichtfunke göttlicher Erkenntniß unter Völkern gefunden werde, welche das Christenthum nicht erkannt haben. Dieß ist wahrlich nicht der Fall. Andere dagegen wagen zu behaupten, daß unter den Soffis (Philosophen) und Derwischen Persiens noch mehr Licht gefunden werde, als selbst in unsern heil. Schriften. Dieß ist ein kläglicher Irrthum. Aber so viel ist gewiß, daß unter den Derwischen mehr Erkenntniß göttlicher Weisheit angetroffen wird, als unter so manchen Ungläubigen in Europa.

Am 29. Juni erreichten wir die Stadt Khoy, welche von 20,000 Persern und Türken bewohnt ist. Die meisten Armenier sind von hier nach dem russischen Gebiete gezogen; die Zurückgebliebenen haben von Seiten der Perser nunmehr eine freundliche Behandlung zu erfahren, weil die Regierung fürchtet, daß auch sie auswandern möchten. Die Armenier waren sehr unfreundlich gegen uns, und verweigerten uns selbst gegen Bezahlung ein wenig Reis, dessen wir bedurften. Wir haben ja jetzt von den Persern nichts weiter zu fürchten, sagten sie. Sklaven, die man plötzlich von der Kette läßt, werden immer auf diese Weise handeln. Auf meinen bisherigen Wanderungen habe ich immer gefunden, daß die sogenannten Christen, Armenier und Griechen, wenn sie nichts mehr von ihren Herrschern zu fürchten hatten, ein sehr ungebundenes und zügelloses Leben führten.

Ich machte zu Khoy Sr. königl. Hoheit dem Fürsten Statthalter, der ein Sohn des Abbas Mirza ist, meine Aufwartung, da ich mit ihm und einigen seiner Hofleute auf meiner frühern Reise nach Persien bekannt geworden war. Dieß gab Gelegenheit, daß ich die vornehmsten Mollahs (muhamedanische Priester) der Stadt kennen lernte. Mit einem derselben, Hussein, hatte ich folgendes Gespräch.

Bist du Isawi? (Christ) fragte er.

Ich. Ja, durch Gottes Gnade.

Er. Und ich bin ein Muselmann durch Gottes Gnade.

Ich. Beweise mir, daß deine Religion die wahre ist?

Er. Meine Religion gründet sich auf die vier heiligen Bücher, nämlich die Bibel, das Evangelium, den Psalter Davids und den Koran.

Ich. Aber ich kann nicht zugeben, daß deine Religion auf die 3 zuerst genannten Bücher gegründet ist.

Er. Nennst du Jesum den Sohn Gottes?

Ich. Ja, das thue ich; denn die Bibel und das Evangelium nennt ihn also.

Er. Wir sind ja alle Söhne Gottes.

Ich. Eben damit gibst du zu, daß der Ausdruck „Sohn Gottes" verschiedene Bedeutung hat. Jesus wird der Sohn Gottes genannt, weil die Fülle der Gottheit leibhaftig in ihm wohnt.

Er. Aber wie kann er Gott und der Sohn Gottes zugleich seyn?

Ich. Er ist Gott von Ewigkeit, aber in Hinsicht auf die Vereinigung seiner göttlichen Natur mit der menschlichen wird er zugleich Sohn Gottes genannt. Wie nun diese Vereinigung statt finde, das kann ich dir nicht erklären. Ich glaube es, weil das Wort Gottes es sagt, das nicht lügen kann.

Mehrere der angesehensten Mollahs hatten aufmerksam unserm Gespräche zugehört.

Soleiman Pascha, ein Verwandter des Königs von Persien, ließ mich zu sich rufen. Dieser Mann ist mit dem neuen Testamente wohl bekannt und zugleich ein Freimaurer. Er sagte mir, daß die Freimaurerei im 4. Kapitel der Offenbarung Johannis angetroffen werde. Da ich seit mehreren Tagen sehr unwohl war, so hatte der englische Gesandte zu Tebris, Sir John Campbell, die Güte, mir einen Taht Ruan (einen mit Tuch bedeckten, von Pferden getragenen Wagen) hieher zu senden, um mich nach seinem Feldlager zu Astara bei Tebris abholen zu lassen, da gerade um diese Zeit die Pest in der Stadt wüthete. Er und sein freundlicher Arzt, Hr. Mac. Neill, schrieben mir zugleich zwei sehr liebevolle Briefe, in denen sie mich zu sich einluden, um mit Gottes Beistand unter ihrer Pflege meine zerrüttete Gesundheit wieder herzustellen. Am 6. Juli kam ich glücklich im Feldlager zu Astara an, wo der englische Gesandte, Sir John Campbell, mit den Seinigen auf offenem Felde unter Zelten wohnte, und wo ich aufs freundlichste von ihnen aufgenommen wurde.

Juli 10. Ich hielt heute im Feldlager des englischen Gesandten Gottesdienst, dem die anwesenden Engländer beiwohnten; auch hatte ich die Freude, meinen alten Freund, Dr. Carmick, den Leibarzt des Fürsten Abbas Mirza, wieder zu sehen. Dieser führte mich bei dem russischen Geschäftsträger, Hrn. Bisack, ein, der uns ungemein freundlich aufnahm, und mit dem ich von unserm HErrn Jesu Christo ein Wort sprechen konnte. Beide äußerten sich in hohem Grade liebevoll über die Missionarien Zaremba, Dittrich und Pfander zu Schuscha. Unter anderm vernahm ich auch auf zufälligem Wege, daß in Persien die Augenblindheit, die aus einer Entzündung des Auges entstanden ist, häufig mit Thiergalle geheilt wird. Ich gedachte dabei an Tobias, der von Azarias angewiesen wird, zu dem gleichen Zweck die Galle eines Fisches zu behalten, den er

im Tigris gefangen hatte, und mit diesem Mittel ward die Sehkraft des alten Tobias wieder hergestellt.

In der Provinz Aderbaitschan trifft man von Khoy an bis nach Tebris keine Juden an, und dieß ist bis nach Salmas und den Urmiasee hinab der gleiche Fall. Sie wurden von der Regierung aus diesen Gegenden vertrieben, weil einmal ein Muhamedaner eines seiner Kinder vermißte, und jetzt boshafter Weise die Juden beschuldigte, daß sie das Kind ermordet und das Blut desselben getrunken hätten. Wird doch solche abscheuliche und frevelhafte Beschuldigung meiner Volksgenossen selbst noch hie und da unter den Christen angetroffen! Nach genauen Erkundigungen, die ich einzuziehen Gelegenheit hatte, leben in der Provinz Kurdistan 1080 jüdische Familien, oder etwa 5400 Seelen, welche in den Städten und Dörfern umher haufenweise zerstreut sind. Sie sind mit albernen Geschichtchen aus der alten Tradition angefüllt, aber dabei lange nicht so entsittlicht, wie ich die Armenier in Kurdistan angetroffen habe. Ihre Gelehrten glauben, daß ihre Voreltern noch während der babylonischen Gefangenschaft sich in diesen Provinzen angesiedelt haben. Auch sie sind im Besitze der gleichen Traditionen über die zehn Stämme, wie man sie unter den Juden in der ganzen Welt findet. Das weibliche Geschlecht der Juden in Kurdistan ist züchtig, aber in andern Provinzen Persiens steht dasselbe, und wie ich fürchte mit Recht, in einem sehr schlimmen Rufe. Manche der persischen Juden sind zum Muhamedanismus übergegangen, und sind jetzt eifrige Vertheidiger desselben, indem sie im hebräischen Texte des alten Testamentes nach ihrer kabbalistischen Erklärungsweise gar manche Beweisstellen für die göttliche Sendung Muhameds finden wollen. Einen solchen Beweis glauben sie z. B. im ersten Buch Mosis 17, 20. anzutreffen, wo der HErr zu Abraham spricht: ich will ihn mehren gar sehr, (im Hebräischen bimeod meod, oder, wie die Juden es lesen, bimad mad.) Jedem

dieser hebräischen Buchstaben legen sie nun seine Zahlbedeutung bei, und bringen so die Zahl 92 heraus. Dasselbe thun sie mit den Buchstaben des arabischen Namens von Muhamed und sie erhalten auf diesem Wege auch wieder die Zahl 92, und daraus schließen sie nun, daß Muhamed in jener Stelle geweissagt sey.

August 8. Nachdem ich durch die Vermittelung des englischen Gesandten ausgezeichnete Empfehlungsbriefe an die Fürsten und Gewalthaber Mittelasiens von dem persischen Hofe erhalten hatte, nahm ich beim englischen und russischen Gesandtschaftspersonal meinen Abschied. Bei der russischen Gesandtschaft machte ich mit einem Herrn Chotzko, einem Freunde der biblischen Weissagungen, eine meinem Herzen sehr willkommene Bekanntschaft, dessen Gemüth durch die religiöse Unterhaltung, die er mit Missionar Pfander auf den letzten Wanderungen desselben durch Persien gehabt hat, mächtig zur Wahrheit hingezogen wurde, und von dem er auch mit großer Liebe sprach.

II. Abschnitt.

Reise nach Teheran, und Aufenthalt in dieser Hauptstadt Persiens.

Noch am 8. August (1831) brach ich, von den Segenswünschen meiner Freunde begleitet, von Tebris auf, um meine Reise nach Teheran anzutreten, das etwa 100 deutsche Stunden von Tebris entfernt ist. Ueber Turkomaniah und Sultaniah langte ich nach 7 Tagereisen wohlbehalten daselbst an, und fand in dem dortigen englischen Gesandtschafts-Palais eine freundliche Aufnahme. Einer der königlichen Minister, Chosrew Chan, mit welchem ich auf einer meiner frühern Reisen Bekanntschaft gemacht hatte, hatte die Güte, mich noch mit einem seiner Freunde an demselben Tage zu

besuchen, und es gelang mir, ein sehr ernsthaftes Gespräch mit demselben anzuknüpfen. Auf seine Frage: was der Mensch, der gesündigt hat, thun müsse, um wieder mit Gott versöhnet zu werden? gab ich ihm zur Antwort: das Blut Jesu Christi reinigt uns von aller Sünde; glaube an den HErrn Jesum, so wirst du selig! Ich übersetzte ihm das 53. Kapitel des Propheten Jesajas ins Persische, und sprach mit ihm von den Gerichten Gottes, welche über die Fürsten und Völker Europa's und Asiens im Anzuge sind, und der nahen Zukunft Christi in seiner Herrlichkeit. Chosrew Chan saß mir gegenüber und sagte: es träumte mir in einer der letzten Nächte, ich sitze auf meinem Pferde und stehe auf einmal mit demselben auf einer hohen Mauer. Zu meiner Rechten unter der Mauer befand sich das stürmische Meer, und zur Linken ein herrliches Gefilde. Plötzlich sprang mein Pferd auf den schönen Grasboden hinab, und ich befand mich in einem Zimmer, gerade wie das gegenwärtige ist, meinem Freunde Jos. Wolff gegenüber sitzend.

Der Vezier des königlichen Prinzen Mirza Muhamed, welcher den Titel Sille Sultan (Schatten des Sultans) führt, machte mir heute (16. August) einen Besuch, und versprach mir für meine Reise nach Bokhara alle Beihülfe, die in seiner Macht steht. Er ist aber nicht der Mann, mit dem ich mich in religiöse Unterhaltungen einlassen konnte. Nach ihm kam Chosrew Chan mit mehreren Mollahs wieder zu mir. Ersterer zeigte mir ein schönes persisches Manuscript, das eine Uebersetzung der 5 Bücher Mosis in sich enthielt, welche auf Befehl des berühmten Eroberers Nadir Schah von einem Juden gemacht worden war, der, wie sich aus der Uebersetzung ergibt, zum Muhamedanismus sich bekannte; denn das Wort Schiloh im ersten Buch Mosis 19, 10. ist mit „Mohde" übersetzt, ein Name jenes Erlösers der Muselmanen, welcher vor

dem

dem großen Gerichtstage alles zurecht bringen wird. Als ich in mein Quartier zurückkam, war dasselbe mit Juden aus Teheran angefüllt, welche Bibeln und Testamente zu erhalten wünschten. Mehrere von ihnen hatte ich schon vor sechs Jahren kennen gelernt, welche damals die neuen Testamente mir zurückschickten. Nun verlangen sie dieselben.

Ein jüdischer Rabbi aus Jerusalem sprach bei mir ein, der einer der Scheluchim (Abgesandten) der Judengemeinschaft von Safet ist, welcher überall unter den Juden in Persien umherzieht, um denselben das Gesetz zu predigen, und denen, die im Lande Israel und in der Stadt Jerusalem wohnen, milde Beisteuern ihrer Volksgenossen zurückzubringen. Auch Rabbi Meir, Jesajas Sohn, kam zu mir, der unter den Juden in Daghestan umhergereist ist, die, wie er sagt, gleich ihren Nachbarn, den Tartaren, Waffen tragen. Zu Derbend sollen 100, zu Antura 400 und zu Kuba 500 jüdische Familien wohnen. Nach seiner Meinung muß der Messias innerhalb 9 Jahren erscheinen. Diese Behauptung gründete er auf eine wunderbare Rechnung. Jeder Tempel zu Jerusalem, der nach dem Salomonischen gebaut wird, soll nämlich, vermöge der Buchstabenzahl im Worte Kadosch (heilig) 410 Jahre stehen, und nach den drei Consonanten dieses Worts sollen drei Tempel aufgebauet werden. Der erste Tempel stand 420 Jahre um der Propheten willen, die ihn schmückten, so daß für den letzten nur noch 400 Jahre übrig blieben. Die Dauer der Welt ist auf 6000 Jahre gesetzt, von diesen sind bereits 5591 Jahre verflossen. In neun Jahren muß demnach der Messias nothwendig erscheinen, damit sein Tempel 400 Jahre stehen kann, ehe die 6000 Jahre der Welt verflossen sind, und alsdann nimmt das große Sabbathsjahr seinen Anfang.

Die hiesigen Juden besitzen eine beträchtliche Anzahl hebräischer Manuscripte der 5 Bücher Mosis, jedoch nicht so viele, als ich deren vor 6 Jahren zu

Ispahan gesehen habe. Alle Abschriften, welche ich durchlief, stimmen aufs genaueste mit dem Grundtexte überein, den wir in Europa haben.

Je mehr ich in diesen muhamedanischen Ländern umherziehe und die verschiedenartigen Denkweisen ihrer Bewohner kennen lerne, desto klarer wird es mir, wie beim Verbreitungswerke der christlichen Erkenntniß menschlich kluge Berechnungsweisen so gar nichts vermögen und allenthalben zu Schanden werden. „Nicht durch Macht noch durch Gewalt, sondern durch meinen Geist, spricht der HErr." Möchte dieß doch das Losungswort aller Missionarien und aller Missionsgesellschaften werden! Aber in unsern Tagen ist es so leicht geschehen, daß der eine sich auf die glänzenden Fermane muhamedanischer Fürsten, ein Anderer auf den Forschungsgeist des persischen Volkes, ein Dritter auf die Verwendung eines europäischen Gesandten und den Schutz irgend eines großen Mannes seine Hoffnung baut. „Nicht durch Macht oder Gewalt, sondern durch meinen Geist, spricht der HErr." Wo der Geist des HErrn fehlt, da vermag keine Menschenmacht irgend eine Seele zu bekehren.

Der Minister Chosru Chan, der sehr freundlich mit mir ist, führte mich bei Kosor Ali, einem Mitgliede der Sekte des Ali, ein, welche Ali Ullahi oder Verehrer des Ali genannt werden, weil sie glauben, daß die Gottheit in der Person des Ali Mensch geworden sey. Ich machte verschiedene Fragen an den Mann, die er gern beantwortete.

An wen glaubet ihr?

Kosor. An den, der da lebt.

Ich. Wer ist dieser?

Kosor. Sayed Abbas zu Kermanschah, der an der Stelle des Ali ist, und größer als der Ali ist keiner, wir nennen ihn Gott.

Ich. Warum glaubt ihr denn, daß Ali Gott sey?

Kosor. Ali sprach einst zu seinem Freunde Ben=

jamin: Wer zu viel behauptet, dem gebt einen Streich auf den Backen. Ali sagte zu gleicher Zeit zu Benjamin: Ich, Ali, habe den Himmel und die Erde geschaffen. Aber, gab ihm Benjamin zur Antwort, behauptest du nicht zu viel, Ali? Ali gab ihm nun eine wohlriechende indische Blume, welche in demselben Augenblick aus seinem Munde herauswuchs. Daran merkte Benjamin, daß Ali Gott sey.

Ich. An welchen Kennzeichen erkennet ihr einander?

Kosor. Wir fragen einander, aus was trinkst du Wasser? Wer nun zu unserer Sekte gehört, der streckt alsobald die Zunge heraus und spricht: Az serri sabil! (Aus dem Knebelbart.)

Ich. Habt ihr keine Bücher?

Kosor. Wir haben Verzeichnisse unserer Denksprüche.

Ich. Glaubet ihr an Muhamed?

Kosor. Unser Glaube ist verborgen, obgleich über die ganze Welt verbreitet.

Ich. Was denkt ihr von Gott?

Kosor. Ali ist Gott. Er ist allenthalben. Er ist in allen Dingen. So wie das Salz in allen Dingen ist, und alles Ding ist Gott. Wer an Ali glaubt, der stirbt nie, er ändert nur sein Kleid. Wir haben eine sichtbare Religion und eine Gedankenreligion. Wir sehen alles; ein redender Glaube taugt nichts.

Ich. Habt ihr Priester?

Kosor. Wir haben Saida (Aelteste) zu Karakhan, Kermanschah, Hamadan, Teheran, Schiras und an mehreren Orten von Khorasan.

Ich. Kennt ihr Jesum und was denkt ihr von ihm?

Kosor. Ali war sowohl Jesus als Moses.

Ich. Was denkt ihr von Muhamed?

Kosor. Muhamed wird von uns Benjamin (Sohn von Yemen) genannt. Er wurde geschaffen aus Ali's Schweiß; denn Ali war, ehe die Welt war. Das Gesetz Muhameds nennen wir Hakekate Benjamin (die

Wahrheit Benjamins). Unsere Religion ist keine Bücher-Religion, sondern eine Religion des Herzens.

Ich. Was denkt ihr von den Engeln?

Kosor. Kleine Kinder sind Engel. Wir kennen nur vier Dinge in der Welt: Sonne, Metalle, König und Löwe.

Ich. Glaubt ihr an das Daseyn des Teufels?

Kosor. Ali ist der Teufel, denn der Teufel ist nichts als die Geißel Gottes, womit er die Menschen züchtigt. Aber der Teufel ist gut; denn nichts Böses kann von Gott kommen.

Ich. Glaubet ihr, daß es ein Paradies und eine Hölle gibt?

Kosor. Der Platz neben einem guten Menschen ist das Paradies, neben einem bösen Menschen ist die Hölle.

Ich. Was haltet ihr von Abraham, Isaak und Jakob?

Kosor. Der Glaube Abrahams ist unser Glaube.

Ich. Ist es wahr, daß das Feuer euch nicht schaden kann?

Kosor. Wenn einer, der zu uns gehört, in unserer Versammlung ein Feuer anzündet, so verwandelt sich dasselbe in eine Rose, so bald er darein bläst. Sieben Worte von uns reichen zu, um die Berge zu erschüttern und diese Wohnungen von einander zu theilen.

Ich. Was ist euer Glaube von Adam?

Kosor. Adam war das Bild Gottes.

Ich. Habt ihr Opfer?

Kosor. Unser ganzer Gottesdienst besteht in Opfern von Schafen, Oel und Reis.

Ich. Wessen Ankunft erwartet ihr?

Kosor. In Ali wird Jesus und Mohde vereinigt seyn. Vor zwei Jahren ward ein Kind zu Ispahan geboren. Am Tage seiner Geburt sprach es zu seinen Eltern: bringt mich nach Mekka, denn ich bin Jesus, und in weitern 14 Jahren werde ich Besitz von der

Erde nehmen, und die ganze Welt wird nur Eine Religion und Ein Buch, nämlich das Buch Jesu haben. Alle Menschen werden Brüder seyn und ein jeglicher wird seine eigene Schwester heirathen. Aber ehe dieß geschieht, wird ein Krieg mit Rußland entstehen, und die Ali Ullahe werden sich an die Russen anschließen, und Jesus wird zu Sultaniah bei Kasbin wohnen. Ehe ich öffentlich auftrete, denn ich bin Jesus, werden die Russen mit Hülfe der Ali Ullahe Persien erobern. Pest und Erdbeben wird kommen, aber wer Milch mit Wein vermischt trinkt, der wird nicht sterben.

Ich. Wo sind die Ali Ullahe entstanden?

Kosor. Zu Schahr Zor bei Sennaa.

Ich. Was denkt ihr von der Auferstehung der Todten?

Kosor. Wer eins ist mit Jesu, der wird nimmermehr sterben; denn wer an Jesum oder Ali glaubt, der wird eins mit ihm.

Ich. Glaubt ihr an Zauberei?

Kosor. Wir halten die Zauberei für eine Lüge. Jeder Mann Gottes kann Wunder verrichten. Es giebt vier Wissenschaften in der Welt; nämlich: Simeia, ein Buch, mit dessen Buchstaben man Wunder thun kann; Limeia, ein Buch, das, wo man es hinlegt, macht, daß die Schlangen unschädlich werden; Kimeia oder die Wissenschaft, wie ein alter Mann wieder jung wird; und Khafa, die Wissenschaft, vermöge welcher man sich unsichtbar machen kann.

Ich. Verrichte einmal ein Wunder in meiner Gegenwart.

Kosor. Ein vollkommener Mann kann nur Ein Wunder thun.

Ich. Habt ihr die Beschneidung unter euch eingeführt?

Kosor. Ja; aber nur darum, um den Muhamedanern zu gefallen. Jesus hat die Beschneidung abgeschafft.

Ich. Glaubet ihr, daß Jesus gekreuziget worden ist?

Kosor. Nein; wir glauben, daß er von Mekka aus in den Himmel gefahren ist.

Ich. Wißet ihr etwas von der Sündfluth?

Kosor. Wir haben davon gehört; aber es steht nicht in unsern heil. Büchern, welche schon vor der Schöpfung der Welt vorhanden waren.

Ich. Ihr sagtet mir, daß ihr von den Muselmannen begraben werdet, wie behauptet ihr denn, daß ihr nicht sterbet?

Kosor. Wir nennen das Sterben in unserer Sprache Hatam, d. h. ein Gehen von einer Stelle zu der andern. Wer an einer Stelle begraben wird, steht an einer andern wieder auf.

Ich. Was haltet ihr denn von der Seelenwanderung?

Kosor. Wer schlechte Werke gethan hat, gehet in ein Thier über. Balul, der Bruder eines Chalifen, hatte einen Bruder, der in ein Maulthier verwandelt wurde. Der Chalife wollte das Maulthier umbringen, aber Balul sprach: thue dieß nicht, sondern bete, daß es gut werden möge. Der Chalife betete 7 Jahre und das Maulthier wurde wieder ein Mensch. Die Thiere sind die Hölle böser Menschen.

Ich. Welches sind eure Gebräuche in Hinsicht auf die Ehe?

Kosor. Wir geben den Eltern der Tochter Geschenke; wir nehmen aber nur Eine Frau.

Ich. Verheirathet ihr euch mit andern Sekten?

Kosor. Nur mit Armeniern; denn die Armenier glauben, die Gottheit Jesu sey dieselbe Person mit Ali.

Ich. Habt ihr Propheten?

Kosor. Wir haben keine Botschaftsträger Gottes, sondern jeder Mann des Gebets ist ein Prophet. Gott ist Einer, und er hat vier Zeugen; der erste Zeuge heißt Aul Yaar (der erste Freund); der zweite ist Akher Yaar (der letzte Freund): der dritte ist Kerm Khowan-

dekar (der Edle Gottes); und der vierte ist Resa David (die Aufnahme Davids).

Ich. Wer war David?

Kosor. David hat sich selbst geschaffen; er lebt immerdar.

Ich. War Ali verheirathet?

Kosor. Ali hatte weder Vater, noch Mutter, noch Weib.

Ich. Welcher Tag der Woche wird von euch als heilig gefeiert?

Kosor. Der Donnerstag.

Ich. Sucht ihr Andere zu eurem Glauben zu bekehren? und wie macht ihr das?

Kosor. Wer unter uns aufgenommen seyn will, muß Opfer darbringen und ein Fest den Derwischen bereiten. Die Derwische aller Sekten sind Ali Ullahe.

Ich. Wie wird der Ehebruch von euch bestraft?

Kosor. Die Ali Ullahe haben alle Dinge unter einander gemein, Weiber, Geld und Nahrung.

Dieß war der Hauptinhalt meiner Unterhaltung mit Kosor. Später hatte ich mit mehreren andern Gliedern dieser Sekte umständliche Gespräche, und alles, was ich von diesen hörte, bestätigte die Angaben, welche mir Kosor gemacht hatte.

Ich wurde bei dem Fürsten Statthalter von Teheran eingeführt, der den Titel: Sille Sultan (Schatten des Königs) führt. Ich machte Se. königl. Hoheit mit dem Zwecke meiner Wanderungen in diesem Theile der Welt bekannt, und er schien ein Interesse an der Sache zu nehmen, und bezeigte sich sehr freundlich gegen mich.

Bekanntlich theilen sich die Muhamedaner in Sunniten und Schiiten ab. Die ersteren betrachten das Buch der muhamedanischen Tradition, die Sunna genannt, für kanonisch und untrüglich, und halten den Omar für den rechtmäßigen Nachfolger Muhameds. Die Schiiten (Sektirer, Irrgläubige) verwerfen die Sunna,

und betrachten den Ali, den Tochtermann des Propheten, als einzig rechtmäßigen Nachfolger des Propheten, indeß sie den Omar, als einen eingeschlichenen Chalifen, verfluchen. Alle Perser gehören zu der Sekte der Schiiten und erkennen 12 Imame als Nachfolger des Propheten. Um der berühmten Wallfahrtsplätze willen, wo sie begraben liegen, und zu denen Tausende der frommen Perser wallen, um dort ihre Andacht zu verrichten, ist es der Mühe werth, die Namen dieser Imame zu nennen, auf welche sich die Schiiten, als Gründer ihres Glaubens, berufen. Der erste und vornehmste derselben ist Ali, der zu Kufa begraben liegt. Auch andere Städtebewohner Mittelasiens sprechen die Ehre an, Ali's Grabmahl bei sich zu haben. Der zweite, Hassan, Ali's Sohn, liegt zu Medina begraben. Der dritte, Hussein, gleichfalls ein Sohr Ali's, ward von Yazid ermordet und liegt zu Kerbelay begraben. Der vierte, Seyn Alabetin, der an Gift starb, fand seine Begräbnißstätte zu Medina. Der fünfte, Mohamed Baker, liegt gleichfalls zu Medina begraben, und ebenso der sechste Imam, Tschaafer Sadeh. Das Grabmal des siebenten, Musa Kasem, befindet sich zu Kasemeyn. Imam Resa, der gleichfalls eines gewaltsamen Todes starb, liegt zu Meschid in Khorasan begraben. Der neunte Imam, Mohamed Taki, ruht in der Gruft zu Kasemeyn. Der zehnte Imam, Ali Naki, hat sein Grabmahl zu Suromorah. Der eilfte, Saheb Azzemaun, soll, wie die Hadis der Schiiten versichern, noch jetzt am Leben seyn. Er verschwand auf dieselbe Weise, wie Enoch und Elias, und soll in der Fülle der Zeit als der große Mohde (Führer der Gläubigen) wieder zurückkehren. Der zwölfte Imam, Hassan Askeri, liegt zu Suromorah bei Bagdad begraben. Diese eilf Grabstätten sind die großen Sammelplätze der andächtigen Schiiten, und zugleich die Hauptbollwerke der Finsterniß in Persien, welche in eben

so viele Arbeitsstätten evangelischer Zeugen umgewandelt werden sollen.

August **22.** Der Mutschtehit (Kämpfer für den wahren Glauben), Oberpriester zu Teheran, sandte einen Boten zu mir, um mich fragen zu lassen, ob es wahr sey, daß ich nach Persien gekommen sey, um über die Religion mit den Muhamedanern zu disputiren. Wenn dieß der Fall sey, so gebe er mir den Rath, davon abzustehen, weil sonst leicht eine Empörung unter dem Volke entstehen könnte.

Ich machte heute dem Staatsminister Khosru Chan einen Besuch. Dieser fragte mich, ob es wahr sey, daß Juda, Jakobs Sohn, eine solche Stärke in seinen Haaren besessen habe, daß er im Stande gewesen wäre, alle Egypter mit einem einzigen Haar um's Leben zu bringen, und daß Juda's gewaltiges Haar den Joseph so sehr in Schrecken gesetzt habe, daß er sich seinen Brüdern offenbarte. Khosru hatte diese Fabel von den Juden gehört. Auf meinen Reisen durch Palästina und in den Sandwüsten Mesopotamiens machte ich häufig die Bemerkung, daß die Juden und Christen gemeiniglich die Araber in der Wüste unterhalten, indem sie mit ihnen unter ihren Zelten niedersitzen und sie mit Mährchen dieser Art belustigen. Auch in Persien, wo sie doch meist verfolgt werden, fällt es manchem unterhaltungslustigen Chane ein, Juden und Christen zu sich kommen zu lassen, um ihren Wundergeschichtchen zuzuhören. Nicht selten sahe ich türkische und arabische Handelsleute, mit ihrer langen Pfeife im Mund, auf ihren Reisezügen durch die Wüste am kühlen Abend um einen Juden herumsitzen, dem sie voll Begierde zuhorchten, wenn er ihnen von der ausnehmenden Schönheit Josephs, von den Wundern, die Moses verrichtete, von der Riesenstärke Simsons, mit allerlei lustigen Ausschmückungen und Erdichtungen die Zeit vertrieb. Dieß ist wohl auch die einzige Quelle, aus welcher so viele fabelhafte Geschichten aus dem Talmud in den Koran

hinübergeflossen sind. Muhamed machte viele Reisen mit Juden, und mochte aus dem Munde derselben oft über die Weisheit Salomo's wundervolle Dinge gehört haben, wie er die Sprache der Thiere auf dem Felde und der Vögel unter dem Himmel verstand, und welche Wunder Jesus als Knabe zu Nazareth verrichtet habe. Diesen fabelhaften Sagen des Korans liegt nicht selten eine Wahrheit zu Grunde, denn unter den Nomaden der Wüste wurde gewiß manche Geschichte von Abraham und den alten Vätern aufbewahrt, die uns nicht in der Schrift erzählt ist. Ich bewundere die Liebe der Araber zu ihren Voreltern, und ich finde viel Vergnügen darin, in ihren Zelten niederzusitzen und sie erzählen zu hören, wie einst der kleine Ismael in der Wüste schrie, und mit seinem kleinen Fuße auf die Erde stampfte, während seine Mutter Hagar in der Entfernung ihr Flehen mit dem Geschrei ihres durstigen Knaben vereinigte, was am Ende den Allbarmherzigen so rührte, daß er eine Wasserquelle an der Stelle entspringen ließ, wo der kleine Knabe mit dem Fuße gestampft hatte. Geschichtchen dieser Art sind mir noch ungleich lieber, als die frostigen Träume eines Ungläubigen, welche jedes bessere Gefühl aus der Seele unserer deutschen Jünglinge hinwegstehlen.

Ich hatte diesen Abend die Freude, daß ein angesehener Perser im Verborgenen seine Kniee mit mir vor dem Allgegenwärtigen beugte, und mit mir den Namen des eingebornen Sohnes Gottes anrief. Nach dem Gebet erinnerte ich ihn an die Worte unsers Erlösers: Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater. Er gab mir darauf zur Antwort: in jenen Tagen war nicht unausbleibliche Todesstrafe auf solches Bekenntniß gesetzt, wie dieß unter uns der Fall ist; und auch der Apostel Paulus fand für nöthig, unter den Juden ein Jude und unter den Griechen ein Grieche zu seyn. Mein lieber Wolff, fügte er hinzu, du gibst den Persern Anstoß,

wenn du ihnen so gerade heraus auf einmal sagst: Jesus sey der Sohn Gottes, und er sey für unsere Sünden gestorben; wäre es nicht vorerst besser, ihnen zu sagen: meine Freunde, ich bin ein Derwisch von jüdischer Abkunft und zu Jesu zurückgekehrt, und bin nun trunken von der Liebe Gottes und wünsche mehr von Gott zu erkennen. Aber die Art, wie du handelst, bringt dein Leben in Gefahr. Haben sie doch den russischen Gesandten und **50** Personen mit ihm am hellen Mittagslichte ermordet, weil er verlangte, daß der Eunuche Mirza Yakub öffentlich das Christenthum bekennen solle. Eben so wollten sie auch mich und meinen Freund Manuschar um's Leben bringen.

August **23.** Ich machte dem muhamedanischen Oberpriester (Mutschtehid) Amir Mohde meine Aufwartung. Zuvor hatte mir der Gueber Mullah Bahram gesagt, beim Hineintreten in sein Zimmer müsse ich ihn also anreden: Du bist mein Oberer, und ich bin dein Knecht; du bist ein großer Mann, ich habe viel von dir gehört, und noch nie einen so frommen Mann gesehen, wie du. Obgleich ich dem Oberpriester dieß Compliment nicht machte, so behandelte er mich doch mit großer Artigkeit. Ich sagte ihm, ich seye ein Jude gewesen, und glaube jetzt, daß Jesus Christus für unsere Sünden gestorben sey, und trage ein großes Verlangen in meinem Herzen, meine Volksgenossen, die Juden, zu derselben Ueberzeugung zu führen. Er sagte mir, er habe nichts dagegen, wenn ich auch mit den Muselmannen über die Religion spreche, aber ich solle nur nicht zu ihnen in die Häuser gehen; denn zu Teheran gebe es viele Fanatiker, die mich behandeln würden, wie sie kürzlich den russischen Gesandten behandelt haben. Auch würde es ihm leid thun, wenn mir von seinen Leuten eine Mißhandlung wiederfahren würde, denn Muhamed habe gesagt: sey freundlich gegen den Fremdling, wenn er auch ein Ungläubiger ist. Bei dem Oberpriester befanden sich viele Mollahs, die sehr liebreich gegen mich

waren, und unter ihnen war auch der Mollah Ramasan Ali, welcher den Missionar Heinrich Martyn gut gekannt hatte. Ich erfuhr hier, daß die Schiiten sich in sieben Sekten theilen, nämlich: die Kysaani, die Wakef, die Nausis, die Fatahi, die Ismaelen, die Saydi und die Asne Ascheri. Es ist merkwürdig, daß nicht nur die Juden in der ganzen Welt, sondern auch die Perser, die Muhamedaner, die Christen in den Morgenländern, die Sabäer und die Hindus durchgängig glauben, es gebe zwei und siebenzig Völker, zwei und siebenzig Sprachen und zwei und siebenzig Religionen in der Welt.

Mein alter Freund Chosru Chan besuchte mich, und sagte mir, er habe schon oft von dem HErrn Jesu geträumt, und einmal habe er geträumt, der Apostel Petrus sey ihm erschienen und habe ihn gefragt: ob er ein großes Verlangen habe, in das Himmelreich einzugehen; aber er habe sich geschämt, eine Antwort darauf zu geben.

Eine gelehrte Muhamedanerinn, die Priesterin Zahori Aluesa, sprach bei mir ein, von einem persischen Herrn mit einem rothen Barte begleitet. Sie war etwa 50 Jahre alt, und hat von Lucknow in Bengalen hieher eine Wallfarth zu den Gräbern der Heiligen und bis nach Mekka gemacht. Ich sprach mit ihr von dem Tode Jesu Christi und dem zukünftigen Gericht, und bisweilen zupfte sie ihren Begleiter am Arm, um ihm bemerklich zu machen, ich rede viele Dinge, welche sie schon oft gepredigt habe. Sie erzählte mir, sie habe in dem Buche Khorui Namah gefunden, daß Christus im Jahr 1861 mit Elias und dem Propheten Jonas wiederkommen werde.

Nach ihr kam der Schwager des Fürsten Statthalters, Mohde Mirza, ein Sprößling des Nadir Schah, mit einer großen Begleitung zu mir. Ich erzählte ihnen nun ganz einfältig die Art und Weise, wie ich zu der Erkenntniß Jesu Christi gekommen sey. Es ist nicht

Eigendünkel, wenn man die Gnade des Heilandes gegen eine arme Menschenseele rühmt, und dieser Ruhm seiner Güte macht die Herzen unserer Mitbrüder weich, und muntert sie auf, denselben Heiland zu suchen, der auch die elendesten Sünder retten will.

Schon in meinen frühern Tagebüchern hatte ich öfter Gelegenheit, von den Suffis, *) diesen mystischen Philosophen des Orientes, die ich weit und breit umher in Persien und Mesopotamien antraf, ein Wort zu reden; hier füge ich nur noch eine kurze Bemerkung über sie bei. Nach der Erklärung, die mir ein gelehrter Mann aus ihrer Mitte gab, ist ein Suffi ein Mensch, der bei einer reinen Absicht ein Freund des ganzen Menschengeschlechts wird, und mit jeder Religion gütlich auszukommen sucht. Es wird zwischen den Suffis, die zu der Sekte des Omars gehören, und denen von der Sekte des Ali ein großer Unterschied gemacht. Auch theilen sie sich in vier Hauptklassen ein. Die erste Klasse derselben sind die Refaa, deren Stifter der alte Alkekir Arrifaä ist. Diese Sekte gestattet den Jünglingen, die Trommel zu schlagen und mit ihren Brüdern reinen Sinnes zu tanzen, während sie dabei den Namen ihres Geliebten nennen, d. h. des allmächtigen Gottes und seines geliebten Propheten Muhameds. Die zweite Klasse, Kaderi genannt, hat den frommen Alkadir Aidschilani von Bagdad zum Stifter. Diese laufen bei ihrer Gottesverehrung mit steter Bewegung des Körpers in einem Kreise herum und jauchzen das Lob des Propheten. Die dritte, die Nakhsbandi, von dem Hadschi Nakhsbandi von Bokhara gestiftet, wiederholen in ihren Versammlungen das Wort Allah (Gott) mit leiser Stimme so lange, bis der Athem ausgeht und sie ganz in sich selbst versunken sind. Die vierte Klasse derselben,

---

*) Suffis werden sie genannt entweder wegen des härenen Kleides (Suf), das sie tragen, oder weil sie sich als reine Leute (Suff) betrachten.

Mohdi genannt, und von Sayd Ali aus Yemen gestiftet, singen mit einander Lieder zum Preise Gottes und seines Propheten. Und alle diese Klassen beobachten dabei besondere Gebräuche, welche ihnen ihre Ordensregel vorgeschrieben hat.

Auf meinem Wege durch Persien hatte ich es nicht selten mit den Feueranbetern, den Guebern, zu thun, welche in der Nähe der Wohnung der brittischen Gesandtschaft zu Teheran ihre Andacht zu verrichten pflegen. Man findet sie häufig zu Yez, Kerman, Schiraz, Ispahan und Kaschan. Sie sagen, ihr Religionsstifter Zerduscht (Zoroaster), den Nimrod in einen feurigen Ofen geworfen haben soll, sey nach und nach zur Erkenntniß des einigen Gottes gekommen, indem er aus den Wirkungen auf die Ursachen derselben schloß, und am Ende zu einer letzten und höchsten Ursache aller Dinge gelangte. Sie selbst nennen sich Fars oder Behdin (gut Gläubige). Ihr Gott ist Yezdun Ormuzd, der noch 1100 andere Namen hat, und dem der erste Tag jedes Monats geheiligt ist. Ihm bringen sie jedes Jahr ein Schaf zum Opfer dar. Der Widersacher Gottes wird von ihnen Ahrmand genannt. Sie glauben an einen Himmel (Behescht) und an eine Hölle (Dusakh). In letzterer bleiben die Bösen, bis sie ihre Sünden gebüßt haben. Auch mit der Geschichte der gefallenen Engel sind sie bekannt, und daß die Welt aus dem Wasser hervorging. Es finden viele Rangordnungen unter ihren Priestern statt; auch sprechen sie von vielen Ordnungen der Engel, deren jeder als Schutzgeist gewissen Dingen vorgesetzt ist. Das heilige Feuer auf dem Altare ihres Tempels lassen sie nie erlöschen. O möchte doch in den Herzen dieser armen Leute ein göttliches Feuer entzündet werden, das nimmermehr erlöscht! Auch sie glauben an eine Seelenwanderung, und behaupten, daß Gott 18,000 Mal eine neue Welt zu schaffen beschlossen habe.

Bereits habe ich fünf Wochen in dieser Hauptstadt Persiens zugebracht und der HErr hat meinen Aufenthalt unter verschiedenen Klassen des Volkes gesegnet. Nun ist es Zeit, an die Fortsetzung meiner Reise zu denken und nach dem Wanderstabe zu greifen. Seit zwölf Jahren bin ich als Bote Christi in lauter solchen Ländern des Orientes umhergewandert, in denen noch Spuren des Christenthums angetroffen werden. In Egypten fand ich die Kopten; in Palästina und auf dem Gebirge Libanon die Maroniten, Syrer, Griechen und Armenier; in Mesopotamien traf ich Jakobiten, Nestorianer und römische Katholiken an; in Macedonien und auf den griechischen Inseln fand ich die Griechen, die sich wenigstens äußerlich zum Namen Jesu Christi bekennen. Aber von Teheran an ziehe ich einem Lande entgegen, wo das Evangelium unseres HErrn entweder gar nicht gekannt oder bitter gehaßt ist, das von muhamedanischen Zeloten bewohnt wird, und in welchem man auf jedem Schritte Gefahr läuft, eine Beute roher Räuber zu werden, und als Sklave sich ungekannt und namenlos in der Wüste zu verlieren. Möge der Gott Jakobs, der Vater unsers HErrn Jesu Christi, mit mir seyn, und mich begleiten auf dem Wege, den ich in seinem Namen und als sein Bote ziehen werde! Möge er mich Gnade finden lassen in seinen Augen und in den Augen der Menschen, die ich in der Wüste finde, damit auch in diesen Wildnissen sein Name hoch gelobet werde!

III. Abschnitt.

Reise durch die Provinz Khorasan, von Teheran nach Meschid, (vom 23. Sept. bis 5. Decbr. 1831.)

Sept. **23. 1831.** Die Kameele sammelten sich vor dem Hause des englischen Gesandten, wo ich während

meines Aufenthaltes zu Teheran gewohnt hatte. Meine Reisegeräthschaften, die aus einer Anzahl heiliger Schriften, aus wenigen Kleidungsstücken und einem kleinen Vorrathe von Lebensmitteln bestanden, wurden jetzt aufgeladen, und so zogen wir zum Stadtthore hinaus, um dort zu warten, bis die ganze Reisekarawane sich gesammelt hatte. Der Hadschi Scheikh Muhamed von Herat mit seinem Weib und seinen Kindern, Ali Akbar und ein Derwisch von Candahar waren meine Mitreisenden, und unsere Karawane bestand aus **150** Kameelen und **20** Kameeltreibern. Wir reisten die ganze Nacht und kamen am frühen Morgen, 7 Stunden von Teheran entfernt, bei einem Dorfe an, das von Kurden bewohnt ist. Das Kurdenvolk ist von Damaskus an bis in die Provinz Khorasan hinein weit umher zerstreut. Die Kurden sind, wie die Araber, ein vollkommen freies Volk, unter welchem Gesetzlosigkeit und Räuberei mehr, als irgend in einem monarchischen Staate des Orientes zu Hause sind. Das Land ist hügelig und der große Demawend lag in Nordosten vor unsern Augen da, an dessen Fuße uns der Weg vorwärts führte. Es sind zwei große Karawanenstraßen, welche die Provinz Khorasan gegen Osten hin durchschneiden. Die eine derselben führt in nördlicher Richtung gegen die Ufer des kaspischen Meeres hin durch einen Theil der Provinz Mazanderan über Sari Astrabad und Gurgan durch das Goklandsgebirge nach Meschid. Ein Weg, den der englische Offizier Herr Burnes zwei Jahre später gemacht hat. Die andere Karawanenstraße hält sich südlich und zieht über die Hauptstädte der Provinz Khorasan, Danghan und Bostan über Turschischi in der Richtung nach Herat, nach der östlichen Grenze Khorasans, an welcher Meschid liegt. Wir wählten die letztere Straße, welche der berühmte Forster im Jahr **1783** und **1784** gemacht hat, weil wir hoffen durften, den Nachstellungen der Straßenräuber auf derselben sicherer auszuweichen.

Sept. 25. Wir kamen heute nach einem Marsche von 10 Stunden bei einem Dorfe an, das meist von Ali Ullahe bewohnt ist. Wir schlugen unsere Zelte auf, ich konnte jedoch nur kurze Zeit der Ruhe genießen. Während mein Freund, der Hadschi Scheikh Muhamed, mit seiner langen Pfeife neben mir saß, um von den Beschwerden des Tages auszuruhen, fragte ich ihn um seine Meinung über den Ursprung der Opfer, da er als Sohn des Groß-Mullahs von Herat für einen Gelehrten gehalten wird. Nach ein paar kräftigen Zügen aus seiner Tabakspfeife sprach er: Abraham sah zwei mal im Traume, daß es Gebot Gottes war, daß er seinen Sohn Ismael (Friede sey über ihm!) ums Leben bringen soll. Er ging nun, mit Hagars Erlaubniß, nach Mekka, um den Ismael, den er gebunden hatte, dort zu tödten. Der Teufel stand ihm indeß in dem Wege, um dieß zu verhindern; aber Abraham beharrte darauf, Gottes Befehl auszurichten! Gott ließ in dem Augenblick, da er ihm das Messer an die Kehle setzte, dasselbe nicht schneiden. Gott der Allerhöchste sandte ihm ein Schaaf, das er statt Ismaels tödtete, und dieß ist der Anfang der Opfer. Ich machte nun meinen orientalischen Freund mit der Lehre der Bibel von den Opfern bekannt und bemerkte ihm, wie ohne Blutvergießen keine Vergebung der Sünden statt finde; wie die Opfer von Thieren und selbst das Opfer Isaaks Vorbilder waren von dem großen Opfer unsers HErrn Jesu Christi, der ein Mal für uns alle auf dem Altar des Kreuzes geopfert ward.

Sept. 26. Wir kamen frühe zu Arradun, 25 Stunden von der Hauptstadt entfernt, an. Hier fangen schon, wie in vielen Theilen von Khorasan, die Einwohner an, das Alt-persische, nämlich die Pelwisprache, zu reden. Es ist ein unfreundliches Land, bemerkt Herr Burnes in seiner Reisebeschreibung, und das Klima so feucht, daß die Einwohner von dem hitzigen und

kalten Fieber, der Wassersucht und vielen andern Körperübeln geplagt werden. Es ist ein Land der Schlangen und Frösche, jedoch sind die Schlangen nicht giftig; man sieht sie überall sich wenden, und sie haben ungefähr die Dicke einer tüchtigen Peitsche. Uebrigens ist diese Gegend sehr fruchtbar; das Zuckerrohr gedeiht hier, jedoch sind die Leute gewohnt, den Zucker nur als Syrup zu verkaufen. Auch wächst hier die Baumwollenstaude in üppiger Fülle, und die Seidenwürmerzucht trifft man überall an. Die Baumfrüchte sind trefflich, und viele Fruchtbäume wachsen wild. So trifft man ganze Wälder von Granatbäumen an. Die Leute sammeln die Früchte ein und führen sie, nachdem sie die Körner in der Sonne getrocknet haben, als eine Seltenheit nach andern Ländern aus. Die Landleute haben zwar ein kränkliches, aber demohngeachtet ein behagliches Ansehen. Die Männer tragen dunkelfarbige Kleider und Mützen von Filz auf dem Kopfe. Die Frauen sind in der Regel in Roth gekleidet. Jedes Haus hat einen Garten und ist mit einer Hecke von Maulbeerbäumen umgeben. Auch sieht man überall Kriechpflanzen, Melonen und Kürbisse über die Dächer hinwachsen und dieselbigen bedecken. Die meisten Häuser ruhen auf hohen hölzernen Pfählen, um den übeln Folgen der Nässe vorzubeugen.

Abermals, fährt Miss. Wolff zu erzählen fort, fand sich Scheikh Muhamed am Abend in meinem Zelte ein, und unterhielt sich mit mir. Ich sagte zu ihm: ich spreche gerne mit dir, denn du bist ein ehrlicher Mann, der zugleich etwas von der Welt gesehen hat. Sage mir nun einmal offen, was denkst du vom Christenthum?

Scheikh Muhamed. Wir glauben nicht, daß es eine gute Religion ist, so wie auch du das Judenthum für keine gute Religion hältst. Du glaubst ja, das Judenthum gelte nicht mehr, weil es Jesus abgeschafft habe; aus demselben Grunde glauben wir, das

Christenthum könne nicht gelten, weil es Muhamed abgeschafft hat.

Ich. Wir sagen keineswegs: die Schriften Mosis und der Propheten seyen nicht weiter gültig, sondern wir behaupten nur, das Judenthum habe seinen Zweck erreicht, seine Vorbilder seyen verwirklicht, und die Weissagungen der Propheten von der Menschwerdung und dem Tode Jesu seyen erfüllt. Wir glauben, durch die Uebertretung Adams sey die Sünde mit dem ganzen Gefolge ihres Elendes in diese Welt gekommen, und daher verhieß Gott dem Adam, dem Abraham und allen übrigen Propheten: Es werde Einer kommen, der die Sünden der Welt hinwegnehmen soll, und dieser ist Jesus von Nazareth. Mit seinem Eintritte in die Welt hat das Judenthum seine Endschaft erreicht.

Scheikh M. Und Muhamed war der Prophet, der nach Jesus gekommen ist.

Ich. Woher weißt du, daß Muhamed ein wahrer Prophet ist?

Scheikh M. Dieß weiß ich aus seinen Wundern. Er spaltete den Mond; Leute, die größer waren, denn er, wurden kleiner, wenn sie neben ihm liefen; er warf keinen Schatten, wenn er in der Sonne ging; er sahe auf seinem Rücken so gut, wie vor sich hin mit seinen Augen; die Erde öffnete sich und verschlang den Unrath seiner Verdauung.

Ich ließ ihn lange fortreden, denn es würde ihn erbittert haben, wenn ich für dieses alles Beweise von ihm verlangte. Am Ende fragte ich: aber durch welche Mittel hat denn Muhamed seine Religion befördert?

Scheikh M. Einige Wenige gewann er durch Ueberzeugung, die Meisten aber mit dem Schwert.

Ich. Was meinst du: ist Gott mit dem bloß äußerlichen Bekenntnisse der Religion zufrieden, oder verlangt er einen Glauben des Herzens? — Sicherlich das letzte, versetzte er. — Aber setze nun einmal den Fall, fuhr ich fort, du machtest eine Reise nach England, und die

Engländer setzten dir nun das Schwert an die Kehle und sagten: wenn du nicht ein Christ wirst, so bringen wir dich ums Leben: so könnte zwar die Furcht dich bewegen, dich äußerlich zum Christenthum zu bekennen, aber du wärest deswegen noch kein Christ deinem Herzen nach. — Dieß ist ganz wahr, sagte er, aber Muhamed war genöthigt, das Schwert zu gebrauchen, weil er so viele Widersacher hatte, die ihn immer aufs Neue angriffen, wenn er Frieden mit ihnen gemacht hatte. — Aber dieß ändert die Sache nicht, versetzte ich, denn es bleibt ewig wahr, daß das Schwert nie das Mittel seyn kann, einen Menschen von der Wahrheit der Religion zu überzeugen.

Es ist merkwürdig, daß dieselbe Streitfrage, welche die protestantischen Christen seit Jahrhunderten getheilt hat, nämlich die Frage über Vorherbestimmung (Prädestination) und freien Willen, auch die Muhamedaner in Bewegung setzt. Scheikh Muhamed sagte mir, sowohl in Afghanistan als zu Mekka drehe sich überall der Streit der Mollahs um die Frage herum: ist das Schicksal des Menschen an den freien Willen desselben gebunden, oder ist es das Ergebniß eines unfreien Willens?

Scheikh Muhamed ist in dieser Beziehung ein muhamedanischer Armenianer, der mit Milton behauptet: das Vorhersehen Gottes hebt die Freiheit des menschlichen Willens nicht auf.

Sept. **28.** Wir kamen nach einem Zuge von 8 Stunden bei einem elenden Dorfe, Namens Denamak, an, und schlugen wieder unsere Zelte auf. Abermals fand sich mein Freund Scheikh Muhamed bei mir ein, und unterhielt mich von den Engeln. Nach unsern Begriffen, sagte er, sind sie Geschöpfe Gottes, die einen Körper haben wie wir, nur finden bei ihnen die Bedürfnisse des menschlichen Körpers nicht statt. Sie befinden sich immer in der Gegenwart Gottes, besingen sein Lob und vollziehen seine Befehle. Nachdem

Gott den Adam geschaffen hatte, wollte er, daß die Engel ihm dienen sollten; nur einer derselben konnte sich nicht entschließen, zu einem Geschöpf von Staub und Erde sich hernieder zu lassen, und er ward daher in die Hölle geworfen. — In der Abendstunde machte ich allein einen Spaziergang um das Dorf herum, (denn in die Dörfer hineinzutreten wagt man nicht leicht) und im tiefen Gefühle der großen Schwierigkeiten, welche der Predigt von Christo unter diesem verfinsterten Volke im Wege stehen, flehte ich den HErrn um seinen Beistand und um die Leitung seines Geistes an. Ach, das sind immer und überall selige Augenblicke, wenn die Seele ihre Seufzer vor dem geliebten und überall gegenwärtigen HErrn ausschütten darf; dieß versüßt alle Mühseligkeiten und Leiden dieser armen Pilgerschaft. Denamak ist der letzte Ort in der Provinz Irak.

Sept. 29. Wir traten nun in die Provinz Khorasan ein, und langten über Lasgerd am folgenden Tage zu Semnan an. Auch hier wird die Pelwisprache gesprochen, von der ich nur wenige Worte verstand. Ein Sohn des persischen Königs ist Statthalter über diese Gegend. Ich hatte mehrere Empfehlungsbriefe an ihn von seiner Mutter und von seinem Bruder, und da er gerade abwesend war, so schickte ich ihm die Briefe durch einen Gueber nach. Eben wüthete die Pest zu Semnan, und wir wurden daher nicht in die Stadt gelassen, die zehn Stunden von Lasgerd entfernt ist, und etwa 12,000 Einwohner fassen mag. Semnan, Bustan und Meschid sind die drei Hauptplätze in der Provinz Khorasan; alle übrigen Theile der Provinz werden von Chanen beherrscht, welche sich um die Befehle des Königs nur wenig bekümmern. Jedes Dorf in diesem Lande ist befestigt wegen der beständigen Ueberfälle der räuberischen Turkmanen, die das ganze Land unsicher machen. Die Chane selbst liegen in beständigem Kampfe unter einander, und manche derselben stehen im ge-

heimen Bündniß mit den Turkmanen. Gerade jetzt ist der Prinz Bahman Mirza gegen Damghan gezogen, um einen rebellischen Chan daselbst zu unterwerfen. Die Guebern in dieser Stadt sind sehr freundlich gegen mich, und ich verkündigte ihnen das Evangelium.

Am 2. Oktober langten wir zu Daulad Abad an, wo ich den Prinzen Bahman Mirza antraf, der mir ein Empfehlungsschreiben an seinen Bruder Ismael Mirza, den Gouverneur von Bustan, mitgab, und mich durch einen seiner Offiziere nach Damghan begleiten ließ. Die ganze Bevölkerung dieser Gegend ist in sichtbarer Bestürzung, weil sie jede Nacht feindliche Ueberfälle befürchtet. Ich bot dem Chan der Stadt, Mohamed Wale, ein Exemplar unserer heiligen Schrift an, aber er schlug mein Anerbieten aus. Damghan ist von etwa 6000 Muselmannen bewohnt, die ziemlich freundlich gegen mich waren. Die Stadt soll vor 5002 Jahren gebaut worden seyn, und befand sich ehemals in einem sehr blühenden Zustande, wurde aber von dem gewaltigen Eroberer Nadir Schah im verflossenen Jahrhundert zerstört, und nach dessen Tode wurden die Bewohner derselben nach Cabul als Gefangene geführt. Jetzt haben sich neue Einwohner hier angesiedelt, denn im Oriente bleiben zwar die Natur, die Sitten und Gebräuche sich immer gleich, aber unter den Menschen ist ein beständiger Wechsel.

Okt. 4. Ich machte mich nach Bustan auf den Weg, eine Stadt, die erst vor 50 Jahren gebaut worden ist. Die ganze Gegend umher gleicht einem wahren Paradiese; alles ist voll herrlicher Weinberge und duftender Granatwälder. Aber jedes Dorf ist eine Festung, denn in diesem Paradiese leben die Menschen in Zank und Krieg neben einander. Der Zustand dieses Landes stellte mir ein deutliches Bild der alten deutschen Ritterzeit im Mittelalter vor die Augen. Auch die Chane von Chorasan sind erbliche Lehensleute, welche dem Schah von Persien zinspflichtig sind, und ihren

Tribut in einer Anzahl von Pferden bezahlen. Sie haben Macht über Leben und Tod ihrer Unterthanen, und liegen unter einander selbst in fortgesetzter Fehde. Diesen Zustand benützen nun die räuberischen Turkmanen der Nachbarschaft; diese überfallen die Provinz von allen Seiten, und führen die Einwohner als Sklaven nach Khiwa und Bokhara weg. Die Zahl dieser Chane im Lande ist sehr groß, und jeglicher besitzt seine eigene feste Burg, von der aus er die ganze Umgegend Tag und Nacht in Schrecken hält.

Bei meiner Ankunft zu Bustan übergab ich dem Prinzen Statthalter, Ismael Mirza, die Empfehlungsbriefe von seinem Bruder Bahman Mirza, so wie von dem Staatsminister Khosru Chan, und bat ihn, mich über Khiwa (Organtsch) durch Turkmanen nach Bokhara begleiten zu lassen. Er antwortete, er werde dieß gerne thun, wenn ich ihm schriftlich versichere, daß der König von England ihm nach meiner sichern Ankunft daselbst **6000** Tumans (**36,000** fl.) werde ausbezahlen lassen. Ich gab ihm lächelnd zur Antwort: ich könnte ihm zwar leicht ein solches geschriebenes Versprechen geben, allein der König von England würde einen solchen Wechsel nicht anerkennen. — Wenn dieß der Fall ist, sagte er, so kannst du hinmarschiren, wohin du willst. Ich befand mich in nicht geringer Verlegenheit. Die Karawane, mit der ich bisher den Weg gemacht hatte, war bereits auf der Straße nach Herat abgereist, welche südlich hinabführt und meiner vorgesetzten Reiseroute entfernt lag, und ich befand mich jetzt unter lauter unbekannten, verrätherischen und schlechten Menschen, die nach dem Leben eines Fremdlings nicht das geringste fragen. Welch eine schauerliche Finsterniß umlagert nicht diese Gegend! Kein Christ darf zu Bustan, so wie im ganzen Lande Khorasan einen freundlichen Blick erwarten. Nichts vermag die Eiterbeulen dieses Volkes zu heilen, als die Erkenntniß Jesu Christi. Alles kam nun darauf an, der abgegangenen Karawane auf der Straße

nach Herat nachzueilen, und ich machte mich daher unverweilt auf den Weg, um das Dorf Dehmullah zu erreichen, wo die Einwohner mich sehr unfreundlich behandelten, und meinen Diener Muhamed Hussein fragten, wie es möglich sey, daß er an die Gesellschaft eines Unreinen sich anschließen könne? Wir machten uns daher so bald wie möglich von dort hinweg, und kamen nach einem Marsche von 8 Stunden am 8. Okt. zu Detsche an.

Aber hier nahm die Gefahr erst ihren Anfang. Die Ursache hievon ist folgende: Die Mullahs von Bokhara, welche eifrige Sunniten sind, geben jedes Jahr eine förmliche kirchliche Bulle heraus, worin sie den Turkomanen von Sarakhs, Mowr und Khiwa die Freuden des Paradieses versprechen, wenn sie in die Gegenden der Schiiten (Perser in Khorasan) einfallen, und dieselben als Sklaven auf den Markt von Bokhara zum Verkauf bringen. Da nun die Stadt Bokhara vorzugsweise das Hauptquartier des Islams genannt wird, so machen die Turkomanen jedes Jahr ihre plündernden Ueberfälle (Tschapan) in Khorasan, und nehmen bisweilen ganze Karawanen und die Einwohner ganzer Dörfer als Sklaven mit sich fort. Auf der Straße von Teheran her ist nun bis Bustan keine Gefahr, aber von da an ist weit hin die ganze Gegend vor ihren Ueberfällen nicht sicher, welche in der Regel gerade in diesem Monate am meisten statt finden. Was meine Gefahr vergrößerte, war der Umstand, daß die Einwohner in diesem Theile der Welt nie zuvor einen Christen gesehen hatten, denn die wenigen europäischen Reisenden, welche sich auf diese Straße wagten, kleideten sich als Muhamedaner und gaben sich überall als solche aus. Auch die russischen Ueberläufer, welche etwa in dieses Land gekommen sind, fielen alsobald vom Glauben ihrer Väter ab, und wurden Muhamedaner. Die Leute umzingelten mich daher überall, bewachten jeden meiner Schritte, und schienen mich für ein wundersames Ungeheuer zu halten, das ein ganz

anderes Wesen sey, als sie. Sie redeten die Afghanensprache, und mein Diener unterhielt mich mit allerlei Wundergeschichten über den Imam Resa, dessen Grabmahl sich in der Nähe befindet; auch war er sehr unruhig über einen Traum, in welchem er in der vergangenen Nacht einen Tiger gesehen habe, der ihn fressen wollte, und über den er nicht Meister werden konnte. Glücklicher Weise hatten wir die Karawane wieder erreicht, und mein Freund von Herat, Scheikh Muhamed, nahm sich meiner an, so gut er konnte.

Okt. 10. Wir verließen Detsche und zogen in südöstlicher Richtung vorwärts. Unsere Lage wurde, wegen der umherstreifenden Räuber, mit jedem Schritte gefahrvoller, und ein Perser in meiner Begleitung, Abd Alrehim, forderte mich auf, zum Imam Resa zu beten, der die Macht habe, die Bekenner aller 72 Religionen zu schützen. Ich bemerkte ihm aber, daß ich allein zu Jesu Christo bete. Die ganze Karawane befand sich in der ängstlichsten Stimmung, und es wurde durch das Verbrennen von Kräutern ein abscheulicher Geruch gemacht, um alle Widersacher abzuhalten. Wir rückten indeß weiter, und gelangten in ein zerstörtes Dorf, Baggud genannt, wo Halt gemacht wurde. Bald verbreitete sich das Gerücht, ich sey ein Russe, indeß wußte Scheikh Muhamed die Sache friedlich beizulegen, indem er sagte: ich sey ein Armenier aus der Türkei, und wolle meine Verwandten zu Cabul besuchen.

Am Abend entspann sich eine Unterhaltung zwischen mir und meinem Begleiter, Muhamed Hussein. Ich fragte diesen: welchem Propheten würdest du das größte Zutrauen schenken; demjenigen, der mit dem Schwert in der Hand die Leute nöthigt, seinen Glauben anzunehmen, oder demjenigen, der dieß auf dem Wege der Ueberzeugung zu bewirken trachtet? — Natürlich dem letzteren, gab Hussein zur Antwort. — Wem würdest du das meiste Zutrauen schenken, fuhr ich weiter fort zu fragen, demjenigen, der seinen Glauben ausbreitet,

während er sich gerne deshalb verfolgen läßt und die Verfolgung stille erduldet, oder demjenigen, der seinen Nachbar feindselig verfolgt, weil er seinen Glauben nicht annehmen will? Der Erstere erscheint mir viel vertrauenswerther, als der Letztere, versetzte Hussein. — In wessen Aufrichtigkeit im Religionsbekenntnisse würdest du das meiste Vertrauen setzen, in die Aufrichtigkeit dessen, der gezwungen worden ist, ein Glaubensbekenntniß anzunehmen, oder dessen, der durch Ueberzeugungsgründe dazu bewogen wurde? — Mit dem Letzteren würde ich es halten, gab Hussein zur Antwort. — Nun gut; höre, was ich sage: Jesus Christus und seine Jünger haben nie das Schwert, sondern immer nur Ueberzeugungsgründe gebraucht, um Andere zu belehren; Jesus Christus und seine Jünger haben für die Wahrheit des Evangeliums große Leiden erduldet, und um dieser Wahrheit willen ihr Leben aufgeopfert; während Muhamed und Ali die Leute mit dem Schwert genöthigt haben, ihre Religion anzunehmen, und Tausende, die sich dessen weigerten, ums Leben brachten. — Aber, entgegnete Hussein, wie kommt es doch, daß so viele Wunder am Grabe des Imam Hussein zu Kerbelay geschehen; wie kommt es doch, daß so viele kranke Kameele am Grabe des Imam Resa geheilt, so viele unfruchtbare Weiber fruchtbar gemacht, so vielen Blinden die Augen wieder geöffnet werden? Ich selbst trage einen Zauberzettel auf meinem Leibe, der mich gegen jeden Dolchstich und gegen jeden Pistolenschuß sichert. — Dafür möchte ich es eben nicht auf die Probe ankommen lassen, gab ich zur Antwort.

Das Weib des Scheikh Muhamed lag am Fieber darnieder und sie verlangte, daß ich ihr einen Zauberzettel schreiben solle. Einen Zauberzettel schreibe ich dir nicht, versetzte ich, aber ich will für dich zu Christo beten, daß er dich gesund mache. Ich flehte für sie zum HErrn, und sie wurde wieder gesund. Ich fragte heute den Scheikh Muhamed, woher es doch komme,

daß die Schiiten einen so großen Haß gegen Omar zu Tage legen, da er doch ein so eifriger Vertheidiger des muhamedanischen Glaubens gewesen sey? Er gab mir zur Antwort: Du glaubst im Stande zu seyn, alle Menschen zu Einer Religion zu bekehren; aber dieß zu thun, ist ganz und gar unmöglich. Ja, sagte ich, das wird Jesus Christus thun, wenn er einst wieder kommt.

Okt. 13. Wir kamen zu Khane Khode an, und alsobald kamen die Bewohner des Ortes heraus und fragten den Scheikh Muhamed, wer ich sey? Ich sey ein Armenier, antwortete er, der nach Cabul reise, um seine Verwandten daselbst zu besuchen. Wir setzten indeß bald unsere Reise weiter fort durch eine Gegend, welche wegen der häufigen Straßendiebe und Menschenräuber im höchsten Grade unsicher ist. Doch der HErr schützte uns, und wir langten am 15. Okt. zu Towroon an, einem Dorfe, das von sehr unfreundlichen Muhamedanern bewohnt ist. Sie nahmen von der Karawane Geld für Lebensmittel; als sie aber das Geld hatten, so weigerten sie sich, dieselbigen zu geben. In dieser weiten Gegend umher weiß man, wie das persische Sprichwort sagt, von einem Könige nichts. Ein alter Pilgrim von 80 Jahren schloß sich an unsere Karawane an, um zu Fuß nach Meschid zu gehen. Er hatte 20 Stunden von dieser Stelle eine kleine Münze verloren, vom Werthe eines Kreuzers, und war diese 20 Stunden zurückgegangen, um sie zu Sahepgeran, wo er sie verlor, zu suchen; und jetzt war er, wie er sagte, „durch die Gnade des Ali und des Imam Resa" glücklich wieder zurückgekommen.

So wanderten wir mehrere Tage durch eine verödete und tief verwilderte Gegend langsamen Schrittes weiter fort, und wir hatten Ursache, dem HErrn zu danken, daß Er uns vor so vielen drohenden Gefahren beschützte. Unterwegs machten sich drei afghanische Kameeltreiber an mich, um ein Gespräch mit mir anzuknüpfen. Mullah Yussuf (so nennen sie mich) sagten

sie, wir wissen, daß du ein Mullah bist, aber weiß'st du auch, daß wir von den Kindern Israel abstammen? — Woher wißt ihr das? fragte ich. — Unsere Mullahs wissen das, und Mullah Schams zu Herat kann dir noch mehr davon sagen. Ich ließ mir nun viele Wörter ihrer Sprache nennen, um zu sehen, ob sich zwischen ihnen und dem Hebräischen einige Aehnlichkeit finde. Am meisten setzte mich das Wort Or (Licht) in Verwunderung, das in ihrer Sprache gebräuchlich ist. Ich erfuhr von meinem afghanischen Mitreisenden, daß in der Afghanen-(Puschtu-)Sprache einige Gedichte geschrieben sind, und daß Rahmal für ihren bewährtesten Dichter gehalten werde.

Am 22. Okt. kamen wir zu Toon an, und schlugen außerhalb des Dorfes unsere Zelte auf. Ueberall umher ist das Land mit schönen Gärten angepflanzt. Ich machte den Dorfbewohnern einen Besuch; diese wollten jedoch nicht mit mir reden, weil ich ein Kafir (Ungläubiger) sey. Wir setzten unsere Reise weiter fort, und gelangten am 25. zu einer ansehnlichen Stadt, Namens Hafris, welche mit Bokhara Handel treibt. Ich hatte früher meinem muhamedanischen Reisegefährten, dem Scheikh Muhamed, 20 Tumans (120 fl.) zur Verwahrung anvertraut; dieser weigerte sich nun, sie mir zurückzugeben, und so war ich genöthigt, ihn zu verlassen, und meinen Weg nach der Stadt Buschund allein zu machen, an deren Gouverneur, Assaad Ullah Chan, ich ein Empfehlungsschreiben hatte. Als ich nach meiner Ankunft daselbst diesem meine Aufwartung machte, so nahm er von meinem Empfehlungsbriefe keine Notiz, und später kamen die Kameeltreiber, die mich hieher gebracht hatten, zum Gouverneur, und sagten ihm: ich und mein Diener Hussein seyen im Dienste des Abbas Mirza von Persien gestanden, und demselben mit 12000 Tumans entlaufen. Indessen setzte ich meine Reise nach Sirschah weiter fort, als zwei Soldaten des Gouverneurs uns nacheilten, um uns zu demselben zurückzu-

bringen. Der Chan, sagten sie, fordere unser ganzes Eigenthum, weil wir dem Prinzen Abbas Mirza 12000 Tumans gestohlen hätten. Sie wollten mich in Ketten legen; da ich ihnen aber sagte, daß es dem Chan Verdrießlichkeiten zuziehen werde, wenn er einen Engländer in Ketten legen lasse, so ließen sie mich zu Fuße nach Buschund zurückgehen. Dort wurde ich vor den Chan gerufen; die Festung, in welcher er wohnt, war mit rohem Gesindel von Beludschistan und mit Soldaten angefüllt, und ich wurde in eine dunkle Stube gebracht. Assaad Ullah Chan saß auf dem Boden, und neben ihm mehrere Mullahs, und ein gefürchteter Rebellenhäuptling, Rhesa Chan. Ich hatte meine hebräische Bibel und mein neues Testament mit mir gebracht, und jetzt hieß mich der Chan niedersitzen. Was ist dein Beruf? fragte er. — Ich hob meine Bibel empor und antwortete: dieß ist mein Beruf, die Verkündigung des Evangeliums unter den Juden, und das selige Geschäft, alle Völker mit dem wahren Gott bekannt zu machen! Rhesa Chan fragte mich nun, mit welcher Art von Leuten hast du gesprochen? Ich antwortete, mit muhamedanischen Mullahs und mit Juden, in den Städten des türkischen und persischen Reiches, mit Jesidis, Guebern und Ali Ullahe. — Haben die Guebern den rechten Glauben? fragte Rhesa Chan. — Nein, antwortete ich. — Nun, sprich einmal die Wahrheit, fuhr er fort, haben wir den rechten Glauben? — Nach meiner Ueberzeugung haben nur diejenigen die wahre Religion, welche an die Bibel und das Evangelium glauben. — Warum glaubst du nicht an Muhamed? fragte jetzt Ullah Chan. — Ich gab zur Antwort: nach dem Evangelium ist keiner so groß, wie Jesus Christus es ist. — Aber, fuhr er fort, ist denn nicht Muhamed in euern Büchern geweissagt? — Er ist geweissagt als eine Zuchtruthe der Abtrünnigen, versetzte ich; zu seiner Zeit waren die Christen in Götzendienst versunken, und Gott sandte daher den Muhamed, um

sie dafür zu züchtigen. — War er denn kein Prophet? fragte Ullah Chan. — Nein, das war er nicht, erwiederte ich. — Lies uns einmal etwas aus dem Evangelium vor, sagte Rhesa Chan. Ich übersetzte und las nun das 5. Kapitel aus dem Evangelium Matthäi. — Lies uns auch etwas aus dem Taarat! (Bücher Mosis) Ich las nun aus dem 2. Buch Mos. das 15. Kapitel, und übersetzte es ins Persische. Sie verlangten nun, ich solle niederschreiben, was ich gelesen habe, und jetzt holte ich ihnen ein paar arabische Bibeln und einige persische Testamente. Ullah Chan versicherte mich nun feierlich seines Schutzes, und versprach mir, mich sicher nach Meschid zu bringen.

Als ich zurückkam, fand ich, daß mein Diener, Muhamed Hussein, den ich lange für einen ehrlichen Menschen gehalten hatte, mich um einen großen Theil meiner Habseligkeiten betrogen hatte, und später legte sichs noch deutlicher zu Tag, daß er ein elender Betrüger an mir war.

Am 3. Nov. zogen wir weiter, und gelangten nach Schuschut, das 16 Stunden von Buschund liegt. Hier kam ein Mann zu mir, der mir sagte, er habe gehört, daß ich nach Bokhara ziehe; dort habe er einen Sohn, der in der Sklaverei sich befinde; er werde mir stets sehr dankbar seyn, wenn ich demselben die Freiheit verschaffen könne. Ich versprach, nach ihm zu sehen, und Briefe an ihn mitzunehmen. Auf dem Wege begegneten wir armen Bauern auf dem Felde, welche den Bergen zueilten, um nicht von den Turkmanen weggestohlen zu werden. Als sie mich und meine Schutzwache erblickten, meinten sie, wir seyen Turkmanen, und alsobald erhob sich ein Jammergeschrei ihrer Weiber und Kinder. Aber wir beruhigten sie. Ach möchte doch der HErr Jesus bald die Gestalt der Erde erneuern, daß Unrecht und Gewalt nicht länger im Lande herrschte! Der Weg führte uns durch eine Gegend, durch welche gerade den Tag zuvor die Turkmanen 1500 Sklaven

geschleppt hatten, deren Fußstapfen wir noch sahen. Nach einem Marsche von 16 Stunden kamen wir zu Turschisch, einer ansehnlichen Stadt und Festung, an, wo der Chan Muhamed Taki in einer starken Burg seinen Wohnsitz hat, die von Soldaten angefüllt ist, welche gleich den russischen Soldaten gekleidet sind. Hier hörte ich das Schlagen der Trommel wie in einem russischen Feldlager; auch sahe ich einen großen Stall schöner Pferde, die der Chan theils in Gefechten gegen die Turkmanen, theils als Loskauf für Gefangene erhalten hatte. So bald nämlich ein Turkmane gefangen wird, so kaufen ihn die andern mit ein paar schönen Pferden los. Der Chan nahm mich in seiner Wohnung auf, und am folgenden Tage besuchte ich seinen Minister, in dessen Haus viele Mullahs und Hauptleute des Chans zusammen gekommen waren. Sie hatten unter einander einen langen Streit über das, was für rein oder unrein zu halten sey. Ein Armenier, meinte der Minister Hadschi Aga, sey reiner als ein Jude und ein Gueber; aber er war noch nicht ganz gewiß, ob ein Franke (Europäer) für reiner zu halten sey, als ein Armenier. Andere waren verschiedener Meinung, und glaubten, die Guebern, Armenier und Europäer seyen in gleichem Grade natschas (unrein). Ein dritter bemerkte, der Oberpriester zu Ispahan sey der Meinung, man dürfe die Pfeife wohl gebrauchen, aus welcher Ein Mal ein Christ geraucht habe. Dagegen verwahrten sich andere mit großem Eifer. Ein Freisinniger in der Gesellschaft glaubte indeß, wenn man sie nur sorgfältig zuvor gewaschen habe, so dürfte dieß wohl geschehen. Nun gab die kurz zuvor geschehene Ankunft des königlichen Prinzen, Abbas Mirza, reichen Stoff zur Unterhaltung. Die meisten der anwesenden Chane rebellirten gegen ihn, und wollten um keinen Preis ihre festen Städte seinen Truppen aufschließen. An eine Schutzbegleitung für mich war nicht zu denken, und der alte Chan Muhamed Taki rieth mir, ich solle eben allein

mit meinem Bedienten nach Meschid weiter ziehen. Zu Turschisch traf ich keine Juden an. Die Stadt mag etwa 12,000 Einwohner in sich fassen.

Nov. 10. Wir setzten jetzt unsere Reise gegen Neschapur weiter fort, und kamen am 12. zu Sangers an. Als die Bewohner dieses Dorfes uns von ferne sahen, hielten sie uns für turkomanische Räuber, und feuerten ihre Gewehre auf uns ab. Aber bald verständigten wir uns mit ihnen, und die Leute des Dorfes, die sämmtlich unter Waffen waren, brachen jetzt in eine laute Wehklage aus, und fragten: ach, wann werden wir doch einmal vor den Turkomanen Ruhe bekommen! wann wird der abscheuliche Räuberhauptmann Jschak Chan aufhören, uns zu plagen! Jch bemerkte ihnen, der Prinz Abbas Mirza werde nun bald Ordnung schaffen. Nun stießen sie einen fürchterlichen Fluch über ihn aus: möge Gott seinen Vater verbrennen! der wird nie Ordnung im Lande machen; hätte er den Arghuwan Mirza (ein General, welcher der Schrecken der Turkmanen war) mit sich gebracht, so ließe sich etwas erwarten.

Wir hielten uns zu Sangers nur wenige Augenblicke auf; und da ich vernahm, daß die Räuberhorde des berüchtigten Jschak Chan in der Nähe umherstreifte, um Sklaven zu machen, so schlossen wir uns an einen Haufen von Eselstreibern an, welche Datteln und Lemonen geladen hatten, um sie als Geschenk des Naki Chan von Tabas dem Prinzen Abbas Mirza zuzuführen. Kaum waren wir einige Stunden vorwärts gezogen, als wir eine Reitertruppe erblickten, welche mit geladenem Gewehr auf uns zueilte. Jch war ein wenig der Karawane vorausgeritten, und hätte leicht entfliehen können; aber ich hielt es nicht für recht, meinen Diener den Händen der Räuber zu überlassen, und ging daher zurück. Einer der Banditen fiel jetzt meinem Pferde in den Zaum, und rief: pul, pul! (Geld, Geld.) Jch gab ihm, was ich in der Tasche hatte; aber jetzt kamen auch die andern Räuber herbei und wollten Geld

haben.

haben. Als sie vernahmen, daß ich es ihrem Kameraden gegeben hätte, so fielen sie über ihn her, und nahmen ihm unter Schlägen das Geld weg. In einem Augenblick war ich jetzt rein ausgezogen, und selbst das Hemd ward mir vom Leibe genommen, und so sollte ich in harter Kälte hautnackt als Sklave weiter mit ihnen ziehen. Einer der Räuber erbarmte sich mein, und warf einen alten Lumpen um mich, der von Ungeziefer wimmelte und kaum anzurühren war; und so brachten sie mich zu meinen Mitreisenden, welche weinend und heulend an Pferdeschwänze angebunden fortgeschleppt wurden. Das war ein trauriger Anblick, der durch das Benehmen der Räuber gegen einander (es waren ihrer 24) noch schmerzlicher wurde, indem sie mit einander über die Frage: wem jeglicher von uns zufallen solle? in Zank und Rauferei geriethen.

Während der Nacht gelang es drei Gefangenen, sich durch die Flucht davon zu machen. Der Räuberanführer, ein fürchterlich aussehender Geselle, den noch überdieß eine schmutzige Krankheit entstellte, rief brüllend aus: laufet denen nach, und schlagt sie zu Tode; indeß gelang es ihnen doch nicht, sie aufzufinden. Um Mitternacht machten wir in einem Walde Halt. Jetzt wurden die Dattelkisten aufgebrochen, und auch mir etwas davon gegeben. Die Räuber fingen an, ihre Gefangenen zu taxiren. Mein Diener sollte 10 Tumans gelten, und ich ward zu 5 Tumans angeschlagen. Als sie das Geld meinem Diener abnahmen, fand ich, daß der Geselle mir zuvor 16 Tumans gestohlen hatte, die er jetzt auch verlor. Das war eine fürchterliche Nacht! Wir waren nackt, der Boden war gefroren, und wir befanden uns im kläglichsten Zustande. Die Räuber gingen über mich zu Rath, ob es nicht besser wäre, mich auf der Stelle umzubringen. Allein sie fürchteten sich, dieß zu thun, weil sie wußten, daß der Prinz Abbas Mirza mich kannte, und von meiner Ankunft

gehört hatte. Mein einziger Trost war mein Erlöser, an den ich mich im Glauben von Herzen anschließen konnte. In solcher Lage erfährt die Seele erst recht die köstlichen Früchte des Vertrauens auf einen allmächtigen und überall gegenwärtigen Erlöser. Selig ist, wer in solcher Stunde weiß, daß Christus bei ihm ist, und daß weder Bande, noch Kälte, noch Hunger, noch Tod ihn von seiner Liebe scheiden dürfen. Ich betete zu diesem Erlöser, und bat nun die Räuber, sie möchten mich nicht ums Leben bringen, indem ich ihnen versprach, daß ich bei meiner Ankunft zu Torbat, mit Hülfe der dortigen Juden, mich loskaufen werde; dieß könne ich thun, wenn sie mir gestatten, daß ich in die hebräischen Bibeln und Testamente, die ich bei mir hatte, etwas einschreiben dürfe. Sie gaben mir diese Bücher, und nun schrieb ich hebräisch meinen Namen und meine gegenwärtige Lage mit kurzen Worten in einige derselben hinein.

Ich ward nun auf ein wildes Pferd gesetzt, und einer der Reiter, ein Knabe von 14 Jahren, schlug auf das Pferd los, daß es mich abwerfen möchte. Allein ich konnte mich darauf halten, und so kamen wir am 17. Nov. nahe bei Torbat an, wo den Räubern ihre Väter und Brüder, Weiber und Kinder entgegen kamen, um ihnen zur guten Beute Glück zu wünschen. Auch Turkomanen von Khiwa und Mowr, welche Sklavenhändler waren, kamen herbei, um zu sehen, ob wir eine käufliche Waare für sie wären. Hier fand ich eine Bemerkung bestätigt, welche ich in diesen Ländern zu machen häufig Gelegenheit hatte, daß nämlich die größte Sprechfreiheit neben der größten Tyrannei wohl bestehen könne. Die erste Frage, die unsere Räuber laut an die Leute von Torbat machten, war diese: wie gehts mit unserm Tyrannen Ischak Chan, ist er noch nicht todt? Sie antworteten: nein; aber einer seiner Söhne ist nicht mehr am Leben. — Wäre der Bösewicht lieber selbst gestorben, sagten die Räuber, dann wären

wir von diesem Tyrannen los, und nicht mehr genöthigt, die Leute auf offener Straße anzufallen, und unser Brod mit blutigen Händen zu verzehren. Wann wird uns Gott einmal aus der Hand dieses Tyrannen erlösen!

Wir sahen uns umringt von Männern und Weibern, welche vor dem Thore von Torbat an der Straße lagen, und denen die Augen ausgestochen waren. Siehst du diese Leute, fragte mich einer der Räuber; der Tyrann Ischak Chan von Torbat hat ihnen die Augen ausreißen lassen! Gott fluche ihm, und seinem Weibe, und seinen Kindern, daß sie auf der Straße sterben, und daß Hunde ihr Blut lecken mögen! Es ging mir durch Mark und Bein, dieses Schauspiel zu sehen, und diese Worte zu vernehmen. Ich fragte den Räuberhauptmann Hassan Chan, ob er sich denn nicht vor dem künftigen Gerichtstag fürchte? Wir haben keine Freude in dieser Welt, sagte er, und in der zukünftigen Welt dürfen wir auch nichts Gutes erwarten! — Ob ich gleich ganz nackt war, so untersuchten sie mich doch aufs genaueste, ob ich nicht etwa ein Stück Geld verborgen hätte. Bald kamen auch Juden aus der Stadt heraus, und mischten sich unter das Volk. Jetzt fing ich an mit lauter Stimme zu rufen: Schemah Jisrael! (Höre Israel! ein gewöhnlicher Ausruf unter den Juden in der ganzen Welt) und alsobald sammelten sich die Juden um mich her. Der Räuberhauptmann bot ihnen jetzt meine Bibeln und mein Tagebuch zum Verkauf an, weil er nicht wußte, was es war, und die Juden baten ihn, mich nach Hause nehmen zu dürfen, indem sie sich dafür verbürgten, daß ich nicht davon laufen würde. Und so nahm mich einer derselben in seine Wohnung, und bald sammelten sich alle Juden der Stadt um mich her, und ich verkündigte ihnen Jesum Christum, den gekommenen Messias, der bald wieder kommen wird, und von dem sie noch gar nichts gehört hatten. Die Juden von Torbat theilen sich in

solche, die von Meschid, und solche, die von Yezd in Arabien hergekommen sind. Erstere treiben Handel, und Letztere sind Weber, die nur kümmerlich ihr Brod erwerben. Ich ging mit ihnen in ihre Synagogen, betete mit ihnen das Gebet des HErrn und las ihnen die Bergpredigt vor.

Nov.. 18. Heute brachte man mich wieder zu den Räubern zurück, die mir Ketten anlegten und mich jetzt an die andern Sklaven ankoppelten, während letztere einen Fluch um den andern über mich ausstießen. Abermals durfte ich die Güte des HErrn erfahren, welche alle Tage neu ist! Wir wurden nämlich nach einer großen Hütte gebracht, wo mehrere Hunderte von Sklaven aufbewahrt wurden. Der Aufseher kam jetzt herbei und sagte: diesem Ungläubigen da (er meinte mich) gebt ihr kein Wasser zu trinken, und auch keine Pfeife zu rauchen; hat er Durst, so mag er an den Bach gehen, und wie die Hunde lecken. In demselben Augenblick kam ein Mann herbei und rief: ist kein Engländer da? Ja, ja! schrie ich, so laut ich konnte. Alsobald wurden mir die Ketten abgenommen; denn der Prinz Abbas Mirza hatte Soldaten geschickt, mit dem Befehl an Muhamed Ischak Chan, mich augenblicklich los zu lassen. Dieser gab auch sogleich Befehl mich in Freiheit zu setzen, und dagegen wurden die Räuber, die mich gestohlen hatten, in Ketten gelegt und eingesperrt; denn der Tyrann wollte das Ansehen haben, als ob der ganze Vorfall ohne seine Einwilligung geschehen sey. Man führte mich mit den übrigen Mitgefangenen vor den Richter, um zu erfahren, wie viel Geld die Räuber mir abgenommen hätten; und nachdem ich die Summe genannt hatte, sprach der Richter, alle diese Muselmannen sind Lügner, unsere Moral ist in schlechtem Zustande; aber der Mullah Yussuf Wolff ist ein Kafir, der spricht die Wahrheit.

Ich ward nun vor Muhamed Ischak Chan gebracht; dieser ist ein schlankgewachsener Mann mit sehr großen Augen und schwärzlicher Gesichtsfarbe, der Niemand

ins Auge sieht, sondern immer auf den Boden blickt, und eine donnernde Stimme hat. Er ist stets mit einem Schwert umgürtet, das er selbst im Bade nicht ablegt, und kein Mensch weiß, an welcher Stelle er schläft. Er saß auf einem hohen Throne, und alle Uebrigen standen ehrfurchtsvoll in der Entfernung um ihn her. Er fragte mich, wie viel Geld sie mir abgenommen hätten? 80 Tumans, gab ich zur Antwort. Dieses Geld hatten ihm die Räuber zugestellt, und er hatte es für sich behalten. Du bist mit Büchern hieher gekommen, fuhr er fort, um uns den rechten Weg zu zeigen; nun gut, du magst weiter ziehen!

Bald besuchten mich einige der Vornehmsten in meiner Wohnung, und machten mancherlei Fragen über die Bibel an mich. Einer von ihnen verlangte, ich solle ihm aus der Bibel sagen: ob ihn Abbas Mirza wieder zu seiner frühern Würde erheben werde; ein Anderer wollte aus der Bibel erfahren, wie man es angreifen müsse, um sich unsichtbar zu machen. Ich sagte ihnen: das Bibelbuch habe mit allen diesen eiteln Fragen nichts zu thun, sondern es zeige uns den Weg, wie man durch Jesum Christum vom Elend der Sünde errettet und selig werden könne; und jetzt verlangten sie, daß ich ihnen etwas aus dem Evangelium vorlesen solle. Ein Offizier des Ischak Chan besuchte mich täglich, und ich legte ihm die heiligen Schriften aus. Er erzählte mir, vor mehreren Monaten sey ein Derwisch aus Teheran nach Torbat gekommen. Dieser habe gesagt: ein englischer Derwisch wird als Gefangener zu euch kommen, fragt diesen um Rath. Ich beschenkte ihn mit einer arabischen Bibel. Da ich nun in Freiheit gesetzt war, und mir von den Räubern alle meine Bibeln zurückgegeben worden waren, so zog ich umher, um die heiligen Schriften unter den Muhamedanern auszubreiten. Sayd Neas von Serekhs wollte nun auch für den Mullah seiner Stadt eine Bibel haben, die ich ihm gab. Ich aß Brod und Salz mit ihm (ein Zeichen der Freundschaft),

und nun sagte er zu mir: du magst jetzt sicher nach Bokhara reisen; denn wenn sie dich als Sklaven wegnehmen, so komme ich zwanzig Tagereisen weit, um dich loszukaufen. Er äußerte laut in Gegenwart einiger Perser: wir Turkomanen machen nie einen Juden zum Sklaven; denn die Juden haben ein heiliges Buch; aber die Gusselbasch (Perser) sind von diesem Buche abgefallen, und daher machen sie die Juden zu Sklaven. Daß dieß von einem Sunniten in einer Stadt gesagt werden durfte, die von lauter Schiiten bewohnt ist, ist auffallend. Häufig sammelten sich die Juden um mich her, und ob sie gleich wußten, daß ich an das Neue Testament glaube, so erlaubte mir doch ihr Rabbi, Aba Ben Baktsche, daß ich in ihrer Synagoge am Sabbath über Jesajas 53. predigen durfte. Ist es nicht auffallend, daß ich gerade hier, wo ich in der tiefsten Noth war, doch zur Verkündigung des Evangeliums noch mehr Gelegenheit fand, als in andern Städten der Provinz Khorasan.

Die Straße, die von Torbat nach Meschid führt, war 2 Jahre lang gänzlich verschlossen; aber als der Prinz Abbas Mirza mit seinen Truppen in Khorasan einrückte, so sah sich Ischak Chan genöthigt, die Karawanen wieder diesen Weg ziehen zu lassen. Wir setzten nun im Namen unseres Gottes die Reise nach Meschid am 1. Dez. weiter fort. In jedem Dorfe, an dem wir vorüber zogen, hielten uns die Einwohner für Straßenräuber, und griffen nach ihren Waffen. Ein Mann in der Karawane schlug auf mich zu, und sagte: sprich, Gott ist Gott, und Muhamed der Prophet Gottes. Mit viel Ruhe, aber ohne Nachdenken antwortete ich: ich kann keine Lüge sagen. Diese Fanatiker, statt hierüber wild zu werden, brachen in ein Gelächter aus und sagten: laßt den Narren gehen!

Bei der Annäherung zur Stadt Meschid wurden wir die prachtvolle goldene Kuppel auf der Moschee des Imam Resa schon in der Ferne gewahr. Alle Musel-

mannen blieben ehrfurchtsvoll stille stehen, und verrichteten ein Gebet, wobei sie ausriefen: O Imam Resa, du Geber der Gaben! gib uns, deinen Hunden, eine Fülle von Gütern; denn wir kommen von weiter Ferne her, und wir verfluchen den Osmar, Oman und Abu Beker (die ersten Imams der Sunniten). Ein Jude von Torbat, Hezekiel, der mit mir reisete, sprach zu mir: bald werden wir, so hoffe ich, den Tempel zu Jerusalem begrüßen! Etwa **20,000** Pilgrime der Schiiten verrichten jedes Jahr ihre Wallfahrt zu dem Grabmahl des Imam Resa zu Meschid. Am **5.** Dez. zogen wir wohlbehalten in die Stadt ein.

IV. Abschnitt.

Aufenthalt zu Meschid. Allgemeine Nachrichten von Turkmanien.

Am **14.** Sept. **1832**, so bemerkt Herr Burnes, aus dessen Reisebeschreibung wir hier einige Notizen über die Stadt Meschid einrücken, sahen wir in der Morgendämmerung unsere Karawane in ängstlicher Erwartung unter den Mauern von Meschid harren. Bei Sonnenaufgang wurden die Thorschlüssel gebracht und das Thor wurde auf einmal uns aufgethan. Eine neue Scene trat vor unsere Blicke mit einer Schnelligkeit, die nur bei theatralischen Vorstellungen zu gewahren ist. Wir hatten (von Bokhara her) eine Wüste und die umherziehenden Turkmanen verlassen, und zogen jetzt in einer stark bevölkerten Stadt in stattlicher Ordnung, die Aufmerksamkeit aller Einwohner fesselnd, einher. Wir hatten das breite Antlitz und die noch breiteren Turbane der Turkmanen mit den schmächtigen Persern mit langem Antlitz, einer Pelzmütze auf dem Kopfe und ihren hinten aufgebundenen Ringellocken vertauscht, welche jetzt mit ihren Händen in den Taschen, müssig dastanden und uns anblickten. Die Straße, durch welche

wir hereinkamen, war geräumig und schön; eine Wasserleitung führte durch dieselbe hindurch, und die Ruhebänke waren von Bäumen beschattet, während die glänzende Kuppel und die vergoldeten Minarets des Grabes des Imam Resa das Ende der Perspektive bildeten. 120 Kameele zogen jetzt die Straße entlang in die geräumige Karawanserei ein, und bald setzten wir uns auf der Gallerie des Gebäudes nieder, um die geschäftige Scene im Hofe unter uns desto besser beobachten zu können.

Der Kronprinz von Persien, Abbas Mirza, befand sich gerade in der Nähe von Meschid; und eben setzte ich mich in Bewegung, um die Stadt zu besehen, als ich plötzlich durch die Anwesenheit seines Sohnes, des Prinzen Khosru Mirza, überrascht wurde, desselben jungen Fürsten, der nach der Ermordung des russischen Gesandten zu Teheran nach St. Petersburg abgesendet worden war, und der jetzt den Posten eines Gouverneurs von Meschid bekleidete. Der junge Prinz schien von seiner Reise nach Europa Nutzen gezogen zu haben, unterhielt sich mit mir eine Stunde lang und scherzte über meinen Bart und Anzug, der in meinem Vaterlande als große Merkwürdigkeit betrachtet werden würde. Er fragte, ob ich ein Katholik oder ein Protestant sey, und wunderte sich höchlich, daß wir durch die Wüste hindurch Persien wohlbehalten erreicht hatten. Der Prinz schien etwa 23 Jahre alt zu seyn, und überraschte mich mit mancher treffenden Bemerkung. Bei den Europäern, sprach er, ist alles auf Geschichte und Erfahrung gegründet; aber in Persien gibt es solche Führer nicht. Persien, welches vor Muhameds Zeitalter eine Oberherrschaft über die Völker ausübte, ist jetzt in einem Zustand von Erstarrung und Bigotterie versunken, und besitzt keine andere Litteratur, als den Koran. In Europa sind die, welche die Bibel studiren eben so tüchtig als die, welche sich den Wissenschaften gewidmet haben

aber, setzte er hinzu, in Rußland ist sehr wenig Religion bei den höhern Ständen, mit denen ich umging, vorhanden.

Ich versäumte keine Zeit, mich in der Stadt Meschid umzusehen. Sie umgibt das Grab des Imam Resa, und drei Straßen laufen in verschiedenen Richtungen von dem Grabe aus, die weit und geräumig und von Bäumen beschattet sind. Eine mächtige Kette umschließt den Hof des Grabmahls, um das Vieh von der heiligen Stätte abzuhalten. Alle übrigen Theile der Stadt liegen in Trümmern, obgleich die Stadtmauern einen Raum von 3 Stunden im Umkreise umschließen. Der größere Theil dieses Raumes wird als Kirchhof benutzt, da der Glaube herrscht, daß die Todten in der Nähe eines Imams im Frieden ruhen. Die Bevölkerung der Stadt kann ich nicht zu 40,000 Seelen anschlagen. Die Einwohner derselben scheinen ein Vergnügen daran zu finden, sich in die Erde hineinzuwühlen, indem man in alle Wohnungen hinabsteigt.

Ich nahm das heilige Grab früh in Augenschein. Etwa im Mittelpunkte der Stadt ruht dasselbe unter einer vergoldeten Kuppel, die in den Sonnenstrahlen mit ihren beiden Minarets einen funkelnden Glanz von sich wirft. Der Pilger, der dieses Grab besucht, muß zuerst den Bazar durchwandern, der dasselbe umgibt, und die Kette passiren, bevor er ein Heiligthum betritt, das kein Verbrecher verletzen darf. Hierauf durchschreitet er einen hohen Bogengang, und gelangt in ein geräumiges Viereck, das eine Ruhestätte ist für die Lebendigen und die Todten. Auf der Westseite des Vierecks befindet sich der Eingang zu dem Grabe, der unter einem hohen gothischen Bogen mit reicher Vergoldung durchführt. Dieser Eingang ist durch, in die Wand eingefügte, Spiegel verziert, und wird nach Sonnenuntergang durch Wachskerzen erleuchtet. Diese Schwelle darf kein Ungläubiger ohne Gefahr überschreiten, und meine Vorsicht besiegte meine Neugierde. Das Grab

soll durch Gitter von Stahl und Erz gegen jede Berührung geschützt seyn. Unzählige goldene Lampen schweben über demselben, und machen den Eindruck des Ganzen feierlich.

Meschid hat keine anderen öffentlichen Gebäude, als das Grabmahl. In einer geräumigen, aber unvollendeten Karawanserei befindet sich übrigens noch die Begräbnißstätte des großen Welteroberers Nadir Schah, dessen entweihtes, von lauter Ruinen umlagertes Grab dem Reisenden einen nicht minder interessanten Anblick darbietet, als jene abgelegene Stelle auf der Insel Helena, in welcher die Gebeine des neuen europäischen Nadir Schah's ruhen. Welch eine Fülle von Betrachtungen bietet nicht eine solche Stelle dar! Die Springbrunnen und Blumen, welche dieselbe umschlossen, sind verschwunden, der Pfirsichbaum, der mit dem wiederkehrenden Frühling in seinen Blüthen brannte, ist unter den Streichen der Axt gefallen, und die Trauerweiden und Zypressen sind niedergerissen worden! An ihrer Stelle wachsen Rüben, von einem betriebsamen Bürger ausgesät. Ihm, welcher die morgenländischen Reiche vom Euphrat bis zum Indus erschütterte, ist ein kleines Viereck von einem Garten, den die Liebe von Söhnen dem Verdienste des Vaters geweiht hatte, versagt worden.

Doch wir kehren zu dem Tagebuche des Missionar Wolff wieder zurück.

Bald nach meiner Ankunft zu Meschid (den 5. Dez. 1831), erzählt Miss. Wolff weiter, machte ich einem Sohne des Königs, der eine Jüdinn zur Mutter hat, dem Prinzen Achmet Ali Mirza, meine Aufwartung. Dieser schickte mich in die Wohnung des Juden Meschiak Adschun, der den Titel eines Nassi unter den Juden führt, und den die Muhamedaner Mullah Mohde nennen. Er ist ein sehr liebenswürdiger Charakter, der aber viel Eigenthümliches hat. Ich sagte ihm, ich sey ein Jude, glaube aber an Jesus von Nazareth. Er zeigte mir nun ein hebräisches Neues Testament, das

einer der hiesigen Juden, von Wilna her, mit sich gebracht hatte, und fragte mich, ob ich mit den Suffis bekannt sey? Auf meine Bemerkung, daß ich das Haupt der Suffis in Persien, den Mirza Abul Casem, zu Schiras kennen gelernt habe, ward er voll Freude und sagte mir, daß ich viel Suffis hier finden werde, und machte mich mit dem Moorschid (geistlichen Führer) derselben, dem Muhamed Ali, bekannt.

Diese Suffis erkennen Moses, Jesus, Muhamed und noch 124,000 Andere als Propheten an, ohne sich für verpflichtet zu halten, irgend einem derselben ihr Zutrauen zu schenken. Handlungen, welche in den heiligen Schriften für Sünden erklärt werden, gelten ihnen nicht als solche, wie z. B. Trunkenheit, Ehebruch und andere Laster. Vielmehr halten sie dafür, daß einem Menschen, der einmal vollkommen ist, diese Dinge nicht schaden können. Sie rauchen, wie die muhamedanischen Derwische, eine betäubende Pflanze, um, wie sie sagen, ihr Gemüth von der Welt abzuziehen, und suchen sich in der Betrachtung über das Universum, das sie Gott nennen, bis zur Bewußtlosigkeit zu vertiefen. Sie haben ein Gedicht im Persischen, Yusuf Usoleikha genannt, das in jüdisch-persischer Schrift geschrieben ist, und die Liebe von Potiphars Weib zu Joseph besingt, an welchem sie in diesen Stunden andächtiger Vertiefung ihre armen Seelen erquicken. Auch das Gedicht von Hafiz ist in Juden-persisch übergetragen, und der Wein, den Hafiz besingt, ist nach ihrer mystischen Auslegung der Wein der Wahrheit. Auch eine hebräische Uebersetzung des Korans traf ich im Hause des Mullah Meschiak an, welche ein Jude, Imanuel Metard zu Berlin, verfertigt hat. Die Juden lesen mit ihrem Moorschid den Koran und andere religiöse Bücher, um Gründe zur Bestätigung ihrer eigenen Philosophie und Ausschmückung derselben aus diesen Büchern herzuholen. Oft hörte ich die jüdischen Suffis zu Meschid sagen, wir haben zwei Religionen, eine äußere und eine in-

nere; eine Religion fürs Volk, und eine Religion für die Logen. Ich suchte ihnen das Gefährliche ihres Systems, und die Vernunftmäßigkeit einer göttlichen Offenbarung, wie sie in unsern heiligen Schriften enthalten ist, darzuthun, und erklärte ihnen, daß ich ihre Philosophie für eine fleischliche, das Laster befördernde Wissenschaft halte, welche alle Bande der menschlichen Gesellschaft auflöse, und durch die der Mensch sich selbst betrüge. Sie müssen es selbst wissen, auf welchem Irrwege sie wandeln, und daß ihnen nur durch den Glauben an Jesum geholfen werden könne. Die Suffis bemerkten mir: ich sey bis jetzt der zweite ihnen bekannt gewordene Engländer, der auf die Bibel etwas halte. Der erste sey ein brittischer Offizier gewesen. Die armen Leute stehen in dem Wahne, der Prophet Obadjah sey ein Suffi gewesen, ein geborner Edomite, der sich bloß äußerlich zum Judenthum bekehrt habe. Trotz ihrer hochmüthigen Philosophie, wenn sie anders dieses Namens werth ist, glauben diese armen Leute doch an alle Mährchen der Juden, verschmähen es aber, dem Worte unseres Gottes ihren Glauben zu schenken.

Der Mullah Meschiak besitzt eine Vertheidigung des Korans, die ein zum Islam übergetretener Jude, Hadschi Amin, verfertigt hat. Letzterer (früher Mullah Benjamin genannt) übersetzte auch die ganze Bibel ins Persische mit jüdisch-persischer Schrift und mit seinen Anmerkungen begleitet, worin er auf seine Weise den Juden beweisen will, daß sowohl Muhamed als Jesus in den Schriften Mosis und der Propheten geweissagt wurde

Dez. 11. Ein Lehrer der jüdischen Suffis, Mullah Muhamed, sprach bei mir ein; ich konnte aber nichts an dem Manne finden, das mich angezogen hätte. Bald heuchelte er tiefe Andacht, und bald sprach er eine Lüge um die andere aus. Ungescheut machte er mich mit seinen Grundsätzen bekannt. Es gebe nichts Böses in der Welt, sagte er; einem Menschen, dessen Gemüthe in

Gott versunken sey, könnte das schändlichste Laster nicht schaden; die Welt sey von Ewigkeit her, und die Welt und Gott sey eines und dasselbe. Das muß man diesen Leuten nachreden, daß sie eine liebende Duldsamkeit zu Tage legen, die freilich, wie gewöhnlich, in schmutziger Selbstsucht ihre Wurzel hat, die aber doch am Ende einem christlichen Reisenden zu gut kommen kann. Mit einem Glas Wein oder einem Stück Speck kann man sich leicht die Huld dieser beschaulichen Philosophen erkaufen. Ich legte ihnen, als sie über Speise und Trank mit einander zankten, nachdrücklich ans Herz, daß das Reich Gottes nicht in Essen und Trinken, sondern in Gerechtigkeit, Friede und Freude im heiligen Geist bestehe, und daß sie bei einer Gerechtigkeit, welche jede Sprache des Gewissens zum Schweigen bringt, die das Böse in eine Tugend verwandeln will, und jedes sittliche Gefühl mit Füßen tritt, unausbleiblich dem ewigen Verderben in die Arme laufen. Aber was müssen wir denn thun, um in das Reich Gottes zu gelangen, fragte Mullah Meschiak? Thut Buße, sagte ich, und glaubt an Jesum, den Sohn Gottes, der um euerer Sünden willen gestorben, und um euerer Gerechtigkeit willen auferstanden ist, und dann werdet ihr selig werden. Nachher blieb ein muhamedanischer Mullah, der zu ihrer Sekte gehört, lange bei mir, ohne ein Wort zu reden. Warum sprichst du nicht, fragte ich ihn? — Wenn einmal die Religion Jesu wird geoffenbaret seyn, antwortete er, dann will ich den Mund aufthun. Aber wann wird das geschehen, fragte ich? — Wann Jesus eben so leibhaftig auf der Erde wandelt, wie du jetzt, erwiederte er. — Wann glaubst du denn, daß dieß geschehen wird, fragte ich ihn? — In fünf Jahren wird dieß der Fall seyn, fuhr er fort, und fing jetzt an melodisch zu singen:

O dann werden Tausend Herzen Eines schlagen;
Wolf und Lamm wird bei einander liegen,
Jesus wird sich dann für Alle opfern.

Die Suffis in den Ländern des Orientes kennen einander so gut wie die Freimaurer, und auch für Andere sind sie leicht erkennbar. Sobald ein Perser mit viel Hochachtung von einem gewissen Buche spricht, das den Titel Masnawie führt, sobald vom Zustande der Vollkommenheit, vom Abgeschiedenseyn in Gott, vom Nichtsterben u. s. w. die Rede ist, so kann man darauf zählen, daß er ein Suffi ist.

Je genauer ich den Zustand der Juden in diesen Ländern kennen lerne, ein desto helleres Licht geht mir über ihre Wanderungen nach der babylonischen Gefangenschaft auf, und ich werde später Gelegenheit finden, ausführlicher hievon zu reden, wenn ich auf der Westküste Indiens meine Volksgenossen nach dem Fleische werde kennen gelernt haben. Als Nebucadnezar mein Volk, wegen seiner vielen Sünden nach Babylon trieb, so wanderten viele derselben theils nach Yemen (dem glücklichen Arabien) und theils nach Casbien, Yezd, Samarkand, Bokhara und Balkh aus, wie dieß überall die Tradition der persischen Juden kund thut. Als nun in der ersten Hälfte des 18ten Jahrhunderts der berühmte persische Feldherr Kuli Khan, der später unter dem Namen Nadir Schah sich auf den persischen Thron schwang, und alle diese Länder bis zum Ganges eroberte, nach Casbin kam, nahm er die Juden, so wie die Armenier aus jenen Gegenden hinweg und versetzte sie nach Meschid, wo er ihnen Synagogen aufzurichten gestattete, und an sie schlossen sich nun auch andere Juden des Landes an. Nadir Schah, der sich viel mit der Religion der Juden und der Christen beschäftigte, und mit dem Plan umging, alle bestehenden Religionen des Orientes in eine zu verschmelzen, die für Alle passe, trug jetzt den Juden und Christen auf, ihre heiligen Bücher in die persische Sprache zu übersetzen, was auch von einigen jüdischen und armenischen Gelehrten geschah. Die Juden zu Meschid wollen sich durchaus nicht Juden nennen lassen, sondern verlangen,

Bene Jisrael (Kinder Israels) genannt zu werden. Vor 60 Jahren nöthigte eine große Hungersnoth einen Theil der Juden zu Yezd nach Meschid auszuwandern. Diese unterscheiden sich durch ihren körperlichen Schmutz und ihr betrügerisches Wesen von den übrigen Kindern Israels in dieser Stadt, und werden von denselben verächtlich ein Pöbelhaufe genannt (2 Mos. 12, 38.). Die hiesigen Juden treiben einen bedeutenden Handel nach Turkhestan und haben in diesem Lande weit umher ihre Niederlassungen, mit denen sie in fortgesetzter Verbindung stehen. Unter den Schiiten gehen viele derselben zum Muhamedanismus über, sobald sie aber zu den Sunniten kommen, so geben sie sich für Juden aus; weil die Sunniten die Schiiten noch vielmehr, als die Juden zu hassen pflegen. Jeden Abend verkündigte ich meinem Volke in meiner kleinen Wohnung, nicht selten die ganze Nacht hindurch, das Evangelium, und suchte mich mit ihrem Zustande genau bekannt zu machen.

Dez. 22. Heute wurde ich bei Sr. königl. Hoheit, dem Prinzen Abbas Mirza, von dem Staatsminister desselben, Mirza Abul Kasem, und seinem Oberarzte, Mirza Baba, eingeführt. Der Fürst saß auf einem persischen Divan, und hieß mich in kleiner Entfernung von ihm niedersitzen, und nachdem er sich freundlich nach meiner Gesundheit erkundigt hatte, seit er mich nicht mehr gesehen habe, äußerte er sein aufrichtiges Bedauern über das Mißgeschick, das mich in Khorasan befallen habe. Uebrigens, setzte er hinzu, muß sich ein wandernder Derwisch, der als Diener Gottes umherzieht, solche Unfälle wohl gefallen lassen. Sie wollen jetzt nach Bokhara gehen? fuhr er fort; sprechen Sie mit dem Könige daselbst, und suchen Sie ihn zu überzeugen, daß es Sünde ist, irgend einen unserer Mitmenschen zum Sklaven zu machen. Auch mögen Sie ihm sagen, daß ich keineswegs darauf umgehe, sein Land zu erobern, sondern nur der Sklaverei in diesen Gegenden gerne ein Ende machen möchte. Der Prinz

erinnerte mich daran, daß er mir zu Tebris vor fünf Jahren schriftlich die Zusage gegeben habe, eine Schule daselbst aufzurichten, und daß sein Wunsch sich noch gar nicht geändert habe, sein Volk in den Besitz tauglicher Bildungsmittel zu versetzen. Er begann nun davon zu reden, was in dieser Beziehung der Sultan Mahmud zu Konstantinopel thue, und drückte am Ende den Wunsch aus, daß ich in seinem Palaste und in seiner Gegenwart mit Juden und Muhamedanern ein Gespräch über die Religion halten möchte. Später machte ich dem Vice-Gouverneur von Meschid, Muhamed Ali, einen Besuch, mit welchem ich eine lange Unterhaltung über unsern HErrn Jesum Christum hatte, und nachher schrieb ich ihm einen Brief über die Hoffnung des Christen auf die herrliche Wiederkunft unseres Erlösers, der wir mit Freuden entgegenblicken.

Das berühmte Grabmahl des Imam Resa, das sich hier befindet, haben Andere beschrieben. Imam Resa starb in dieser Stadt, welche früher Toos hieß, an Gift, das ihm der Sohn des Haroon Reschid in einer Traube gegeben hatte. Von dieser Zeit an ward der Name der Stadt Toos in den Namen Meschid umgewandelt, welcher eine „Märtyrerstätte" bedeutet. Die prachtvolle Moschee, welche eine vornehme Frau aus den Nachkommen des Tamerlan, Namens Gaur Schad, aufrichtete, hat Herr Fraser in seiner Reisebeschreibung richtig geschildert. Es befinden sich hier einige Collegien, in welchen muhamedanische Jünglinge nach der Orientalen Weise in den Wissenschaften unterrichtet werden.

Januar **13. 1832.** Der muhamedanische Oberpriester der Stadt (Mutschtehid) rief mich zu sich, als gerade die vornehmsten Mullahs bei ihm versammelt waren. Er nahm mich ungemein freundlich auf, ließ eine Pfeife und Thee für mich herbeibringen, und sagte, er wünsche an einem dieser Tage in eine religiöse Unterhaltung über den Islamismus mit mir einzutreten.

Da heute Freitag sey, so gestatte er sich nur ein paar unbefangene Bemerkungen. Er zeigte mir ein vollständiges Exemplar der arabischen Bibel, zu deren Besitz er vor wenigen Jahren gelangt sey. Auch drückte er den Wunsch aus, daß ich nicht bloß den Worten, sondern dem Sinne nach ein wahrer Muhamedaner werden möchte. Ich bemerkte ihm, daß er mit diesen Worten etwas ausdrücke, was auch unser HErr Jesus Christus von den Menschen verlange; dieser habe gesagt: es werden nicht alle, welche HErr, HErr! zu mir sagen, in das Himmelreich kommen; sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel. Es freue mich sehr zu bemerken, daß er in Sachen der Religion nicht nach Worten, sondern nach Grundsätzen frage, und sobald er mich aus der Bibel überzeugen könne, daß Muhamed ein Prophet gewesen sey, so sey ich bereit, ihn als solchen anzuerkennen. Dieß war indeß eine allzuschwere Aufgabe für ihn, und er fing nun an, wie die muhamedanischen Mullahs zu thun pflegen, sich auf die Ausleger des Korans zu berufen. Später sahe ich ihn wieder im Palaste des Kronprinzen Abbas Mirza, in dessen Gegenwart dieser Gegenstand umständlich verhandelt wurde.

18. Jan. Der Mutschtehid lud mich abermals in seine Wohnung ein. Sein Wohnzimmer war mit gelehrten Mullahs angefüllt, und auch Juden waren zugegen, und ich hatte jetzt die große Freude, ihnen und den Mullahs von Meschid die frohe Botschaft unserer Erlösung durch Christum freimüthig verkündigen zu dürfen. Ich fragte sie hierauf, warum sie den Imam Resa verehrten, da doch der Koran gebiete, Gott allein anzubeten. Sie gaben mir gerade dieselbe Antwort, welche die römischen, griechischen und armenischen Christen auf diese Frage zu geben pflegen: es sey ein Unterschied zwischen dem Gebet zu Gott und der Ehrfurcht, welche man einem Heiligen bezeige. Auch der Mutschtehid von

Kerbelay, dem berühmten Wallfahrts-Orte der Schiiten bei Bagdad, wo Imam Hussein begraben liegt, und andere gelehrte Mullahs aus Arabien waren bei dieser Unterredung gegenwärtig.

Einige Tage später versammelten sich abermals viele muhamedanische Mullahs bei mir, um über den göttlichen Ursprung des Korans mit mir zu disputiren. Mehrere derselben waren aufrichtig genug, die Ueberlegenheit meiner Beweisgründe anzuerkennen. Während sie bei mir waren, sandte mir der Mutschtehid vier Empfehlungsbriefe für Bokhara und Cabul zu; ein Beweis, daß meine Unterredungen mit den hiesigen Muhamedanern sie nicht erbittert, sondern mir ihr Wohlwollen erworben hatten. Der Sohn des Oberpriesters kam noch am Abend zu mir, und alsobald fing der junge Mann einen heftigen Streit mit mir an, der ein paar Stunden dauerte. Er sprach mit einer so vornehmen Miene von der großen Kunst der orientalischen Mullahs, und zugleich so verächtlich von den Kenntnissen der Europäer, daß es ganz lächerlich war, als sich zeigte, daß seine ganze Gelehrsamkeit im Hererzählen von ein paar Wundergeschichtchen über Mohde und den Imam Hussein bestand. Der Staatsminister des Kronprinzen, Abul Kasem, wird für den größten Gelehrten in Persien gehalten; denn er soll im Stande seyn, einen Brief zu schreiben, der am Ende anfängt und mit dem Anfang schließt, oder einen solchen Brief aufzusetzen, in welchem kein Buchstabe mit Punkten vorkommt.

Vor meiner Abreise hatte ich noch mit dem Kronprinzen eine mehrstündige Unterredung, in welcher er sehr offen und zutraulich gegen mich war. Da die wenigen Europäer, welche diese Länder durchwandern, gewohnt sind, ihr Volk und ihre Religion zu verläugnen, und sich für Muselmannen auszugeben, so füge ich hier ein Handbillet bei, das der Kronprinz von Persien, Abbas Mirza, mir eigenhändig ausstellte, und das den Beweis in sich enthält, daß es nicht nur möglich ist,

als christlicher Lehrer durch diese Länder zu ziehen, sondern daß es noch überdieß am sichersten ist, sich furchtlos als einen Bekenner des Christenthums darzustellen. Der Kronprinz schrieb Folgendes in persischer Sprache: „Der ausgezeichnete Peter Joseph Wolff ist einer der aufrichtigen Freunde von Uns, dem Prinzen Regenten. Wir hatten ihn schon früher gesehen, aber dieses Mal, als er uns zu Toos (Meschid) aufwartete, haben Wir ihm mehr Aufmerksamkeit geschenkt, als das erstemal. Er ist ein wahrhaft frommer Mann, und hat eine weite und höchst gefahrvolle Reise unternommen; allein er fürchtet keine Gefahr. Wir hoffen ihn wieder zu sehen, wenn er seine Reise nach Bokhara und Maural'nehar vollendet haben wird."

Auch Ali Murat Chan, ein einflußreicher Fürst dieses Landes, aber ein bigotter Muselmann, stellte mir folgendes Schreiben in persischer Sprache zu: „Zur Zeit Sr. königl. Hoheit des Prinzen Regenten. Im Hause meines freundlichen Bruders Mirza Baba, Oberarzt, lernte ich den gelehrten Ungläubigen, Mullah Joseph Wolff, kennen; dieß ist in der That ein sehr guter, gemüthlicher und aufrichtiger Mann, und ein guter Gesellschafter. An seiner Lebensweise habe ich viel Vergnügen gefunden. In der heiligen Meschid geschrieben zu Andenken an Ali Murat Chan, den Gouverneur von Tsefi, im Monat Schapaan **1242** (Januar **1832**)."

Ich fand mich veranlaßt, an alle Turkmanen von Khiwa und Serekhs eine Proklamation zu schreiben, und sie zu ermahnen, ihren unmenschlichen Raubzügen zu entsagen und Buße zu thun; und ließ diese Proklamation an den Häusern von Meschid, und selbst an der Moschee des Imam Resa anheften, da gerade ein großer Theil der turkmanischen Fürsten in der Stadt war, um dem persischen Kronprinzen ihre Aufwartung zu machen.

Es ist bemerkenswerth, daß gerade an den muhamedanischen Wallfahrts-Orten, wie z. B. zu Mekka,

Medina, Kerbelay in Arabien, Mazor in Turkhestan und Meschid in Khorasan das Sittenverderbniß am allergrößten ist. Es wird allgemein behauptet, daß von den Frauen der Mutschtehids an, bis zu denen der geringsten Mullahs hinab alle im Ehebruch leben, und daß zu Meschid die unnatürlichsten Laster im Schwange gehen. An keiner Stelle der Welt kann der Mensch sich selbst von der Sünde erlösen. Seine Rettung aus der Gewalt der Finsterniß ist allein das Werk unseres Gottes und Heilandes. Es ist daher kein Wunder, daß eine selbsterfundene Religion, welche mit den Grundsätzen des Evangeliums im Widerstreite liegt, nothwendig den Menschen in die tiefste Finsterniß hinabstürzen muß; und dieß ist nicht bloß unter den Bekennern des Islams, dieß ist in jeder vom lautern Glauben an Christum abgefallenen Kirche, und dieß ist auch nothwendig in den Schulen des philosophischen Unglaubens der Fall.

Ein Jude Namens Nisin machte mir hier einen Besuch. Dieser Mann ist schon zu Khiwa und Astrachan gewesen, hat Rußland, Polen und Deutschland bis nach Leipzig öfters durchreist, und bringt gewöhnlich Bibeln und rabbinische Schriften mit sich nach Meschid zurück. Auch das hebräische Neue Testament hat er hieher gebracht, in welches der Name des Herrn Mac Pherson, eines frühern schottischen Missionars zu Astrachan, eingeschrieben war. Nisin ist nach seiner Denkart ein Ungläubiger, aber zu Meschid ist er ein Muselmann und auf seinen Reisen nach Europa ein Jude. Er gab mir sehr schlechte Berichte von den Juden zu Khiwa, die ich übrigens in ganz Turkhestan bestätigt hörte. Die dortigen Juden sind als Verächter des Gesetzes, als Verräther und Räuber berüchtigt.

Abgeordnete der Turkomanen aus allen Ländern, von den Ufern des kaspischen Meeres an, bis nach Khiwa und Serekhs sind nach Meschid gekommen, um dem Abbas Mirza die Zusage zu thun, daß sie künftig

von allen Raubzügen abstehen wollen. Ich traf sie alle im Hofe vor dem Pallaste beisammen, wo sie dem Fenster des Zimmers gegenüberstanden, in welchem der Prinz-Regent saß. Sie waren zuvor von Sr. königl. Hoheit mit dem Khelat (Ehrenkleid), das in einem Pupurmantel besteht, bekleidet worden. Er erklärte ihnen, daß in seinem Lande, besonders in der Provinz Aderbaitschan und durch ganz Persien viele Sunniten sich befinden (die Turkomanen sind durchgängig Sunniten, und hassen die Schiiten Persiens aufs bitterste), welche unter seiner Regierung den vollkommensten Schutz genießen, und daß keiner von ihnen je zum Sklaven gemacht worden sey. Er erinnerte sie ferner daran, daß die Schiiten eben so gut wie sie an den Koran glauben, und ihre Wallfahrten nach Mekka und Medina verrichten, und daß es daher sehr ungerecht von dem König von Bokhara und dem Chane von Khiwa gehandelt sey, daß sie die Turkomanen ermuntern, die Perser zu Sklaven zu machen; daß er, der Kronprinz, mit dem Sultan zu Konstantinopel, dem Oberhaupte der Sunniten, mit dem Kaiser von Rußland und dem König von England in bestem Einverständniß stehe. Er werde nun zuerst Gesandte nach Bokhara und Khiwa senden; könne er sich mit diesen beiden Fürsten verständigen, so sey es gut, wo nicht, so werde er mit seiner Armee Feuer und Schwert in diese Länder tragen. Die turkomanischen Häuptlinge versprachen ihm nun, nicht mehr in Khorasan einzufallen, um Sklaven zu machen, und ließen es sich gefallen, zu Serekhs einen Agenten des Abbas Mirza aufzunehmen, der sich versichern möge, ob sie ihr Wort halten oder nicht. Während sie indeß über diese Punkte unterhandelten, schlich sich ein Räuberhaufe der Turkomanen zum Stadtthore herein, und schleppte sechs Einwohner als Sklaven mit sich fort. Sogleich ward Yahyah Chan mit Reutern und einigen Abgeordneten der turkomanischen Fürsten den Räubern nachgesendet, aber letztere wußten den Anführer der

Truppe auf einen falschen Weg zu verlocken, daß er die Räuber nicht finden konnte.

Der Tag meiner Abreise von Meschid nahte sich, und der Kronprinz hatte die Güte, sechszehn Abgeordnete der Turkomanen zu sich zu berufen, welche sich in seiner Gegenwart durch ihre Namensunterschrift verbindlich machen mußten, mich über Serekhs sicher nach Bokhara zu bringen. Dieß versprachen sie auch. Es ist bemerkenswerth, welch' abergläubische Hochachtung halb-barbarische Völker vor Namensunterschriften haben. Sie meynen nämlich, wenn sie einmal ihre Namensunterschrift zu einem Versprechen gegeben haben, es liege in der Unterschrift eine Zauberkraft zum Behuf der Person, in deren Händen die Schrift sich befindet. Dieser Glaube ist unter Juden, Muhamedanern, Guebern, Hindu's und selbst unter vielen Christen Asiens herrschend, und deßwegen haben Juden zu Jerusalem mich deßhalb angeklagt, ich hätte ihre Unterschrift verlangt, um sie zu Christen zu machen. Wie dem auch sey, die Turkomanen strichen sich die Bärte, gaben ihre Unterschriften, und versprachen dem Prinzen, mich wohlbehalten nach Bokhara zu bringen.

Jetzt lag die große turkomanische Sandwüste vor mir, und ich bedurfte des besondersten Schutzes Gottes, um glücklich durch sie hindurchzukommen.

Ehe wir unsern Wanderer auf seiner gefahrvollen Reise weiter begleiten, thut es Noth, aus der Reisebeschreibung des Herrn Burnes, der ein Jahr später in entgegengesetzter Richtung denselben Weg unter viel Angst und Gefahr zurücklegte, einige allgemeine Bemerkungen über Turkhestan und seine Bewohner hier beizufügen.

Turkhestan (Turkmanien), im Süden vom Oxusflusse gelegen, erstreckt sich von Balkh bis zu den Gestaden des kaspischen Meeres, und nimmt demnach in seiner Breite den Raum zwischen diesem Meere und dem Aralsee ein; indeß es im Süden von einer Berg-

kette begrenzt wird, die sich vom hohen Hindukoosch nach Westen zieht. Am südöstlichen Ufer des kaspischen Meeres ist das Land gebirgig, und wird von den in jenes Meer sich ergießenden Flüssen Gurgan und Attok bewässert. An allen übrigen Stellen ist es eine spärlich mit Wasser versorgte mächtige Sandwüste, in welcher die von den Gebirgen herabströmenden Gewässer schnell vom heißen Sande eingesogen werden. Die größten dieser Flüsse sind der Margkab und Tejend, welche beide an Scherekhs vorbeifließen. Das Land besitzt weder Städte noch Dörfer; denn die Turkomanen sind ein Nomadenvolk, und wandern, Wasser und Waiden aufsuchend, mit ihren Heerden und ihren kegelförmigen Hütten von einem Brunnen zum andern.

Die Turkomanenwüste ist ein ungeheures Sandmeer, an den meisten Stellen flach, an andern in kleinen Sandhügeln sich erhebend, wie man dergleichen an den Seegestaden findet. Diese Hügel nehmen nach dem kaspischen Meere hin an Größe zu, und erreichen hier eine Höhe von 60—80 Fuß. Diese Wüste wird von einem Volksstamme bewohnt, der sich rühmt, weder unter dem Schatten eines Baumes, noch unter dem eines Königs zu ruhen. Wirklich wird auch diese Sandwüste nirgends von einem Baume belebt, so wie das Volk keinen bleibenden Herrscher anerkennt, sondern sich nur von Chanen oder Kriegsobersten führen läßt. Ein Turkomane bringt sein Leben ununterbrochen auf Raubzügen zu, auf denen er Menschen und Eigenthum hinwegstiehlt, um sie an andere Völker zu verkaufen, und schon die Kinder werden von der frühesten Jugend an zu Straßenräubern herangezogen. Es herrscht ein Sprüchwort im Lande, das einem Turkomanen rühmend nachsagt, „daß er zu Pferde weder seinen Vater noch seine Mutter kenne," und diese Behauptung ist wirklich wahr. Zum Glück besitzen die Turkomanen keinen Beherrscher, der vereint ihre Haufen ordnen oder leiten könnte, und

dieser Mangel vermindert ihre Macht und die Wirkungen ihrer rohen Barbarei.

Das ganze Turkomanenvolk, das der großen Völkerfamilie des türkischen oder tatarischen Geschlechts angehört, wird auf 140,000 Familien geschätzt, die sich in neun verschiedene Stämme abtheilen, welche in der großen Sandwüste ihre verschiedenen Wohnstätten inne haben. So wohnt z. B. zu Scherekhs der berühmte Satorenstamm; die Saruks haben sich zu Merwe angesiedelt; die Ersarehs hausen am obern Oxusflusse und die Tukahs am Tejend. Wie weit ihre Mundart von der osmanli-türkischen Sprache abweiche, oder Aehnlichkeit mit derselben habe, ist bis jetzt noch nicht ausgemittelt worden. Mitten in dieser dürren Sandwüste, welche Bokhara von Persien trennt, liegt, einer Oase ähnlich, das einst durch seine Fruchtbarkeit berühmte Land Merwe, dessen Hauptstadt Merwe oder Mawr von Alexander dem Großen erbaut seyn soll. Sie ist bekannt aus einer berühmten Grabschrift auf einen ihrer alten Könige, welche also lautet: „Ihr habt die, bis zu den Wolken erhabene Größe von Alp Arslan gesehen: gehet nach Merwe und sehet sie im Staube modern!“ Die frühere Fruchtbarkeit dieser Gegend wurde weit und breit gerühmt; daß man dort von einem Korbe hundert ernte, ist ein Sprüchwort, das noch heut zu Tag gehört wird. Der Schah Murat von Bokhara überwältigte indeß im Jahr 1787 die Stadt, zerstörte die Kanäle des Landes, und trieb den größern Theil der Einwohner mit Gewalt fort, um seine Hauptstadt zu bevölkern. Später ward der Ueberrest der Bevölkerung nach Persien geschleppt, und das gesegnete Land größtentheils der umliegenden Sandwüste gleich gemacht, auf welcher jetzt die turkomanischen Horden hausen. Die Turkomanen haben weder Wissenschaften noch Literatur, nicht einmal Moscheen, obgleich sie von den fanatischen Sunniten der Nachbarländer sich als Werkzeuge gebrauchen lassen, die persischen Schiiten in ihren Grenzstädten

wegzurauben, und sie als Sklaven nach dem Räuberneste von Khiwa und Bokhara zu verkaufen. Ihre Nahrung ist einfach, und besteht aus der Milch und dem Fleische ihrer Heerden. Auch die Kameelsmilch wird von den Turkomanen getrunken, und wird von den europäischen Reisenden als angenehmes Getränk geschildert. Ihre Pferde besitzen einige unvergleichliche Eigenschaften, und auf diese edeln Thiere wird große Sorgfalt verwendet.

V. Abschnitt.

Reise durch die turkomanische Sandwüste, von Meschid nach Bokhara.

Am 29. Januar (1832) verließen wir die heilige Meschid, fährt Missionar Wolff in seinem Tagebuch weiter zu erzählen fort, um mit Gottes Hülfe die Stadt Bokhara zu erreichen. Noch am Abend kamen wir in dem Dorfe Goskun, 6 Stunden von Meschid, an, das von etwa 1000 Einwohnern besetzt ist, die dem Teimuri-Stamme angehören. Es waren jämmerlich aussehende Wesen, welche statt der Strümpfe Binden und auf dem Kopfe Schaffellmützen trugen. Der Kreis der Dörfer um Meschid wird mit jedem Jahre geringer, indem die Einwohner unaufhörlich den Raubzügen der Turkomanen ausgesetzt sind, und wir bemerkten auf jedem einzelnen Feldstück eine kleine aufgeworfene Schutzwehr, in welche sich die Einwohner vor den Turkomanen zu flüchten pflegen.

Den 31. Jan. Heute langten wir in Turband, dem letzten persischen Grenzposten, an, der zwischen Bergen und Engpässen inne liegt, und von einer persischen Wache besetzt ist. Die ganze Gegend umher ist im höchsten Grade unsicher wegen der wilden und räuberischen Alamans, welche dieselbe unaufhörlich durchstreifen, und jedes lebendige Geschöpf mit sich hinweg-

führen. In der Nacht schliefen wir unter offenem Himmel auf dem Felde bei Viehhirten, die ihre kleine Schafheerde hüteten. Der HErr bewahrte uns gnädig, und brachte uns am folgenden Tage (Febr. 1.) wohlbehalten nach Serekhs, einer Hauptniederlassung der Turkomanen und dem größten Räuberneſt derselben. Diese Niederlassung besteht aus einem kleinen, fast gänzlich verfallenen Bollwerke, unter dessen Schutz die Einwohner ihre Zelte oder Hütten aufgeschlagen haben. Man findet hier auch einige Lehmhäuser, von Juden aus Meschid erbaut, welche mit dieser kleinen Räuberrepublik Handel treiben. Die Turkomanen selbst wohnen in kegelförmigen Hütten, welche aus Holz erbaut, von Schilfmatten umgeben, und auf dem Dache mit Fellen bedeckt sind. Schon der Name dieser turkomanischen Niederlassung bezeichnet ihre Bestimmung, denn sie wird von Sarak (stehlen) also genannt, indem die hiesigen Einwohner sich fast ausschließend vom Menschenhandel nähren, den sie mit aufgefangenen Persern (Gusselbaschen, Rothköpfe, von ihnen spottweise genannt), und mit russischen Flüchtlingen treiben. Auf dem Bollwerke, Kalaa genannt, befindet sich nur eine Kanone, von der jedoch die Turkomanen keinen Gebrauch zu machen wissen. Um Serekhs herum befinden sich kleine Flußbette, welche von 1800 turkomanischen Familien bewohnt seyn sollen, unter denen sich etwa 1000 Gusselbaschen als Sklaven befinden. Bei unserm Eintritt in das Feldlager, denn eine Stadt kann Serekhs nicht genannt werden, liefen plötzlich zehn Turkomanen auf uns zu, um uns zu visitiren. Als aber der Führer unserer kleinen Karawane, Guliz Muhamed Chan, ihnen nahe trat, legten sie die Hände zusammen und riefen aus: Aman! (sicher.) Palli, einer der Aga Sakals (Herren der Bärte, Aeltesten), kam zu uns heraus und brachte uns in sein Zelt, und so waren wir jetzt die Mehmans der Turkomanen, und wer einmal von ihnen als ihr Mehman anerkannt ist, der kann ohne alle Gefahr unter ihnen

herumreisen. Alle Weißbärte der Niederlassung kamen nun nach und nach zu mir herbei; denn ich war ihnen von Abbas Mirza aufs kräftigste empfohlen worden, und sie versprachen mir, mich sicher nach Bokhara zu bringen.

Es befinden sich hier etwa 80 Juden von Meschid, welche unbelästigt unter den Turkomanen leben; sie haben sich hier theils des Handels wegen, theils aber auch darum niedergelassen, weil sie unter den Turkomanen eine vollkommene Religionsfreiheit genießen, was unter den Persern nicht immer der Fall ist. Jeder Jude wird von einem der Aga Sakals als Gastfreund angenommen; wird ihm nun etwas gestohlen, so verfolgt der Aga die Fußstapfen des Diebes so lange, bis er das Gestohlene wieder gefunden hat. Tritt am Sabbath ein Turkomane in das Haus eines Juden, so verläßt er augenblicklich die Wohnung, so bald der Jude sagt: wir haben unsern Sabbath. Ich ließ mich in der Wohnung eines Juden nieder, und viele derselben kamen jetzt zu mir, denen ich die Weissagungen des alten Testamentes auf den Messias auslegte. Sie hörten mit sichtbarer Andacht der Predigt zu, und ich darf glauben, daß Mullah Yakub und Mullah Michael aufrichtige Verehrer Jesu Christi geworden sind. Die Botschaft, daß der Messias Jesus Christus für unsere Sünden gestorben sey, lockte dem guten Mullah Yakub Thränen aus den Augen. Zuvor hatte er manche Nacht mit dem Lesen des persischen Dichters Hafiz zugebracht, jetzt erquickte er seine Seele am Worte des HErrn.

Die Juden von Serekhs erzählten mir eine interessante Geschichte von einem Juden, der zu Talkhtun im Gebiete von Merwe unter den Turkomanen lebt. Joseph Hassid (der Fromme), ein Jude von Meschid, zog sich von der Welt zurück, und ließ sich im Hause eines turkomanischen Priesters (Kalifa) nieder, wo er seine Zeit damit zubrachte, die Bibel in hebräischer Sprache zu lesen, und sich mit Gebet und dem Nach-

denken über die Werke Gottes zu beschäftigen. Sein Haupt ist stets gegen die Erde geneigt. Kein Wort der Streitsucht oder des Zankes mit seinen Brüdern, kein Wort der Lüge und des Scherzes wird aus seinem Munde gehört; und er lehrt die Leute um ihn her, alle Menschen und selbst unsere Feinde lieb zu haben. Nachdem er sich viele Jahre mit dem Lesen des Wortes Gottes und mit Gebet zu Gott um die Erleuchtung seines Geistes beschäftigt hatte, so fing er an, auch Andere zu unterrichten. Er ist stets von einer Anzahl von Schülern umgeben, die seinen Fußstapfen nachfolgen, und die er im Worte Gottes unterrichtet; denn er treibt nur so weit Handel, als zu seinem Lebensunterhalte nöthig ist. Ein jüdischer Jüngling zu Serekhs, Saul, gehörte zu seinen Schülern. Dieser wurde krank, und voll heitern Glaubens blickte er auf seinem Sterbelager seine Freunde an, deutete mit der Hand zum Himmel, und gab den Geist auf. Auch der turkomanische Priester, bei dem Joseph wohnt, spricht laut und furchtlos gegen die böse Gewohnheit seiner Landsleute, die Karawanen zu plündern, und der gewöhnliche Antheil, den die Priester an der Beute eines Raubzuges zu nehmen pflegen, wird nie von ihm angenommen.

Febr. 11. Heute versammelten sich die Juden in meiner Wohnung, und sangen ein Lied, aus dem erhellt, daß sie auch in der Sandwüste Turkhestans die Liebe zum Messias nicht vergessen haben. O möge doch die Liebe zum wahren König Jerusalems, die Liebe zu Jesu Christo, bald in ihren Seelen aufwachen! Die Chöre dieses Liedes lauteten also:

Der König Messias wird kommen;
Der Mächtigen Stärkster ist Er!
Der König Messias wird kommen;
Der Herrlichen Schönster ist Er!
Der König Messias wird kommen;
Der Größesten Größter ist Er!

Der König Messias wird kommen;
Der Süßesten Süßter ist Er!
Der König Messias wird kommen;
Voll Huld und voll Gnade ist Er! u. s. w.

Während die Juden dieses Loblied sangen, standen die Turkomanen vor der Thüre und falteten ihre Hände, wie sie in der Moschee zu thun pflegen, und bei jeder Stanze strichen sie ihre Bärte, zum Zeichen ihrer Billigung.

Die Fragen des Dr. Milmanns über die malabarischen Juden veranlassen mich zu folgenden allgemeinen Bemerkungen, welche hauptsächlich auf die Juden in den westlich vom Oxus gelegenen Ländern gelten. Sie haben keine andern Schriften, als solche, welche auch die Juden in Europa besitzen, den Hafiz und einige andere persische Gedichte ausgenommen. Alle ihre Bücher kommen aus Livorno, aus Polen, Wilna, Sklov und andern Städten Rußlands über Orenburg und Astrachan zu ihnen. Der Talmud ist selten zu Meschid und Torbat; und unter den Juden von Serekhs, Merwe, Maimona und Ankoy wird er gar nicht angetroffen, während er unter den Juden zu Bokhara häufig gefunden wird. Die apokryphischen Bücher des alten Testamentes kennen sie gar nicht, obgleich die Erzählungen der Makkabäer, des Tobias und andere aus rabbinischen Schriften ihnen bekannt sind. Zu Meschid haben sie einige sehr schöne Synagogen aus den Zeiten des Nadir Schah her. Ihre Hierarchie besteht in Priestern, Leviten, Rabbinen, Vizerabbinen (Dinen), Fürsten (Nassin) und Lehrern (Malmedin). Nur ihre Rabbinen sprechen rein hebräisch. Sie halten sich von ihren Nachbarn gänzlich geschieden, und verheirathen sich nicht unter sie. Die Juden von Meschid, Turkhestan und Khorasan haben keinen Verkehr mit denen von Ispahan und Teheran; auch nicht mit Juden von Europa. Man findet unter ihnen keinen Haß gegen Jesum Christum, und darum vermuthe ich, daß sie zu den zehn Stämmen

gehören, welche an der Kreuzigung unsers HErrn keinen Theil genommen haben. Alle Juden in Turkhestan behaupten, daß die Turkomanen Nachkömmlinge von Togarmah, einem Sohn von Gomer, sind, welcher im ersten Buch Mosis 10, 3. genannt ist, und sie nennen daher auch die Turkomanen Tagarmah oder Garmah. Die Turkomanen selbst sagen, daß sie von Garman abstammen. Wie merkwürdig müssen uns nicht die beiden großen Völkernamen Mittelasiens, Garman (Germanen) und Alaman, erscheinen, welche als Räuberhorden in den großen Sandwüsten zwischen dem kaspischen Meere und dem Oxusflusse in mächtigen Schaaren umherstreifen! Sollte es nicht der Mühe werth seyn, die geschichtlichen Ueberbleibsel dieser Völkerstämme und ihre Traditionen sorgfältig zu sammeln, da wir wissen, daß unsere Voreltern, die alten Germanen und Allemanen, aus diesen Gegenden über das kaspische Meer zu uns herübergekommen sind?

Die Turkomanen zu Serekhs haben kein Oberhaupt. Jeder Stamm hat seinen Aga Sakal, (Herrn des Bartes) der im Persischen Risch Safit (Weißbart) genannt wird. Entsteht ein Zank unter ihnen, so nimmt der ganze Stamm daran Antheil, und die Sache wird von dem Aga Sakal, nicht durch einen Befehl oder Richterspruch (Hogkam), sondern durch Vermittlung (Iltimas) abgemacht, indem der Aga zu den streitenden Partheien sagt: Ihr Knaben, sehet auf meinen weißen Bart! Indessen überreichen sie bisweilen dem Könige von Khiwa oder dem Könige von Bokhara und nun auch dem Kronprinzen Abbas Mirza Geschenke, zum Zeichen ihrer nachbarlichen Freundschaft, wofür sie Gegengeschenke erwarten. Der König von Khiwa ist unter den Turkomanen sehr gefürchtet. Fragt man einen Turkomanen, warum keine Ordnung unter ihnen sey, so gibt er zur Antwort, wir haben keinen König. (Richter 17, 6.) Die Kindererziehung unter diesem wilden Volke ist sehr milde; ein Turkmane wird nie sein Kind schlagen, denn er sagt,

es möchte sonst seinen natürlichen Muth verlieren. Auch hat der Turkomane selten mehr als ein Weib, und von diesem scheidet er sich nie. Gehen sie mit einander vereinigt auf einen Raubzug aus, so nennen sie sich Al-Aman, d. h. Leute, denen der Gefangene seine Sicherheit (Aman) anvertraut. Diese Garmans, wie sie sich nennen, sind also nur Al-Amans, wenn sie sich gemeinschaftlich auf großen Raubzügen befinden. Der Gefangene, der von den Al-Amanen weggenommen wird, und jetzt Banda (Gebundener) heißt, ruft in demselben Augenblick, da er gefangen wird aus: Aman (Sicherheit, Treue)! Die Turkomanen erhalten jedes Jahr eine Fetua (Aufruf) von den Mullahs von Bokhara, worin sie ermuntert werden, im Lande der Gusselbaschen (Perser) Sklaven einzufangen, damit die Kinder derselben zu Nachfolgern der vier Freunde Muhameds (der vier ersten Imame) erzogen werden möchten. Dabei aber werden sie ermahnt, die Musai (Juden) und Ysai (Christen) nicht zu Sklaven zu machen, weil beide für Besitzer des Buches (der Bibel) geachtet werden. Indeß gilt das allgemeine Sprüchwort mehr: ein Al-Aman zu Pferd kennt seinen eigenen Vater nicht, und daher geschieht es nicht selten, daß sie auch Juden wegnehmen, welche jedoch nachher wieder losgelassen werden. Aber den Russen, obgleich sie Christen sind, schenken sie doch nie die Freiheit wieder. Sie haben eine große Furcht vor Abbas Mirza und graben daher in der Wüste an verborgenen Orten tiefe Löcher, die sie mit Schnee bedecken, um Zufluchtsörter zu haben, falls er nach Serekhs kommen sollte.

Balli, ein Graubart, machte mir einen Besuch, und legte mir ein Sündenbekenntniß ab. Es muß bemerkt werden, daß Babaren nie darüber zürnen, wenn man ihnen ihre Laster verweist. Dieß geschieht nun freilich nicht aus Achtung gegen den Diener Gottes, denn sie sind an ehrlose Handlungen so gewöhnt, daß es ihnen eben nicht auffällt, wenn man sie ehrlose

Menschen schilt. Ein Dieb unter ihnen wird daher nie böse, wenn man ihn öffentlich einen Dieb heißt. Ueberdieß sind ihre religiösen Begriffe so beschränkt, daß sie es nicht so bald begreifen, daß einer, der ihnen Christum den Gekreuzigten verkündigt, sich mit ihrem Koran in Widerspruch setzt. Ich hörte sogar mehrere Turkomanen Jesum den Sohn Gottes nennen, weil Er keinen menschlichen Vater gehabt habe. Ein Missionar könnte sich daher leicht täuschen, wenn er daraus den Schluß ziehen wollte, er habe einen Turkomanen zu der Ueberzeugung gebracht, daß Jesus der Sohn Gottes sey; denn sobald einmal der Turkomane herausfindet, daß dieser Ausdruck im Koran bestritten wird, so wird er sich alsobald gegen ihn wenden. Indessen wird ein schnurgerades ehrliches Verfahren des Missionars, das Lesen der heiligen Schriften, die Verrichtung des Gebets, so wie theilnehmende Liebe unter Gottes Beistand Großes unter den Barbaren ausrichten; aber er darf sich nicht als einen steifen Herrn unter ihnen benehmen, wenn er sie für den Glauben an Christum gewinnen will.

Febr. 3. Ich wurde heute von vielen Turkomanen besucht, unter denen auch Leute vom Hazarah- und Timuri-Stamm waren. Ich verkündigte ihnen das Evangelium und ermahnte sie zugleich, vom Menschenraub abzulassen. Die Timuris versprachen meinem Rathe zu folgen, und dieß thaten sie auch wirklich; denn alsobald machten sie sich nach Meschid auf den Weg, um unter die Armee des Abbas Mirza einzutreten. Aber einige Turkomanen gaben zur Antwort: wenn der Menschenraub Sünde ist, so fällt die Schuld nicht uns, sondern den Mullahs von Bokhara anheim, die uns jedes Jahr dazu ermuntern. Andere sagten: wenn er Sünde wäre, so würde ihn Gott nicht gestatten; aber so lange sie gute Beute machen, sey dieß ein Beweis, daß der Menschenraub Gottes Wille sey. Einer der Hazarahs bat mich, ihm mit meinem persischen Diener

Geschenk zu machen; er habe ein schönes Pferd gegen zwei Sklaven gekauft; einen Sklaven habe er schon geliefert, den andern aber sey er noch schuldig.

Die Turkomanen von Serekhs und Merwe graben aus ihrem Boden viele Münzen heraus, die sie Geld der Guebern nennen; aber sie sind gewohnt, diese Münzen zuerst zu zerschmelzen, ehe sie das Silber verkaufen. Ich bekam einige derselben durch die Juden, und fand, daß sie zur Zeit des Sultans Sandschohar geprägt worden waren. Will ein Turkomane ein Mädchen heirathen, so verabredet er mit ihr, sie aus ihrem elterlichen Hause wegzustehlen. Er setzt sie hinter sich aufs Pferd und reitet mit ihr zu einem Aga Sakal (Aeltesten), der einen Mullah kommen läßt, um ihre Ehe zu schließen. Die Eltern des Mädchens sehen sich jetzt nach demselben um, und haben sie dasselbe entdeckt, so fordern sie es vom Aga zurück. Dieser schützt nun das Recht der Gastfreundschaft vor; der Verführer bezahlt den Eltern eine Summe Geldes, und das Mädchen ist seine Gattinn. Die Turkomanen von Serekhs haben keine Moschee. Ein jeglicher von ihnen verrichtet sein Gebet allein auf dem Felde oder in seinem Zelte. Nur zwei Mal im Jahr kommen sie in der Wüste zusammen, um Gottesdienst zu halten, nämlich jedesmal am ersten Tage des Ramasan und des Bairamfestes.

Der turkomanische Kadi (Richter) zu Serekhs, Mullah Tetsch, ist ein sehr guter arabischer Gelehrter, der seine Studien zu Bokhara gemacht hat. Kaum war ich zu Serekhs angekommen, so ließ er mich wissen, der Turkomane Sayd Neyas, einer der Agas der Stadt, den ich zu Torbad getroffen hatte, habe das arabische Testament, das ich ihm dort gab, hieher gesendet, und er habe dasselbe mit ausnehmendem Vergnügen gelesen. Ich machte ihm sogleich einen Besuch, und er zeigte mir das N. Testament. Er fragte mich nach dem Sinne vieler Stellen, und nach dem Zwecke meiner Reisen.

Viele Turkomanen waren bei ihm auf Besuch, und ich erklärte nun ohne Scheu: ich reise in diesen Ländern umher, um die zehn Stämme Israels aufzusuchen, den Juden das Evangelium zu verkündigen, und den Turkomanen zu sagen, daß Menschenraub und Plünderung eine große Sünde sey. Der Kadi wandte sich nun zu den anwesenden Turkomanen und sagte: in unsern Hadis (heiligen Büchern) steht eine Weissagung, daß kurz vor der Ankunft des Mohde ein Mann kommen werde, der die Völker zur Buße auffordern wird. Mullah Wolff ist der Vorläufer des Mohde.

Als ich eben bei dem Kadi war, starb sein Weib an der Geburt eines Kindes.

Einige Agas der Turkomanen machten mir einen Besuch, und ich zeigte ihnen meinen Ferman vom Sultan zu Konstantinopel. Sie küßten das Siegel desselben und sagten: Dieß unser Kalife; er hat dieselbe Religion wie wir. Wer eine solche Schrift aufweisen kann, hat unter den Turkomanen nichts zu fürchten. Einer derselben erzählte mir, er habe vergangene Nacht geträumt, ich sey glücklich zu Bokhara angekommen, und habe neben dem Könige von Bokhara auf einem Throne gesessen, der mit brennenden Kerzen geschmückt gewesen sey; auch habe er mich, von vier königlichen Dienern begleitet, auf den Straßen von Bokhara umhergehen gesehen. Viele Turkomanen kamen heute zu mir, mich zu bitten, über ihren kranken Verwandten ein Gebet zu verrichten, was ich auch in persischer Sprache that. Nachher besuchte ich wieder den Kadi Tetsch, las ihm einige Kapitel aus der Bibel und betete mit ihm das Gebet des HErrn. Am andern Tage sprach er in Gesellschaft eines andern Mullah bei mir ein, und nachdem er seinen Bart zwischen die Zähne genommen, und gar ernstlich über etwas nachgedacht hatte, wandte er sich zu mir und sprach: Yusuf Wolff, du bist ein Mullah, auch ich bin ein Mullah, und ein jeglicher liebt seines Gleichen. Ich weiß, daß du in

jeder Wissenschaft erfahren bist, und ich möchte dich daher bitten, durch Zauberei mir wieder ein braves Weib zu verschaffen, das mich liebt; denn du weißt, daß mein Weib gestorben ist, als du bei mir auf Besuch warst. Ich antwortete: durch Zauberei kann ich dir kein Weib verschaffen; denn erstlich verstehe ich diese Kunst nicht, und sodann erlaubt mir auch meine Religion nicht, sie zu üben; aber du wirst wohl thun, wenn du das Weib heirathest, das der Aga Balli verführt hat, und ihr Beschützer wirst. Das will ich auch thun, gab er zur Antwort. Nachher kamen wieder viele Turkomanen zu mir, um mich zu bitten, über sie zu beten, was ich auch that. Sie gehen auch bisweilen zu dem frommen Juden Joseph nach Talkhtun, um dieselbe Bitte an ihn zu machen, weil sie in das Gebet eines frommen Juden oder Christen ein großes Zutrauen setzen.

Heute traf ich mit mehreren Osbeken von Bokhara zusammen; diese Leute haben sehr kleine Augen, und sie sind die eigentlichen Ureinwohner der Reiche Bokhara und Khiwa. Sie sagten, der Name Osbek sey aus Os (selbst) und bek (Herr) zusammengesetzt, und bezeichne also einen Selbstherrscher; denn sie seyen die Herren der Reiche Khiwa und Bokhara. Nachher schrieb ich einen Brief an Mirza Baba, den Oberarzt des Prinzregenten Abbas Mirza. Ich melde Euch, schrieb ich ihm unter anderm, daß ich in den Wohnungen der Juden zu Serekhs gut behandelt werde, und ihnen bisweilen ganze Nächte hindurch das Evangelium verkündige. Sie wünschen, daß ich sie dem Schutz des Abbas Mirza empfehlen möchte. Auch die Turkomanen und die Hazaras besuchen mich häufig, und ich ermahne sie zur Buße, und daß sie aufhören Menschenraub zu treiben. Mit dem obersten Mullah von Serekhs hatte ich eine lange Unterhaltung über das Evangelium. Letzterer wird mir Briefe nach Bokhara mitgeben, und er gab mir den Rath, den Prinzen Abbas Mirza zu bitten, mich gleichfalls mit Empfehlungsbriefen an den

König von Bokhara zu versehen. Die Turkomanen hören meiner Predigt sehr aufmerksam zu. Mache meinen Salam (Empfehlung) dem Mirza Baker und Ali Beyk.

Es geschieht häufig, daß turkomanische Karawanen mit ihren Sklaven von hier aus nach Khiwa ziehen. Der Weg dorthin führt zwölf Tagereisen lang durch eine ungeheure Sandwüste, in welcher man nur alle vier Tage zu einer Wasserquelle kommt, bis man nach Orgundsch gelangt. Dieses Orgundsch, das etwa zwei Stunden vom Oxusflusse entfernt liegt, ist der Hauptstapelplatz der Karawanen, und zählt eine Bevölkerung von ungefähr **12,000** Seelen, während Khiwa, ungefähr halb so groß als Orgundsch, die Residenz des Königs ist. Den Tag über ist der Wind der Führer der Karawane, und bei Nacht lassen sie sich von den Sternen des Himmels leiten. Es ist ein Irrthum, daß man den Weg nach Khiwa und den Aufenthalt daselbst, so wie zu Orgundsch für gefährlich hält. Ist man einmal auf dem Gebiete des frommen Königs von Orgundsch, Allah Kolle Chan, so hat man nichts mehr zu fürchten. Wohl mögen die Russen dort nicht sicher seyn, denn das Gerücht ist allgemein verbreitet: die Russen würden diese Stadt schon längst weggenommen haben, wenn es die Engländer gestattet hätten. Auch nach Maimonia und Herat im Süden gehen von hier aus Karawanen ab, und legen gemeiniglich den Weg dorthin in acht Tagen zurück.

Heute (den 8. Febr.) sprach ein Einwohner von Khiwa bei mir ein, und äußerte gegen mich, der Chan daselbst würde sich freuen, einen Brief von mir zu erhalten, worin ich ihm meine Ansichten über die Religion auseinandersetzen solle. Ich schrieb daher dem Chan zu Khiwa einen Brief in persischer Sprache, worin ich ihn benachrichtigte: ich sey ein Jude aus England, der an Jesum Christum den Sohn Gottes glaube, welcher für unsere Sünden gestorben, von den Todten auferstanden und in den Himmel gefahren sey,

von dannen Er wiederkommen und zu Jerusalem seinen Thron aufrichten werde. Ich befinde mich jetzt auf dem Wege nach Bokhara, um zu sehen, ob die Juden daselbst zu den zehn Stämmen Israels gehören, und ihnen die frohe Botschaft von der Erlösung zu verkündigen. Auch hoffe ich nach Khiwa zu kommen und mit Sr. Majestät über diesen wichtigen Gegenstand mich zu unterhalten. Diesen Brief sandte ich durch einen Turkomanen von Orgundsch an den König ab.

Nachdem ich zwölf gesegnete Tage zu Serekhs zugebracht hatte, machte ich Anstalten, meine Reise nach Bokhara weiter fortzusetzen. Ein reicher Jude verwandte sich für mich bei den Aga Sakals, welche mit einander übereinkamen, einen der angesehensten aus ihrer Mitte, Namens Awaz, als meinen Beschützer auf dem gefahrvollen Wege mit mir zu senden. Dieser strich seinen Bart; ich that dasselbe, und so gaben wir einander die Hand; und ich versprach ihm ein Geschenk, wenn er mich glücklich nach Bokhara gebracht haben würde. Am 13. Febr. traten wir die Reise an. Zwei Osbeken bei Karako, welche sechs Sklaven gekauft hatten, schloßen sich an unsere Gesellschaft an, und mich begleiteten, nebst dem Aga Awaz, noch ein jüdischer und ein persischer Diener, deren Hülfe ich bedurfte. Der Weg führte uns durch eine öde Sandwüste, die mit Schnee bedeckt war. Die Karawanen halten gewöhnlich am ersten Tage bei einem Brunnen, aber Awaz umging denselben, weil die Turkomanen eifersüchtig darauf sind, daß Fremdlinge ihre Wasserquellen nicht sehen sollen. Bald wurden wir in der Ferne 30 alamanische Reiter gewahr, die von Merwe her kamen, um einen Raubzug an den persischen Grenzen zu machen. Awaz sagte zu mir: Halt hier stille, wir Turkomanen sind Adan-Chur (Menschenfresser). Ich muß gehen, und mit meinen Landsleuten reden. Nun ging er zu seinen Brüdern und sprach zu ihnen: ich habe unter meinem Schutz einen jüdischen Pair (alten Mann) von Jerusalem mit

seinen beiden Knechten. Er war der Gastfreund der Aga Sakals zu Serekhs und ist der Gastfreund des Gusch Beki (erster Minister) zu Bokhara. Kommt nicht nahe, der Mann möchte sonst erschrecken, da er weiß, daß wir Turkomanen Adan-Chur sind. Ohne ein Wort zu reden, nahmen sie einen andern Weg, und wir setzten unsere Straße weiter fort. In der ersten Nacht legten wir uns auf eine Strohmatte nieder, nachdem wir den Schnee vom Boden weggeschafft hatten. Ein Feuer wurde angezündet, Thee gemacht und unsere Tabakspfeife angebrannt. Spät in der Nacht kam ein Osbeke, im Dienst des Ministers von Bokhara, herbei, um sich zu erkundigen, wie stark die Armee des Abbas Mirza sey. Er fragte den Aga, ist dieß Yusuf Wolff, der mit den Mullahs zu Meschid gesprochen hat? Mein Turkomane bemerkte ihm, er solle zu Merwe kein Wort von mir reden; denn wenn er dieß thun würde, so hätten die Aga Sakals beschlossen, daß keine Karawane mehr von Bokhara durch Serekhs ziehen dürfe. Der Mann versprach, kein Wort von mir auf dem Wege zu reden.

Am 16. Febr. kamen wir wohlbehalten unter den wilden Turkomanen zu Merwe (Mowr) an. Ein lieblicher Fluß, der Merwefluß (Murrhab), durchströmt hier das Land, und verliert sich nördlich von Merwe in der großen Sandwüste, nachdem er zuvor in einem See sich gesammelt hat. Seinem Wasser verdankt die Umgegend die große Fruchtbarkeit, um welcher willen noch jetzt diese Oase der Sandwüste berühmt ist. Es war wunderbar zu sehen, wie die turkomanischen Damen zu Merwe mit zwei elfenbeinernen Hörnern als Kopfputz auf den Straßen umherziehen; ungefähr in derselben Weise, wie die Frauen der Drusen im Gebirge Libanon sie zu tragen pflegen. Die Einwohner grüßten uns alle freundlich; denn der König von Khiwa hatte ihnen geboten, wenn der Awli Yaan (heilige Mann) aus England zu ihnen komme, so sollen sie ihn nur freundlich auf-

nehmen. Die Turkomanen von Merwe leben in vier verschiedenen Lagern, von denen jedes etwa eine Stunde von dem andern entfernt ist. Diese Lager heißen: Merwe, Tutschan, Teka und Talkhtun.

Bald kamen von letzterer Stelle einige Schüler des frommen Joseph herbei, um mich aufzusuchen und Gott zu danken, daß ich in ihre Zelte im Frieden hereingetreten sey, um mit ihnen von Jesu von Nazareth zu reden. Sie hätten, sagten sie, schon durch die Juden von Meschid von mir gehört, und daß ich diesen Neue Testamente gegeben hätte. Ich traf gerade den frommen Joseph von Talkhtun damit beschäftigt an, daß er in einem persischen Manuscripte über die göttliche Liebe las. Ich übersetzte ihm nun einige Stellen aus dem Neuen Testamente, weil ich keine persischen Exemplare desselben weiter zum Verschenken besaß. Bald versammelten sich viele Juden um mich her, und ich verkündigte ihnen den gekreuzigten Christus; auch hatte ich die Freude, einen alten Gusselbaschen aus seiner Sklaverei zu befreien. Das Verlangen nach Neuen Testamenten war unter ihnen groß; doch fehlt es unter den hiesigen Juden auch nicht an solchen, welche den Hafitz mehr lieben, als das Wort Gottes.

Die Juden behaupten, daß in den vier oben genannten Lagern bei 100,000 Turkomanen beisammen wohnen sollen, und jeder Turkomane ist im Besitz eines Pferdes, das zu seinem menschlichen Daseyn zu gehören scheint. Die Juden führten mich in ihren kleinen Zeltlagern umher, und auch viele Turkomanen kamen herbei, um den Awli Yaan zu sehen, der aus einem fernen Lande zu ihnen gekommen sey.

Nachdem ich meinen jüdischen Brüdern und den Turkomanen den Segen ertheilt und nach hergebrachter Sitte derselben den 121. Psalm gesungen hatte, nahm ich Abschied von meinen freundlichen Gastleuten, und setzte unter der frühern Begleitung meine Reise nach Bokhara weiter fort. Einer der persischen Sklaven jam-

merte unaufhörlich, daß sie ihn von der Heimath hinweg in die Sklaverei führten, und wollte sich nicht trösten lassen, und ich vermochte nichts für ihn zu thun. Die ganze Gegend umher, die unsern Blicken sich darbot, war eine traurige Wüste von Sandhügeln, auf welchen da und dort niedriges Gesträuch und eine Binsenart, Salun genannt, zu finden war; aber auf dem ganzen Wege war kein Wasser anzutreffen, und eben so wenig eine Spur menschlicher Wohnungen. „Kein Anblick ist imposanter, bemerkt Herr Burnes, als eine solche ungeheure Sandwüste, und das Auge weilt mit lebhaftem Interesse auf der Reihe von Kameelen, welche in gekrümmter Bahn durch die schauderhafte Einöde sich durchwinden. Das Gleichniß zwischen einem Schiff auf dem Ocean und einem Kameel in der Wüste mag abgenutzt seyn, ist aber nicht weniger wahr. Die belebten Gegenstände verleihen der todten Natur ein lebhaftes Interesse."

Ermüdet kamen wir am 25. Febr. zu Dschehardschu (vier Brunnen) an, welche Stelle also genannt wird, weil am Ende des ungeheuren Sandmeeres hier vier Wasserquellen fließen. Die Zahl der Einwohner beträgt etwa 4—5000 Seelen. Der Ort steht unter der Verwaltung eines Kalmücken, der den Titel eines Emir führt, und hat eine liebliche Lage, am Rande der Kultur wie der Einöde; denn Dschehardschu ist der erste Fleck zwischen Persien und dem Reiche Bokhara, auf welchem sich die Spuren einer schönen fruchtbaren Natur wieder finden lassen. Dem Gouverneur der Stadt, der mich nach dem Zwecke meiner Reise fragen ließ, antwortete ich: ich sey ein Jude, der an Moses, die Propheten und an Jesum glaube; ich sey mit Briefen an den Gusch Beki und mit Firmanen vom Sultan zu Konstantinopel in dieß Land gekommen, und meine Absicht sey: die Juden zu Bokhara zu besuchen, mit ihnen von Jesu zu reden und nachzuforschen, ob sie nicht zu den zehn Stämmen Israels gehören. Der

Gouverneur gab sich mit dieser Antwort zufrieden, und ließ mich ruhig weiter ziehen.

Die Stadt liegt etwa 2 Stunden vom Oxus, welcher auch Gihon (1 Buch Mosis 2, 13.) genannt wird. Hier befinden sich 2 kleine Boote für Reisende, auf deren einem wir auf dem Strome hinüberfuhren. Derselbe ist hier, nach der Angabe des Herrn Burnes, 1950 Fuß breit und etwa 25 Fuß tief. Die Ufer sind sehr eingesunken und mit wucherndem Unkraut bewachsen. Es werden im Strome Fische von ungeheurer Größe, von 500—600 Pfund Gewicht, gefangen, welche den Osbeken zur Nahrung dienen. Von hier führte uns der Weg nach Bokhara durch viele kleine Dörfer, in deren Mitte die Stadt Karakol liegt, welche etwa 4000 Einwohner, meist Osbeken, zählt. Der Gouverneur dieser Stadt, Muhamed Hussein, war ehemals ein Gusselbaschensklave, der sich aber die Gunst des Königs von Bokhara, Schah Hyder, so sehr zu erwerben wußte, daß dieser ihn zu der Würde eines Emirs erhob. Er ist als ein wilder Mann bekannt, und als ich ihn mit dem Zweck meiner Reise bekannt machte, den Juden das Evangelium zu verkündigen, und mit den Muhamedanern Freundschaft zu machen, so bemerkte er: ich rathe dir, keinen Schritt zu thun, ehe du den Gusch Beki (ersten Staatsminister) zuvor gesehen hast. Besonders sey vorsichtig im Umgang mit den Mullahs. Ein einziges Wort gegen die muhamedanische Religion könnte sie zu deinen Feinden machen, und dann würden sie nichts darnach fragen, ob du des Ministers Gastfreund bist oder nicht. Vor meinem Weggehen verlangte der Gouverneur, daß ich ihm zuvor noch ein Gebet aufschreiben solle. Ich that dieß, und rieth ihm, dasselbe täglich zu beten.

Am 3. März verließen wir Karakol. Der Samarkandfluß, der an der Stadt vorüberfließt, und in der Nähe derselben einen ziemlich großen See bildet, war zugefroren; indeß getrauten wir uns nicht, über das

Eis zu setzen, und waren daher genöthigt, auf einem Umwege von drei Stunden durch eine Sandwüste zu wandern, bis wir eine Brücke fanden, welche uns sicher über den Strom hinüberführte. Noch am Abend dieses Tages ließ es mir der HErr gelingen, die Stadt Bokhara zu erreichen, nach welcher sich schon so lange meine Seele sehnte. Schon sind 14 Monate und 6 Tage verflossen, die ich, von der Insel Malta an bis hieher, auf einer höchst beschwerlichen und gefahrvollen Reise zugebracht habe. Auf ihr hat mich die Hand des HErrn öfters aus dem Rachen des Todes und aus der Sklaverei errettet, und mich wohlbehalten nach dieser Stadt gebracht, welche die Hauptfestung des Islamismus genannt zu werden pflegt. Möge Er mir Kraft geben, mit Muth und Freudigkeit als Sein Zeuge in derselben aufzutreten!

VI. Abschnitt.

Aufenthalt zu Bokhara, und Reise nach Balkh und Cabul.

Ehe wir unsern kühnen Wanderer, Missionar Wolff, von seinem Aufenthalte zu Bokhara und seiner Reise nach Cabul uns weiter erzählen lassen, finden wir für zweckmäßig, an dieser Stelle einige allgemeine Bemerkungen über Bokhara einzurücken, welche Herr Burnes ein Jahr später in diesem Lande einzusammeln Gelegenheit fand, und die er seiner Reisebeschreibung (Bd. 2. S. 204 f.) einverleibte.

Die Wichtigkeit Bokhara's, bemerkt derselbe, ist nicht in dem Umfange seines Gebietes, sondern in seiner geographischen Lage zu suchen. Früher umfaßte dieses Königreich mächtige Länderstrecken Mittelasiens, und dehnte sich bis zum kaspischen Meere aus. Allein diese glänzende Epoche ist längst vorüber; dennoch verleiht die günstige Lage der Hauptstadt noch immer eine

große Bedeutsamkeit. Zwischen den reichsten Länderstrichen Europa's und Asien's in einer von Sandwüsten umgebenen Gegend gelegen, ist Bokhara der Stapelplatz für den Kaufmann, und der Mittelpunkt eines ausgedehnten Handels. Mit einer Fülle der Erzeugnisse des Landes gesegnet, fesselte es von jeher die Aufmerksamkeit entfernter und benachbarter Völker. In frühern Zeiten machte es die Griechen und die arabischen Kalifen nach sich lüstern, und von hier aus führte der länderverwüstende Timur seine siegreichen Schaaren in die Länder Asiens. In neuerer Zeit haben die Kaiser von China und Rußland, der Sultan von Konstantinopel und die Könige von Persien um seine Freundschaft gebuhlt. Auch übt es eine Oberhoheit über die benachbarten Osbekenstämme aus, welche auf Bokhara, als die Hauptstadt ihres Stammes hinblicken, und dem Beherrscher eine freiwillige Huldigung darbringen.

Der König von Bokhara herrscht nach Orientalen Weise, als unumschränkter Despot, wird aber dennoch bei jeder Handlung durch den Einfluß der Mullahs beschränkt und geleitet. Dieß rührt von der Landesverfassung her, welche ausschließlich auf die Vorschriften des Korans gebaut ist, die hier strenger als in irgend einem Muhamedanerlande in Ausübung gebracht werden. Der regierende König, Buhadur Chan, ein noch junger Mann führt den Titel: Amir ul Mumenin (Beherrscher der Gläubigen) weil sich derselbe als eines der Häupter der muhamedanischen Religion betrachtet. Uebrigens wird dem Sultan von Konstantinopel Ehrfurcht erzeigt, und der König von Bokhara ist stolz auf den Titel eines Bogenträgers desselben. Der gegenwärtige König hat den Ruf eines wohlwollenden und gerechten Fürsten, und ist sehr streng in den Religionsübungen. Bei allen seinen Handlungen dient ihm der Koran zur Richtschnur; auch soll er die Ausgaben seines Hofes von der Kopfsteuer bestreiten, die er von den Juden und Heiden seines Landes erhebt, da es sündlich seyn

würde, das Geld der Gläubigen sich zuzueignen. Sein Minister, der Gusch Beki, hat einen großen Einfluß auf ihn, und der König wird nie irgend eine Speise aus andern Händen, als aus denen seines Ministers annehmen. Er ist ein Usbeke, besitzt Talent und Kenntnisse, liebt das Geld, treibt einen ausgebreiteten Handel, soll jedoch dabei strenge Gerechtigkeit gegen Andere ausüben. Er ist ein freisinniger und gegen Europäer günstig gesinnter Mann, der viel Verschlagenheit besitzt.

Die Polizei des Landes ist scharf und wirksam, das Eigenthum genießt volle Sicherheit, und die Landstraßen sind von Räubern frei. Die strenge und rücksichtslose Art, womit Verbrecher behandelt werden, flößt den Bösgesinnten einen heilsamen Schrecken ein. Die geringfügigsten Verbrechen werden mit dem Tode, selten nur mit Gefängniß und Geldbuße, gestraft. Die Gesetze Muhameds werden so genau wie unter den eigenen Augen des Propheten vollzogen, und seine Gesetzgebung ist ohne die geringste Veränderung die einzige Richtschnur der Handlungen dieses Volkes bis auf diesen Tag geblieben.

Die Streitmacht Bokhara's besteht aus etwa 20,000 Mann Reiterei und 4000 Mann Fußvolk. Da jeder Einwohner, reich oder arm, im Besitze eines Pferdes sich befindet, so ist natürlich in diesem Steppenlande die Reiterei die vorherrschende Waffe in den Kriegszügen derselben, welche häufig in unsern Tagen gegen den Chan von Khiwa stattfinden.

Jedoch wir kehren nach diesen kurzen Bemerkungen wieder zu der Reise des Missionar Wolff zurück.

Am 4. März (1832) kam ich vor den Thoren Bokhara's wohlbehalten an, und sandte meinen Turkomanen in die Stadt, um den Gusch Beki um die Erlaubniß zu ersuchen, in die Stadt einziehen zu dürfen. Dieser schickte mir als Auszeichnung, indem kein Europäer zu Pferd in die Stadt einziehen darf, einen Reiter mit

einem Pferde entgegen, und so ritt ich nun mit meiner hebräischen Bibel und dem N. Testamente in der Hand durch die Straßen der Stadt. Zuerst wurde ich in das Haus eines Dieners des Ministers gebracht, der mich sehr freundlich empfing, und mir, nach mongolischer Art, mit einer Tasse Thee aufwartete, die statt des Zuckers mit Salz gewürzt wurde. Auch ward mir von ihm eine bequeme Wohnung angewiesen. Nicht lange hernach ließ mich der Gusch Beki (der das Ohr des Königs hat, der Staatsminister) zu sich rufen, und hieß mich neben ihm niedersitzen. Nachdem ich demselben meine Empfehlungsbriefe überreicht hatte, entspann sich folgendes Gespräch:

Er. Kommst du jetzt von London?

Ich. Ich komme von Malta und Konstantinopel her.

Er. Ist König Georg noch am Leben?

Ich. Nein, Wilhelm, sein Bruder, ist jetzt König.

Er. Warum bist du in dieß Land gekommen?

Ich. Ich bin eine Jude, der an Jesum Christum glaubt, und ziehe daher in der Welt umher, um mit den Juden über die Wahrheit des Evangeliums zu reden. Ich bin in dieser Absicht drei Mal in Jerusalem, neun Mal in Egypten, und zwei Mal in Persien gewesen; und da ich vernommen habe, daß Bokhara und Balkh die Städte Habor und Halah sind, welche in der Schrift genannt werden, und daß sich viele Juden hier befinden, so bin ich hiehergekommen, mit ihnen zu reden, und auch die Mullahs der Muhamedaner zu sehen. Von hier aus gedenke ich nach Cabul meine Reise fortzusetzen, weil ich gehört habe, daß das Volk der Afghanen selbst glaubt, von den Kindern Israels abzustammen.

Er. Wie ist der Streithandel zwischen dem General-Gouverneur von Indien und dem Runschid Sing abgelaufen?

Ich. Ich weiß nichts davon.

Er. Wirst du unser Fleisch essen?

Ich. Zu Bokhara nicht, um zweier Gründe willen; ihr esset fett Fleisch, was ich nicht gewohnt bin, und dann möchte ich den hiesigen Juden, mit denen ich mich freundlich zu unterhalten wünsche, keinen Anstoß geben.

Nach dieser Unterhaltung hieß mich der Minister wieder in mein Quartier zurückkehren und dort bleiben, bis er mit dem Könige geredet habe, ob dieser erlauben werde, daß ich bei den Juden in der Stadt mich aufhalten dürfe. Am Abend kamen viele Juden, und unter diesen auch der Rabbi Pinehas, zu mir. Letzterer sagte mir, wenn ich bei dem Könige eingeführt werde, so solle ich vor ihm mit Furcht und Zittern stehen, und ihn um die Gestattung bitten, daß die Juden ihre alten Synagogen ausbessern und neue erbauen dürfen.

Am 5. März schickte der König einen seiner Diener zu mir, und ließ alle meine Papiere abholen, um sie durchzulesen. Nachmittags wurde ich vor den Minister gerufen, bei welchem sich gerade mehrere Juden und unter diesen auch der Hakam Eliahu von Bagdad befand. Der Minister wendete sich jetzt an mich und sagte: Ich muß dir sagen, daß du viel Aehnlichkeit mit Morecroft hast, (einem angesehenen Engländer, der im Auftrage der brittischen Regierung eine Reise durch Mittelasien gemacht hatte, und im Reiche Bokhara mit seiner ganzen Begleitung ermordet worden war, weßhalb der König und seine Minister in großer Besorgniß standen von Seiten Englands beeinträchtigt zu werden). Ich vermuthe, du bist gekommen, sein verlornes Eigenthum zurückzufordern, was wir jedoch nicht im Besitze haben.

Ich. Gusch Beki, ich sage keine Lüge; ich bin mit Morecroft nicht verwandt; ich bin ein Jude von Geburt, und diese Bibel, die ich in den Händen habe, ist meine Beschäftigung.

Der Minister. (an die Juden sich wendend) Dieser Mann glaubt an Jesum, und doch behauptet er zugleich ein Jude zu seyn?

Hakam Eliahu. Vor sieben Jahren kam ein Mann nach Bagdad mit Bibeln und Neuen Testamenten, der auch Joseph Wolff hieß, und behauptete ein Jude zu seyn; aber als er einmal ins Bad ging, wurden wir gewahr, daß er keiner war, und wir verbrannten alle Bücher, die er uns gegeben hatte. Wir entdeckten später, daß er ein Russe war.

Ich. Ich bin dieser Joseph Wolff, welcher die Bücher nach Bagdad gebracht hat; aber du lügst, wenn du sagst, daß ich dort im Bad gewesen sey.

Der Minister. Glaubst du an Jesum?

Ich. Ja, die Fülle der Gottheit war leibhaftig in Ihm. Er war das Wort Gottes, das durch die Macht des heiligen Geistes ein Mensch geworden, und von Maria geboren wurde. Er starb um unserer Sünden willen, ist wieder auferstanden und in den Himmel gefahren, von dannen Er (nach meiner Meinung im Jahr 1847) wieder kommen wird, um 1000 Jahre zu Jerusalem zu regieren.

Der Minister. Wird denn Jesus in den heiligen Büchern der Juden genannt?

Ich. Ja, im ganzen Alten Testamente.

Der Minister. Wird auch unser Prophet in der Bibel genannt?

Ich. Allerdings; die Herrschaft, die er auf Erden übt, aber als Prophet ist er in den heiligen Schriften nicht geweissagt.

Der Minister. Du bist unser Gastfreund; aber ich halte dich für einen Engländer, und einen Verwandten des Herrn Morecroft, der zu Ankoy gestorben ist. Du magst hier bei den Juden wohnen, aber der König gestattet dir, um deiner eigenen Sicherheit willen, nicht zu den muselmanischen Mullahs zu gehen. Der Weg nach Cabul ist wegen des vielen Schnees verschlossen, und bleibt so drei Monate lang; auch herrschen zu Balkh gefährliche Fieber. Ich rathe dir daher, entweder nach Meschid oder nach Rußland zurückzukehren.

Der Minister erklärte nun, daß er mich für einen ehrlichen Mann halte und bemerkte, daß er viel mit mir zu reden habe. Der Jude Ruben nahm mich in sein Haus auf, und die Juden, obgleich sie mich als einen ihrer Volksgenossen anerkannten, waren nicht wenig erstaunt darüber, daß ich furchtlos gegen sie meinen Glauben an Jesum bekannte; auch waren sie nicht wenig darüber verwundert, daß die Juden von Meschid ihnen geschrieben hatten, wie viel Gefälligkeiten ich ihnen, während meines Aufenthalts in ihrer Stadt erzeigt habe.

März 6. Eine große Karawane von Nogay Tataren ist in diesen Tagen aus Rußland von Kasan und Orenburg her angekommen; sie bestand aus etwa 1000 Nogayen und Kosaken, welche 400 Kameele mit sich führten. Die Stadt Bokhara faßt zwischen 180—200,000 Einwohner in sich. Der herrschende Volksstamm sind die Osbeken und Tatschik, aber die Hälfte der Bevölkerung besteht aus Golums (persischen Sklaven), von denen jedoch manche bisweilen zu den höchsten Staatsämtern erhoben werden. Die meisten Perser, die als Sklaven nach Bokhara gebracht werden, ziehen es vor, lieber als Sklaven dort zu bleiben, denn als freie Leute nach Persien zurückzukehren. Die Einwohner von Bokhara sind ein gutmüthiges, aber ein verweichlichtes und feiges Volk, das keine Kraft hat, und das ganze Land liegt in den Fesseln einer gewaltigen Priesterherrschaft. Der König Behadar ist ein Mann von etwa 28 Jahren, der jeden Morgen mit einem Haufen Priester damit zubringt, arabische Religionsschriften zu lesen; sodann macht er einen Besuch bei dem Grabe des Baba Din, eines heiligen Derwisches. Die übrige Zeit des Tages sitzt er auf dem Throne und vernimmt die Klagen seiner Unterthanen. Er wird von seinen Ministern gefürchtet, und als ein gerechter König hoch geachtet. Auch die Juden werden im Lande gut gehalten; obgleich in der

Hauptstadt

Hauptstadt 10,000 Seelen stark, bezahlen sie doch jährlich nur 300 Thaler Abgaben. Der Gusch Beki ist ein kenntnißreicher und gutmüthiger Mann, der das volle Zutrauen seines Monarchen besitzt. Er steht in Briefwechsel mit dem russischen Gouverneur von Orenburg, der ihm 700 persische Manuscripte als Geschenk zugesendet hat. Die Russen haben kürzlich eine Gesandtschaft nach Khiwa und Bokhara gesendet. Diese hat hier viele russische Gefangene aus der Sklaverei losgekauft; indeß befindet sich der größte Theil russischer Sklaven zu Orguntsch, Ankoy, Maimona und Kokan. Auch 400 Hindus wohnen hier, die einen ansehnlichen Handel treiben, aber für große Betrüger gehalten werden.

Mullah Pinehas der ältere, Oberrabbi der Judengemeinde zu Bokhara, machte mir heute in Begleitung der übrigen Rabbinen einen Besuch. Er versicherte mich, nach der alten Ueberlieferung der hiesigen Juden sey Bokhara das Habor, und Balkh das Hallah, deren im 2. Buch der Könige 17, 6. gedacht wird; aber ihre geschriebenen Nachrichten seyen zur Zeit des großen Eroberers Dschingis Chan verloren gegangen. Dieselbe Sage habe ich auch unter den muselmanischen Mullahs angetroffen; auch hat sie noch in andern Beziehungen alle Gründe der Wahrscheinlichkeit für sich. Die hiesigen Juden wissen von ihrer früheren Geschichte nur so viel: die Kinder Israel, sagen sie, wanderten während ihrer Gefangenschaft aus Babylon nach verschiedenen Theilen Persiens aus, und siedelten sich hauptsächlich zu Sabzawar, 2 Tagereisen von Meschid, an. Lange vor dem Zeitalter Dschingis Chans und während seiner Zeit wurden sie von dort nach Balkh und Samarkand versetzt, und als Samarkand zerstört wurde, so zogen große Haufen derselben nach Bokhara, wo sie noch jetzt wohnen, indeß Andere nach China auswanderten, mit denen sich bald jede Verbindung aufhob. Die Juden von Bokhara und allenthalben in den Gegenden des Gihonflusses bis nach Kokan fielen bald in gänzliche Un-

wissenheit, vergaßen ihr Gesetz, und machten mit den Muselmannen Gemeinschaft. Es war kein Rabbi unter ihnen, der sie im Gesetz unterrichtete, bis der Jude Joseph Mughrebi aus Afrika zu ihnen kam. Dieser fing an, unter ihnen zu predigen: wehe mir, daß ich euch, meine Brüder, in solchem Zustande finde, und daß ihr das Gesetz Mosis und der Propheten, und die Sprüche weiser Männer vergessen habt. Sechs Monate lang unterrichtete er sie nun im Gesetze des HErrn und in den Büchern des Talmuds. Er ließ einen Sopher (Schreiber) kommen, der das Gesetz Mosis auf Pergamentrollen für sie abschrieb, und so machte er aus Bokhara, wie sie sich ausdrückten, ein kleines Jerusalem. Er starb daselbst in hohem Alter, und wird jetzt noch von den Juden ein Licht in Israel genannt.

Nach den sorgfältigen Erkundigungen, welche ich über die Judenbevölkerung in Turkhestan einzuziehen Gelegenheit hatte, leben zu Bokhara **2000** Judenfamilien, zu Samarkand **300**, zu Balkh **100**, zu Schahrsabz **300**, und im Ganzen **2700** Familien oder **13,600** Seelen im Lande. Die Juden zu Bokhara haben vier Synagogen, die jedoch in kläglichem Zustande sich befinden, weil es ihnen verboten ist, sie auszubessern. Ich ging oft mit ihnen in dieselben, und verkündigte ihnen den gekommenen Messias Jesus Christus, der am Kreuze für uns gestorben ist. Viele ihrer Rabbinen sprechen das Hebräische vollkommen rein. Häufig machte ich mit ihnen die Probe, daß sie Stellen des Alten Testamentes, über deren Uebersetzung unter den Juden viel gestritten wird, gerade auf dieselbe Weise übersetzten, wie es von den alten christlichen Theologen geschah, ohne daß sie von unsern Streitigkeiten irgend ein Wort wissen. Der Minister Gusch Beki, den ich öfter besuchte, zeigte mir ein persisches Manuscript, Mutalla Anwar genannt, worin behauptet wird, daß die Afghanen Nachkömmlinge der alten Egypter sind, die mit Moses und

den Kindern Israel aus Egypten zogen und Juden wurden, und welche demnach zu dem Pöbelvolk der gemischten Volksmasse gehörten, deren im 2. B. Moses 12, 38. Meldung geschieht.

März 17. Der Minister ließ mich abermals zu sich rufen, und als ich kam, traf ich viele muselmannische Mullahs bei ihm an, unter denen er mich einführte. Alsobald fragten sie mich über die Gottheit Jesu Christi, und es entwickelte sich eine interessante Unterredung über diesen Gegenstand, wobei ich ihren kitzlichten Streitfragen immer durch die Bemerkung begegnete, daß nach der Lehre der Schrift die wahre Gottheit in dem Menschen Jesu leibhaftig gewohnt habe. Am folgenden Tage besuchte mich Rabbi Pinehas der jüngere, und bekannte mir seinen Glauben an den HErrn Jesum Christum, indem er durch die Weissagungen des Alten Bundes, die ich ihm ausgelegt habe, vollkommen überzeugt geworden sey, daß Jesus von Nazareth der verheißene Messias sey. Auch Rabbi Pinehas der ältere, sagte er, habe dieselbe Ueberzeugung gewonnen, indessen rathe er mir nicht, mit jedem Juden zu Bokhara über die Religion zu reden, indem viele derselben unwissend und widerspenstig seyen.

Der Bazar (öffentlicher Marktplatz, Registan genannt) ist eine interessante Stelle, auf welcher aus allen Theilen Asiens von Kaschgar, Yarkand, Kokan, Kothan, Herat, Maimona, Aukoy, Orgundsch, Kandahar, Meschid, Astrachan, Orenburg und von Hindostan her Kaufleute in allen Gestalten umherziehen. Mein gewöhnlicher Besuchsort des Abends, erzählt Herr Burnes, war der Registan, ein geräumiger freier Platz, der in der Nähe des königlichen Palastes liegt. Auf zwei Seiten des Platzes befinden sich massive Gebäude für gelehrte Schulen, und auf einer andern Seite ist ein mit Wasser gefüllter, von hohen Bäumen beschatteter Springbrunnen, wo sich Müssiggänger aller Art um die

zum Verkauf ausgestellten Waaren, aus Asien und Europa, versammeln. Ein Fremder braucht sich nur auf einer Bank des Registan niederzusetzen, um Menschen aus allen Theilen Asiens kennen zu lernen. Er kann die feinen Manieren der Unterthanen des „großen Königs" mit den rohen Sitten der herumstreifenden Tataren vergleichen. Er kann die Osbeken aus allen Staaten des Oxus sehen, wie sie sich durch ihre Vermischung mit andern Völkern verschiedenartig schattiren. Man kann sie an ihren, etwa einen Fuß hohen, dunkeln Schaffellmützen leicht erkennen. Ein rother Bart, graue Augen und eine weiße Haut werden dann und wann die Aufmerksamkeit des Fremden auf sich lenken, und seine Blicke wird ein armer Russe fesseln, der sein Vaterland und seine Freiheit verloren hat, und hier ein elendes Sklaven-Leben dahin schleppt. Hin und wieder wird man einen Eingebornen aus China gewahren, wie ihm sein langer Haarzopf abgeschoren worden ist, und er seine Glatze unter einem Turban verdeckt, indem jeder Ausländer hier als Muselmann auftreten muß. Dann folgt ein Hindu in einer ihm selbst und seinem Vaterlande fremden Tracht. Eine kleine viereckige Mütze und eine Schnur um den Leib sind die Abzeichen, die den Muhamedaner zurückhalten, diesen Götzendiener auf der Straße zu begrüßen. Ueberdieß ist der Eingeborne Indiens an seinem ernsten Blick und der Sorgfalt zu erkennen, womit er alle Gemeinschaft mit Andern vermeidet. Der Jude ist ein eben so scharf bezeichnetes Wesen, wie der Hindu, nur daß er eine etwas abweichende Kleidung und eine kegelförmige Mütze trägt. Jedoch ist kein Merkmahl so unterscheidend, wie die überall gleichen Gesichtszüge des hebräischen Volkes, das zu Bokhara ein auffallend schönes Menschengeschlecht bildet.

Ein großer Theil der Bewohner Bokhara's erscheint zu Pferde; es mögen nun aber die Leute beritten seyn oder zu Fuß gehen, so sind sie stets mit Stiefeln be-

kleidet, und die Fußgänger stolziren mit hohen Absätzen einher, mit denen es dem Europäer schwer seyn würde, sich aufrecht zu erhalten. Auch die Frauen lassen sich in der Regel zu Pferde blicken, und reiten nach Art der Männer; nur wenige gehen zu Fuß, und alle tragen ein schwarzes Haartuch als Schleier. Vom Morgen bis zum Abend macht die versammelte Menge ein murmelndes Getöse, und man ist ganz erstaunt über die sich bewegende Masse menschlicher Wesen. Am geschäftigsten sind die Fruchthändler, welche unter dem Schatten einer aufgehängten Matte die Früchte der Jahreszeit, Trauben, Melonen, Aprikosen, Aepfel, Birnen, Pfirschen, Pflaumen u. dergl. zum Verkauf ausbieten. In allen Theilen des Bazars sind die Leute mit dem Bereiten des Thees beschäftigt, den die Bokharen ausnehmend lieben, und zu allen Zeiten, auf allerlei Weise, mit und ohne Milch, mit Zucker, Fett, Salz u. s. w. bereitet, zu sich nehmen. Bei den Verkäufern dieses heißen Getränks kann man auch Rabut i dschan (die Wonne des Lebens, Traubengallerte) mit Eis vermengt kaufen. Niemand stillt in Bokhara seinen Durst, ohne Eis zu trinken, das in großen Gruben gesammelt wird, und dessen sich selbst der Bettler zu bedienen pflegt. In dem Registan sind fast alle Waaren zu haben. Auch seine Weisheit kann man in persischer und türkischer Sprache in den Bücherläden vermehren, wo die Gelehrten die zerrissenen Bücher durchblättern. Nach den Bazarsstunden sind die Moscheen mit Menschen angefüllt, die ihr Abendgebet verrichten. Mit eintretender Dämmerung nimmt der Lärm ein Ende, die königliche Trommel ertönt auf den Straßen, und Niemand darf mehr ohne eine Laterne ausgehen.

Ich hatte Gelegenheit, fährt Herr Burnes fort, die Hochschule von Bokhara zu besuchen. Das Lokal derselben ist eines der vornehmsten Gebäude der Stadt. Neben ihr finden sich noch etwa 366 große und kleine

Schulen hier, von denen ein Dritttheil ansehnliche Gebäude mit 70—80 Schülern inne haben. Die Schulgebäude sind wie die Karawanserei's eingerichtet. Sie bilden ein Viereck mit einer, alle vier Seiten einnehmenden Reihe kleiner Zellen, welche von den Lehrern und Studenten bewohnt werden. Die Schulanstalten sind reichlich dotirt, und die ansehnlichsten Gebäude der Stadt von frommen Personen für den Zweck des Unterrichts angekauft worden. In der Studienzeit sind die Klassen von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang geöffnet, und die Schüler disputiren in Gegenwart ihres Lehrers über spitzfindige Fragen der muhamedanischen Theologie, indeß der Lehrer ihre Debatten leitet. Diese Theologie (wenn man sie so nennen mag) faßt ihren ganzen Unterricht in sich, und hat die übrigen Gegenstände des Wissens so sehr verdrängt, daß die Schüler selbst von der Geschichte ihres Vaterlandes nur gar wenig wissen.

Der große Schutzpatron von Bokhara, erzählt Missionar Wolff, der vor einigen hundert Jahren lebte, und hier begraben liegt, ist Baba Din, der, wie die Derwische sagen, von der Liebe Gottes trunken war, und nackt in den Straßen der Stadt umherlief. Sein Andenken ist von dem Könige und dem Volke hoch geehrt, indeß die hier lebenden Derwische von den steifen rechtgläubigen Mullahs allgemein gehaßt werden. Die hiesigen Suffis sind von ihren Brüdern zu Schiraz und Meschid sehr verschieden. Letztere sind meist mystische Skeptiker, welche die Grundbegriffe aller Sittlichkeit mit ihrer Dialektik untergraben. Erstere sind aufrichtig dem Glauben an den Koran zugethan, und bemühen sich, ihr Leben nach den Vorschriften desselben einzurichten. Vielen derselben ist es redlich darum zu thun, Gott näher zu kommen, wie sie sich auszudrücken pflegen, und dieß suchen sie durch ein sittliches Leben, durch Lossagung von der Welt, durch Gebet und das

Lesen ihrer heiligen Bücher zu bewirken. Manche derselben gleichen dem Cornelius von Cäsarea, dessen Gebet und Almosen hinaufgekommen sind ins Gedächtniß vor Gott. Sie werden indeß von den Mullahs gewöhnlich Heuchler genannt, und ich habe unter den muhamedanischen Völkern dieselbe Wahrnehmung gemacht, die sich so häufig unter Christen machen läßt, daß von erkalteten Gemüthern, denen die Welt ihr Gott geworden ist, lebendige Frömmigkeit überall und in jeder Gestalt Heuchelei genannt zu werden pflegt. Die Welt ist allenthalben die gleiche, und zwischen der Natur eines rohen unbekehrten Turkomanen und der Sinnesart eines verfeinerten unbekehrten Europäers ist eben kein bedeutender Unterschied anzutreffen. Unter den Töchtern Bokhara's hörte ich ungefähr dieselben Unterhaltungen, wie sie auch in den verfeinerten Weltzirkeln des schönen Geschlechtes in England und Deutschland vernommen werden. „Diese Dame will frömmer und besser seyn, als andere, hörte ich sie sagen, und doch wissen wir uns wohl zu erinnern, daß sie in ihrer Jugend sehr lustig war. Was wird es auch wohl schaden, wenn man die öffentlichen Tänze besucht. Um die Schwärmerei ist es eine gar schlimme Sache, besonders unter der Jugend u. s. w." Auf diese Weise ist der natürliche Mensch überall unter der Sonne in seiner sinnlichen Denkart sich selbst gleich.

Jetzt war es Zeit geworden, daß ich mich, nach einem Aufenthalte von sechszehn Tagen, zur Abreise von Bokhara anschickte. Der König sandte mir hiezu durch einen seiner Offiziere einen Reisepaß, und Gusch Beki ließ den Anführer der Karawane zu sich rufen, um mich noch besonders seinem Schutze zu empfehlen; und in Gesellschaft mehrerer Juden trat ich am 21. März meine Reise nach Cabul an.

Der Weg führte uns mehrere Tagereisen lang am nördlichen Ufer des Oxusflusses hinauf durch eine öde

Wüste, die nichts Anziehendes für das Auge hat. Einigen Juden der Reisegesellschaft konnte ich auf dem Wege mit viel Gemüthlichkeit die Geschichte und Lehre Jesu an's Herz legen. Unter ihnen befand sich ein Rabbi von Balkh, Jehudab Caschi, welcher sehr aufmerksam zuhörte, und das verkündigte Wort zu Herzen zu nehmen schien. Gerne hätte ich das von Bokhara nördlich gelegene Samarkand besucht, das nur 14 Stunden von jener Stadt entfernt ist; da aber nur wenige Juden daselbst wohnen, und die Stadt meist öde und verlassen in ihren schauerlichen Trümmern liegt, so zog ich es vor, meine Straße vorwärts nach Indien zu ziehen. Wir gelangten über Dschendir, das von Turkomanen bewohnt ist, von denen einige ehrfurchtsvoll herbeikamen, um meine Bibel zu berühren, am 8ten Tage unserer Reise nach der Stadt Kirki, nachdem wir zuvor aufs neue den Oxusfluß passirt hatten, der hier gegen 800 englische Ellen breit und etwa 28 Fuß tief ist, und eine starke Strömung hat. Man pflegt von ein paar Pferden hinübergezogen zu werden, welche an ein Boot gespannt sind, und schwimmend wird von ihnen das Boot, gleich einem Wagen, hinübergezogen, während ein Mann die Zügel der Pferde in der Hand hält. Die Stadt Kirki ist vom Tatschik-Stamme besetzt, und hat mit einem bedeutenden Bazar etwa 10,000 Einwohner. Die Häuser haben platte Dächer und ein elendes Aeußere. Zahlreiche Gärten sind um die Stadt her angelegt, welche von hohen Pappeln und herrlichen Fruchtbäumen beschattet sind, und durch einen kleinen Fluß bewässert werden. Nirgends traten die segensreichen Wirkungen des Wassers so deutlich hervor, als hier; denn an den Ufern des Flusses ist alles grün und reizend, aber entfernt von denselben alles sandig und unfruchtbar. Kirki ist nach der Hauptstadt der größte Ort im Königreich Bokhara, und liegt auf einer Oase, welche ungefähr 6 Stunden breit ist. Der Gouverneur

der Stadt ist ein geldsüchtiger Mensch, der die Reisenden auszuplündern pflegt; allein mein freundlicher Mullah von Balkh nahm mich in sein Quartier und versteckte mich, indem er sagte: zuerst wurden wir Freunde zusammen, dann bin ich dein Bruder geworden, und ich muß dir daher helfen, daß du dem Statthalter aus den Augen kommst.

Die Sandwüste zieht sich von hier an mit wenig Unterbrechung bis zur Stadt Balkh fort, und nur da und dort erblickt man ein paar runde Hütten, welche den umherstreifenden Turkomanen zum Obdache dienen. Erst gegen Balkh hin wird das Land wieder freundlicher, und es eröffnet sich ein fruchtbares, überall von Kanälen durchschnittenes Thal, das zu dieser Stadt hinführt. Da und dort gewähren üppige Bäume und Weinstöcke, nach dem ermüdenden Zuge durch die Wüste, einen erquickenden Anblick, und bekanntlich haben die Bäume, Früchte und das Getraide von Balkh, der alten Bactra, die am Gebirge Paropamisus liegt, schon in früher Vorzeit eine große Berühmtheit erlangt. Missionar Wolff hatte auf einem schnellen Ritte diese Sandwüste zurückgelegt, und kam am 7. April wohlbehalten zu Balkh, dieser Mutter der Städte, an, wo er von seinem Mitreisenden, Jehudah Caschi, in sein Haus aufgenommen wurde. Die Ueberreste dieser einst so stolzen Stadt dehnen sich auf einen Umkreis von etwa 6 Stunden aus, und bestehen aus zerfallenen Moscheen und eingestürzten Grabmählern, die aus Backsteinen erbaut worden waren. Alle diese Trümmer einer vermoderten Herrlichkeit gehören indeß sämmtlich dem Zeitalter der muhamedanischen Herrschaft an, obgleich Balkh sich eines Alters rühmt, welches dasjenige der meisten übrigen Städte der Welt weit übertrifft. Die gegenwärtige Bevölkerung der Stadt, die meist aus Eingebornen von Cabul besteht, beläuft sich kaum auf 10,000 Einwohner, indem vor nicht langer Zeit der kriegerische Häuptling des benachbarten kleinen Räuberstaates, Koon-

duz, einen großen Theil der Bevölkerung vertrieben hat, und die Stadt täglich mit seinen Ueberfällen bedroht. Sie scheint in ihrem weiten Umkreise unzählige Gärten umschlossen zu haben, in denen die Wohnhäuser zerstreut umher stehen. Die Stadt selbst ist jetzt, gleich dem zerfallenen Babylon, die Fundgrube von Backsteinen für die umliegenden Gegenden geworden. Die meisten alten Gärten liegen mit Unkraut überwachsen da, und die Wasserleitungen sind vertrocknet. Das Volk hegt eine große Ehrfurcht gegen die Stadt, und ist von dem Glauben erfüllt, sie sey einer der am frühesten bevölkerten Plätze der Erde gewesen. Die Baumfrüchte, besonders die Aprikosen, die im größten Ueberflusse wachsen, sind ungemein süß schmeckend; indeß ist das Klima der Stadt sehr ungesund, was wohl zunächst dem schlechten Trinkwasser, das schlammig ist, zugeschrieben werden muß. Ueberhaupt scheint die Bemerkung ihre volle Richtigkeit zu haben, daß alle alten zerfallenen Städte der Gesundheit mehr oder weniger nachtheilig sind.

Diese Bemerkungen machte Herr Burnes über diese Stadt, und nun lassen wir uns von Missionar Wolff einiges von seinem kurzen Aufenthalte daselbst erzählen.

Zu Balkh wohnen etwa 100 jüdische Familien, deren Oberrabbi der Mullah Benjamin ist, mit dem ich bald eine recht genußreiche Gesellschaft anknüpfen konnte. Noch habe ich keinen Rabbi gefunden, der so lernbegierig war, wie er. Die übrigen Einwohner der Stadt sind Afghanen und Osbeken, unter denen sich auch einige Hindu's niedergelassen haben. In der Umgegend der Stadt sind mehrere Dörfer, die von Arabern bewohnt sind, welche arabisch sprechen. Eines dieser Dörfer heißt Joktan, und ist wahrscheinlich vom alten Araberstamme Joktan oder Jopetan bewohnt, der 1 Mos. 10, 26. genannt ist, und jetzt noch das Land Hadramant inne hat. Je mehr ich dieses Land kennen lerne, desto mehr befestigt sich meine Ueberzeugung, daß es wohl kein hoffnungsreicheres Gebiet für

einen Missionar geben kann, als Turkhestan ist. Auch die Perser lesen gerne die Bibel und sprechen über Religion; aber dieß geschieht meist nur aus leerer Neugierde, hingegen die Turkomanen in der Wüste, bei all ihrem barbarischen Wesen und die Bewohner von Bokhara, bei aller sittlichen Verderbniß unterhalten sich gerne über Religionsgegenstände aus einem tiefern Herzensgefühl, das in ihnen rege ist. Die hiesigen Juden trugen kein Bedenken, mir zu gestatten, daß ich ihnen in ihren Synagogen Christum verkündigen durfte.

Da das hiesige Klima meiner Gesundheit sehr nachtheilig war, und das schlechte Wasser mich krank machte, so beschloß ich, ohne eine Karawane abzuwarten, meine Reise nach Cabul weiter fortzusetzen. Ich miethete daher einen Maulthiertreiber, und gelangte am 10. April Abends nach Muzar, das nur 5 Stunden von Balkh entfernt ist. Diese Stadt zählt etwa 500 Häuser, und gehört einem Priester an, der dem Gottesdienst in einem dem Ali geweihten berühmten Tempel hier vorsteht. Muzar heißt so viel, wie Grabmahl. Das hier vorhandene besteht aus zwei hohen Kuppeln, die ein angebliches Heiligthum bedecken. Ali soll nämlich auf einem Kameel reitend hieher gekommen und gestorben seyn. Bald erzählte man von großen Wundern, welche an dieser Stelle geschehen, und nun pilgern ganze Schaaren aus Afghanistan, Kaschmere, Hindostan, Kokan und Khiwa hieher, um dem Ali ihre Ehrfurcht zu bezeichnen.

Am 12. April setzte ich auf einer Straße, welche von Räubern sehr beunruhigt wird, mit einer Karawane meine Reise nach Khulum weiter fort, das von etwa 8000 Tatschiks bewohnt ist. Wenige Meilen von dieser Stadt erheben sich die riesenhaften Vorberge des ungeheuren Gebirges, das durch enge Schluchten und über steile Spitzen, nach und nach bis zu der schwindelhaften Höhe des Hindu Cusch sich erhebt, und allmählig in die unermeßlichen Ebenen Hindostans sich hinabzieht. Der

Weg führt, wie Herr Burnes bemerkt, durch höchst furchtbare Engpässe, welche auf 3—4000 Fuß über den Fußpfad herausragen, während Adler und Falken in luftigen Höhen über dem Haupte kreisen. Bisweilen wird der Bergpaß so enge, und die Felsen so hoch, daß selbst um Mittag kein Sonnenstrahl in sie hineinzudringen vermag. Endlich führt der Kara Kudul (schwarze Paß) zum Dorfe Duab hinab, das zwischen fürchterlichen Abhängen liegt, durch welche sich der Fluß Khulum schäumend durch Felsenritzen hindurch drängt. Ein wildes Bergvolk, die Hazarah genannt, hausen hier in den finstern Felsenhöhlen, und führen ungekannt von der Welt ihr stilles Patriarchenleben. Weil ich in Jerusalem gewesen war, erzählt Wolff weiter, so hatten die Leute der Karawanen angefangen, mich einen Hadschi (Pilger) zu nennen; wohl auch darum, weil von den Turkomanen und den wilden Bergvölkern des Himalaya-Gebirges die Hadschi's mit Hochachtung behandelt zu werden pflegen. Als wir nun am 18. April zu Duab ankamen und ich nach meinem Namen gefragt wurde, so nannte ich mich den Hadschi Yusuf, worauf die Leute verlangten, daß ich ihnen meinen Segen ertheilen solle. Später wurde mein Diener gefragt, ob ich ein Muselmann sey, und als dieser es bejahte, so erklärte ich laut, daß ich kein Muselmann, sondern ein Christ sey; weßhalb sie mich jetzt darüber zur Rede stellten, daß ich ihnen meinen Segen ertheilt habe. Ich wurde nun zum Vorsteher des Dorfes geführt, der mich gleich also anredete: Sprich, Gott ist Gott, und Muhamed der Prophet Gottes! wo nicht, so bringe ich dich ums Leben. Dieß kann ich nicht thun, gab ich zur Antwort, denn ich glaube an Jesum Christum. Nun schlugen die anwesenden Mullahs in ihrem Koran nach, und nach kurzer Berathung wurde von ihnen das Urtheil gefällt, daß ich lebendig verbrannt werden solle. Ich berief mich auf Mohamed Murat, den Beg von Konduz, der, da ich ein Engländer sey, meinen Tod an ihnen rächen

würde. Ist dieß der Fall, sagten die Mullah's, so mußt du dein Blut mit Geld erkaufen. — So nehmet eben, was ich habe, gab ich zur Antwort, und dieß thaten sie nun auch wacker; denn sie zogen mich nackt aus, ließen mir nicht einmal ein Hemd, und auch nicht die Decke, mit der ich mich des Nachts zuzudecken pflegte, während wir jetzt den frostigen Schneeregionen des Hindu Kusch entgegen zogen.

Von allem Nöthigen entblößt, führte uns am 20. April der steile Felsenweg weiter nach dem Bergdorfe Kamurd, wo ein kleinerer Hazarah-Häuptling uns freundlich aufnahm, der, unter seinem Rosenbaume sitzend, ein Leben führt, wie es Jesajas 5, 11. u. 12. beschrieben ist. In diesen Gebirgsgegenden streift ein wilder Volksstamm umher, die Balkwi genannt, welche Räuber und Mörder sind, und den Weg sehr gefährlich machen. Dieser Hauptling hält sie, so gut er kann, in Schrecken, und wir sahen mehrere dieser Räuber in Ketten gelegt umherziehen. Hinter Kamurd öffnet sich ein neuer Engpaß in die schauerlichen Schluchten des Himalaya-Gebirges, Dundan Schikun oder Zahnbrecher genannt, der wegen seiner Steilheit und Schwierigkeit diesen Namen passend führt. Die Felsen erheben sich auf beiden Seiten nicht selten zu einer Höhe von 3000 Fuß, indeß die Bergschlucht nicht über 300 Ellen breit war. Die ganze Scene hatte etwas ungemein Imposantes, und der Weg schien in die innersten Eingeweide der Erde hineinzuführen. Erschöpft kamen wir am 23. April in dem Dorfe Syghan an, wo abermals ein Räuberhäuptling residirt, ein wilder Osbeke, der bald dem Fürsten von Cabul, bald dem Beg von Koonduz zinspflichtig ist. Er ist gewohnt, seine Zinspflichtigkeit mit Pferden oder mit Sklaven abzuthun. Dennoch sind diese Bergbewohner strenge Muhamedaner, welche mit großer Genauigkeit den Vorschriften des Korans nachkommen. Als diesem Räuberhäuptlinge Vorstellungen darüber gemacht wurden, daß er Menschenraub treibe,

so räumte er zwar das Strafbare dieses Handwerkes ein, glaubte aber dennoch ein gutes Werk dabei zu thun, weil die Gefangenen genöthigt werden, sich zum Islam zu bekennen.

Ein steiler Engpaß, Acropat genannt, führte uns über die Grenzen Turkhestans in das Gebiet von Cabul hinüber, und über den hohen Rücken des Kohi-Baba, einer Fortsetzung des Hindu-Kusch, nach dem Dorfe But Bamian hinab, das wir nach einem beschwerlichen Marsche von 12 Stunden erreichten. Hier muß in früherer Zeit eine große Stadt gestanden haben, deren merkwürdige Trümmer noch allenthalben wahrzunehmen sind. Es läßt sich, bemerkt Herr Burnes, nichts Erhabeneres denken, als die Naturscenen, welche dieses Bergthal unsern Blicken darbot. Schauderhafte Abhänge ragten über uns herab, und fürchterliche Abgründe, über die wir nur zu Fuß hinwegkommen konnten, drohten uns jeden Augenblick für immer zu verschlingen. Das ungeheure Gebirge des Kohi-Baba ist hier mit Gewalt auseinandergerissen, und unzählige Ruinen, welche allenthalben umherliegen, verkündigten die geheimnißvolle Macht, welche in unbekannten Tagen diese ewigen Felsenwände zerbersten ließ. Bamian ist wegen seiner riesenhaften Götzenbilder und unzähligen Felsenhöhlen berühmt, die man auf eine Strecke von 3 Stunden hin erblickt, und die noch jetzt den Einwohnern zur Wohnung dienen. Ein kolossaler Felsenhügel ist von diesen Höhlen völlig durchlöchert, und erinnert uns an die Troglodyten (Höhlenbewohner), von denen uns die Geschichtschreiber des großen Alexanders so viel erzählen, und welche eine zusammenhängende Reihe von Felsenklüften bilden, die mit dem größten Kraftaufwande ausgehöhlt worden sind. Alle zusammen bilden eine unermeßliche Stadt, welche den Namen Ghulghula führt. Nicht minder überraschend und einzig in ihrer Art sind die gigantischen Götzenbilder, welche in die hohen Felsenwände ihrer ganzen Länge nach eingehauen sind, und

aus zwei mächtigen Figuren, einer männlichen und einer weiblichen, bestehen, von denen die erstere etwa **120** Fuß hoch ist. Leider ist das Götzenbild verstümmelt, indem ihm beide Beine durch Kanonenkugeln zerschmettert, und das Gesicht oberhalb des Mundes zerstört wurden. Die Figur ist mit einem Mantel bedeckt, der aus einer Art Mörtel bereitet ist, und früher mit gemalten menschlichen Figuren verziert gewesen war, welche jedoch meistens verschwunden sind. Indeß sind die Farben so lebhaft, und die Zeichnungen so scharf begrenzt, wie in den egyptischen Gräbern.

Wir setzten, erzählt Herr Wolff, am **27.** April unsere Gebirgsreise am Fuße des hohen, mit ewigem Schnee bedeckten Gebirgs, Kohi Baba weiter fort, das sich mit seinen drei mächtigen Kulmen zu einer Höhe von etwa **18,000** Fuß über das Meer erhebt. Tausend Fuß weiter über den Bergrücken öffnete sich uns der erste Bergpaß Kalu, wo wir abermals einem dort wohnenden Räuberhäuptling in die Hände fielen, an welchen wir einen Empfehlungsbrief von dem Gouverneur in Bamian erhalten hatten. Bei der Uebergabe desselben zerriß ihn indeß dieser in Stücken, fluchte meinen Weibern und Kindern, so wie den Weibern und Kindern des Fürsten von Cabul. Wir haben, sprach er zornig, eine Deputation an den Letztern gesendet; gewährt er unser Verlangen, so ist's gut, thut er es nicht, so werden wir jede Karawane aufhalten, und jeden Reisenden in Ketten legen, welcher diesen Weg passirt. Indeß ließ mich der zornige Mann dennoch meine Reise fortsetzen, und wir machten uns so schnell wie möglich von dieser Stelle hinweg.

Dennoch fielen wir bei dem zweiten Engpasse, Hadschiguk, einem neuen Rebellenhäuptling in die Hände, der uns hart anließ. Ich war übrigens in einer so elenden Lage, und am ganzen Körper mit schlechten Lumpen bedeckt, daß er mich nicht einmal anblickte, sondern nur an meinen Maulthiertreiber ein paar Fra-

gen machte, und uns weiter ziehen ließ. Halb erstarrt schleppte ich mich zu Fuß über die ungeheuren Schneefelder hin, welche diesen Bergrücken bedecken, und in denen wir nicht selten bis in die Tiefe hinabsanken. Am 29. April gelangten wir, noch immer auf dem hohen Bergrücken, zu dem Dorfe Sayd Kalla, das von Hazarah's bewohnt ist. Einer dieser Hazarah wies mir einen Stall an, um darin die Nacht zuzubringen; aber bald kam der Sayd (Ortsvorsteher) und erklärte: einem Christen gebühre kein Stall, er solle unter freiem Himmel im Schnee die Nacht zubringen. Wäre ich nicht ganz und gar von Kleidern entblößt gewesen, so hätte ich seinem Befehle gefolgt; aber unter diesen Umständen gab ich dem Sayd gute Worte, und er ging fort, ohne ein Wort weiter zu sagen.

April 30. In beklagenswerthem Zustande kamen wir heute am östlichen Abhange des Gebirges zu Serre Tschesme an, das einem Bruder des Fürsten von Cabul angehört. Die Noth drang mich, meinen Diener nach Cabul vorauszusenden, um den Regenten von Afghanistan, Dust Muhamed Chan, meine Ankunft auf seinem Gebiete wissen zu lassen, während ich langsam zu Fuß meinen Weg nach Didona fortsetzte. Hier nahm mich mein Maulthiertreiber in seine arme Hütte auf; weil er aber fürchtete, ich möchte ihn nicht bezahlen können, so beschloß er, mich gefangen zu halten, bis mein Diener mit der Nachricht zurückkam, daß meine Schuld bezahlt werden solle. Ich flehte in großer Noth zu Jesu Christo meinem Heilande, mir in meiner gegenwärtigen Trübsal beizustehen, da er noch keines meiner Gebete in der Noth unerhört gelassen hatte. Und siehe, plötzlich erschien am 1. Mai mein Diener mit einem Pferde, das ihm der wenige Stunden zuvor von Indien her zu Cabul angekommene englische Lieutenant Herr Burnes für mich mitgegeben hatte; auch brachte er ein Einladungsschreiben desselben mit sich, worin er mich aufs freundlichste einlud, bei seinem edeln Gastwirthe, dem Nabab

Jappar

Jabar Chan, dem Bruder des Fürsten, mein Absteigequartier zu nehmen. „So eben, schrieb derselbe, bin ich von Indien her mit meinem Begleiter, dem Dr. Gerard, in dieser Stadt angekommen, um im Auftrag der britisch-indischen Regierung denselben Weg, den Sie so eben zurückgelegt haben, durch Bokhara und Turkhestan nach Persien zu machen, und ich lade Sie daher ein, so bald wie möglich nach Cabul zu kommen, wo für alle Ihre Bedürfnisse reichlich gesorgt werden soll. Wegen Ihrer Kleidung dürfen Sie gar nicht bekümmert seyn; auch bietet Ihnen der Bruder des Regenten, der edle Nawaub Jabar Chan, seine Wohnung zum Quartier an. Dieser ist ein aufrichtiger Freund der Europäer, und erwartet Sie sehnlich. Seit meinem Eintritt in Afghanistan, vor sechs Wochen, habe ich überall nach Ihnen gefragt, konnte aber erst vor wenigen Stunden die erste Nachricht von Ihnen hören. Auch der General-Gouverneur von Indien, Lord Bentink, erwartet Sie auf seinem Landsitze; ich befand mich gerade bei ihm, als ihm Ihre Briefe Ihre baldige Ankunft meldeten.“

So hatte ich nun neue Ursache, den Namen meines Gottes zu preisen, der mich aus großer Noth gerettet hat, und ich machte mich ungesäumt auf den Weg, um nach der Stadt Cabul zu eilen, wo ich in der Wohnung des edeln Nawaub von ihm und seinen beiden englischen Gastfreunden mit herzlicher Liebe empfangen wurde.

VII. Abschnitt.

Afghanistan. Reise von Cabul nach Lahore.

Kaum war ich am 1. Mai (1832) im Hause meines freundlichen Gastwirthes, dem Nawaub Jabar Chans, angekommen, so sprachen bald Juden und Armenier bei mir ein. Früher lebte eine beträchtliche Anzahl derselben hier; als ihnen aber kürzlich von der Regierung

verboten wurde, geistige Getränke an das Volk zu verkaufen, so verließen viele derselben das Land, indem die Juden nach Meschid und die Armenier nach Eriwan zurückzogen. Den wenigen Juden, welche zurückgeblieben waren, verkündigte ich nun in ihren Familienkreisen den gekreuzigten Christus. Auch einige der vornehmsten Armenier ersuchten mich, am folgenden Sonntage ihnen das Evangelium in der persischen Sprache zu predigen, was ich gerne that.

Am 4. Mai wurde ich mit Herrn Burnes vom Fürsten des Landes, Dust Muhamed Chan, zum Mittagsmahle eingeladen. Derselbe ließ sich zuerst mit Herrn Burnes über den Zustand Indiens und verschiedene Gegenstände der europäischen Civilisation in eine lange Unterhaltung ein; und da er wußte, daß ich ein Priester bin, so äußerte er den Wunsch, daß ich mit einem seiner Mullahs über die Religion sprechen solle. Dieser fing nun selbst mit der Frage an:

Sage mir einmal, wer war denn Jesus?

Ich. Er war der Sohn Gottes.

Aber, versetzte er, Gott hat ja kein Weib?

Ich. Du weißt es ja, daß es selbst unter den Menschen verschiedene Arten von Söhnen gibt; ein Wohlthäter, der einen Waisen auferzieht, ernährt und kleidet, wird auf diese Weise sein Vater und das Kind wird sein Sohn. Wir alle sind in gewissem Sinne Söhne Gottes; denn er ist ja unser Schöpfer und unser Erhalter. Jesus Christus ist der Sohn Gottes, weil Er, wie euer Koran selbst sagt, durch die Macht des heiligen Geistes erzeugt wurde. Gott sprach, Er sey, sagt der Koran, und Er war. Jesus heißt der Sohn Gottes, weil die Fülle der Gottheit leibhaftig in Ihm wohnte, Er besaß den Geist der Weisheit und den Geist der Macht Gottes. Menschen, welche Jesum in dem Sinne für einen Sohn Gottes halten wollten, wie ein Mensch ein Sohn seines Vaters ist, würden wir für Ungläubige erklären.

Aber, fragte der Mullah, wohin ist denn Jesus gegangen?

Ich. Er ist gen Himmel gefahren.

Mullah. Wie ist es möglich, daß Er mit einem Körper in den Himmel fuhr?

Ich. Sage mir einmal, ehe wir weiter reden, für wen ich dich halten soll? Glaubst du an den Koran, so will ich dir diese Frage aus dem Koran beantworten; bist du aber ein Kafir (Ungläubiger), so will ich dir auf diesem Boden begegnen.

Er. Gott bewahre, daß du mich für einen Kafir halten solltest; ich bin ein guter Muselmann.

Ich. Wenn dem also ist, so frage ich dich, wie konnte denn euer Muhamed in den Himmel fahren, wie eure heiligen Bücher behaupten?

Er. Muhamed ist von dem Engel Gabriel dorthin getragen worden.

Ich. Nun gut; und Jesus wurde durch die Macht Gottes dorthin versetzt; und selbst euer Koran behauptet, daß Jesus in den Himmel gefahren sey.

Er. Auch ich habe das Evangelium Lucä und Matthäi gelesen, als ich zu Kandahar war.*)

Mai 6. Ich predigte in der kleinen armenischen Gemeinde; nachher kamen alle Frauen herbei, und baten mich fußfällig, ich möchte ihnen doch behülflich seyn, daß sie nach Jerusalem ziehen könnten. Zwar sind sie hier von den Muselmannen nicht gedrückt, aber sie können nichts mehr verdienen, seitdem ihnen der Fürst den Handel mit geistigen Getränken verboten hat.

Cabul, so bemerkt Herr Burnes, ist eine höchst geräuschvolle und volkreiche Stadt, welche etwa 60,000

*) Herr Burnes behauptet in seiner Reisebeschreibung (Bd. I. Seite 144.), er selbst habe bei dieser Unterredung den Dolmetscher für Herrn Wolff gemacht; davon will Herr Wolff nichts wissen, und eben so wenig von dem lustigen Einfall, mit dem er dem Missionar aus der Noth geholfen habe.

Einwohner zählt. Der große Bazar ist ein geschmackvoller, an 600 Fuß langer Säulengang, in welchem den ganzen Tag über die Menschenmassen wimmeln. Besonders bietet des Abends dieser Bazar einen sehr interessanten Anblick dar, indem jeder Laden mittelst einer Lampe erleuchtet wird. Es gibt wohl wenige solche Bazars im Morgenlande, und man muß die Seidenfabrikate, Zeuge und andere Waaren bewundern, die unter diesen Säulenhallen ausgebreitet sind. Merkwürdig ist die Menge von Läden, in denen getrocknete Früchte verkauft werden. Fast das ganze Jahr hindurch kann man Trauben, Birnen, Aepfel und selbst Melonen der letzten Jahreszeit kaufen. Auch die Läden der Schuhmacher und Eisenkrämer sind zierlich eingerichtet. Jeder Handelszweig hat seinen besondern Markt, und in allen schien Thätigkeit zu herrschen; selbst an Buch- und Papierhändlern fehlt es nicht. Cabul ist berühmt wegen seiner Cacobs oder gekochten Gerichte, welche fast jedermann verlangt, da nur wenige zu Hause kochen. Jeder Monat hat seine eigenen Leckerbissen; gerade jetzt (im Mai) war der Rhuwartsch (weiße Rhabarber) an der Tagesordnung, der zwischen den Bergen der Umgegend üppig wächst. In den gewühlvollsten Theilen der Stadt sieht man herumziehende Anecdotenkrämer, die Müssiggänger unterhalten, indeß die Derwische den Ruhm und die Thaten der Propheten verkünden. Die Straßen der Stadt sind sehr enge, und von Wasserkanälen durchschnitten, was für die Einwohner eine große Annehmlichkeit ist. Leicht kann ein Europäer unbemerkt und selbst ohne Begleiter durch diese Straßen ziehen. Die Leute schlenderten in Schafpelzen umher, und hatten, vermöge der Menge der Kleider, die sie trugen, ein riesenmäßiges Aussehen. Alle Kinder hier haben rothe bausbackige Wangen, die ich anfangs künstlich gefärbt glaubte, bis ich fand, daß es die frische Jugendblüthe sey. Die Stadt ist dicht in einander gebaut; die Häuser haben nicht die geringste Eleganz, sie sind von Fach-

werk, das mit Backsteinen ausgefüllt ist, aufgeführt, und haben selten mehr, als zwei Stockwerke. Die Stadt wird für sehr alt gehalten und ihr ein Alter von 4000 Jahren zugeschrieben. Auch ist es ein Volksglaube, daß, als der Teufel aus dem Himmel gestoßen wurde, er in Cabul herabfiel, was eben kein gutes Zeichen für den Charakter der Einwohner seyn mag.

Die Einwohner selbst, bemerkt Missionar Wolff, sind ein seltsames Gemisch von Völkern aller Art. Man findet hier ursprüngliche Afghanen, Tatschiks, Perser, Kaschmiren, Hindus, Bokharen, Beludschi's, Araber, Juden, Armenier und eine andere merkwürdige Menschenklasse, welche Kafir-Syapusch genannt werden. Die Afghanen selbst nennen sich Bene Jisrael (Kinder Israel), betrachten jedoch den Ausdruck Jehudi (Juden) als Schimpfwort. Sie sagen, Nebucadnezar habe sie nach der Zerstörung der Stadt Jerusalem nach der Stadt Ghori, in der Nähe von Bamian, jenseits des Hindu-Cusch, verpflanzt, und man nenne sie Afghanen, nach Afghana, dem Enkel Asaphs, einem Sohne Berachia, der den Tempel Salomo's baute. Sie besitzen ein altes merkwürdiges Manuscript, in persischer Sprache geschrieben, Madschmua Alansab genannt, das mir einer ihrer Mullahs, Khodadat, zum Durchblättern gab, und das alte Geschlechtsregister in sich faßt, welche, meist in Uebereinstimmung mit den biblischen Geschlechtsregistern, die Geschlechtslinien ihres Stammvaters Afghana in absteigender Linie bis zu den Zeiten Muhameds, und in aufsteigender Linie bis auf Adam in sich enthalten. Der Seltsamkeit halben stehe hier eine solche Geschlechtslinie, welche dem tiefern Bibelforscher Stoff zu mancherlei Untersuchungen geben kann. Es ist die Stammtafel in aufsteigender Linie, von einem gewissen Keis (Kisch) bis auf Adam.

Keis war ein Sohn Ais. Der war ein Sohn Solul. Der ein Sohn Ataba. Der ein Sohn Naim. Der ein Sohn Marra. Der ein Sohn Haland. Der

ein Sohn Secandar. Der ein Sohn Samaan. Der ein Sohn Ghanin. Der ein Sohn Mahlul. Der ein Sohn Schallum. Der ein Sohn Schelah. Der ein Sohn Kahrat. Der ein Sohn Atham. Der ein Sohn Phalul. Der ein Sohn Karam. Der ein Sohn Amaal. Der ein Sohn Hoseifa. Der ein Sohn Minhaal. Der ein Sohn Keis. Der ein Sohn Alim. Der ein Sohn Ischmuel (Samuel). Der ein Sohn Harun (Aron). Der ein Sohn Kamrud. Der ein Sohn Abia. Der ein Sohn Saheb. Der ein Sohn Talal. Der ein Sohn Lu. Der ein Sohn Amil. Der ein Sohn Taritsch. Der ein Sohn Arzand. Der ein Sohn Mandul. Der ein Sohn Salam. Der ein Sohn Afghana. Der ein Sohn Irmiah (Jeremia). Der ein Sohn Talut (Saul). Der ein Sohn Keis (Kis). Der ein Sohn Adaba. Der ein Sohn Ais. Der ein Sohn Reuel (Reguel). Der ein Sohn Jehudah. Der ein Sohn Jacob. Der ein Sohn Ischak. Der ein Sohn Abraham. Der ein Sohn Taruk (Terah). Der ein Sohn Nahor. Der ein Sohn Saruk. Der ein Sohn Hud (Heber). Der ein Sohn Ghaber. Der ein Sohn Salek. Der ein Sohn Fakschad. Der ein Sohn Sem. Der ein Sohn Noah. Der ein Sohn Lamek. Der ein Sohn Manusalakh (Methusala). Der ein Sohn Idris (des Korans, Enoch der Schrift). Der ein Sohn Mahlalel. Der ein Sohn Anwasch (des Korans, Enos der Schrift). Der ein Sohn Schit (Seth). Der war ein Sohn Adam.

Den Afghanen mangelt es nicht an alten Schriften, welche ihre frühere Geschichte erzählen. Unstreitig sind aus den frühesten Tagen der Zerstreuung Israels in den Ländern Mittelasiens gar viele Ueberbleibsel ihrer alten Geschichte hier noch anzutreffen; und warum sollten nicht Nachkommen der Kinder Israels aus den Zeiten der babylonischen Gefangenschaft unter diesem Volke zu finden seyn? Aber daß das Volk der Afghanen selbst von den Vätern des ausgewanderten Zehnstämme-Reichs

abstamme, darüber sind mir viele Zweifel übrig geblieben, die ich nicht zu lösen vermag. Die Afghanen im Allgemeinen haben keine jüdische Gesichtsbildung; ihre Ueberlieferungen für die jüdische Abstammung des Volks sind nicht allgemein, denn manche glauben von den egyptischen Kopten abzustammen. Dabei herrscht in ihren Geschlechtsregistern große Verwirrung, und was ein Hauptgrund gegen diese Muthmaßung ist, so hat ihre Sprache mit der hebräischen gar wenig Aehnlichkeit.

Die Sitten und Gebräuche der Afghanen, bemerkt Herr Burnes, scheinen nie eine Veränderung erlitten zu haben. Sie besitzen gelehrte Kenntnisse, die jedoch einem andern Zeitalter angehören, und in ihrer Geschichte ist jedes Philosophienartige unbekannt. Die Sprache der Afghanen ist die persische, aber nicht die geschmeidige und schöne, welche in Iran gesprochen wird. Pusthu ist der Dialekt des gemeinen Mannes, der aber von den höhern Volksklassen nicht gesprochen wird. Die Afghanen sind eine Nation von Kindern; bei ihren Zänkereien balgen sie sich, und werden wieder Freunde ohne weitere Umstände. Sie sind nicht im Stande, ihre Gesinnungen vor einander zu verbergen; und jemand, der nur irgend Scharfsinn besitzt, wird zu jeder Zeit ihre Absichten durchschauen können. Wenn man ihrer eigenen Aussage Glauben beimessen darf, so ist ihr vorherrschendes Laster der Neid, der selbst auf die nächsten Verwandten sich erstreckt. Mir fiel besonders ihre Trägheit auf; sie scheinen den ganzen Tag, einander anstarrend, sorglos da zu sitzen. Es ist schwer auszumitteln, wie sie leben; jedoch sind sie gut gekleidet, gesund und frohmüthig. Ihr Nationalcharakter machte einen sehr vortheilhaften Eindruck auf mich.

Das Klima von Cabul ist höchst kräftigend; um Mittag ist es heißer als in England, aber an den Abenden und in den Nächten ist es kühl, und nur im August findet man es nothwendig, auf den Balkons zu schlafen. Eine regnerische Jahreszeit gibt es nicht,

sondern es treten Regenschauer, wie in England, ein. Der Schnee hält fünf Monate im Winter an; im Mai zeigt das Thermometer in der wärmsten Jahreszeit 15 Grad (Reaum.). Cabul ist mehr als 6000 Fuß über der Meeresoberfläche erhaben, und seine Gärten sind zahlreich und herrlich. Sie werden gut erhalten, die Fruchtbäume sind in regelmäßiger Entfernung von einander gepflanzt, und die meisten Gärten erheben sich in Terrassen über einander. Ich brachte einige köstliche Tage in denselben zu. Da waren Pfirschen-, Pflaumen-, Aprikosen-, Birn-, Aepfel-, Quitten-, Kirsch-, Wallnuß-, Maulbeerbäume, Granatäpfel und Weinstöcke, die alle in demselben Garten wuchsen. Es waren auch Nachtigallen, Amseln, Drosseln und Tauben da, und geschwätzige Elstern fast auf jedem Baume; Geschöpfe, die mich lebhaft an England erinnerten. Die Nachtigall wird Bulbul i Hudsar Tastan (der tausend Sprachen redende Vogel) genannt, wie sie denn auch in der That den Gesang jedes Vogels nachzuahmen schien. Cabuls Früchte werden in großer Menge nach Indien ausgeführt. Seine Weinstöcke tragen so reichlich, daß drei Monate im Jahr die Trauben dem Vieh vorgeworfen werden. Es gibt zehn verschiedene Traubenarten, von denen die besten, die an Geländen gezogen werden, indem die Weinstöcke, die man gewöhnlich auf dem Boden fortkriechen läßt, geringere Sorten liefern. Der Wein von Cabul ist dem Madeira-Weine ähnlich, und es läßt sich nicht bezweifeln, daß man bei größerer Sorgfalt eine ganz vortreffliche Sorte würde gewinnen können. Ein Pfund Trauben wird für einen halben Pfennig verkauft; auch wissen die Afghanen ihre Trauben auf eine mannigfaltigere Weise zu benützen, als dieß in den meisten andern Ländern der Fall ist.

Eine höchst interessante Menschenrasse, die Kafir Syapusch genannt, findet sich in den nördlich von Cabul und Peschaur liegenden Gebirgen, welche gewöhnlich für Nachkömmlinge Alexanders des Großen gehalten

werden. Das Aeußere derselben, ihre Haare und Gesichtszüge sind völlig europäisch, und die Augen von bläulicher Farbe. Sie leben in einem höchst barbarischen Zustande und essen Bären und Affen. Es ist merkwürdig, ein von den übrigen Bewohnern des Landes völlig verschiedenes Volk vorzufinden, über welches alles in Dunkelheit gehüllt ist. Sie selbst, bemerkt Missionar Wolff, besitzen keine Traditionen über ihren Ursprung, obgleich sie in den benachbarten Gebirgen ziemlich zahlreich angetroffen werden. In einem Dorfe, Kischdok genannt, haben sie eine heilige Stelle, zu welcher sie wallfahrten, und wo sie eine Kuh und ein Schaf zu opfern pflegen. Sie sprengen das Blut über ein Götzenbild hin, das auf einem Pferde sitzt. Auch befindet sich dort ein steinerner Thron, in welchem eine Inschrift in unbekannter Sprache, wie sie behaupten aus dem Taurat (Gesetz Mosis) eingegraben ist. Sie kennen den Unterschied zwischen reinen und unreinen Thieren; auch wird eine Mutter, wenn sie ein Kind geboren hat, drei Tage lang aus dem Dorfe aufs Feld gebracht, damit dasselbe nicht unrein werde (vgl. 3 Mos. 12, V. 2. 4. 5 u. 6.) Sie verehren einen Gott, den sie Imra (Gebieter) nennen, auch Bilder ihrer Verstorbenen, denen sie Opfer bringen. Die Kafirs haben ihre Propheten, elf an der Zahl, unter denen sich auch Begescht (Enoch) befindet, die sie in hölzernen Bildern als Halbgötter verehren. Auch die Ghumi, Adams Weib, läßt sich in einem steinernen Bilde auf dem Berge sehen. Von einem zukünftigen Leben wissen sie nur wenig; indeß wandern ihre Frommen nach dem Tode nach Parclepula (Paradies), und die Bösen müssen nach Paretagarbola wandern. So tief ist die Ahnung einer zukünftigen Welt, und einer Ausgleichung aller sittlichen Verhältnisse dieses Lebens auch in die rohesten Gemüther eingegraben.

Mai 11. Ich hatte bisher mannigfaltige Gelegenheit, auch mit den Muhamedanern dieser Stadt von

Christo zu reden. Diesen Abend kam ein wohlgestalteter junger Mann, in ein paar schlechte Lumpen eingehüllt, in meine Wohnung herein, und auf die Frage, wer er sey? antwortete er: ich bin Tschelaal Addin, Sohn des Königs Schahi, der jetzt zu Ludiana sich befindet. Dust Muhamed Chan gibt mir nichts zu essen, und seit drei Tagen habe ich nichts zu mir genommen. Ich bin hungrig, gib mir ein paar Rupien, um Brod zu kaufen. Dieser junge Fürst stammt aus der königlichen Familie Saddo her, welche einst ganz Hindustan beherrschte, und jetzt bettelt er vor der Thüre eines Mannes, der vormals der Sklave seines Vaters gewesen war, und wird abgewiesen. Jede neue Erfahrung, die ich im Leben mache, zeigt mir immer deutlicher, daß in dieser Welt kein wahres und bleibendes Glück zu finden ist, daß der HErr die Gewaltigen der Erde in den Staub erniedrigt und nach seinem Wohlgefallen über die Kronen derselben verfügt, und daß es nur Eine Krone gibt, die nimmermehr verwelken kann. Selig ist der Mensch, dem eine solche Krone im Himmel aufbehalten ist! Dieß ist nur bei denen der Fall, welche das sanfte Joch Christi auf sich genommen und getragen haben.

Nachdem ich bei dem Landesfürsten einen freundlichen Abschied genommen hatte, machte ich mich am **12.** Mai nach Peschaur auf den Weg. Wir übernachteten, nach einem Marsche von vier Stunden, in einem Dorfe, das meinem Gastwirthe, dem Nawaub angehört. Nicht wenig war ich erstaunt, zu vernehmen, daß dieser den Einwohnern ihre ganze Habe mit Gewalt genommen hatte, und wohin ich auf dem Wege kam, fand ich, daß die Einwohner des Landes die Verwaltung des Dust Mohamed dem Verfahren meines bisherigen Gastwirthes in Hinsicht auf Milde und Gerechtigkeit weit vorziehen. Der Weg führte uns drei Tage lang über hohe Gebirge hin, bis wir am **15.** zu Gundamack ankamen, einem Städtchen, das von dem räuberischen Kakari-Stamm bewohnt ist. Die Straße bis hieher ist

sehr gefährlich, und durch Straßenräuber in hohem Grade unsicher gemacht, welche in den Löchern der Gebirge hausen. Zu Gundamack hatten wir die Grenze zwischen den kalten und warmen Ländern erreicht; es soll hier zu einer und derselben Zeit auf der einen Seite des durchströmenden Flüßchens schneien und auf der andern regnen. Auch das Pflanzenleben nimmt jetzt eine neue Gestalt an, und wir bedürfen der warmen Winterkleider nicht weiter, die uns über das Gebirge her unentbehrlich gewesen waren.

Wir setzten unsere Reise nach Tatang weiter fort. Herrliche Gärten und Rebenhügel zieren das Land. Die Weinstöcke dieser Gegend, bemerkt Herr Burnes, werden nicht beschnitten, sondern man läßt sie an hohen Bäumen sich hinaufwinden, so daß sie an den Eichen nicht selten zu einer Höhe von 80 Fuß emporwachsen. Die Leute schienen mit weltlichen Dingen zu sehr beschäftigt zu seyn, um sich um uns zu bekümmern; wie wir denn auch bis jetzt nicht die geringste Unhöflichkeit erfahren hatten. Man scheint nicht das kleinste Vorurtheil gegen einem Christen zu hegen, vielmehr scheinen die Muhamedaner Afghanistans den Christen eine Ehrfurcht zu zollen, die sie ihren heidnischen Mitbürgern verweigern. Uns nannten sie „Volk des Buches,“ während sie die unter ihnen angesiedelten Hindu's als in der Finsterniß und ohne Propheten dahinlebend betrachten.

Am 20. Mai erreichten wir Julallabat, fährt Missionar Wolff fort, wo wir in der Wohnung des Mufti übernachteten. Es ist eine kleine, schmutzige Stadt mit einer Bevölkerung von 2000 Seelen; ihre Zahl vermehrt sich indeß in der kalten Jahreszeit um das Zehnfache, indem das Volk von den benachbarten Bergen hieherströmt. Der Cabulfluß fließt nahe an der Stadt vorüber, und ist etwa 450 Fuß breit. Im Norden und Süden ziehen sich majestätische Schneegebirge parallel neben einander hin. Die südliche Kette wird Sufuet Koh genannt, und zieht sich längs des Industromes

hinab. In den höhern Theilen schmilzt der Schnee nie, woraus man in dieser geographischen Breite auf eine Höhe von etwa 15,000 Fuß schließen kann. Im Norden liegt der berühmte Nurgil und im Nordwesten beginnen die hohen Spitzen des Hindu-Kusch sich zu zeigen.

Am 21. bestiegen wir ein Boot, das mit Thierfellen überzogen war, und schifften den Tschalastrom nach Lalpore hinab. Die Umgegend ist wegen des Samum gefürchtet, der hier in der heißen Jahreszeit sehr häufig weht, obgleich die auf beiden Seiten befindlichen Gebirge mit ewigem Schnee bedeckt sind. Die Einwohner beschreiben diesen Wind als in der Regel tödtlich. Er ist kalt, und raubt dem Menschen beim ersten Anfall das Bewußtseyn. Auch die Thiere sind eben sowohl wie die Menschen seinem tödtlichen Einflusse ausgesetzt, der sich dadurch zeigt, daß die Gliedmaßen des Körpers plötzlich faulen, und auseinanderfallen. Bei einer Reisegesellschaft von 30—40 Personen mag indeß vielleicht nur ein einziger von dem Uebel befallen werden; während die Uebrigen, welche demselben entgehen, durchaus keine Veränderung in der Atmosphäre spüren.

Am 23. Mai kamen wir glücklich zu Peschaur an, wo uns der Sultan, Mohamed Chan, auf die freundlichste Weise empfing, mir ein Zimmer in seiner eigenen Wohnung anwieß, und einen Schneider kommen ließ, um mir auf seine eigene Rechnung eine europäische Kleidung machen zu lassen. Am Abend führte er mich selbst in die Gesellschaft der vornehmsten Mullahs der Stadt ein; denn dieser Ort wird nach Bokhara für den berühmtesten Wohnsitz der Gelehrsamkeit gehalten. Die Mullahs waren im Ganzen freundlich, und einer derselben machte unter allen die Frage an mich, wie es doch komme, daß wir Christen den Sabbathtag verändert haben, da doch Christus selbst gesagt habe, Er sey nicht gekommen, das Gesetz aufzuheben? Ich gab ihm zur Antwort: in der Bibel sei nur befohlen, daß der Mensch sechs Tage arbeiten, und am siebenten ruhen solle. Es sei aber nicht gesagt, daß der siebente Tag,

den die Juden feiern, der siebente Tag der Schöpfung sey. Ich muß bekennen, daß ich von einem Hindu eine solche Frage nicht erwartet hatte.

Ich erinnere mich nicht, bemerkt Herr Burnes, einen lieblichern Ort als Peschaur in dieser Jahrszeit (März) ist, gesehen zu haben. Das Klima, die Gärten, die Landschaft, kurz Alles erfreute die Sinne, und hiezu kam noch, daß wir so glücklich waren, der Gastfreundschaft dieses Volkes zu genießen. Ich hatte keine Geschenke mitgebracht, um diese Leute zu gewinnen, und dennoch überhäuften sie mich mit Gefälligkeiten aller Art. Die Leute entwickelten viele allgemeine Kenntnisse, besonders aus der asiatischen Geschichte, und der Sultan nebst seinen Söhnen zeichnete sich durch seine Geistesbildung aus. Es wurde viel über Europa und die Kenntnisse und Kunstfertigkeiten der Europäer gefragt, und die Antworten schienen den Anwesenden großes Vergnügen zu gewähren. Die milde Freundlichkeit des Sultans machte einen höchst angenehmen Eindruck auf mich. Er sprach ohne Rückhalt über Runschit Singh, den mächtigen Fürsten der benachbarten Seikhs, dessen emporstrebende Macht in Afghanistan sehr gefürchtet wird, und er seufzte nach irgend einer Wendung der Dinge, die ihn von dem Schimpf erlösen könne, seinen Sohn als Geißel in Lahore, am Hofe dieses Fürsten, zu haben. Auch die Russen wurden zur Sprache gebracht, bei welcher Gelegenheit ein in der Gesellschaft anwesender Perser erklärte: daß sein Vaterland völlig unabhängig von Rußland sey. Der Sultan bemerkte in heiterer Laune, es verhalte sich mit der Unabhängigkeit der Perser ungefähr so, wie mit der seinigen den Seikhs gegenüber; nämlich bei der Unfähigkeit zum Widerstande sey man froh, einen Vergleich abschließen zu können.

Am 27. Mai verließ ich Peschaur und die gastfreundliche Wohnung des Sultans Mohamed, und mich begleitete einer seiner angesehenen Hofbedienten und drei

Saldaten des Runschit Singh, um mich aus Afghanistan glücklich in das angrenzende Gebiet dieses mächtigen Fürsten der Seikhs hinüberzuführen. Das schöne und fruchtbare Afghanistan ist ein zerrissenes Land, das in vier Herrschaften gespalten ist, die sich wechselsweise einander mißtrauen und hassen. Die westlichen Theile von Afghanistan stehen unter der Botmäßigkeit der Fürsten von Kandahar und Herat, welche mit einer Verfassung, wie die Herrscher von Cabul und Peschaur, regieren. Kandahar ist im Besitz eines Zweiges der Barukzye-Familie, eine der mächtigsten Afghanistans, indeß Herat von einem übriggebliebenen Sohne des entthronten Königs von Cabul beherrscht wird. Dust Mahomed Chan hat sich im Jahr **1825** des Thrones von Cabul bemächtigt, und seinem Bruder, Mahomed Chan, die Herrschaft über Peschaur überlassen, der indeß mit Cabul in ununterbrochener Fehde liegt. Ich hatte Gelegenheit, unterwegs mit den Einwohnern von unserm HErrn Jesu Christo, seiner Geschichte und Lehre ein Wort zu reden, und sie hatten überall mit der größten Aufmerksamkeit zugehorcht. Zu Acora, wo wir am **29.** Mai anlangten, näherten wir uns den Grenzen Afghanistans, und hier hatte mir der Befehlshaber der Seikhs, Harry Singh, **50** Reiter zur Begleitung entgegengeschickt. Der Anführer derselben, Jodoram, überbrachte mir ein Schreiben dieses Generals, in welchem er mir auf Befehl seines Fürsten Runschit Singh, des Königs der Seikhs, den Schutz desselben zusicherte, und mir zugleich einen Elephanten anbot, der mich nach seinem Lager zu Jehaanschir bringen sollte. In diesem Lande reist man ohne die mindeste Gefahr; denn der mächtige Fürst Runschit Singh, der seine muhamedanischen Nachbarn weit umher in einer Reihe siegreicher Treffen gedemüthigt hat, hat es den bigotten Muhamedanern fühlbar gemacht, daß die Spitze des Schwertes keineswegs das Mittel ist, um die Wahrheit des religiösen Glaubens zu beweisen; und sein Name ist

für alle Völker von Lahore, seiner Residenz, bis zur Stadt Bokhara ein gefürchteter Name geworden.

Nachdem ich bereits mehrere Monate durch das Gebiet der wilden Turkomanen gewandert bin, und mehr als ein Mal aus sichtbarer Todesgefahr und aus den Ketten der Sklaverei durch die Hand Gottes errettet wurde, ist es eine höchst angenehme Ueberraschung, sich nun auf einmal von einem freundlichen Volke umgeben zu sehen, das, in weiße Gewänder eingehüllt, einer strengen polizeilichen Ordnung zu gehorchen gelernt hat, und dem Wanderer jede Sicherheit gewährt. Ach, welch eine unaussprechlich süße Ueberraschung wird es nicht dereinst für den Glaubigen seyn, wenn er auf seiner Wallfahrt hienieden den guten Kampf des Glaubens treu gekämpft, und unter mannigfaltigen Versuchungen und Widerwärtigkeiten das von Gott ihm aufgetragene Tagewerk vollendet hat, und jetzt seine Seele auf den Fittigen der ewigen Liebe in das Land hinüberziehen darf, wo eine unvergängliche Krone seiner wartet, und er in der seligen Gemeinschaft der Vollendeten, die ihre Kleider rein gewaschen haben in des Lammes Blut, aus dem Munde seines himmlischen Königs das Wort hören darf: Ei du frommer und getreuer Knecht, gehe ein zu deines HErrn Freude!

Nachmittags kamen wir im Feldlager des Obergenerals, Harry Singh, an, wo ich ganz unerwartet von den Soldaten mit militärischen Ehrenbezeugungen empfangen wurde. Der General saß in seinem Gezelt auf einem Lehnsessel, und war von etwa 80 Offizieren und angesehenen Männern umgeben, und als er mich sah, stand er auf, reichte mir freundlich die Hand, und begrüßte mich im Namen des Maharadschah (großen Königs). Er sagte mir bald, daß er ein Freund des Lord Bentink (General-Gouverneurs von Indien) und seiner Gemahlinn sey. Ein schönes, mit rothen Tüchern ausgeschlagenes Gezelt war für mich zubereitet, und einige Soldaten dabei als Schildwache aufgestellt.

Bald kam der Sekretär des Serdars mit Papier und Tinte herbei, und drückte den Wunsch desselben aus, daß ich alle meine Bedürfnisse niederschreiben solle, die mir auch wirklich augenblicklich gewährt wurden.

Die Seikhs sind eine im Norden Hindostans weit verbreitete religiöse Sekte, welche sich zum Glauben an einen einigen unsichtbaren Gott bekennt, und sich dadurch von den Hindus unterscheidet, daß sie den Götzendienst verabscheuen. Sie haben die Provinz Lahore, im Norden Indiens, inne, welche gewöhnlich Pundschab genannt wird; auch werden sie in dem Gebiete von Multan, Sind, Delhi und Agra zahlreich angetroffen. Ihre Bevölkerung soll sich auf nicht weniger als **4,600,000** Seelen belaufen. Der Stifter ihrer Religion war Baba Nanak, welcher im Jahr **1469** in der Provinz Lahore geboren wurde, und im Jahr **1540** zu Kirtaibur, am Gestade des Flusses Nawi, starb. Bald sammelte er Schüler (Seikhs) um sich, die seiner Lehre huldigten, und die nach seinem Tode durch Gurus (geistliche Führer, Priester) ausgebreitet wurde. Noch nennen sie zehn berühmte Gurus, welche nach und nach ihren religiösen Glauben ausbildeten, und denselben weit umher im Norden Indiens ausbreiteten.

Der Name Singh, welcher unter den Seikhs häufig vorkommt, ist ein militairischer Ehrentitel, und bezeichnet einen Löwen. Die Seikhs besitzen ein Religionsbuch, Gründ Saheb (das Wort des Herrn) genannt, das sie für heilig halten, und das der Stifter ihrer Religionssekte, Baba Nanak, geschrieben, und der fünfte ihrer Gurus, Artschan, vervollständigt hat. Gott nennen sie Akalpuruk (unsterblich an Jahren) und beschreiben ihn als den, der weder Anfang noch Ende hat, und durch welchen alle Dinge geschaffen sind. Es befindet sich im Lande der Seikhs eine Art geistlicher Ritterorden, die Akalis (Unsterblichen) genannt, welche für heilig gehalten und von der Nation hoch geehret

werden.

werden. Dieser Orden ward von dem letzten ihrer zehn Religionsstifter, dem Guru Gowend Singh, errichtet. Die Seikhs waren nemlich ursprünglich blos eine religiöse Sekte, die sich um zeitliche Macht nichts bekümmerte; da indeß durch ihre heftigen religiösen Streitigkeiten, die sie unter einander führten, der Friede der Länder, in denen sie wohnten, öfters gestört wurde, und sie sich frühe schon den muhamedanischen Regierungen feindselig entgegenstellten, so wurden sie von denselben verfolgt. Zur Zeit des mongolischen Kaisers zu Delhi, Aurung Zeb, (1650) gelang es den Muhamedanern, ihren Oberpriester Behador, den Neunten in der Reihenfolge, gefangen zu nehmen, dem zu Delhi der Kopf abgeschlagen wurde. Der Guru Gowend stellte sich jetzt an die Spitze des Oberpriesterthums unter den Seikhs, rief für diese Mißhandlung die Rache Gottes an, und beschloß, die Mongolen mit Krieg zu überziehen. Nach langem Wechsel des Glücks ward er am Ende mit seinen Truppen geschlagen, und genöthigt, sein Land zu verlassen, und jetzt beehrte er diejenigen seiner Nachfolger, die ihm im Kampfe mit den Mongolen treu geblieben waren, mit dem Ehrennamen der Akalis (Unsterblichen), und von dieser Zeit an wurden sie ein militärischer Bettelorden. Später machten sich die Seikhs unter der Regierung des Kaisers Furruk von Delhi unabhängig. Der Orden der Akalis nahm zu, und machte sich durch seinen Fanatismus und seine Räubereien berüchtigt. Endlich gelang es den Seikhs, vor 70 Jahren eine eigene Herrschaft im Pundschab aufzurichten, die eine geistlich-aristokratische Verfassung hatte, bis sich in neuer Zeit der Häuptling Runschit Singh zur Oberherrschaft emporschwang, und als Beherrscher des Seikhstaates zu Lahore seine Residenz aufschlug.

Die Seikhs nehmen im Norden Indiens von einem Jahr zum andern zusehends zu, indem von den benachbarten muhamedanischen Völkern sowohl, als von den

heidnischen Hindus jedes Jahr Tausende zu ihrem Glauben bekehrt werden. Merkwürdig ist, bemerkt Herr Burnes, daß das äußere charakteristische Gepräge des ganzen Volkes eben so verschieden von dem seiner Nachbarn ist, wie dieß zwischen den Indiern und den Chinesen der Fall ist, und es läßt sich schwer begreifen, wie ein Volk, das vor 400 Jahren als ein Stamm noch ganz unbekannt war, vermittelst seiner Absonderung von andern und seinen eigenthümlichen religiösen und bürgerlichen Gebräuchen eine so scharf gezeichnete nationelle Aehnlichkeit gewinnen kann, wie man sie bei den Kindern Israel vorfindet.

Am 30. Mai wurde ich abermals zu dem Sardar Harry Singh gerufen, der durch seinen Moonschi (Dollmetscher) mit mir sich unterhielt. Wünschest du etwa, fragte der Obergeneral, die Festungen dieses Landes in Augenschein zu nehmen? — Ich sehe mich nie nach Festungen um, gab ich zur Antwort. Mein Geschäft besteht darin, mit den Leuten von Gott zu reden. — Aber was muß man denn thun, fragte er, um zu einer recht gründlichen Erkenntniß Gottes zu gelangen? — Der Heiland Jesus Christus hat es uns gesagt, erwiederte ich: der himmlische Vater will den heiligen Geist geben denen, die Ihn darum bitten. Flehe zu Gott, und du erhältst von Ihm das Licht der Wahrheit. — Er: Welches ist wohl die beste von allen Religionen, die du kennen gelernt hast? — Ich: Dieß ist die Religion Jesu Christi. — Der Moonschi: Sage doch einmal dem Harry Singh die Predigt Jesu her, ich will sie gerne in seine Sprache übersetzen. — Ich sprach jetzt in persischer Sprache die ganze Bergpredigt langsam her, die er in die Seikhsprache übersetzte, und ein allgemeines Vergnügen funkelte in den Augen aller Anwesenden. — Wenn einer dieser Welt den Abschied gäbe, und sich nur Gott weihen wollte, fragte jetzt der General, was müßte er mit seinem Weibe und mit seinen Kindern anfangen? Das

wäre doch sehr hart, wenn man diese verlassen müßte. — Suche du nur Gott von ganzem Herzen und von ganzer Seele, erwiederte ich, so wird Er Alles so leiten, daß du viel glücklicher als zuvor mit deiner Gemahlinn und mit deinen Kindern leben kannst.

Harry Singh ist in seiner Weise ein frommer Mann, welcher der Religion große Opfer bringt, und gerecht ist in seinem ganzen Thun. Auch die Religionsbücher der Seikhs sind dem Christenglauben durchaus nicht abgeneigt, obgleich sie von ihren spätern Gurus mit muhamedanischen und hinduischen Fabeln verbrämt wurden; sie enthalten ursprünglich einen reinen Monotheismus, und in ihnen steht geschrieben, daß Strahlen, gleich der Sonne, aus der Hand Jesu Christi ausgegangen seyen.

Lena Singh und ein hinduischer Pundite (Gelehrter), Sawaram, machten mir heute einen Besuch. Letzterer machte unter anderem folgende Bemerkung: Gott ist gleich dem großen Ozean, von dem viele Flüsse ausgehen, welche indeß das Wasser desselben nicht erschöpfen. Wischnu, den du Jesus nennst, ist ein Tropfen dieses mächtigen Ozeanes, und aus diesem Tropfen haben sich viele andere gebildet, aber den Ozean Gottes nimmermehr erschöpft. Von Anfang an wurde für jedes Volk eine eigene Religion geschaffen, die für seine eigene Beschaffenheit und für das Klima paßt; und wer der Religion getreu bleibt, darinnen er geboren ist, der kommt Gott näher, und wird einst im Swarg belohnt werden. Aber, fragte ich, warum erweist ihr denn der Kuh göttliche Verehrung? Sie ist ja nicht Gott, noch der weite Ozean, von dem du sprichst. — Willst du die Hindus nicht zu deinen Todesfeinden machen, sprach ein Seikh, der zugegen war, so mußt du nicht von der Kuh reden. Ich brach jetzt die Unterhaltung ab.

Am 1. Juni kam ich wohlbehalten zu Attok an, wo ich von Kurruck Singh, einem Prinzen des Runschit

Singh, aufs freundlichste empfangen wurde. Unweit Attok vereinigt sich der Cabulfluß mit dem Indus, und wird jetzt bei einer Tiefe von 35 Faden etwa 780 Fuß breit. Die Fischer auf dem Indus waren mit dem Waschen des Flußsandes beschäftigt, um Gold zu gewinnen. Dieses Geschäft wird hier mit großem Vortheil betrieben. Der Sand wird durch ein Sieb gelassen, und der zurückgebliebene gröbere Theil mit Quecksilber vermischt, an welches sich das Gold ansetzt. Unweit des Indus liegt Hassan Audal, der letzte Grenzort von Afghanistan. Hier sahe ich den ersten Seikhtempel; ihre Punditen saßen in demselben umher, und lasen den Gründ Saheb. Rawil Penti, wo wir am 4. Juni ankamen, ist eine hübsche Stadt von ein paar Tausend Einwohnern. Hier wurde ich auf Befehl des Maharadscha sehr freundlich aufgenommen, mit Auszeichnung bewirthet, und mit einem Geldgeschenk von 100 Rupien zur Weiterreise unterstützt. Von hier führten uns einige weitere Tagereisen zu dem Tschelongflusse, dem berühmten Hisdaspes der Griechen, und endlich kamen wir am 10. Juni ermüdet zu Guzerat an, wo ich von dem dortigen Gouverneur der Provinz, einem gebornen Nordamerikaner, Dr. Josias Harlan, im Namen seines Fürsten aufs freundlichste empfangen wurde.

Das Leben dieses Mannes ist in hohem Grade merkwürdig. Er wurde im Jahr 1799 in einer ansehnlichen Quäkerfamilie zu Philadelphia geboren, wo jetzt noch sein Bruder ein Arzt ist. In seiner Jugend beschäftigte er sich viel mit der Geschichte und mit medizinischen Schriften, in denen er wohl bewandert ist, reiste in seinem 21sten Jahre als Ladungsaufseher eines Handelsschiffes nach Canton in China, und kehrte von dort wieder nach Philadelphia zurück. Eine zweite Seereise führte ihn nach Calkutta, wo er, da indeß seine Braut im Vaterlande sich an einen Andern verehlicht hatte, den Entschluß faßte, nie wieder nach Amerika zurückzukehren. Er wurde nun unter den brittisch-

indischen Truppen als Regimentsarzt angestellt, machte den Feldzug der Engländer gegen Birmah mit und kam bis nach Prowne, worauf er nach seiner Rückkehr von Lord Amherst den Abschied verlangte, und denselben wirklich erhielt. Von Calkutta machte er sich auf den Weg nach Khorasan in Persien, wo er von dem dortigen abgesetzten Könige, Schah Schuscha, als Agent desselben angestellt wurde, und den Ehrentitel „Freund des Königs" von demselben erhielt. Später reiste er als Abentheurer in den Indusgegenden umher, kam nach Penschaur, und versuchte unter den damaligen Unruhen des Landes, an der Spitze einer kleinen Parthie von Einwohnern, die Festung Tack zu erobern, was ihm jedoch mißlang, worauf er verkleidet als Derwisch nach Cabul und von dort nach dem Pundschab sich wieder begab. Später wurde er von dem mächtigen Fürsten der Seikhs, Runschit Singh, der ihn als talentvollen und brauchbaren Mann kennen lernte, als Gouverneur der Provinz Guzerat angestellt. Herr Harlan spricht und schreibt das Persische fließend, und ist ein sehr unternehmender Mann, der, obgleich ein amerikanischer Republikaner, und für den ehemaligen Präsidenten Washington begeistert, dennoch jetzt in seiner Lage den Grundsätzen einer unbedingten Herrschaft das Wort redet, und derselben gerne huldigt. Er machte mir Gelegenheit, in seinem Hause ein paar Armeniern und einer Anzahl von Muselmannen das Evangelium zu verkündigen.

Am 13. Juni verließ ich Guzerat, und setzte meine Reise nach der Stadt Vizerabat am Dschenabflusse (Acesines) weiter fort. Dieser Fluß ist etwa 900 Fuß breit, und seine Ufer sind von beiden Seiten niedrig. Er ergießt sich in der Regenzeit in verheerenden Ueberschwemmungen über das Land. Unterwegs begegnete ich Schaaren von Hindus, welche barfuß einherpilgerten, von ihrer Wallfahrt an den Gangesstrom bei Benares nach der Heimath zurückkehrten, und ihre

Gebete sangen. Zu Vizerabat kehrte ich in der freundlichen Wohnung des Signor Avitabile, eines Italieners, ein, der von Runschit Singh als General-Gouverneur dieser Provinz angestellt wurde. Dieser thätige Mann hat diese Stadt zur schönsten im ganzen Pundschab gemacht. Er ist seinem Fürsten treu ergeben, und das Volk liebt ihn als seinen Vater. Jedes Jahr liefert er aus derselben einen Ertrag von 1,200,000 Rupien in die Staatskasse, und dennoch hört man keine Klagen unter dem Volke. Nachdem ich bei diesem gastfreundlichen Italiener 4 angenehme Tage zugebracht hatte, setzte ich meine Reise am 17. Juni nach der großen Stadt Gutschrawala weiter fort, schrieb von dort aus einen Brief an den Maharadscha Runschit Singh zu Lahore, und legte demselben in persischer Sprache eine Ansprache an sein Volk bei, worin ich dasselbe ermahnte, Buße zu thun, und ihnen verkündigte, daß Jesus Christus der Sohn Gottes ist, der um unserer Sünden willen gestorben, von den Todten auferstanden und in den Himmel gefahren ist, und daß er in den Wolken des Himmels wieder kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Todten.

Endlich ließ es mir die Huld Gottes am 19. Juni gelingen, in der Hauptstadt des Landes, zu Lahore, wohlbehalten anzukommen, wo ich in dem Hause des Herrn Allards, eines französischen Offiziers, und Generals im Dienste des Fürsten Runschit Singh, freundlich aufgenommen wurde, obgleich er selbst gerade abwesend war.

VIII. Abschnitt.

Das Pundschab. Lahore. Aufenthalt bei dem General-Gouverneur des brittischen Indiens zu Simlah.

Lahore, wo ich wohlbehalten ankam, ist eine Stadt, welche etwa 80,000 Einwohner mit einer An-

zahl glänzender Moscheen und vielen muhamedanischen Mullahs in sich schließt. Sie ist die Winterresidenz des Runschit Singh; den Sommer über hält sich derselbe gewöhnlich zu Umritsir auf, eine Stadt, die er selbst aufbauen ließ. Auch viele Hindus leben zu Lahore, so wie ein paar Armenier, welche von Cabul hieher gekommen sind. Der Fürst des Landes, Runschit Singh, verdient unstreitig ein großer und ausgezeichneter Mann genannt zu werden. Es ist der Sohn eines kleinen Rajah's von Gutschrawala, zu dessen Lebzeiten das Pundschab unter mehrere Häuptlinge getheilt war, die sich unaufhörlich wechselsweise bekriegten. Runschit Singh war zehn Jahre alt, als sein Vater starb. Schon als junger Mann führte er Krieg gegen Lena Singh, den Rajah von Lahore, schlug diesen in einem Treffen und nahm die Stadt ein. Als der Afghanen-König, Schah Durani, in das Pundschab einfiel, flohen alle Häuptlinge des Landes vor ihm, und auch Runschit Singh zog sich mit seinen Truppen nach Umritsir zurück. Bald erscholl die Nachricht im Feldlager der Afghanen, daß ein Bürgerkrieg zu Cabul ausgebrochen sey, und Schah Durani zog sich dorthin zurück. Gleich darauf brach eine Empörung in ganz Afghanistan aus, in welcher der Schah vom Throne gestoßen, und das Land durch kämpfende Partheien zerrissen wurde. Dieß gab dem unternehmenden Runschit Singh Gelegenheit, seine Eroberungsplane im Pundschab auszuführen. Es gelang ihm, sich aller Häuptlinge des Landes zu bemächtigen, und als Maharadscha (großer König) sich an die Spitze der Nation zu stellen. Er führte jetzt nach allen Richtungen hin Krieg. Im Süden und Osten fanden indeß seine Usurpationen Widerstand bei den Britten; im Westen gelang es ihm, die Gebiete der Afghanen, südlich vom Indus, in seinen Besitz zu bekommen, und Attok, den Schlüssel des Afghanenlandes, zu erobern, ohne jedoch im Stande zu seyn, die Länder jenseits des Indus zu behaupten. Im Norden stellten sich seinem

Durchgange die mächtigen Gebirge des indischen Kaukasus entgegen, und weislich begnügte er sich damit, nach dem Lande Caschmire und den übrigen reichen Thälern zu trachten, die von den niedrigern Gebirgen eingeschlossen werden, und Besitz von denselbigen zu nehmen.

Runschit Singh ist ein kluger Mann, der sich nach den Vorurtheilen seines Zeitalters wohl zu bequemen weiß. Obgleich in seinen religiösen Ansichten über den herrschenden Priesterglauben erhaben, zollte er dennoch von jeher dem Priesterstande der Seikhs große äußerliche Hochachtung, um durch denselben seine Plane zu befördern. Einst ritt er auf dem Felde spazieren, als ihm ein Fakir (Bettelmönch) begegnete. Er stieg alsobald vom Pferde, um dem Manne seine Ehrfurcht zu bezeigen. Der Fakir, ohne den Fürsten eines Blickes zu würdigen, sprach zu ihm: was nützt mich deine äußerliche Verehrung, so lange du die Armen unterdrückst, und deine Unterthanen tyrannisirst? Der Maharadscha versprach, sich zu bessern, und dieser Vorfall wurde in der Hofzeitung, welche unter den Augen des Fürsten erscheint, öffentlich bekannt gemacht. Der Fürst hält drei solcher Fakire an seinem Hofe, die seine Leibärzte und zugleich seine vertrautesten Rathgeber sind, und deren Rath er sich in seinen Privatangelegenheiten zu bedienen pflegt.

Die religiöse Verbindung der Seikhs steht unter einem Oberhaupte, Baba Beti, den man einen Papst nennen könnte. Derselbe ist 100 Jahre alt, und ein Nachkömmling des Baba Nanak, des Stifters der Seikhreligion. Seine Wohnung hat er zu Unawala im Himalaya-Gebirge. Als ihn einst Jemand fragte, worin sein Geschäft bestehe? so gab er zur Antwort: ich kann dem Maharadscha und allen Sardars fluchen, und sie beugen sich demüthig vor mir. Der Greis scheut sich nicht, dem Maharadscha ins Angesicht zu sagen: Deine Macht hast du von mir empfangen, und ich habe

dich auf den Thron erhoben. Einst wollte Runschit Singh die Festung Tire in den Gebirgen in Besitz nehmen; er ging zuvor zu dem Oberpriester Beti, fiel vor ihm aufs Angesicht und sprach: du mußt mir dein Pferd geben, damit durch dasselbe meine übrigen Pferde geheiligt werden mögen. Beti Singh gab zur Antwort: du blinder Schelm (Runschit hat nämlich nur ein Auge), du willst von mir ein Streitroß; ich werde dir 100 Streiche auf die Fußsohlen geben lassen. Runschit Singh erwiederte: nicht bloß 100, sondern 500, wenn du willst, aber gib mir nur ein Pferd! Als nun der Oberpriester die Unterwürfigkeit des Monarchen sahe, gab er ihm das verlangte Roß und sprach: Morgen sollst du im Besitz der Festung seyn; und so geschah es auch. Der Oberpriester bleibt oft ganze Nächte auf, um seine Waschungen und Andachten zu verrichten. Nur seinen Religionsgenossen gibt er harte Worte, und diejenige, welche seine Vorwürfe geduldig ertragen, werden dadurch rein, indeß die andern, die sie übelnehmen, den Haß ihrer Familien sich zuziehen. Der alte Mann ist indeß ein großer Bösewicht; er hat sich ein ungeheures Vermögen zusammengerafft, und seinen Sohn mit eigener Hand ermordet.

Kaum war ich zu Lahore angekommen, als mir der Maharadscha einen Brief durch den General Allard zusandte, und mich in seine Sommerresidenz Umritsir einladen ließ, wo er mich mit Auszeichnung aufzunehmen versprach. Auch ließ mir der Monarch ein Geschenk von 250 Rupien (à 18 Batzen) überreichen, um die Reise dorthin machen zu können. Am 20. Juni machte ich mich nun dorthin auf den Weg, der etwa 14 Stunden betrug; und als ich am Abend in der Nähe von Umritsir mit meinem Palankin ankam, erhielt ich von dem Maharadscha die Weisung, bis zum nächsten Tag an dieser Stelle zu warten, da die Punditen und Brahminen dem Monarchen erklärt hatten,

daß dieß kein glücklicher Tag für meinen Einzug in seiner königlichen Residenz sey. Indeß wußte der General Allard die Sache mit den Brahminen dahin abzumachen, daß ich außerhalb Umritsir in seinem Gartenhause mein Nachtlager nehmen konnte. Kaum war ich vor seinem schönen Palaste abgestiegen, als ein Herr in europäischer Kleidung mit einem silberweißen Barte hervortrat, der mich freundlich umarmte. Es war Herr Allard, welcher früher Adjutant des Marschalls Lebrun gewesen war, und jetzt als General die Kavallerie des Runschit Singh befehligt.

Am andern Morgen ging der General zu dem Maharadscha, um denselben von meiner Ankunft zu benachrichtigen, und bald darauf ließ mir der Fürst durch seinen Diener eine Menge von Zuckerleckerbissen zutragen. Abends kam ein reichgezierter Elephant, von mehreren Offizieren begleitet, um mich in den Palast des Maharadscha zu bringen. Wir traten in feierlichem Zuge durch drei Höfe ein, bis ich endlich unter freiem Himmel einen alten kleinen Mann mit einem Auge gewahr wurde, der auf einem Lehnsessel saß. Es war Runschit Singh; zu seiner Linken saß ein 12jähriger Knabe, und hinter ihm eine große Anzahl von Punditen und Brahminen; mir wurde dem Monarchen gegenüber ein Sessel gestellt.

Ihre Majestät fragte mich nun, warum ich eine so gefahrvolle Reise durch Turkhestan unternommen habe? — Um Gottes willen, sagte ich, um Gelegenheit zu finden, mit den Priestern aller Völker, und besonders mit den Juden, über die beste Weise zu reden, wie man Gott dienen möge. Runschit Singh, auf die Punditen und Brahminen hinweisend, sagte nun: dieß sind unsere Patres (Priester). — Sind sie Muhamedaner? fragte ich. — Der Monarch brach nun in ein lautes Gelächter aus, und um dasselbe zu verstehen, muß man wissen, daß sich ein Brahmine eben so sehr dadurch beleidigt fühlt, wenn man ihn einen Muhamedaner schilt, als

ein Muselmann sich gekränkt fühlt, wenn man ihn einen Juden nennt. Der Fürst nahm indeß diese Frage mit heiterer Laune auf, und wiederholte sie lachend: sind sie Muselmannen? — Was ist das allerwichtigste, fragte er nun weiter, das ein jeder Mensch im Leben suchen soll? — Salomo sagt, gab ich zur Antwort, die Furcht Gottes sey die größte Weisheit. — Unsere heiligen Bücher sagen dasselbe, erwiederte der Monarch. — Ich bin weit davon entfernt, versetzte ich, zu behaupten, daß in andern Religionen nicht auch Gutes enthalten sey, aber darf ich an Ew. Hoheit eine Frage machen? — Er: Warum das nicht? — Ich: Was muß der Mensch thun, um Gott nahe zu kommen? — Er muß Gutes thun, versetzte der Monarch. — Ich: Aber wie kann ein Mensch Gutes thun, wenn sein Herz böse ist? Gott sieht auf das Herz, und erforscht dasselbe durch und durch; und ein jeder, der sich selbst prüft, wird finden, daß sein Herz zum Bösen geneigt ist; wie läßt sich nun von einem bösen Herzen eine gute Frucht erwarten? — Eine Arznei ist nöthig für das Herz des Menschen, erwiederte der Monarch. — Das ist eine treffliche Antwort, fuhr ich fort, welche mir noch kein Mullah gegeben hat; aber, frage ich jetzt, welche Arznei soll für das Herz des Menschen gebraucht werden? — Er: Nenne du mir die beste Arznei. — Ich: Es ist das Evangelium unseres HErrn Jesu Christi. — Er: Hast du etwa eine persische Uebersetzung des Evangeliums, welche mir der Fakir vorlesen könnte? — Ich: Ich werde Ew. Hoheit eine solche zusenden, so bald ich zu Simlah bei dem General-Gouverneur von Indien eingetroffen bin. — Er: Thue dieß. Aber wie kommt es doch, daß du um der Religion willen diese große Reise machst? Sonst sind eben die Engländer nicht gewohnt, sich um die Religion viel zu bekümmern. — Ich: Ew. Hoheit würden staunen, wenn Sie die große Thätigkeit wahrnehmen würden, welche gegenwärtig in England für die Sache der Religion statt findet. Tausende von

Pfunden Sterlinge werden jedes Jahr auf die Verbreitung derselbigen verwendet. — Er: Hast du etwas von der Zusammenkunft gehört, die ich mit dem Nabob Lord Saheb (dem General-Gouverneur von Indien, Lord Bentink) zu Rupar hatte? — Ich: Ja, zu Bokhara habe ich etwas hievon vernommen. — Er: Ist es wahrscheinlich, daß die Russen bald kommen werden? — Ich: Ich denke nicht, daß sie jetzt kommen werden. — Er: Sage mir aufrichtig, auf welche Weise kann ich der englischen Regierung meine redliche Freundschaft bezeugen? — Ich: Der General-Gouverneur von Indien wird Ew. Hoheit diese Frage am besten beantworten können.

Bald nach meiner Ankunft bei Hofe waren, der Landes- und Hofsitte gemäß, tanzende Mädchen herbeigekommen. Runschit Singh fragte mich, ob ich sie gerne tanzen sehe? Ich bin ein englischer Priester, gab ich zur Antwort, und kann an solchen Vergnügungen kein Wohlgefallen finden. Der Fürst hieß sie nun weggehen. Bald darauf fragte er mich, ob ich Wein trinke? Sehr wenig, gab ich zur Antwort. Nun ließ er von seinem eigenen Weine herbeibringen, der mehr ein destilirter Liqueur war, und dem Monarchen von einem jüdischen Arzt aus Ungarn, dem Dr. Honigberger, der sich jetzt am hiesigen Hofe aufhält, bereitet wird. Ich trank einen Tropfen dieses Liqueurs auf die Gesundheit des Fürsten, fand ihn aber so stark, daß ich ihn nicht auf der Zunge halten konnte, und wieder auswerfen mußte. Der Monarch fragte mich nun weiter: glaubst du wohl, daß kein Mensch ohne den Willen Gottes stirbt? — Ja, das glaube ich, gab ich zur Antwort. — Aber wie kommt es denn, fuhr er fort, daß du so fürchterliche Angst zu Tage legst, wenn du auf einem Boote über einen Fluß hinüberfährst? Man hat mir gesagt, du habest gezittert und gebebt, als du zu Attok über den Indus fahren solltest. — Darauf kann ich Ew. Hoheit nichts anders erwiedern, versetzte ich, als daß Gott in

meiner großen Schwachheit sich als den Mächtigen offenbaren will. — Der Fürst ließ mir nun ein Geschenk zustellen, das in 1100 Rupien, einem schönen Pferde und in Schawls bestand, die einen Werth von 1000 Rupien hatten, und ich verabschiedete mich von ihm.

Bald nach meiner Ankunft zu Lahore hatte ich die Freude, mehrere Briefe in Empfang zu nehmen, welche mich an der äußersten Grenze Hindostans aufs freundlichste begrüßten. Einer derselben war von Lord Bentink selbst, dem edlen General-Gouverneur von Indien, der mir von Simlah, seiner Sommerresidenz aus, welche nordöstlich von Ludianah im Himalaya-Gebirge liegt, eine freundliche Einladung zukommen ließ. „Mit Vergnügen habe ich vernommen, schreibt derselbe, daß Sie alle Gefahren Ihrer sehr langen Reise glücklich bestanden haben, und ich darf getrost hoffen, daß Ihre menschenfreundlichen Bemühungen mit gutem Erfolg werden gekrönt werden. Bereits habe ich dem General-Postmeister zu Calkutta die Weisung zukommen lassen, daß alle an Sie gerichteten Briefe unter einem Couvert mir zugesendet werden sollen. Wir wohnen die heiße Sommerzeit über in den Gebirgen. Simlah ist nur vier Tagereisen von Ludianah entfernt. Man kann leicht dahinkommen, und findet dort gegen die Glut der Ebenen Hindostans eine liebliche Zufluchtsstätte. Ich brauche Sie nicht erst zu versichern, wie angenehm es mir und meiner Gemahlinn seyn wird, Sie hier aufzunehmen." Auch von dem Obrist Churchill, dem Sekretair des Kriegsministeriums, so wie von Obrist Bryant zu Subatha, und dem Capitain Wade zu Ludianah waren mir freundliche Einladungsschreiben zugekommen. Welch eine Erquickung war dieß nicht für mein Herz nach einer so mühevollen und schweren Reise, die ich jetzt mit Gottes Hülfe auf dem Rücken hatte! Ich machte mich daher nach einem herzlichen Abschiede von dem General Allard am 22. Juni von Umritsir, von 25 Reitern des Fürsten begleitet, auf einem Elephanten auf den Weg.

Auf der Straße traf ich viele herumstreifende Akalis an, welche den Weg sehr unsicher machten; denn da sie als priviligirte Heilige betrachtet, und von dem Monarchen selbst geschont werden, so geschieht es oft, daß sie die Europäer, welche in diesen Gegenden reisen, mißhandeln. Nach einem dreitägigen Zuge von 65 Stunden kamen wir an den Ufern des Sutledschflusses an, der hier eine Breite von 200 Ellen hat, und eine große Wassermasse aus den Gebirgen mit sich führt, und den Norden des brittischen Hindostans vom Gebiete des Runschit Singh trennt. Die Ufer dieses Flusses, bemerkt Herr Burnes, sind mit unzähligen Dörfern bedeckt, deren Wohnhäuser meist aus Backsteinen, die an der Sonne getrocknet werden, aufgebauet sind, und deren Aeußeres von Reinlichkeit und Bequemlichkeit zeugte. Die Bewohner waren wohlgekleidet, und schienen sich glücklich zu fühlen. Sie bestehen aus Juts, sowohl Hindus wie Muhamedaner und einigen wenigen Seikhs. Sämmtliche Muhamedaner sind von dem Glauben der Hindus zu dem Islam übergetreten, und die Zahl derselben ist am südlichen Ufer des Flusses vorherrschend, obgleich sie von allen Seiten von heidnischen Hindus umlagert sind. An den obern Sutledschufern in der Nähe von Ludianah beschäftigen sich die Einwohner ausschließlich mit dem Ackerbau; unterhalb des Zusammenflusses des Sutledsch mit dem Beyas (Hyphasis) aber hat dieses Volk, das den allgemeinen Namen Raat führt, räuberische Sitten, und lebt in ewigem Streit unter einander. Das Land hat in den angebauten Theilen das Ansehen einer großen Wiese. Niedriges Gesträuch erblickt man nirgends, und Meilenweit sieht man große Waizenfelder ohne eine einzige Hecke. Das Korn wächst ohne Bewässerung, und Bäume trifft man nur in der Nähe der Dörfer an. Die bei Hurri sich vereinigenden beiden Flüsse bilden einen herrlichen Strom, der den Namen Sutledsch beibehält, und etwa 825 Fuß breit ist. Das Wasser ist vollkommen klar, und hat eine Tiefe von

mehr als 12 Fuß; auch ist es nicht selten der Fall, daß dieser gewaltige Waldstrom, durch die schmelzenden Schneemassen des Himaleya-Gebirges furchtbar angeschwellt, sich über die ganze Ebene ergießt, und eine Menge von Dörfern mit sich fortschwemmt.

Die Stadt Ludianah, fährt Missionar Wolff fort, diese erste englische Station auf den nördlichsten Grenzen des brittischen Indiens, in welcher wir am 25. Juni eintrafen, liegt 15 Stunden vom Sutledsch entfernt. Gepriesen sey Gott für seine unendliche Barmherzigkeit, welche mich nach so vielfachen Gefahren und Beschwerden wohlbehalten in dieses Land der Sicherheit gebracht hat! Nicht ein Haar ließ mir der HErr auf meinem Wege vom Haupte fallen, und die Weissagung ist nicht in Erfüllung gegangen, welche mir die muhamedanischen Mullahs zu Teheran entgegenbrachten, daß ich Meschid nicht erreichen würde.

Zu Ludianah wurde ich von dem dortigen Beamten der ostindischen Kompagnie, dem Kapitain Wade, mit großer Herzlichkeit aufgenommen, und dieser führte mich bei einigen englischen Offizieren ein, die hier, im Herzen von Asien, wohnen, und deren Anblick nach einer achtzehnmonatlichen Entbehrung des christlich gebildeten Umgangs meine Seele erquickte. Major Faithful ist mit der Geschichte der Seikhs wohl bekannt, und sagte mir, daß ihre Religionsweise aus Christenthum, Hinduismus und Muhamedanismus seltsam zusammengesetzt sey. Am 1. Juli verkündigte ich hier den wenigen englischen Einwohnern das Evangelium, und theilte denselben in mehreren Stunden meine Ueberzeugungen vom Christenthum, so wie meine, auf der letzten Reise gemachten Erfahrungen mit. Zwei Tage später verließ ich die freundliche Wohnung meines liebreichen Gastwirthes, um meine Reise nach den Himalayabergen fortzusetzen. Nach einem Marsche von zwei Tagen kam ich zu Buti an, wo dieses riesenhafte Gebirge seinen Anfang nimmt. Es war mir hieher von der edeln Familie

Bryant ein Bergesel mit einem Tragsessel entgegengeschickt worden, um mich nach Subathu zu bringen, wo ich im Hause dieser theuern Freunde ein paar Tage zubrachte, den wenigen englischen Einwohnern am Sonntage eine Predigt hielt, und sodann meine Reise nach Simlah, dem Wohnsitze des General-Gouverneurs, fortsetzte. Bis zur Hälfte des Weges hatte mir derselbe seinen Palankin mit Trägern entgegengesendet, und ich wurde von Lord Bentink und seiner Gemahlinn, so wie von dem ganzen dort befindlichen Generalstabe auf die herzlichste Weise empfangen. Auch den Caplan des Gouverneurs, Herrn Prediger Fischer, dessen Bekanntschaft ich früher gemacht hatte, traf ich zu meiner Freude hier an. Im Sommerpalaste des Lords verkündigte ich nun mehrere Sonntage nach einander das Evangelium; auch hielt ich der ganzen ansehnlichen Gesellschaft, die sich hier befand, in etwa zwölf Unterhaltungen christliche Vorlesungen, worin ich derselben die erhabenen Grundsätze des Christenthums und den Gang des Reiches Gottes in unseren Tagen auseinandersetzte. Auch hatte ich vielfache Gelegenheit, mit angesehenen Muhamedanern mich zu unterhalten, und einmal in der Wohnung des Nabob Muhamed Abdallah Chan einer Versammlung von Mullahs die Heilslehre des Evangeliums zu verkündigen.

Während meines Aufenthaltes allhier erfreute mich Capitain Ridley, ein gründlicher Kenner der arabischen Literatur, der zu Nussirabad wohnt, mit einem Brief, worin er unter anderm schreibt: „Sie bemerken, daß Leser des Talmuds von der Ueberzeugung überrascht werden, wie genau die Verfasser des Korans mit den alten Schriften jüdischer Lehrer bekannt waren. Als Muhamed auftrat, waren die großen Lehrwahrheiten des Judenthums und Christenthums mehr oder weniger genau unter dem arabischen Volke allgemein bekannt, etwa in demselben Grade, als die Legenden der Hindus, und die religiösen Verordnungen Muhameds dem

Volke

Volke Hindostans bekannt sind. Darin können wir uns nicht täuschen, denn der Koran selbst gesteht ein, daß Baruch Ibn Nauful, ein nestorianischer Christ und ein Verwandter von Muhameds erster Frau, ohne die Beihülfe Anderer zu nennen, die ihm (Muhamed) von allen Seiten her zu Gebote stand, jeden erforderlichen Unterricht für seinen religiösen Entwurf mittheilen konnte, und ihn wirklich kräftig ermunterte, den Charakter eines Propheten unter den Arabern anzunehmen. Eben so war Abdullah Ben Sulam, ein Jude von Mekka, genau mit Muhamed vertraut, wie dieß bei vielen andern Juden der Fall war."

„Wenn die muselmannischen Mullahs behaupten, daß die gegenwärtigen Abschriften unserer heiligen Bücher verfälscht seyen, so sagen sie nur, was der Koran ihnen eingibt, und was in Beziehung auf die Traditionslehre der Muhamedaner die Sunniten den Schiiten, und diese wieder den Sunniten vorzuwerfen pflegen; wie können wir erwarten, daß sie das Christenthum anders behandeln werden. Der Koran bürdet indeß eine solche Verfälschung der heiligen Schriften hauptsächlich den Juden auf; natürlich aus keinem andern Grunde, als die Lehren des alten und neuen Testaments zu verdächtigen, und die Gemüther der Muselmannen für die Beweisgründe des Christenthums unzugänglich zu machen. Sie fragen mich, ob nicht in den Commentarien über den Koran eine genügende Antwort auf diesen Einwurf zu finden sey? Keineswegs; denn diese Leute haben sich wohl gehütet, irgend etwas vorzubringen, was für ihren eigenen Glauben nachtheilig gedeutet werden könnte. Würde mir dieser flache Einwurf gemacht, so würde ich mich geradezu auf ihre eigene Erfahrung berufen, und ihnen, was so leicht sich thun läßt, diesen Einwurf wieder zurückgeben: Ihr Muselmannen bekennet selbst klar und frei, daß euer Koran religiöse Lehren vorträgt, welche auch die Schriften des alten und neuen Testamentes lehren, denen der Koran selbst einen himmlischen

Ursprung zuschreibt. Könnet ihr nun es jemals wahrscheinlich finden, daß euer eigenes Religionsbuch, der Koran, auf welchem eure ganze Hoffnung in dieser und der zukünftigen Welt ruht, fünf und sechs Jahrhunderte nach seiner Bekanntmachung unter verschiedenen Völkern jemals hätte verfälscht werden können, und zwar von euern eigenen Leuten, die sich zu gleicher Zeit öffentlich zu euerer Religion bekannt hätten! Seyd ihr denn so ganz unbekannt mit der heiligen Ehrfurcht, mit welcher die Gläubigen aller bestehenden Religionen ihre heiligen Religionsschriften, diese Quellen ihres Glaubens, zu behandeln pflegen? Wisset ihr denn nichts von der eifersüchtigen Sorgfalt, mit welcher von jeher, und in allen Jahrhunderten, die Bekenner heilig geachteter Religionsurkunden dieselben als ihren köstlichsten Schatz bewacht haben? Ist dieß der Fall, wie kommt es doch, daß es euch noch nie zu Sinne kam, genau darüber nachzuforschen, ob nicht etwa in den frühern oder spätern Zeiten mancherlei Veränderungen und Verfälschungen mit eurem Koran vorgenommen seyn möchten, da ihr ja doch wohl wißt, und eure eigene Tradition euch sagt, daß die Besorgniß, die Muselmannen möchten die Offenbarungen des Propheten eben so verfälscht haben, wie dieß bei den Juden und Christen der Fall war, die einzige Ursache war, um welcher willen von dem ersten Chalifen Abubekr die abgerissenen und unter einander geworfenen Blätter zusammengesammelt wurden, welche euer Prophet nach seinem Tode zurückließ, und die erst jetzt seine Gattinn zum Vorschein brachte. Eben so gut ist es euch selbst bekannt, daß der letzte, nunmehr von allen Muselmannen gebrauchte Koran, erst von dem dritten Chalifen, Uthmann Ibn Ufan, ausdrücklich aus dem Grunde in gereinigter Gestalt herausgegeben wurde, weil sich in die Abschriften des ersten Korans gar viele Irrthümer eingeschlichen hatten. Was gebet ihr mir hierauf zur Antwort? Nein, saget ihr, die gewaltige Stimme des Gewissens, und die Furcht vor den göttlichen

Strafen hat unsern Koran bewacht, daß seine Wahrheit von den Bekennern desselben nicht verfälscht werden durfte. Gut, aber eben daraus folgt, daß auch ein Esdras aus dem gleichen Grunde die alt-testamentlichen Schriften nicht verfälscht hat, und daß er dieß nimmermehr hätte thun können, ohne sich vor seinem ganzen Volke zu Schanden zu machen. Er war ja, wie euer eigener Koran behauptet, von den Juden so hoch geachtet, daß sie ihn den Sohn Gottes nennen konnten."

„Sie fragen nach den muhamedanischen Gelehrten Hindostans, und nach den besten Mitteln, die Völker Indiens für den Glauben an Christum zu gewinnen? Die gelehrten Muhamedaner sind auf keine einzelne Stadt oder Provinz Indiens beschränkt. Die berühmtesten unter ihnen werden indeß zu Delhi, Luknow und Calcutta angetroffen. Sind diese freisinniger, als andere, so kann dieß nur auf Kosten ihres Glaubens an den Koran der Fall seyn; denn dieser gebietet, unduldsam genug, keine aufrichtige Freundschaft mit denen zu halten, welche nicht an den Koran glauben, und denselben nicht einmal das Ohr zu leihen. An Schwierigkeiten beim Bekehrungswerke der Muhamedaner fehlt es eben nicht; dessen ungeachtet lassen sich, ohne die Gewissensfreiheit zu stören, oder den Frieden zu brechen, stille Bekehrungsmittel ins Werk setzen, die vollkommen geeignet sind, den schädlichen Einfluß zu hemmen, den der Glaube an falsche Religionen über die Gemüther der Menschen verbreitet. Die Verbreitung nützlicher Kenntnisse in den Sprachen dieser Völker, verbunden mit richtigen Uebersetzungen der heiligen Schriften, Anstalten zum Unterrichte des Volkes in der Geographie, Geschichte, Naturlehre u. s. w. und vor allem Einführung von Volksschulen, welche nach gesunden Grundsätzen die Elementarbildung betreiben, und Bekanntmachung zweckmäßiger Jugendschriften in diesen Volkssprachen: dieß erscheint mir als der geeignetste Weg, auch

die größten Bollwerke des Irrthums und des heidnischen Aberglaubens unter dem Segen Gottes nach und nach umzuwerfen, ohne dabei befürchten zu müssen, dem Einzelnen oder dem Ganzen auf irgend eine Weise Gewalt anzuthun."

„Mit mehr oder weniger Geschick haben andere bereits mancherlei Versuche gemacht, die Lehren des Korans zu widerlegen. Ich für meinen Theil wünschte zwei taugliche Schriften, mit Sachkenntniß verfaßt, unter den Muhamedanern verbreitet zu sehen: die eine wäre eine in Frage und Antwort abgefaßte Abhandlung, in welcher in gedrängter Kürze, aber mit logischer Präzision den Einwürfen begegnet würde, welche die Muhamedaner dem Christenthum zu machen pflegen. Eine andere wäre die Uebersetzung des Katechismns des Tremellius in hindostanischer Sprache, und der Denkart und Sprachweise der Indier nahe gebracht, worin in Anmerkungen zugleich ihre gewöhnlichen Einwürfe widerlegt würden. Auch die Uebersetzungen der heiligen Schriften bedürfen einer neuen sorgfältigen Revision, wobei besonders die richtige Aussprache der Eigennamen des Grundtextes berücksichtiget werden müßte. Von Versuchen dieser Art dürfte unstreitig unter allen Volksklassen Indiens ein großer Gewinn erwartet werden.

„Die Nachrichten Ihrer Tagebücher, die ich mit Interesse durchgelesen habe, bereiten uns manche neue Blicke in die großen Länderstriche, welche Ihr Fuß durchwandert hat, und weisen uns deutlich so manche Stelle nach, wo Verkündiger des Evangeliums Noth thun. Die Führer evangelischer Missionsgesellschaften in den protestantischrn Ländern werden wohlthun, die wichtigen Vortheile ins Auge zu fassen, welche die Ansiedelung frommer und christlich gebildeter Missionarien unter diesen verfinsterten Völkern einbringen müßte, wenn sie in evangelischer Lauterkeit die Lehre Christi denselben verkündigten, und sich zugleich durch unentgeldliche ärztliche Behandlung ihrer Kranken das Zu-

trauen und die Dankbarkeit des Volkes zu erwerben wüßten. Dabei würde eben nicht gerade ein wissenschaftliches Studium der Arzneikunde von ihnen gefordert werden, indem ein jeder gebildete Europäer mit den trefflichen Hülfsmitteln, die ihm heut zu Tage zu Gebote stehen, gar leicht in diesen Ländern die Heilkunst mit glücklichem Erfolge üben und sich dadurch seinen armen Mitmenschen nützlich machen könnte. So machte es der ehrwürdige apostolische Schwarz in Tanjore, der unter allen Missionarien Indiens mit dem glücklichsten Erfolg gearbeitet zu haben scheint. Was Sie uns von dem Kafirvolke auf den Gebirgen des Cabullandes erzählen, das verdient vorzugsweise von den vaterländischen Missionsgesellschaften berücksichtiget zu werden. Diese Kafirs sind nur erst bis zu der Stufe des rohen Aberglaubens herabgesunken, welcher bei kluger Behandlung leicht aufgeholfen werden könnte, und ein paar fromme Männer würden mit den oben genannten Hülfsmitteln mit leichter Mühe dazu gelangen, diese Wilden, am Fuße des beschneiten Hindu Cusch zu zivilisiren, und in ein christliches Volk zu verwandeln. Sie wissen, daß die Bezeichnung Seyah Pusch, welche diesen Kafirs gegeben wird, in der Sprache der Muselmannen dieser Länder christliche Mönche und Einsiedler bezeichnet, auch finde ich in den Sprachproben, die Sie von diesem Volke beifügen, viele Wörter, welche der Sanskrit- und Hinduſprache angehören."

Noch verdient ein anderes Schreiben aus dem Tagebuche des Missionars Wolff ausführlich herausgehoben zu werden, das er während seines Aufenthaltes zu Simlah von dem römisch-katholischen Bischofe und apostolischen Vikar zu Agra in Hindostan unter dem 20. Aug. 1832 erhielt, und das über die Geschichte und den gegenwärtigen Bestand der römisch-katholischen Mission im Norden Indiens interessante Mittheilungen in sich faßt.

„Ihr Brief vom 12., so schreibt der Bischof, hat mir große Freude gemacht. Obgleich Sie der römisch-

katholischen Kirche nicht angehören, so hindert dieß doch mich nicht, Ihnen die Achtung zu bezeugen, die Ihrem Verdienste gebührt, und Ihre mir vorgelegten Fragen kürzlich zu beantworten.

Vor allem habe ich Ihnen zu bemerken, daß unsere Mission, welche zu Agra ihren Hauptsitz hat, sowohl als eine Mission für Hindostan, als für Tibet zu betrachten ist. In Hindostan wurde die katholische Religion in den östlichen Theilen in früherer Zeit von den Jesuiten aus dem Collegium zu Goa mit Bewilligung des mongolischen Kaisers Akbar eingeführt. Als der Jesuitenorden unterdrückt wurde, rückten, unter der Leitung des apostolischen Vikars zu Bombay, die Karmelitermönche in diese Missionsstellen ein. Da aber nicht lange hernach diese Mönche nicht im Stande waren, die erforderliche Anzahl von Missionarien in ihrem eigenen Orden zu finden, so wurde im Jahr 1784 diese Mission den Kapuzinermönchen übertragen, welche schon früher, unter dem Titel von Missionarien für Tibet, unter der Leitung eines zu Patna wohnenden Präfekten ihre Mission bei Parub aufgerichtet hatten, und auf diese Weise aus zwei verschiedenen Missionen eine einzige gebildet, welche von Kapuzinermönchen bis auf diesen Tag fortgetrieben worden ist.

Was indeß die Zeit betrifft, wann die Kapuzinermönche zuerst ihre Mission zu Tibet begannen, so muß bemerkt werden, daß dieß erst nach Aufrichtung der Karmelitermission in Hindostan geschehen ist; denn die Kapuziner wurden erst im Jahr 1704, zur Zeit des Papstes Clemens XI., unter ihrem Präfekten Joseph von Ascoli nach Tibet gesendet. Sie blieben dort bis zum Jahr 1745, als sie genöthigt wurden, das Land zu verlassen, und von den wenigen Einwohnern sich zu trennen, die sie daselbst zum Christenthum bekehrt hatten, und nun nicht mit sich nehmen durften. Sie schlugen jetzt ihren Wohnsitz in der Provinz Nepal auf, wo sie nach und nach für die Neubekehrten dieses Landes

in drei verschiedenen Städten zu Katmanda, Patan und Butku Kirchen aufrichteten. Aber bald entwickelte die Landesregierung einen despotischen Charakter, die Neubekehrten waren beständigen Mißhandlungen ausgesetzt, und die Missionarien aufs Neue genöthiget, das Land zu verlassen, und mit dem Häuflein ihrer Neubekehrten auszuwandern. Diese ließen sich nun in Hindostan, in einem Dorfe Namens Tschohuri, eine Stunde von Bettiah, nieder, wo ihnen die ostindische Kompagnie huldreich ein Stück Land angewiesen hatte. Seit dieser Zeit, d. h. im Jahr **1765**, ließ sich der Präfect der Mission zu Patna nieder. Als jedoch der erste apostolische Vikar, Zenobio, im Jahr **1824** zu Agra ankam, so legte der Missionspräfect zu Patna seine Stelle nieder. Zenobio starb zwei Monate nach seiner Niederlassung zu Agra, und ein Kapuziner, der Pater Antonino, welcher **20** Jahre als Missionar gearbeitet hatte, und jetzt in einer stillen Klosterzelle seiner Heimath seine letzten Tage zuzubringen gedachte, erhielt nun den Auftrag, nach Indien zu reisen, und die erledigte Stelle eines General-Vikars einzunehmen. Er wurde zu Rom als Bischof von Esbone geweiht, und kam im März **1827** zu Agra an, um die römisch-katholischen Irländer, welche hier wohnen, so wie die Neubekehrten aus den Eingebornen im Christenthum zu unterrichten, und die oberste Leitung der römisch-katholischen Mission in Hindostan vom Osten bis zum Westen zu übernehmen.

Sie fragen ferner nach den katholischen Gemeinden, die zu dieser Mission gehören. Die Gemeinde zu Agra ist mir (Antonio Pezzoni) als apostolischem Vikar und Bischof übertragen. Die Gemeinde zu Sardanah hat der Pater Giulio Cesare von Carawaggio aufgerichtet. Die Gemeinden von Cawnpore und Luknow werden von unserem General-Vikar Adnodato bedient. Die Gemeinden von Bettiah und Tschuhuri stehen unter der Leitung des Paters Gioacchimo; die Gemeinden zu Chunargur, Patna,

Baylpore und Peruca sind dem Kapuzinermönch Giuliano übertragen. In Chandernagor haben wir auch eine Gemeinde und einen Hospital für kranke Missionarien, und zur Aufnahme derjenigen Missionarien, welche von Europa nach Indien kommen. Ich armer Mann bin jedes Mittels beraubt, die Mißhelligkeiten beizulegen, welche unter dieser Mission ausgebrochen sind. Sie müssen indessen wissen, daß die Missionen der portugiesischen und französischen Mönche mich nichts angehen, und daß die Kirchen, welche sie in Indien besaßen, theils niedergerissen, theils verlassen sind.

Sie bemerken in Ihrem Briefe, daß es scheine, als ob unsere Missionsstellen in Indien nicht mit der erforderlichen Anzahl von Missionarien von Europa her unterstützt werden. Die heilige Congregation der Propaganda zu Rom, welcher alle unsere Missionen zugetheilt sind, hat von ihrer Seite es nie an den erforderlichen Unterstützungen derselben ermangeln lassen; aber Sie müssen bedenken, daß sie nur solche Leute als Missionarien nach Indien senden kann, welche freiwillig gehen wollen. Aber die Anzahl solcher Freiwilligen ist in unseren Tagen so gering, daß die Propaganda oft in großer Verlegenheit ist, wie die erledigten Missionsstellen besetzt werden sollen. Setzen Sie noch weiter hinzu, daß die politischen Angelegenheiten und Kriege Europa's die Absendung von Missionarien viele Jahre lang gehindert haben, und daß manche von denen, welche hieher gesendet werden, wegen des ungesunden Klima's dienstunfähig werden und dahin sterben, so müssen Sie es begreiflich finden, warum es unsern Missionen so sehr an Arbeitern gebricht. Ueberdieß ist es eine Mission von Kapuzinern, d. h. von armen Leuten, welche keine eigenen Mittel besitzen, und ganz und gar von den milden Gaben der Neubekehrten abhängen, welche selbst fast durchgängig in den dürftigsten Umständen sich befinden. Wenn daher auch von Europa her die erforderliche Anzahl von Missionarien gesendet würde, so

würde es doch an den nöthigen Unterhaltungsmitteln derselben gebrechen.

Sie fragen weiter, ob wir viele Bekehrte gemacht haben, und noch machen? Es ist ein allgemein anerkannter Grundsatz: wie die Aussaat ist, so ist auch die Ernte. Und wenn der Boden noch dazu so unfruchtbar ist, daß er nicht einmal des Anbaues fähig ist, was folgt daraus, daß wenig oder nichts ausgerichtet worden ist? Ich bin nicht gleich denen von Ihrer Parthei, welche, um die Frucht ihrer Bemühungen groß zu machen, den Zustand der Dinge ganz anders darstellen, als er wirklich ist. Unsere wenige Missionarien haben in Betracht des großen Umfanges dieser Mission zu jeder Zeit alles gethan, was in ihren Kräften lag. Immer haben wir aufs sorgfältigste verhütet, daß nicht faule und schädliche Fische in unsern Netzen gefangen werden. Nur wenige aus den Heiden und noch wenigere aus den Muhamedanern sind zum Christenthum bekehrt worden. Wohl würde ihre Zahl noch größer und ihr Wandel noch besser seyn, wären nicht ihre Herzen durch die schlechten Beispiele der Europäer zu Grund gerichtet worden. Man muß dieses Volk immer unter den Augen haben, und die Leute in strenge Zucht nehmen; nur auf diesem Wege darf ein Missionar hoffen, etwas unter ihnen auszurichten. Das Poltern auf der Kanzel und das Vorlesen von Büchern halte ich für ganz und gar fruchtlos. Indeß warten wir geduldig auf die Zeit der Gnade, welche von Ewigkeit her zur Rettung dieses unglücklichen Volkes von unserem himmlischen Vater vorherbestimmt ist. Auf dem Wege des Unterrichtes und der Ueberzeugung kann unter demselben nichts ausgerichtet werden; denn sie sind von Natur in Religionssachen ganz gleichgültige Leute. Leicht sind sie zu überzeugen, daß die christliche Religion vollkommen gut ist, aber ihrer Meinung nach sind alle Religionen gut. Unsere Leute sind daher mehr durch zufällige Umstände, als durchs Predigen zum Christenthum

gebracht worden. Meist ist es die Hoffnung, ihren äußerlichen Zustand zu verbessern, was sie veranlaßt, zum Christenglauben sich zu bekennen. Obgleich ganz unbekannt mit der Lehre Christi, behaupten sie doch so fest, von ihrer Wahrheit überzeugt zu seyn, daß der größte Spötter sie nicht von derselben abzubringen vermöchte; aber wenn sie einmal auf unserer Proselytenliste stehen, und auch von uns unterrichtet werden, so bleiben sie doch immer in ihrer trägen Gleichgültigkeit. Sie sind kleinen Kindern ähnlich, und sollte auch das evangelische Predigtamt unter ihnen aufhören, so würden sie dennoch den Christennamen beibehalten. Diese Lage der Dinge macht mir großen Kummer, und in unsern Tagen nimmt dieser Jammer zu durch den Umstand, daß unsere Untergebenen, so bald sie nach unsern Vorschriften nicht länger leben wollen, Missionarien von einem andern Glauben finden können, mit denen sie ihre Angelegenheiten abmachen, ohne sich weiter um uns zu bekümmern.

Ich verbleibe mit Gesinnungen der Hochachtung
Ihr gehorsamer Diener
A. Pezzoni,
Bischof von Esbone und apostolischer Vikar.

Inhalt
des vierten Heftes 1837.

Reise des Missionars Joseph Wolff durch die Länder Mittel-Asiens.

Namen-Register.

1.) Personen-Register.

(Die römischen Ziffern bedeuten das Heft, die arabischen die Seitenzahl.)

2.) Orts-Register.

Monatliche Auszüge

aus dem

Briefwechsel und den Berichten

der

brittischen und ausländischen

Bibel-Gesellschaft.

Jahrgang 1837.

Herausgegeben von der brittischen und ausländischen
Bibelgesellschaft.

Nro. I. Januar 1837.

Monatliche Auszüge

aus

dem Briefwechsel und den Berichten

der

brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

Zwei und dreißigster Jahresbericht der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft vom Mai 1836.

Frankreich.

Bei dem Ueberblick der Arbeiten der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft im Laufe des verflossenen Jahres vom 1 Mai 1835 bis 1 Mai 1836, so fängt dieser Jahresbericht an, gedenkt auch dießmal die Committee mit dem Gange der Bibelverbreitung im Auslande den Anfang zu machen.

Zu Paris sind im verflossenen Jahre von den Bibelvorräthen unserer Gesellschaft nicht weniger als 80,921 Exemplare der heil. Schriften in Frankreich in Umlauf gesetzt worden; eine Summe, welche die des vorhergehenden Jahres um 18,727 Exemplare übersteigt. Folgender Auszug aus dem Berichte unseres dortigen Gesellschafts-Agenten wird darthun, auf welche Weise diese Bücher verbreitet worden sind, und welche segensreiche Eindrücke da und dort in manchen Herzen der Bewohner Frankreichs durch das Lesen der heil. Schriften angeregt wurden.

Diese 80,921 Exemplare wurden nämlich vom 1 April 1835 bis zum 31 März 1836 in Frankreich auf folgende Weise in Umlauf gesetzt:

Durch Bücherumträger	44728	Exempl.
„ religiöse Gesellschaften . . .	13052	„
In Schulen	13045	„
„ verschiedenen Bibelniederlagen .	9171	„
An Einzelne durch Verkauf	533	„
„ „ unentgeldlich	392	„
	80,921	Exempl.

Hieraus ist ersichtlich, daß vermittelst der Bücherumträger der bei weitem größte Theil dieser Bibelschriften weit umher in Frankreich verbreitet wurde, und zwar im verflossenen Jahre 16,791 Exemplare mehr als im vorhergehenden. Ferner ist bemerkenswerth, daß von der großen Summe der durch Bibelumträger verbreiteten heil. Schriften nur 1205 Exemplare außerhalb Frankreich in Umlauf gesetzt, und von diesen 410 Exemplare der französischen Kolonie auf Algier zugesendet wurden. Somit sind im verflossenen Jahr abermals 43,523 Exemplare heil. Schriften auf den Acker Frankreichs durch fromme Christen ausgestreut worden, welche weder durch Hohn und Spott, noch selbst durch Mißhandlungen sich abhalten ließen, diejenigen Stellen furchtlos wieder zu besuchen, um das Wort der Wahrheit von einem Hause zum andern zu tragen, wo sie bei frühern Besuchen nicht selten eine schlechte Aufnahme gefunden hatten.

Einer dieser Umträger, den die evangelische Gesellschaft zu Paris nach dem Süden Frankreichs mit Bibeln sandte, war begierig, sich nach den Wirkungen umzusehen, welche seine reiche Aussaat in den beiden vorhergehenden Jahren dort getragen hatte, und er fand, daß in vielen Wohnungen das neue Testament sorgfältig erhalten und mit Segen von Vielen gelesen wurde, welche das, was ihnen gepredigt wurde, nach dem Inhalte dieses Buches zu prüfen pflegten, ob es mit demselben übereinstimme oder nicht. Derselbe erzählt, daß er bei einer

römisch-katholischen Frau in der Absicht eingesprochen habe, um ihr ein N. Test. zum Verkaufe anzubieten; daß diese aber mit diesem Buche in der Hand ihm entgegen gekommen sei, und bemerkt habe, wie hoch sie dasselbe schätze, und wie sie ohne alle menschliche Beihülfe aus demselben gelernt habe, daß Jesus Christus der Heiland aller Menschen sei, welche im Glauben zu ihm kommen.

Wenigstens **150** dieser achtungswerthen Bibelverbreiter haben im verflossenen Jahre viele Theile Frankreichs vom Norden nach Süden und vom Osten nach Westen durchwandert, und außer diesen haben noch manche andere christliche Freunde längere oder kürzere Zeit hindurch mit demselben heilsamen Werke sich beschäftigt. Einzelne derselben haben ihre arbeitslosen Tage und Stunden dazu benützt, um mit dem Worte Gottes in der Hand in der umliegenden Gegend umher zu wandern, und ihren Nachbarn das Wort des Lebens als die köstlichste Gabe Gottes anzubieten. Auf diese Weise hat die evangelische Gesellschaft zu Paris vermittelst ihrer Umträger **9054** Exemplare der heil. Schriften käuflich in Umlauf gesetzt.

Auch die evangelische Gesellschaft zu Genf hat im verflossenen Jahr zu dieser reichen Aussaat des Wortes Gottes kräftig mitgewirkt, und eine Anzahl von etwa **26** jungen Christen damit beschäftigt, in verschiedenen Gegenden Frankreichs die heil. Schriften den Einwohnern nahe zu bringen, und bei **6000** Exemplare derselben unter denselben auszubreiten; und auch die Colporteur-Gesellschaft zu Basel, so wie andere evangelische Gesellschaften der Schweiz haben an diesem Werke freudigen Antheil genommen. Es ist wahrhaft erstaunenswerth, die vielfachen kräftigen Versuche wahrzunehmen, welche auf verschiedenen Seiten in unsern Tagen gemacht werden, um das Reich Gottes in Frankreich zu fördern; und während die Jünger Christi die Rettung unsterblicher Seelen im nahen und fernen Auslande auf dem Herzen tragen, so läßt sich

zum Voraus erwarten, was auch die Erfahrung zeigt, daß sie nicht minder thätig sind, in ihrem eigenen Vaterlande der Förderung der Erkenntniß Christi die hülfreiche Hand darzubieten. Aus Allem, was ich Ihnen kurz dargelegt habe, so schließt der Bericht des Gesellschafts-Agenten zu Paris, geht deutlich hervor, daß in manchen Theilen Frankreichs ein Zustand des Aufwachens und des Kampfes begonnen hat, der, wie wir hoffen, mit der freudigen Anerkennung des Bibelbuches als der einzigen Erkenntnißquelle der göttlichen Wahrheit endigen wird. Damit will ich nun freilich nicht behaupten, daß alle Erwachende mit Hunger und Durst nach der Gerechtigkeit erfüllet sind, und daß wir weiter nichts zu thun haben, als den geistlichen Bedürfnissen freundlich zu begegnen, welche uns entgegen getragen werden. So weit sind wir leider! noch nicht gekommen, vielmehr liegen noch ungeheure Gefilde Frankreichs vor uns, auf denen der Boden noch gar nicht aufgegraben ist, und wo demnach auch der gute Saame noch nicht ausgestreut werden konnte. Es sind Tausende und Hunderttausende von Einwohnern, welche kaum erst von ferne her den Namen dieses göttlichen Buches nennen gehört haben. Somit hat die Stunde der Ruhe für die Knechte des Herrn in Frankreich noch keineswegs geschlagen, vielmehr fordert das Zeitbedürfniß eine Verdoppelung des Fleißes und der Beharrlichkeit. Seit dem 1 April 1835 hat Ihre (die brittische) Gesellschaft, so wie die beiden Bibelgesellschaften zu Paris mehr als 100,000 Exemplare der heil. Schriften in Frankreich ausgebreitet. Eine Aussaat des Wortes, welche in Vergleichung mit der frühern höchst erfreulich ist.

Die Einnahmen des verflossenen Jahres beliefen sich auf . . . . 140,205 Fr. de Fr.

Die Ausgaben auf . . . . 136,067 „ „ „

In der Summe der Einnahme ist der Betrag des Bibelverkaufes mit 53,046 Franken eingeschlossen.“

Die französische und ausländische Bibelgesellschaft, obgleich erst vor kurzer Zeit aufgerichtet, ist doch bereits kräftig in die Arbeit eingetreten. In diesem ihrem dritten Jahre sind von ihr **4093** Bibeln und **12,716** Testamente ausgegangen, und ihre Vorbereitungen für künftige Arbeiten werden mit solcher Thätigkeit betrieben, daß von ihr nicht blos für Frankreich, sondern für die Welt ein reicher Segen erwartet werden darf. „Obgleich unsere Blicke, so erklärt dieselbe in ihrem Berichte, hauptsächlich Frankreich zugewendet sind, so haben wir doch dabei die Bedürfnisse des Auslandes nicht aus dem Auge verloren. So hat unsere Hülfsgesellschaft zu Sauveterre ihre Aufmerksamkeit dem benachbarten Spanien zugewendet. An den Grenzen dieses Landes gelegen, hält sie es für eine von Gott ihr anvertraute Pflicht, der Ankunft des Tages sehnsuchtsvoll entgegen zu blicken, wo der Verbreitung des göttlichen Wortes das Pyrenäen-Gebirge nicht länger im Wege stehen wird. Auch nach Bucharest haben wir für die Absendung einer Anzahl heil. Schriften eine willkommene Gelegenheit gefunden. Missionarien sind nach Canada gezogen, wo die Nachkömmlinge früherer französischer Ansiedler noch unsere Sprache reden. Wir haben ihnen das Buch zugesendet, welches die Familienverwandtschaft aller Völker einigt, indem es erklärt, daß Gott von einem Blute alle Geschlechter der Menschen gemacht habe. Endlich haben wir eine Auflage des deutschen N. Testamentes veranstaltet, um deutsche Auswanderer, welche durch Frankreich nach Amerika ziehen, mit dem Worte Gottes auszustatten. Ist es nicht bemerkenswerth, so schließt der Bericht dieser Gesellschaft, daß an sich ziemlich ähnliche Umstände zwei Bibelübersetzungen, welche in unsern Tagen im protestantischen Deutschland und im katholischen Frankreich am weitesten verbreitet sind, den Ursprung gegeben haben. Auf der Bergfeste zu Wartburg machte der sel. Luther mit seiner

deutschen Bibelübersetzung den Anfang; und in einem dunkeln Kerker der Bastille zu Paris hat De Sacy die seinige begonnen. „Wie glücklich bin ich doch, hier zu seyn, rief der Letztere aus, Gott selbst hat mir ein Zeichen gegeben, daß dieß sein Wille ist!“ und wahrhaftig nun liegt es am Tage, was der Allmächtige durch die harte Gefangenschaft dieses edeln Knechtes Gottes bezwecken wollte. Gott hatte ihn, wie einst Luther'n auf der Wartburg, in der Bastille Frankreichs einsperren lassen, damit er das heil. Bibelbuch in die Sprache Frankreichs übersetze, und daß dieses heilige Buch von den engen Mauern seines Gefängnisses aus frei hinausziehen und der ganzen Welt die Freiheit der Kinder Gottes verkündigen solle.“

Im verflossenen Jahr wurden zu Paris 48,000 Exemplare des N. Testamentes nach der Auflage von De Sacy und 2000 Exemplare der ganzen heil. Schrift nach Martin's Uebersetzung gedruckt. Auch 3000 Exemplare des N. Testamentes von Osterwald's Uebersetzung angekauft. Im gegenwärtigen Jahre ist der Druck neuer Bibelauflagen begonnen worden, namentlich eine Auflage des N. Testamentes von 30,000 Exemplaren. Einigen christlichen Freunden zu Toulouse ist es gelungen, eine Anzahl N. Testamente in Spanien zu verbreiten; auch ist zu Perpignan ein Verkauf spanischer Bibeln eröffnet worden, und einige Colporteur's sind damit beschäftigt, dieselben in Umlauf zu setzen.

Herausgegeben von der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

Nro. II. Februar 1837.

Monatliche Auszüge

aus

dem Briefwechsel und den Berichten

der

brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

Aus dem zwei und dreißigsten Jahresbericht der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft vom Mai 1836.

Deutschland.

Folgender kurze Ueberblick beurkundet den Umfang und die Wichtigkeit der Arbeiten für die Verbreitung des Wortes Gottes, welche dem Agenten unserer Gesellschaft zu Frankfurt, Herrn Dr. Pinkerton, in die Hände gelegt sind.

„Im Laufe des verflossenen Jahres (1835), berichtet derselbe, sind von hier aus an die Correspondenten unserer Gesellschaft 50,926 Exemplare der heil. Schriften zur Verbreitung unter den deutschen Völkerstämmen überliefert worden. Unter diesen waren 33,389 zur Vertheilung unter Protestanten und 15,384 Exemplare für römische Katholiken bestimmt; in ersterer Summe befinden sich 2500 polnische Testamente, 500 wendische und 1000 litthauische Testamente mit den Psalmen nebst 1192 Testamenten in verschiedenen ausländischen Sprachen. Die Geldeinnahme für den Verkauf derselben belief sich nach Abzug sämmtlicher Versendungskosten auf 11,118 fl. 58 kr. Es freut mich, setzt derselbe hinzu, aus den Berichten unserer Correspondenten, so wie aus eigener Beobachtung bemerken zu dürfen, daß die heil. Schriften von dem Volke mit Dankgefühl gegen Gott und

gegen ihre brittischen Wohlthäter aufgenommen werden. Bei dem gegenwärtigen Zustande religiöser Bewegung in Deutschland, in welchem der Unglaube seine heuchlerische Maske frech abwirft, und mit dem Christenthum selbst in offenen Kampf tritt, kann die hohe Wichtigkeit der Arbeiten unserer Gesellschaft nicht in Zweifel gezogen werden. Statt mit diesen Lobrednern heidnischer Finsterniß in Streit uns einzulassen, treten wir ihren Scheingründen mit der Wahrheit Gottes, diesem Schwert des Geistes, entgegen, fest vertrauend auf die Kraft desselben, nach welcher es auch die widerspenstigen Herzen dem Gehorsam Christi unterthänig machen kann.

Folgende Auflagen der heil. Schriften sind im Jahr **1835** auf Kosten der brittischen Bibelgesellschaft unter Leitung des Herrn Dr. Pinkerton gedruckt worden, und zwar zu Frankfurt **5000** Exemplare der lutherischen Bibel und **15,000** Neue Testamente in verschiedenem Format; zu Tilsit **2000** litthauische Testamente mit den Psalmen, und zu Bautzen **3000** wendische Testamente.

Gegenwärtig befinden sich folgende Bibelauflagen unter der Presse, und zwar zu Frankfurt:

10000 deutsche lutherische Testamente 8°;
5000 lutherische Testamente mit den Psalmen 12°;
5000 Van Essische Testamente 8°, und
5000 ditto Testamente 12°, beide zu Sulzbach gedruckt;
5000 Goßnersche Testamente 8° zu München;
2000 Ungarische Bibeln 8° zu Saros Patok;
5000 Polnische Testamente für Katholiken 12°, zu Leipzig;
3000 Polnische Bibeln 8° mit gothischer Schrift für Protestanten, zu Posen; und
3000 Polnische Bibeln 8° mit lateinischer Schrift für Katholiken, zu Breslau.

43000 Exemplare heil. Schriften im Ganzen.

Im Laufe des verflossenen Jahres hat Dr. Pinkerton zwei wichtige Berufsreisen gemacht. Die erste, welche zehn Wochen dauerte, führte ihn einen Weg von mehr als 400 deutschen Meilen durch Sachsen, Schlesien, Preußisch-Polen, Litthauen, Pommern, Preußen und Hessen-Kassel. Seine zweite Reise gieng durch Nieder-Sachsen und Westphalen, und beschäftigte ihn gleichfalls für vier bis fünf Wochen.

Zu Leipzig wurden für den Druck einer neuen Auflage des polnischen Testamentes zu 5000 Exemplaren die nöthigen Vorbereitungen getroffen. In Dresden vernahm Dr. Pinkerton von den Geschäftsführern der dortigen Bibelgesellschaft, daß die Zahl der im verflossenen Jahr verbreiteten heil. Schriften auf 4720 Bibeln und 320 Testamente sich belief; auch drückte die dortige Committee demselben die Gefühle ihres Dankes aus für das neuerlich übersandte Geschenk von 4000 Exemplaren des Neuen Testamentes für das sächsische Heer, und erbat sich zu diesem Behufe noch weitere 3300 Exemplare, welche auch bewilligt wurden.

Zu Bautzen hatte Dr. Pinkerton die Freude, den Druck des wendischen Neuen Testamentes beinahe vollendet zu finden. Nach der erforderlichen Rücksprache für den Druck einer Auflage der polnischen Bibel, setzte derselbe seinen Weg nach Herrnhut fort. Von dort aus sind in den letzten Jahren über 60,000 Exemplare heil. Schriften in deutscher und böhmischer Sprache weit umher in jenen Gegenden verbreitet, und der dortige Vorrath an heil. Schriften mit weitern 95 Bibeln und 300 Testamenten vermehrt worden. Zu Görlitz vernahm derselbe, daß die dortige Gesellschaft bereits 2647 Exemplare unter den wendischen Einwohnern dieser Gegend in Umlauf gesetzt hatte; auch sah sie begierig 200 weitern Exemplaren des Neuen Testamentes entgegen, die sie für diesen Zweck erhalten sollte. Von Bunzlau aus sind von der

dortigen Gesellschaft **1507** Exemplare ausgebreitet worden, wodurch indeß noch lange nicht das Bedürfniß der Einwohner befriedigt ist, weßhalb ein weiteres Geschenk von **35** deutschen Bibeln und **350** Testamenten hinzugefügt wurde. Eben so ist es auch der Gesellschaft zu Liegnitz im verflossenen Jahre gelungen, **1039** Exemplare der heil. Schriften den Einwohnern der Umgegend in die Hände zu geben.

Von Brieg kehrte Dr. Pinkerton nach Breslau zurück, wo ein Vertrag für den Druck von **3000** polnischen Bibeln mit lateinischer Schrift abgeschlossen wurde. Ebenso wurde von demselben zu Posen der Druck von **3000** polnischen Bibeln mit gothischer Schrift angeordnet. „Auf diese Weise, bemerkt unser reisender Freund, ließ es mir Gott gelingen, den Druck zweier wichtigen Bibelauflagen zu bewerkstelligen, welche wir seit vielen Jahren vergeblich zu Warschau in Stand zu bringen versuchten.“ — Die Bibelgesellschaft zu Posen hat im verflossenen Jahre **6225** Bibelexemplare in Umlauf gesetzt. Von dort aus setzte derselbe seinen Weg über Thorn, Strasburg, Neidenburg nach Gumbinnen fort. Unterwegs hatte sich in einem Dorfe ein armes Weib, das den Zweck seiner Reise erfahren hatte, ihm in den Weg gestellt, und mit sichtbarer Angelegenheit ihn um die große Wohlthat einer polnischen Bibel angesprochen. Die Frau erhielt jetzt mit dem Ausdruck entzückter Freude das einzige Neue Testament, das er noch bei sich hatte, bei dessen Empfang sie unter einem Strom von Freudenthränen ihm Hand und Füße küßte, und das Buch an ihr Herz drückte. Nachher erfuhr er, sie sei eine arme fromme Wittwe, die mehrere Kinder habe, und gehöre zu einem kleinen frommen Vereine im Dorfe, welcher Erbauungsversammlungen zu halten pflege. Zu Gumbinnen wurden von ihm **600** polnische Testamente einem Freunde zur Verfügung gestellt. Nach der Versicherung desselben leben in der Pro-

vinz Gumbinnen über 100,000 masurisch-polnische Protestanten, welche nichts als Polnisch verstehen, und die heil. Schrift mit gothischen Buchstaben lesen. Auch in den Provinzen von Marienwerder und Königsberg sollen sie eben so zahlreich seyn, was demnach eine Bevölkerung von 300,000 Protestanten ausmacht, welche früher das Herzogthum Masovien bildeten. Unter diesen sind die 10,000 Exemplare der im Jahr 1810 zu Berlin gedruckten polnischen Bibel in Umlauf gesetzt worden, so wie einige Auflagen des Neuen Testamentes. Zu Gumbinnen wurden 400 polnische Testamente, 50 deutsche Bibeln und 100 Testamente der dortigen Gesellschaft zur Verfügung zurückgelassen.

Der Druck des litthauischen Testamentes und Psalmbuches ist zu Tilsit vollendet worden, und hier sowohl als zu Memel traf Dr. Pinkerton die erforderlichen Anstalten, um dasselbe unter dem Volke auszubreiten. Zu Königsberg, wo unser Reisender einen Besuch machte, hatte die dortige Gesellschaft im verflossenen Jahr 1576 Exemplare der heil. Schrift, und in den letzten neun Monaten 1073 Exemplare in Umlauf gesetzt. Von dem dortigen würdigen Prediger, Herrn Bergfeldt, vernahm er folgende ermunternde Geschichte: „Im Anfang dieses Jahres, erzählte derselbe, predigte ich in einer Kirche des benachbarten Sprengels über Psalm 119, 105. Es wurde in der Predigt bemerkt, was das Wort Gottes für uns sei, und welchen Gebrauch wir von demselben machen sollen, und hinzu gefügt, daß wir nunmehr in so glücklichen Zeiten leben, daß auch der Aermste zum Besitz des Wortes Gottes gelangen könne, und daher keine Entschuldigung habe, wenn er sein Leben ohne diesen köstlichen Schatz zubringe; und sollte er auch nicht im Stande seyn, etwas dafür bezahlen zu können, so werde es ihm umsonst gegeben, wenn er ein aufrichtiges Verlangen nach dem Worte Gottes habe. Dieß hatte

zur Folge, daß schon am nächsten Tage einige Leute aus der ärmsten Klasse um das Wort Gottes mich ersuchten, und ich war froh, ihnen dasselbe um herabgesetzte Preise, so wie den Aermsten umsonst mitzutheilen. Aber dieß war nun ein Feldzeichen für viele Andere. Da die Leute sahen, daß ich ihnen nicht leere Worte gepredigt hatte, so kamen sie in Schaaren herbei, um sich mit dem Worte Gottes zu versehen. Von diesem Pfarrsprengel verbreitete sich nun auch in die andern das Gerücht, daß die armen Leute Bibeln und Neue Testamente haben könnten, und so strömten sie von allen Seiten herbei, so daß ich in den letzten vierzehn Tagen mehr als tausend Leute in meiner Wohnung hatte; und ich bin es gewiß, daß, so lange das Haus steht, nicht halb so viele Thränen in demselben vergossen worden sind, als während dieser Zeit, und zwar nicht für Gold und Silber, sondern für das Wort des lebendigen Gottes, das fürwahr besser ist, denn Tausende von Gold- und Silberstücken. Viele mußte ich unbefriedigt hinwegschicken, weil mein Vorrath nicht zureichte. Ich danke Gott, daß er mich in Stand gesetzt hat, etwas zu thun. Möge er die Aussaat mit seinem reichen Segen krönen!" — Herrn Prediger Bergfeldt sind weitere **250** Bibeln und **1000** Testamente zugesendet worden.

Auf seinem Wege nach Danzig, kam Dr. Pinkerton durch mehrere Dörfer, welche von Menoniten bewohnt sind, von denen etwa **12,000** längs der Ufer des Weichselstromes wohnen, indeß eine gleiche Zahl derselben in der Nähe des Asow'schen Meeres sich befindet. Zwei eifrigen Christen ihrer Verbindung wurden nun **235** Bibeln und **900** Neue Testamente nebst **100** Psalmbüchern zur Vertheilung unter ihre Glaubensgenossen zugewiesen.

Der kurze Besuch unseres reisenden Freundes in Berlin war für ihn sehr ermunternd. Auch zu Potsdam, Matteburg, so wie zu Braunschweig, Göttingen und

Marburg wurde mehr oder minder eifrig das Wort Gottes im verflossenen Jahre verbreitet. Von seinem Aufenthalte in Berlin bemerkt Dr. Pinkerton Folgendes: „Vergleiche ich den religiösen Zustand dieser Hauptstadt, wie ich denselben bei der Gründung der preußischen Bibelgesellschaft im Jahr **1814** fand, mit der Gegenwart, welch ein auffallender Unterschied ist nicht in diesem Bilde wahrzunehmen! In jener Zeit waren es nur wenige treue Diener Christi, welche fortfuhren, die veraltert geglaubten Lehren des lebendigen Christenthums zu verkündigen. Die Kirchen standen gewöhnlich verlassen da, und Unglaube und Religionsgleichgültigkeit hatten ihren entsittlichenden Einfluß in beklagenswerthem Umfange über alle Stände ausgebreitet. Aber welch einen mächtigen Einfluß scheint nicht in unsern Tagen aufs Neue das Christenthum über den öffentlichen Geist ausgebreitet zu haben! wie Viele haben sich nicht der Macht der göttlichen Wahrheit bereitwillig hingegeben!“ So ist der große Endzweck, den wir ursprünglich im Auge hatten, allmählig in Erfüllung gegangen, und mit jedem Tage scheint das Wort Gottes ein größeres Uebergewicht über den Unglauben des Zeitalters zu gewinnen. Mit jedem Jahre wächst die Anzahl junger Verkündiger des Evangeliums, welche Jesum als den Sohn Gottes und den einzigen Heiland der Welt ehren und lieben; und der Sauerteig der göttlichen Wahrheit fängt an, sich immer weiter auszubreiten.“

Auf seiner zweiten Reise führte der Weg den Dr. Pinkerton durch Pyrmont nach H a n o v e r, wo er von mehrern Gliedern der dortigen Bibelgesellschaft zu vernehmen die Freude hatte, daß die Bibelsache im Fortschreiten begriffen ist, und daß im verflossenen Jahr die dortige Gesellschaft **2765** Bibeln ausgebreitet hat. Auch wurde von der Regierung derselben die Gestattung ertheilt, in den **700** protestantischen Kirchen des Landes

eine Collecte zur Förderung der Bibelsache veranstalten zu dürfen. Zu Hamburg wurden im verflossenen Jahre **2750** Bibeln, und zu Bremen in den letzten siebzehn Monaten **728** Bibeln in Umlauf gesetzt. Zum Besten der deutschen Auswanderer, von denen im verflossenen Jahr nicht weniger als **13,600** von Bremen aus nach Amerika gezogen sind, wurden **300** lutherische und **200** katholische Neue Testamente zu zweckmäßiger Vertheilung übergeben.

Zu Elberfeld hat die bergische Bibelgesellschaft ihre segensreiche Thätigkeit fortgesetzt, und auf beiden Seiten des Rheinstromes durch Bibelumträger das Wort des Lebens in vielen umliegenden Städten und Dörfern verbreitet. Die Gesammtzahl der von ihr im verflossenen Jahre abgesetzten heil. Schriften besteht in **5246** Exemplaren, unter denen sich über **4000** Bibeln befinden. Diese Gesellschaft, so schreibt Dr. Pinkerton, ist eine der thätigsten in Deutschland, und das Wupperthal mit seinen **60,000** Einwohnern ist durch vielfache Segnungen des Christenthums ausgezeichnet. Hier findet man einen weithin verbreiteten Sauerteig ächter Frömmigkeit, verbunden mit viel Gewerbfleiß und zeitlichem Wohlstand. Auch die Missionsgesellschaft in diesem Thale wird kräftig unterstützt und hatte im verflossenen Jahre eine Einnahme von etwa **24,000** Gulden.

Herausgegeben von der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

Nro. III. Merz 1837.

Monatliche Auszüge

aus

dem Briefwechsel und den Berichten

der

brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

Aus dem zwei und dreißigsten Berichte der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft vom Mai 1836.

Rußland.

Zu St. Petersburg sind von dem Herrn Prediger Brown und seinen Freunden im verflossenen Jahre 2783 Exemplare der heil. Schriften in Umlauf gesetzt worden; auch hat die Bibelgesellschaft zu Dorpat den Druck einer neuen Auflage des N. Testamentes und des Psalmbuches in esthnischer Mundart, die von etwa 100,000 Einwohnern jener Gegend gesprochen wird, unternommen.

Schweden.

Der fromme Eifer, womit von den Freunden zu Stockholm das Werk der Bibelverbreitung auch im verflossenen Jahre betrieben wurde, verdient den Dank der Gesellschaft, indem nicht nur die Anzahl verbreiteter heil. Schriften, sondern auch die Geldunterstützungen dieses Werkes in demselben beträchtlich zugenommen haben. Erstere beläuft sich auf 20,101 Exemplare der h. Schriften, nämlich 6,059 ganze Bibeln und 14,042 N. Testamente. Von diesen wurden etwa 1000 jungen Soldaten, einem jeglichen ein N. Testament bei seinem Eintritt in den Kriegsdienst zum Geschenk gemacht, in der Hoffnung,

unter der ganzen schwedischen Armee das Wort Gottes in Umlauf zu bringen. Am anziehendsten ist die Geschichte der Bibelverbreitung in der Diözese Skära, welche in der letzten Zeit durch die Cholera und die Viehseuche auf eine fürchterliche Weise heimgesucht wurde. Nach einer sorgfältigen Nachforschung zeigten sich in derselben nicht weniger als **12,295** Haushaltungen, denen das Wort Gottes ermangelte, und die ein Verlangen nach demselben zu Tage legten. Ein solches Bedürfniß konnte mit dem vorhandenen Bibelvorrathe nicht auf einmal gestillt werden, und es wurden unverweilt **2000** Bibeln und **3000** Testamente zu angemessener Vertheilung dorthin gesendet. „Allenthalben, so schreibt einer der thätigen Bibelverbreiter daselbst, wurde dieses heilige Buch mit der lebhaftesten Freude und Dankbarkeit aufgenommen, und viele dringende Wünsche nach demselben kamen dabei bei Andern zum Vorschein. Die Anzahl von Familien, welche das Wort Gottes entbehren und ernstlich nach demselben verlangen, ist wenigstens dreimal größer, als die Zahl der bis jetzt vertheilten Bibelschriften, und groß wäre die Betrübniß, wenn das Bedürfniß nicht durch weitere Sendungen gestillt würde."

Der Prediger W., welcher gleichfalls an der Vertheilung Theil nahm, schreibt hierüber: „Was das Verlangen unserer Leute nach der heil. Schrift betrifft, so brauche ich Ihnen nur die einzige Thatsache zu nennen, daß der ganze Vorrath von Bibeln und Testamenten, der mir zugesendet wurde, an einem einzigen Tage vergriffen worden ist. Viele entlehnten Geld zum Ankauf dieses Buches, um die willkommene Gelegenheit nicht unbenützt vorüber gehen zu lassen. Der schnelle Verkauf der übersendeten Schriften, die sichtbare Niedergeschlagenheit derer, welche dabei zu spät kamen, und die nicht minder laute Freude der andern, welche zum Besitz dieses köstlichen Schatzes gelangten, sind erfreuliche Zeugen da-

für, daß in diesem Kirchensprengel noch eine große Hochachtung für das Wort Gottes unter dem Volke sich findet; und mancher Lobgesang stieg zu dem Vater der Barmherzigkeit empor, daß Er es seinen Dienern ins Herz gab, das Licht seines Wortes selbst in die niedrigsten Hütten der Armen hineinzutragen. Noch sind in diesem Kirchsprengel **200** Familien übrig, welche die heiligen Schriften entbehren."

Pastor K. bemerkt: „Mit unverkennbarer Freude und aufrichtigem Dank haben die Bewohner meines Kirchsprengels die Bibeln und Testamente in Empfang genommen, welche die großmüthige brittische Bibelgesellschaft mir zugesendet hat. Möchte ich im Stande seyn, die Dankgefühle derselben Ihnen eben so lebhaft zu schildern, als der Ausdruck der Freude war, die sich bei Jedem zu Tage legte, der zum Besitz dieses heiligen Buches gelangte."

Auch von andern Seiten her lauten die Nachrichten nicht weniger erfreulich. Um nun dem großen Bedürfnisse nach dem Worte Gottes in der schwedischen Sprache zu begegnen, hat unsere Kommittee den Beschluß gefaßt, einen neuen Schriftguß zum Druck der heil. Schriften mit stehenden Buchstaben zu Stockholm anzuordnen, und mittlerweile zur Befriedigung des nächsten Bedürfnisses eine Auflage von **1000** ganzen Bibeln und **10,000** N. Testamenten drucken zu lassen.

Die Bibelgesellschaften zu Abo und Wasa in Finnland haben durch unsern Agenten zu Stockholm, und zwar erstere **550** schwedische N. Testamente zur Vertheilung in Empfang genommen. Aus ihrem neuesten Berichte geht hervor, daß diese Gesellschaften in den beiden Jahren **1832** und **1833** mehr als **600** Bibeln und **5000** Testamente im Lande ausgebreitet haben. Auch die schwedische Bibelgesellschaft blieb nicht unthätig, indem sie im Jahr **1835** eine Anzahl von **2500** Bibeln und **5000**

N. Testamenten drucken ließ, und in der gleichen Zeit **3,130** Bibeln und **15,357** Testamente, und demnach zusammen **18,487** Exemplare der heil. Schriften verbreitete, und also **5,784** Exemplare mehr, als im vorhergehenden Jahre. Aus den Berichten dieser Gesellschaft ergibt sich, daß dieselbe seit dem Anfang ihrer Thätigkeit nicht weniger als **119,052** Bibeln und **280,179** N. Testamente, zusammen **399,241** Exemplare der heil. Schriften in dem schwedischen Reiche in Umlauf gesetzt hat. Hierüber macht der Agent unserer Gesellschaft zu Stockholm noch weiter folgende Bemerkung: „Fügen wir zu dieser Summe noch die Zahl von Bibeln und N. Testamenten hinzu, welche durch die Beauftragten der brittischen Bibelgesellschaft im Lande verbreitet wurden, so beläuft sich die Gesammtsumme auf **458,189** Exemplare; und ziehen wir hievon **29,900** Exemplare ab, welche außerhalb des Landes von hier aus versendet wurden, so geht die Summe von **428,289** Bibelexemplarien hervor, welche in Schweden verbreitet wurden; **116,438** weniger, als die Gesammtzahl der Familien im Reiche ausmacht, und **54,000** weniger, als der Zuwachs der Bevölkerung seit **1815**, da dieses Werk begonnen hat."

Aus dem neuesten Bericht der gothenburger Bibelgesellschaft ergibt sich, daß dieselbe in den Jahren **1833** und **1834** die Summe von **1,223** Bibeln und **5,350** Testamenten, und seit Entstehung der Gesellschaft **67,817** Exemplare der h. Schriften in Umlauf gesetzt hat.

Norwegen.

Eine zweite Auflage von **5000** Bibeln ist auf Kosten der brittischen Gesellschaft zu Christiania im Druck vollendet worden, und eben so eine dritte Auflage von **5000** Testamenten. Im Laufe des verflossenen Jahres wurden zu Christiania **384** Bibeln und **833** Testamente ausgegeben.

Der Geschäftsführer der brittischen Gesellschaft zu Drontheim hat **400** Bibeln und **859** Testamente vertheilt, und die erfreulichsten Versicherungen empfangen, daß das Wort Gottes gelesen und hochgeschätzt wird, und bei vielen Lesern heilsame Früchte trägt.

Zu Christiansand haben die Freunde der Gesellschaft, laut ihres Berichtes, **204** Bibeln und **621** Testamente vertheilt; auch sind zu Bergen **1000** Exemplare der Bibel, welche die brittische Gesellschaft dorthin sandte, dankbar in Empfang genommen, und theilweise bereits verkauft worden. Zu Stavanger bestand die letztjährige Verbreitung in **573** Bibeln und **573** Testamenten.

Dänemark.

Herr Prediger Röntgen zu Christiansfeld, welchem **50** dänische Bibeln und **200** dänische Testamente zur Vertheilung zugesendet wurden, schreibt in seinem Briefe: „Empfangen Sie nochmals meinen wärmsten Dank für diese Gabe, die so begierig in Empfang genommen wurde. Ich besuchte auch die westlichen Küsten Dänemarks, um das Bibelbedürfniß der Einwohner kennen zu lernen, und habe Ursache, mich der heilsamen Wirkungen zu freuen, welche die frühere Aussaat der heil. Schriften in diesen Gegenden getragen hat. Das Verlangen nach dem Worte Gottes nimmt sichtbar unter den Einwohnern zu, und der HErr, der diesen Hunger entstehen ließ, wird ihn auch zu befriedigen wissen.“ — Es wurden Herrn Röntgen noch weitere **200** dänische und **200** deutsche Testamente zur Vertheilung zugesendet, nachdem derselbe im verflossenen Jahre **178** deutsche Bibeln, **256** deutsche Testamente, **32** dänische Bibeln und **200** dänische Testamente in Umlauf gesetzt hat.

Der neueste Bericht der schleswig-hollsteinischen Bibelgesellschaft weist eine Vertheilung von **5,894** Bibeln und Testamenten nach, welche mit den Verthei-

lungen der frühern Jahre die Gesammtsumme von **70,854** Exemplare der heil. Schriften darstellt, die in den verflossenen 18 Jahren ihrer eifrigen und beharrlichen Thätigkeit für das Wort des HErrn ausgestreuet wurden.

Von der dänischen Bibelgesellschaft sind, laut ihres letzten Berichtes, **424** Bibeln und **4,189** Testamente in Umlauf gesetzt werden.

Preußen.

Herr Elsner zu Berlin ist noch immer unermüdet geschäftig, die preußischen Heere mit heil. Schriften zu versehen. Es sind deßhalb im verflossenen Jahre zahlreiche Begehren an ihn gestellt worden, die er mit **11,420** Schriftexemplarien zu befriedigen suchte. Herr Dr. Paterson von Edinburg, der im verflossenen Jahre mehrere Monate zu Berlin zubrachte, gibt einen sehr ermunternden Bericht über den gegenwärtigen Zustand der preußischen Centralbibelgesellschaft mit ihren **56** Hülfsvereinen. Ihr würdiger Präsident, General-Lieutenant von Thile, wacht mit viel Angelegenheit über den Gang der Gesellschaft, und ist selbst eifrig bemüht, die Zwecke derselben zu befördern. Diese Gesellschaft hat im verflossenen Jahre **8,245** Bibeln und **375** Testamente, und seit ihrer Entstehung **160,909** Bibeln und **56,738** N. Testamente in Umlauf gesetzt, und die Summe heil. Schriften, welche ihre Hülfsvereine verbreiteten, beläuft sich nunmehr auf **275,972** Bibeln und **244,170** N. Testamente.

Auch die Bibelgesellschaft zu Liegnitz hat im verflossenen Jahre **1,040** Bibelexemplare, und seit ihrer Entstehung **17,604** Exemplare derselben in Umlauf gesetzt.

Westafrika.

Aus einem Schreiben des Missionars Macbraid auf der Macarthy-Insel im Gambiastrome, vom 1 December 1836.

Ohne Zweifel wird es Ihnen willkommen seyn, über die Verbreitung arabischer Bibelschriften im westlichen

Afrika eine Nachricht zu vernehmen. Obgleich ich in meinem frühern Schreiben, das meine Uebersetzung der Mandingo-Evangelien betrifft, schon einige Meldung hievon gethan habe, so werden Sie doch gerne noch Weiteres hierüber vernehmen. Ich glaube mit Zuversicht, daß eine verständige Verbreitung unserer heil. Schriften unter den Muhamedanern wesentlich dazu beiträgt, ihre Gemüther für die Aufnahme der Wahrheit, die in Christo ist, vorzubereiten. Mein eigentliches Berufsgeschäft hinderte mich, den Muhamedanern des westlichen Afrika's so viel Aufmerksamkeit zu widmen, als ich gewünscht hätte; dennoch bemerkte ich immer viel Begierde unter ihnen, mit welcher sie jeden Theil der arabischen Bibel aufnehmen. Dieß ist um so bemerklicher, da ich von keinem unter ihnen je das im Orient unter den Muhamedanern allgemein gangbare Vorurtheil, als ob unsere heil. Schriften verfälscht worden seien, nennen hörte. So oft ich eine Stelle aus der Bibel anführte, so wurde sie von ihnen als ein Zeugniß Gottes anerkannt. Immer prüfte ich den Empfänger zuerst, ob er lesen könne, ehe ich ihm einen Theil der Schrift in die Hände gab. Dieß war allein bei dem Könige von Cantabar nicht der Fall. Dieser ließ, als ich ihm eine arabische Bibel verehrte, einen Priester herbeirufen, um ihm aus derselben vorzulesen. Auch eingebornen Kaufleuten, welche aus dem Innern nach dem Gambiaflusse kamen, machte ich mit Bibeln ein Geschenk, das sie sehr dankbar annahmen. Ein gelehrter Priester äußerte sich beim Empfang derselben, daß ich durch dieses gute Werk den Himmel verdiene. Ich antwortete ihm: ich sey ein strafwürdiger Sünder, welcher nur durch die Versöhnung des Erlösers selig zu werden hoffe; eine Aeußerung, welche zuerst Verwunderung, und sodann eine erörternde Unterhaltung zur Folge hatte. Von einem der jüngern Priester, dem ich eine arabische Bibel gab, darf ich hoffen, daß er nicht ferne

ist vom Reiche Gottes. Er sucht Ruhe, und findet sie nicht mehr in seinem Koran. Oft sah ich Thränen aus seinen Augen fließen, wenn ich von Jesu zu ihm sprach. Einmal kam er, und fragte: Sagt mir doch, ist der Glaube an Muhamed falsch? Mein Herz muß Ruhe haben. Bei einer andern Gelegenheit kam er mit der Frage: Was muß ich thun, daß ich selig werde? Wie kann ich Gott lieben? Wie kann ich Vergebung meiner Sünden erhalten? Er gestand ein, daß der muhamedanische Glaube nicht zureiche, um die Seele von der Sünde zu erlösen, aber es kostet ihn großen Kampf, das Vertrauen auf seine guten Werke fahren zu lassen, und als ein Kind Gnade bei Christo zu suchen.

Ein anderer gelehrter und verständiger Priester hat einige Kapitel des Matthäus auswendig gelernt, aber sein Grundsatz, daß alle Religionen von Gott kommen, steht ihm im Wege. Er erkennt Jesum als den Messias, aber nicht als den Sohn Gottes, und beruft sich dabei auf Stellen des Koran. Jedoch fängt er an, die göttliche Sohneswürde Christi anzuerkennen, seitdem ich die Bergpredigt und das dritte Kapitel des Evangeliums Johannis mit ihm gelesen habe.

Ich muß bemerken, daß nicht ein Blatt einer heil. Schrift, besonders wenn es den Namen Gottes enthält, je Gefahr läuft, von einem Muhamedaner zerrissen zu werden; indem sie vor solchem Verbrechen, eben so wie vor einem Mord zurückschaudern.

Herausgegeben von der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

Nro. IV. April 1837.

Monatliche Auszüge

aus

dem Briefwechsel und den Berichten

der

brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

Aus dem zwei und dreißigsten Jahresbericht der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft vom Mai 1836.

Belgien.

Die voriges Jahr zu Brüssel, Antwerpen und Gent errichteten Bibelvereine haben von Zeit zu Zeit kleine Vorräthe an heil. Schriften erhalten. Am thätigsten aber für die Bibelverbreitung in Belgien arbeitete ein christlicher Freund, welcher zu diesem Zwecke dorthin gesendet wurde. Es gelang ihm, um gemäßigte Preise bei 3000 Exemplare, hauptsächlich N. Testamente, zu verkaufen, und wohl hätte er noch mehr absetzen können, wäre die Kommittee auf ein so unerwartetes Begehren vorbereitet gewesen. Eine Auflage des flämmischen N. Testamentes befindet sich unter der Presse und sobald sie fertig ist, wird die Schrift ihren Weg in die Hände eines Volkes finden, das derselben sehr bedarf, und bereits in manchen Fällen viel Verlangen nach ihr zu Tage gelegt hat.

Spanien.

Dieses Land hat im verflossenen Jahre die Aufmerksamkeit unserer Kommittee auf vielfache Weise beschäftigt. Wir haben zwei treffliche Freunde gefunden, welche

sich um die Zwecke unserer Gesellschaft in Spanien aufs eifrigste bemüht haben. Sie besuchten die Hauptstadt dieses Reiches; machten sich mit mehreren einflußreichen Männern daselbst bekannt, und setzten, im Kampfe mit zahllosen Hindernissen, ihre Bemühungen fort, für die Verbreitung der heil. Schriften unter diesem Volke die Aufmerksamkeit desselben zu gewinnen. Obgleich bei dem gegenwärtigen beklagenswerthen Zustande dieses Landes ihr Eifer bis jetzt nur niederschlagenden Erfahrungen begegnete, so kann doch unsere Kommittee die Hoffnung nicht aufgeben, daß ihre verläugnungsvolle Arbeit am Ende nicht fruchtlos seyn wird. Den Truppen, welche aus England nach Spanien überschifft wurden, sind, so weit sich hiezu Gelegenheit darbot, Exemplare der heil. Schrift in englischer, spanischer, holländischer, deutscher und katalonischer Sprache gegeben worden.

Portugal.

Der Verbreitung der heil. Schriften in Portugal steht nunmehr kein gesetzliches Hinderniß im Wege, und die Schwierigkeiten, denen sie daselbst begegnet, entspringen meist aus andern Quellen. Es sind **652** Bibeln und **460** Testamente nach Oporto und Lissabon übergesendet, und an jeder dieser Stelle mit Freunden, welche das Wohl der Bibelgesellschaft auf dem Herzen tragen, ein Briefwechsel eröffnet worden. Auch einige Buchhändler haben sich geneigt gefunden, Bibeln und N. Testamente zum Verkauf zu übernehmen. Einer der obengenannten reisenden Freunde hatte den Auftrag, zuerst Portugal zu besuchen, um die Bedürfnisse der dortigen Einwohner in Hinsicht auf die heil. Schriften genauer kennen zu lernen, so wie die zweckmäßigsten Wege, diesem Bedürfnisse zu begegnen. Er brachte einige Zeit damit zu, weniger besuchte Theile dieses Königreiches in

dieser Absicht zu bereisen. Es läßt sich hoffen, daß bei seiner Rückkehr nach Lissabon die Mittel und Wege, dem Worte Gottes, besonders vermittelst der Schulen, eine allgemeinere Verbreitung zu verschaffen, werden aufgefunden werden.

Mit Vergnügen hat unsere Kommittee wahrgenommen, daß im Laufe des verflossenen Jahres wiederholte Begehren um heil. Schriften für die Bewohner Italiens an sie gelangten. Ermuntert durch diesen Schimmer von Hoffnung hat sie dafür gesorgt, einen weitern Vorrath von Bibeln und Testamenten in italienischer Sprache dorthin zu bringen.

Nach der Insel Malta sind im verflossenen Jahre 8692 Exemplare heil. Schriften in englischer, hebräischer, arabischer, persischer, amharischer, italienischer, neugriechischer und deutscher Sprache versendet, und von dort aus 4819 Exemplare verbreitet worden. Missionar Schlienz auf Malta schreibt nach seiner Rückkehr von einer Reise nach der Levante, Kleinasien, Konstantinopel und Griechenland folgendes: „Ein anziehenderer Anblick läßt sich kaum denken, als welcher mir zu Theil wurde, wenn ich auf dieser Reise in der Türkei und Griechenland mehrere Tausend griechische Kinder erblickte, welche das Wort Gottes als Grundlage ihres Unterrichtes lesen, und nichts konnte mir mehr Vergnügen geben, als die Wahrnehmung des Verlangens, das sich da und dort unter den Bewohnern von Anatolien zeigt, die heil. Schrift in einer ihnen verständlichen Sprache in Empfang zu nehmen. Welch ein herrlicher Anblick wird es seyn, wenn einmal die Kraft des Wortes Gottes in ihnen und durch sie vollendet haben wird, wozu es gesendet ist! Darum soll es unser Losungswort bleiben: „Laßt uns im Wohlthun nicht ermüden, denn zu seiner Zeit werden wir ernten ohne Aufhören.“

Griechenland.

Die Kommittee hat mit viel Vergnügen im Laufe des verflossenen Jahres die Arbeiten ihres werthgeschätzten Geschäftsführers, des Herrn Predigers Leeves, auf der Insel Syra wahrgenommen. Diese Arbeiten gelten vorzugsweise der Uebersetzung und Verbreitung heil. Schriften in neugriechischer Sprache. Auch dem Druck des A. Testamentes in türkischer Sprache mit griechischer Schrift hat derselbe seine Aufmerksamkeit zugewendet; und dieses Werk befindet sich nunmehr unter der Presse. Mit Vergnügen berichtet unsere Kommittee, daß das von Professor Bambas und Andern ins Neugriechische übersetzte A. Testament in der Uebersetzung vollendet ist, und für den Druck vorbereitet. Einzelne Theile desselben sind schon früher gedruckt und weit umher verbreitet worden. Wie zweckmäßig diese Art von Vertheilung in Griechenland sey, dafür sprechen manche Zeugnisse. Herr Leeves schreibt hierüber unter Anderm: „Ich bin überzeugt, daß die Verbreitung der alttestamentlichen Schriften in einzelnen Theilen unter den gegenwärtigen Umständen, so lange wir den Griechen noch nicht die ganze Bibel geben können, ungemein zweckmäßig ist. Die Weissagungen des Jesajas erregen viel Aufmerksamkeit, vielleicht auch darum, weil sie allein weggegeben werden. In vielen Theilen Griechenlands legt sich in Hinsicht auf Religion eine heilsame Gährung zu Tage. Mitten unter Widerstand und Verläumdung wird unsere Uebersetzung immer bekannter, und unter Gottes Segen das Mittel werden, viel Gutes in diesem Lande auszurichten.“ In einem andern Briefe bemerkt derselbe: „Aus verschiedenen Theilen Griechenlands gelangen zahlreiche Begehren nach Bibeln an uns. Wir haben eine Anzahl derselben gestern nach Macedonien gesendet, und heute wandert ein anderer Vorrath nach Paros. Ich wünschte, die ganze Bibel wäre einmal fertig, um sie nach allen

Richtungen hin auszustreuen. Aber so lange dieß nicht der Fall ist, so bitte ich Sie dringend, uns zu gestatten, die einzelnen Theile derselben, welche im Drucke fertig sind, reichlich verbreiten zu dürfen."

Um diesem Begehren zu entsprechen, sind im verflossenen Jahre von den Büchern Mosis und dem Buche Josua (2te Aufl.) 5000 Exemplare, vom Psalmbuche (3te Aufl.) 5000 Exemplare, vom Propheten Jesajas (Taschenformat 2te Aufl.) 3000 Exemplare nebst einer dritten Auflage von 5000 Exemplaren, von den vier großen Propheten 5000 Exemplare, und dem N. Testamente 10,000 Exemplare im Druck vollendet worden. Die Summe verbreiteter Schriften, hauptsächlich in neugriechischer Sprache, belief sich auf 8,735 Exemplare, 5,665 Exemplare mehr, als im vorhergehenden Jahre. Dieß ist um so erfreulicher, da von verschiedenen Seiten her dem Werke viel Widerstand entgegen gesetzt wird. Die Regierung ist indeß demselben nicht ungünstig, und der junge König Griechenlands hat sich freundlich für die Verbreitung der heil. Schriften, und besonders für eine religiöse Erziehung, ausgesprochen. Die vermehrte Verbreitung heil. Schriften in Griechenland ist theilweise zwei jungen Männern zu verdanken, welche unter der Leitung des Herrn Leeves als Bibelumträger einen großen Theil des Landes, so wie mehrere Inseln, besucht, und theils käuflich, theils umsonst, über 1,200 Exemplare heil. Schriften in Umlauf gesetzt haben.

Es ist billig, zu bemerken, daß Herr Leeves in seinem Geschäfte in den amerikanischen Missionarien zu Athen sehr schätzbare Mitgehülfen gefunden hat, in deren wohleingerichteten Schulen, so wie in die Schulen anderer Gesellschaften die heil. Schrift als Lesebuch eingeführt wurde. Von einer dieser Schulen schreibt Herr Leeves: „Es macht dem Herzen wahre Freude, zu sehen, wie die Schulen des Herrn Hill und seiner Gattin zu

Athen so lieblich blüht, und unter allen Volksklassen der Hauptstadt Beifall findet. Sie wurde vor einiger Zeit von dem jungen Könige besucht, welcher nachher der Frau Hill in einem Schreiben sein volles Wohlgefallen über dieselbe ausdrückt. Auch sollen zwölf Mädchen aus verschiedenen Provinzen Griechenlands auf Kosten der Regierung hieher gesendet werden, um als Lehrerinnen erzogen zu werden. Die heil. Schrift macht die Grundlage des Unterrichtes in diesen Schulen aus, und es lassen sich manche liebliche Früchte von dieser Erziehung im Worte Gottes erwarten."

Nach Syra sind im verflossenen Jahre zu weiterer Verbreitung gesendet worden: 1,250 Exemplare des Jesajas, 1,500 Exemplare der Psalmen, 1,420 Exemplare der Bücher Mosis und 930 Exemplare des N. Testamentes, sämmtlich in neugriechischer Sprache.

Sandwichsinseln.

Aus einem Schreiben des Missionar Bingham zu Honolulu, vom 13 Mai 1836.

„Gott hat unsere bisherigen Bemühungen, in diesem finstern Winkel der Erde sein Licht zu verbreiten, reichlich gesegnet; und die heil. Schriften finden auf den Sandwichsinseln viele offene Herzen, die sich ihres Lichtes freuen. Wir haben kürzlich den Druck einer Auflage von 10,000 Exemplaren unserer verbesserten Uebersetzung des N. Testamentes in die Sprache dieser Insulaner vollendet. Diese Exemplare werden nunmehr eingebunden und vertheilt, und so schnell von dem Volke gesucht, als nur immer 12 Eingeborne den Einband derselben fertig zu machen vermögen. Wir fahren in der Uebersetzung der alttestamentlichen Schriften fort, welche in einzelnen Büchern in kleinen Auflagen alsobald gedruckt werden, so wie ihre Uebersetzung fertig geworden ist. Das ganze A. Testament mag vielleicht in einem Jahr oder in 18

Monaten in der Uebersetzung vollendet seyn. Der HErr eilt mit seinem Werke, wie schwach auch die Werkzeuge seyn mögen, die er sich hiezu erwählet hat.

Abyssinien.

Aus einem Schreiben des Missionars Isenberg zu Adowa.

Mein theurer Mitarbeiter, Herr Gobat, stimmt mit mir vollkommen in dem Wunsche überein, die verehrte Bibelgesellschaft zu London ernstlich zu ersuchen, uns so schnell wie möglich die einzelnen Theile alttestamentlicher Schriften in amharischer Sprache, so wie sie zu London von der Presse kommen, zuzusenden. Sie sind uns für die Predigt des Evangeliums in diesem Lande unentbehrlich, und ihr Mangel verwickelt uns auf jedem Schritte im Verkehr mit denen, welche uns hören, in vielfache Verlegenheit. Wir haben aus dem Missionsregister ersehen, daß die historischen Bücher des A. Testamentes dort bis zum Büchlein Ruth im Drucke fertig geworden sind. Indeß wir uns der Hoffnung erfreuen, die heil. Schriften in amharischer Sprache bald ganz vollendet zu sehen, ersuchen wir Sie den Wünschen des Volkes, wenigstens einzelne Theile derselben zu erhalten, möglichst zu entsprechen. An der Beschaffenheit des Drucks und des Formats ist indeß weniger gelegen, wenn wir nur die Bibel haben. Ist ein wahres Verlangen nach dem Worte Gottes vorhanden, so werden die Einwohner Abyssiniens dasselbe in jeder Gestalt gerne annehmen, in welcher sie es erhalten können. Dieses Verlangen muß durch die Predigt und durch den Unterricht geweckt werden; können wir aber dasselbe auf irgend einem Wege unterstützen, so ist es unsere Pflicht, dieß zu thun."

Um diesem Wunsche zu genügen, hat die Bibelgesellschaft beschlossen, die Bücher Mosis in amharischer Sprache besonders abdrucken zu lassen, und **1000** Exemplare derselben zur Verfügung der Missionarien in Abyssinien zu stellen.

Südafrika.

Aus einem Briefe des Missionars Archbell zu Plaatberg, vom 20 April 1836.

„Unsere armen Hottentotten thaten was sie konnten, um wenigstens etwas an den Preis des Bibelbuchs zu geben. Als sie vernahmen, daß ich erwarte, daß Jedes nach Umständen etwas zum Ankauf derselben vergüte, so strengte ein Jeder alle seine Kräfte an, um eine Bibel zu kaufen. Ein armer Hottentotte brachte seine einzige Kuh herbei, und erklärte: er müsse in jedem Fall eine Bibel haben, wenn sie ihn auch die ganze Kuh kosten sollte. Ein Anderer brachte seine Ziege als Kaufpreis, welche in diesem Lande drei Schillinge (27 Batzen) werth war. Auf die Bemerkung, daß der Werth derselben nicht zureiche, trug er 2 Maß Korn herbei, um das Uebrige zu decken. Er erhielt eine Bibel, und das Korn ward ihm zurückgegeben, weil es der letzte Vorrath war, den seine Frau im Hause hatte. Manche Fälle dieser Art kamen vor, aber einer, der sich mit einem armen Schulmädchen zutrug, war besonders rührend. Dieses Mädchen wünschte um jeden Preis ein N. Testament zu besitzen, und kam in großer Aufregung des Gemüths zu uns, ohne daß sie ein Wort herauszubringen vermochte. Ich fragte sie nun nach der Ursache ihrer Noth, und indem sie die Augen trocknete, die vom Weinen bereits aufgeschwollen waren, sagte sie, sie habe kein Testament empfangen. Ich bemerkte ihr nun, daß ein Jeder, der etwas dafür geben könne, dieß zu thun gehalten sey. Sie habe nichts, versetzte sie, und da ihre Mutter so gar arm sey, so habe sie von derselben nur ein paar Groschen erhalten können, die sie mir einhändigte. Ich bezeugte ihr mein Bedauren darüber, bemerkte ihr aber, daß sie noch etwas weiteres bringen müsse. Sie erklärte jetzt ihre Bereitwilligkeit, jedes Geschäft zu übernehmen, das ich ihr in die Hände geben würde, wenn dasselbe auch ein ganzes Jahr dauern sollte. Aber Sie lassen mich doch ein N. Testament haben? fügte sie bittend hinzu; und ich machte ihr nun ein solches zum Geschenk.

Herausgegeben von der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

Nro. V. Mai 1837.

Monatliche Auszüge

aus

dem Briefwechsel und den Berichten

der

brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

Aus dem zwei und dreißigsten Jahresberichte der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft vom Mai 1836.

Türkische Staaten.

Smyrna. Herr Barker, der Agent der Gesellschaft, welcher hier wohnt, hat eine zweite Reise nach Bucharest gemacht, um die Maßregeln zu fördern, welche dort zum Drucke der heil. Schriften in der wallachischen und bulgarischen Sprache eingeleitet worden sind. Es ist ihm unter Gottes Beistand gelungen, die Genehmigung der Regierung für den Druck einer wallachischen Uebersetzung des N. Testamentes zu erhalten, von welchem eine Auflage von 5000 Exemplaren ehestens die Presse verlassen wird. Ebenso hat Herr Barker die erforderlichen Anstalten getroffen, um eine gute Uebersetzung der heil. Schriften in die Bulgarensprache zu erhalten, und wir dürfen hoffen, daß dieselbe im Laufe dieses Sommers (1836) so weit gefördert sein wird, um in einer Auflage von 5000 Exemplaren zum Drucke zu gelangen.

Die Gesammtsumme von Schriftexemplarien, welche von Smyrna aus im Jahr 1835 in Umlauf gesetzt worden sind, beläuft sich auf 5574 Exemplare, 998

mehr, als im vorhergehenden Jahre. „Obige Anzahl, schreibt Herr Barker, besteht nur aus solchen Schriften, welche durch mich der Gesellschaft verrechnet wurden, indem eine ungleich größere Anzahl heil. Schriften durch die Missionarien verbreitet worden sein müssen, welche in Persien, Georgien, Armenien, Syrien 2c. arbeiten. Diese Schriften haben im weitesten Umfange in den türkischen Staaten umher ihre Leser gefunden. So wie sich in Persien und der Türkei die Anzahl amerikanischer Missionarien mehrt, so wird auch ein vermehrtes Verlangen nach dem Worte Gottes erwartet werden dürfen. Erst vor wenigen Tagen sind vier neue amerikanische Missionarien zu Smyrna angekommen, um in Syrien und zu Trebisund sich niederzulassen. Auch gedenkt die amerikanische Missionsgesellschaft eine noch größere Zahl von Arbeitern diesen Ländern zuzusenden. Der HErr gebe es, daß wir bald Tausende seiner frommen Knechte unter das Panier des Gekreuzigten treten sehen mögen, um unter diesen verfinsterten Völkern den Kampf des Glaubens zu beginnen.“

Herr Schneider, ein amerikanischer Missionar zu Brusa, unweit Constantinopel schreibt: „Wir sind noch nicht ein volles Jahr hier, und haben während dieser Zeit 7—800 Exemplare des N. Testamentes unter das Volk vertheilt. Einige derselben sind in das Innere des Landes bis nach Kutajah gekommen; auch waren wir öfters Zeugen davon, wie das Wort Gottes mit viel Dankgefühl von den Christen des Orientes aufgenommen wurde. So oft ich ein Exemplar der Schrift gebe, bin ich gewohnt, über den hohen Werth derselben und die Wichtigkeit, dieselbe zu lesen und verstehen zu lernen, ein paar Bemerkungen an den Empfänger zu richten. Es ist unglaublich, wie unbekannt diese Leute noch mit dem Inhalt des Wortes Gottes sind, obgleich die meisten derselben den Christennamen tragen. Einige von ihnen

scheinen wirklich den kläglichen Zustand ihrer Unwissenheit tief zu empfinden. Möge die Zeit bald kommen, wo auch in diesen Ländern die Bibel in jedem Hause sich findet, und von jedem Einzelnen gelesen wird, und der rettende und heiligende Einfluß des Wortes Gottes an jedem Herzen sich offenbart. Selig sind die Augen, welche solches sehen, und die Herzen, welche solches vernehmen dürfen! Wir haben bereits Anstalten gemacht, um den Einwohnern der Dörfer in der ganzen Umgegend das Wort des Lebens zuzusenden. Brusa bildet einen Mittelpunkt für einen bedeutenden Theil des türkischen Gebiets, und so wie unsere Bekanntschaft unter den Einwohnern des Landes zunimmt, hoffen wir im Stande zu sein, die heil. Schriften bis in das Innere desselben zu bringen. Oft werden wir um die Schriften des alten Bundes in der neugriechischen Sprache angegangen. Die Exemplare des ersten Buch Mosis, welche uns in türkischer Sprache mit griechischer Buchstabenschrift zugekommen sind, wurden begierig aufgesucht. Solchen Griechen, welche nur das Türkische reden, sind sie willkommen, und Viele derselben wünschen sehr, das ganze Bibelbuch auf diese Weise zu erhalten."

Herr Barker hat folgende heil. Schriften zur Vertheilung in Empfang genommen: 260 Exemplare des Jesaias in persischer Sprache, 280 Exemplare der Psalmen in persischer Sprache, 755 Exemplare persische N. Testamente, 500 Exemplare der Bücher Mosis im Neugriechischen, 200 Exemplare der italienischen und 42 Exemplare der englischen Bibel. Um die vorhandenen Nachfragen nach dem Worte Gottes zu befriedigen, sind ferner folgende Auflagen heil. Schriften zum Druck angeordnet worden: 5000 neuarmenische Testamente, 5000 persische Testamente, 5000 persische Psalmbücher, und 5000 Exemplare der Sprüchwörter in derselben Sprache.

Die deutschen Missionarien zu Schuscha, welche im Dienst der evangelischen Missionsgesellschaft zu Basel stehen, sind durch einen russisch-kaiserlichen Ukas, der alle ihre Missionsarbeiten niederschlägt, in große Verlegenheit versetzt worden. Dieses Verbot gilt allen protestantischen Missionen im südlichen Rußland, und die Missionarien machen Anstalten, das Land zu verlassen. Eine von dem dortigen Missionar, Herrn Pfander, sorgfältig ausgefertigte Uebersetzung des Evangeliums Matthäi in türkisch-tartarischer Sprache ist unserer Gesellschaft zugesendet worden, und ein Abdruck derselben zu **1000** Exemplaren ist im Werke. Auch die übrigen neutestamentlichen Schriften in dieser Sprache reifen allmählig in der Uebersetzung ihrer Vollendung entgegen. Missionar Hörnle zu Tebris hat sehr mühevolle Untersuchungen über die Brauchbarkeit einer kurdischen Uebersetzung der Evangelien angestellt, welche vor mehreren Jahren auf Kosten unserer Gesellschaft ausgefertigt wurde, und zu diesem Ende mit Missionar Schneider daselbst eine Reise nach Kurdistan gemacht. Das Ergebniß dieser Untersuchung zeigt klar, daß diese Arbeit für die Kurden unbrauchbar ist, und daß die Sprache derselben in so viele abweichende Mundarten sich verläuft, daß es schwer ist, zu entscheiden, welche derselben für eine Bibelübersetzung die tauglichste sein dürfte.

Einer der schottischen Missionarien zu Karaß, Herr Galloway, hat im Auftrage unserer Gesellschaft für den Zweck der Bibelverbreitung eine Reise in die kaukasischen Länder gemacht, und im Laufe des verflossenen Jahres mehrere Kirgisenstämme auf den weiten Steppen, zwischen dem Uralgebirge und der Wolga, besucht. Der Kirgisenfürst, dem er ein Exemplar der türkischen Bibel überreichte, nahm ihn freundlich auf, und Herr Galloway fand Gelegenheit, eine bedeutende

Anzahl türkischer und türkisch-tartarischer Schriften in den Kirgisendörfern, die er durchzog, auszubreiten. „An einer Stelle, schreibt derselbe, die ein Marktplatz ist, und von den Kirgisen häufig besucht wird, schlug ich für einen ganzen Monat mein Gezelt auf. Ein Hagi (Volksheiliger), der schon auf dem Wege meine Arbeit oft belästigt hatte, ließ sich auch hier erblicken, und er warnte das Volk, meine Bücher anzunehmen. Aber der Umstand, daß der Fürst selbst ein Exemplar derselben empfangen und mich freundlich behandelt hatte, wurde bald allgemein bekannt, und nun kamen viele Einzelne zu meinem Zelte, um Bücher in Empfang zu nehmen, und innerhalb weniger Tage hatten die angesehensten Männer des Stammes heil. Schriften in Empfang genommen. Jetzt kamen auch die gemeinen Kirgisen, welche sehr schüchtern und in Sachen der Religion eifersüchtig sind, herbei, um unsere heil. Schriften zu erhalten, wobei sie sich immer aufs sorgfältigste erkundigten, ob es auch wirklich das neue Testament, oder ein anderes Buch sei.“

Von seinem Aufenthalte in der Stadt Kassem schreibt derselbe: „Als ich hieher kam, empfing ich eine Bücherkiste, welche 182 Exemplare heil. Schriften in sich faßte. Die Tartaren dieser Stadt nehmen sie mit großer Begierde auf, und viele drückten ihre Dankbarkeit dafür aus. Innerhalb weniger Tage war der ganze Vorrath vergriffen, und selbst viele Tartarenweiber in der Stadt, die lesen können, kamen herbei, um mich angelegentlich um die Gabe des Wortes Gottes zu bitten.“

China.

Die brittische und ausländische Bibelgesellschaft zu London hat nunmehr einen eigenen Agenten zur Verbreitung der heil. Schriften in China, den Herrn G. Lay, bestellt, und derselbe ist im verflossenen Sommer

auf dem Schiffe Alexander nach dem Lande seiner Berufung abgereist. Mehrere seiner Briefe, welche er auf seiner Reise, und nach seiner Ankunft im Oktober 1836 schrieb, fügen wir hier in einem Auszuge bei.

Auf der See vom 15 Juni 1836.

„Auf meiner Reise nach China habe ich nur wenig Gelegenheit, etwas für den großen Gegenstand zu thun, für welchen ich von Ihrer Gesellschaft gesendet bin; indessen werden Sie doch gerne vernehmen, daß es mir auf meiner langen Seefahrt glücklich geht, und daß mein Herz den Namen unsers Gottes dafür preist, daß mir gestattet ist, für ein so großes und so gutes Werk meine Lebenstage hinzugeben, obgleich diese Aufgabe mit manchem schweren Seufzer für meine theure Gattin und meine lieben Kinder erkauft werden muß, welche ich in der Heimath zurückgelassen habe. Ich habe mich mit dem Erlernen der Sprachen, in denen ich mein Werk treiben soll, in der letzten Zeit so abgemattet, daß mir jetzt eine Zeit der Ruhe Noth thut.“

Von eben demselben.

Auf dem Meere den 18 August 1836.

„Wir leben in Zeiten, in welchen große Dinge sich vorbereiten; und ich schätze mich glücklich, meinen eigenen Antheil an dieser Wiedergeburtsgeschichte der Welt zu haben. Oft ist mein Herz voll Hoffnung, daß der HErr der Gesellschaft und mir bei diesem Unternehmen gnädig seyn, und uns eine weite Arbeitspforte in China aufschließen werde, und meine angelegentliche Bitte vor seinem Throne besteht darin, daß ich als ein Arbeiter erfunden werden möge, der Gnade gefunden hat in Seinen Augen. Ich glaube die Wichtigkeit meines Berufes und den Sinn der Kommittee verstanden zu haben, und ich werde mich mit Gottes Gnade bemühen, demselben nachzukommen. Wenn ich die Aufmerksamkeit unserer Freunde auf die großen und vielfachen Schwierigkeiten hinlenke, welche auf meinem Wege liegen, so geschieht dieß nicht darum, daß mein Herz vor solchem Ausblicke zurückbebte, sondern nur deßwegen, um mir Ihr theilnehmendes Andenken vor dem Throne der göttlichen Gnade zu bewahren.“

Von demselben.

Auf dem Schiffe den 5 Sept. 1836.

„Am 23 August ist es uns gelungen, zu Anger auf der Insel Java zu landen, und ich habe mich einige Wochen auf derselben aufgehalten. Ehe durch neue Gegenstände die Eindrücke verwischt werden, welche die Stadt Anger mit ihren Bewohnern auf mein Gemüth machte, schreibe ich Ihnen nur ein paar eilige Zeilen nieder. Diese Stadt liegt in einem angenehmen Winkel zwischen grünen Gebirgen, welche den Hintergrund dieses schönen Naturgemäldes bilden. Die leichten Wohnungen von Schilfrohr, aus denen sie zusammengesetzt ist, sind unter den großen Schattenbäumen so verdeckt, daß man durch die Alleen hindurch wandern muß, um ein Bild von der Stadt und ihren Einwohnern zu gewinnen. Ich zog auf ihren Schattenwegen nicht lange umher, ohne einen tiefen Eindruck von der schmerzlichen Ueberzeugung zu erhalten, daß hier viele Schafe ohne Hirten beisammen wohnen, Hunderte unsterblicher Seelen, in deren Mitte keiner sich befindet, der ihnen den Weg zum ewigen Leben zeigen kann und will. Es läßt sich kaum eine Ursache denken, warum dies nicht geschieht, indem hier weder von ungesunder Luft, noch von Gefahren wilder Menschen, noch von andern Hindernissen die Rede sein kann. Möge es Gott gefallen, einen meiner Landsleute hieher zu senden, der diesen wilden Brachacker in der Kraft des HErrn anzubauen beginnt. Die Pflanzen- und Thierwelt in dieser Gegend schließt Alles in sich, was das Auge erquicken, den Verstand belehren und die Neugierde befriedigen mag. Das Land umher faßt einen reichen Boden in sich, und wechselt in lieblichen Hügeln ab. Schattenreiche Bäume und üppige Grasplätze findet man überall, um kühlen Schatten gegen die brennende Sonnenhitze zu gewinnen. Auch trifft jeder Blick des Auges auf einen Gegenstand, welcher neue Bereicherungen für die menschliche Erkenntniß liefert. Während ich bis tief in die Nacht hinein unter einem Reichthume des herrlichsten Pflanzenlebens da saß, mußte ich zu meiner Seele sprechen: die Vorsehung Gottes hat eine Fülle lieblicher Segnungen über dieses Volk ausgegossen, aber die köstlichste aller seiner Gaben, seine seligmachende Erkenntniß, fehlt ihm noch. Sollte

wohl die Zeit noch ferne sein, in welcher der gleiche Reichthum göttlicher Segnungen, wie die Fülle leiblicher Gaben, über dieses Land ausgegossen wird, und diese herrliche Naturwildniß auch in geistlichem Sinne gleich einer Rose des Feldes aufblühet? Ich bedauerte sehr, nicht einige malayische Testamente bei mir zu haben, um sie an Einzelne zu verschenken, welche dieselben mit viel Dank aufgenommen und vielleicht sorgfältig gelesen haben würden. Hier wäre unstreitig ein herrliches Feld für die Arbeit eines christlichen Missionars, der besonders durch praktische Arzneikunde sich einen leichten Weg zum Vertrauen der Einwohner öffnen könnte."

Von demselben.

Macao den 10 Oktober 1836.

„Mit Vergnügen melde ich Ihnen, daß ich hier aufs freundlichste empfangen worden bin, und bereits meine Geschäfte begonnen habe. Ich mache kleine Wanderungen nach einer Insel in der Nähe von Macao, auf die ich einen kleinen Vorrath von Büchern mitzunehmen pflege. Einige nehmen dieselbe mit viel Dank an, Andere machen dabei eine bedenkliche Miene, und noch Andere geben mir das Geschenk wieder zurück. Die Art und Weise wie die Leute mich behandeln, ist im Allgemeinen höflich, bisweilen sogar gastfreundlich. Ein Chinese wird von Jugend an gelehrt, mit Verachtung auf einen Ausländer hinzublicken; aber da jedoch auch er ein Geschöpf ist, welches menschliche Empfindungen mit andern gemein hat, so vermag er nicht immer dem Eindrucke zu widerstehen, den Ueberlegenheit der Geistesbildung und ein damit verbundenes freundliches Benehmen auf sein Gemüth zu machen pflegen. Schon öfters durfte ich über die Art meines Empfangs mich höchlich freuen, und Vorboten einer bessern Zukunft darin finden. Bisweilen füllen die Leute meinen Büchersack mit Früchten, die sie mir auf eine freundliche Weise darbringen. Kleine Artigkeiten dieser Art dürfen immerhin in manchem andern Lande für unbedeutend gehalten werden, aber in China haben sie einen Werth, wo die Einwohner keineswegs geneigt sind, eine günstige Meinung von Ausländern zu haben, mit denen sie noch auf keinerlei Weise im Verkehr gestanden sind."

Herausgegeben von der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

Nro. VI. Juni 1837.

Monatliche Auszüge

aus

dem Briefwechsel und den Berichten

der

brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

Sieben und dreißigste Jahresfeier der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft zu London.

Am 3 Mai ward die Jahresfeier der Bibelgesellschaft in der großen Exeter-Halle gehalten, welche ungemein zahlreich besucht wurde. Nach Eröffnung der Versammlung durch den würdigen Präsidenten der Gesellschaft, Lord Bexley, verlas Herr Prediger Brandram, der Geschäftsführer der Gesellschaft, den sehr reichhaltigen Jahresbericht, indem er in demselben alle Welttheile durchlief und die Länder und Völker bezeichnete, unter denen im Laufe des verflossenen Jahres reiche Saaten des göttlichen Worts aufs neue ausgestreut worden waren. Die Gesellschaft hatte im Laufe des verflossenen Jahres eine Geldeinnahme von 1,848,595 Schweizerfrkn. (1,304,890 fl.), und die Gesammtausgabe derselben belief sich auf Schweizerfranken 1,753,901 (1,238,052 fl.) Auch wurden von ihr innerhalb des gleichen Zeitraumes 541,843 Exemplare der heil. Schrift in Umlauf gesetzt.

Der Kolonialminister, Lord Glenelg (Sir Charles Grant) nahm nun nach Verlesung des Berichtes das Wort, um die Freude seines Herzens über die Fortschritte der Arbeiten dieser heilsamen Anstalt, und seine aufrichtigen Wünsche für ihr ferneres Gedeihen auszudrücken.

„Nur mit Mißtrauen, sagte er, trete ich in Ihrer Mitte auf, denn ich sehe Männer um mich her versammelt, welche durch ihre vielfachen persönlichen Dienste die gute Sache der Gesellschaft gefördert haben, und ich halte es für Anmaßung, wenn ein Mann das Wort nehmen will, welcher keine persönliche Dienstleistung dieser Art aufzuweisen vermag, indem Berufspflichten aller Art ihn hinderten, Leistungen zu übernehmen, durch welche man sich am besten der Gesellschaft empfehlen kann. Mich tröstet indeß der Gedanke, daß es bei dieser Versammlung nicht blos darum zu thun ist, Mittheilungen solcher zu vernehmen, welche persönliche Dienste geleistet haben, sondern auch solchen eine Stelle einzuräumen, welche eine Gelegenheit zu finden wünschen, ihre fortgesetzte Ergebenheit an die große und heilige Sache der Gesellschaft auszudrücken. Diese Jahresversammlungen werden ja darum gefeiert, um die Ergebnisse der Arbeiten der jüngstverflossenen Zeit in einem Ueberblick zu sammeln, und sie den theilnehmenden Freunden kund zu thun. Wir haben in dieser Stunde vernommen, was in den verflossenen 12 Monaten in den verschiedensten Theilen der Welt, vom Osten bis zum Westen, und vom Norden bis zum Süden im Verbreitungsgeschäfte des heil. Bibelbuches geleistet worden ist. So wie auf einem großen Schlachtfelde auf eine weite Linie hin die zahlreichen Truppenabtheilungen, obgleich bisweilen durch Berge und Wälder von einander getrennt, dennoch alle Krieger das gleiche Ziel verfolgen, und auf allen Punkten der Linie der gleiche Freudenruf des Sieges aus Aller Mund ertönet, so verhält es sich auch mit unsern Jahresversammlungen. Das Jahr hindurch vernimmt man diese Töne aus verschiedenen Theilen der Welt; hier sammeln sie sich, und verstärken ihre Kraft; hier werden sie bewillkommt, und durch tausend Kanäle wird der Wiederhall der Freude bis an die entferntesten Enden der Erde zurückgesendet.

Es ist hocherfreulich wahrzunehmen, wie alle diese Anstalten mit der Thätigkeit und den Kraftäußerungen der Zeit gleichen Schritt halten. Die Tageslosung unseres Zeitalters ist „Behendigkeit.“ In dem ganzen Umkreise der Wissenschaft und Kunst, in dem weiten Gebiete der physischen und geistigen Kräfte werden wir ein Rennen und Laufen, und einen Sturm von Anstrengungen gewahr, wie ihn die Welt nie zuvor gesehen hat. Mochte man nicht erwarten, daß vielleicht diese Anstalten, welche auf himmlischen Elementen ruhen, eine solche gemeine Aufregung von sich werden abgewiesen haben? Allein der Geist, der diese Anstalten belebt, konnte mit edlern Antrieben seinem Ziele entgegen eilen. Diese Gesellschaft hat im verflossenen Jahre größere Hülfsquellen in Besitz genommen, als je zuvor, und ich darf im Kreise dieser Versammlung eine Entschlossenheit gewahren, die es mir leicht macht, zum Voraus zu weissagen, daß in den folgenden Jahren die theilnehmenden Freunde die gleichen Glückwünsche werden darbringen dürfen. Es ist bisweilen gut, mit seinen Bestrebungen auf dem allgemeinen Boden zusammen zu treffen, und noch besser ist es, wenn dieser allgemeine Boden ein heiliger Boden ist; wenn wir uns gemeinschaftlich unter einem Panier zusammen finden, das aufgerichtet ist für alle Völker, unter dem Panier des Kreuzes, diesem sinnvollen Denkmale, und diesem Unterpfand der Leiden und des Sieges, an welches sich so viele unvergeßliche und geheimnißvolle Erinnerungen anknüpfen, ein Denkmal, das so einfach ist, und doch so erhaben, so klar, daß es auch die Lippen der Unmündigen preisen müssen, und doch so tief, daß der kühnste Geistesschwung des kräftigsten Denkers es nicht zu erforschen vermag. Woher kam es, daß die Geschichte der Kirche Christi so manche Beispiele von Bekennern dessen, der nichts als Liebe war, liefert, welche durch kleinlichte Zwistigkeiten über unwesentliche Dinge sich wechselseitig

kränkten, woher kam es anders, als weil ihr Auge nicht unverrückt auf das Panier hinblickte, dem sie zu folgen vorgaben? Wenn in jenem unvergeßlichen Augenblick, als dieses Panier unter dem Spottgelächter und der Schmach einer mörderischen Menge aufgerichtet ward, und als sein schuld- und fleckenloses und göttliches Schlachtopfer als Gegenstand des Spottes für die Welt und der tiefsten Betrübniß für ein paar theilnehmende Seelen an diesem Kreuze hing, wenn in diesem entscheidungsvollen Augenblicke nicht die Kriegsknechte, die ihn ans Kreuz geschlagen hatten, sondern die Jünger dieses gekreuzigten Meisters sich am Fuße desselben mit einander gezankt und seine Kleider durchs Loos unter einander vertheilet hätten: was müßte man nicht von solch namenlosem Undanke, von solch frevelhafter Gesinnung denken? Und doch, haben sich nicht die gleichen Auftritte durch die Jahrhunderte fortgepflanzt; haben nicht Viele, die sich äußerlich zu diesem Panier bekannten, mit elenden Zwistigkeiten ihre Zeit vergeudet? Ich darf hoffen, daß Versammlungen, wie diese sind, in immer weiterm Umfange die Gesinnungen der Bruderliebe auf der Erde verbreiten werden, welche der Hauptinhalt der Botschaft sind, die durch diese Gesellschaft der ganzen Welt verkündigt werden soll.

Herr Prediger J. Crowther nahm hierauf in der Versammlung das Wort, und bemerkte: Schmerzlich würde es mir auf die Seele fallen, wenn unter den vielfachen Veränderungen der Zeit je eine Anstalt, wie diese ist, hinweggeschwemmt werden könnte, und so mit ihrem Untergange kein gemeinschaftlicher Boden mehr übrig bliebe, auf welchem die Christen aller Benennungen in Grundsatz und Thätigkeit gemeinschaftliche Sache machen können. Ich müßte dieß für den größten Verlust erklären, welcher der Kirche und der Welt widerfahren könnte. In den gegenwärtigen Wochen des Jahres werden die Christen an eine große Mannigfaltigkeit heilsamer Anstalten

und an die verschiedenen Wohlthaten erinnert, welche aus der Thätigkeit derselben der Welt zufließen. Die Wirkung, welche der Anblick dieser Anstalten auf das Herz eines Fremdlings, wie ich bin, ausübt, ist in der That hinreißend; aber unter dem Schwarme segensreicher Gesellschaften, welche sich um diese Zeit um den großen Bienenstock der Kirche Christi herumsammeln, darf die Bibelgesellschaft mit Recht die Königin der Liebe genannt werden; und gerne wird ein Jeder ihr die Palme des Vorzugs zuerkennen. Die Beweggründe, welche zur Unterstützung dieser Gesellschaft antreiben, werfen ein heiteres Licht auf den Geist, den das Bibelbuch selbst den Herzen einflößt. Mag immerhin der Verehrer Muhameds so hoch von seinem Koran halten, als der Christ von seinem Bibelbuche, so mangelt ihm doch jeder innere Antrieb, um denselben in dieser Welt auszubreiten. In jedem Lande, in welchem der Glaube der Christen im Todesschlummer liegt, fehlt es auch dem Volke an jeder kräftigen Bewegung, geistiges Leben unter Andern anzuzünden; solchen Antrieb der Liebe pflanzt nur der wahre Bibelglaube in die Herzen der Menschen ein. Wir haben aus dem Inhalt des Berichtes, der so eben verlesen wurde, vernommen, daß die Zeit noch nicht gekommen ist, in welcher die Bibelgesellschaft ihr Werk unter den Menschenkindern vollendet sehen darf. Wie viele Millionen unsterblicher Seelen sind noch übrig, welche den köstlichen Schatz dieser himmlischen Offenbarung noch gar nicht kennen? Wie beschränkt auch meine Kräfte sind, etwas für die Förderung der heiligen Zwecke dieser Anstalt zu thun, so werde ich doch dem HErrn von Herzen danken, wenn Er mir Gelegenheit macht, für diese heilige Sache thätig zu sein. Wir haben vernommen, daß zu Madras (in Indien) und in ihren Umgebungen, wohin mich mein Beruf innerhalb weniger Monate führt, die Nachfrage nach dem Worte Gottes größer ist, als

die vorhandenen Mittel sind, um dieselbe zu befriedigen. Kann ich nun der Gesellschaft zur Vermehrung ihrer Mittel keine Dienste leisten, so möchte ich wenigstens dahin wirken, daß der Hunger nach dem Worte Gottes sich vermehren möge.

Missionar Fraser, einst ein Negersclave in Westindien, und jetzt ein gesegneter Diener des Evangeliums unter seinen schwarzen Brüdern daselbst, sprach nun ein Wort an die Versammlung, von welcher er mit lauten Freudenbezeugungen begrüßt wurde. Das Bewußtsein, sagte er, vor einer ehrwürdigen Versammlung zu stehen, welche die Segnungen europäischer Bildung genossen hat, macht mich ausnehmend schüchtern ein Wort zu reden. Nur zwei Sachen sind es, welche mich vielleicht entschuldigen dürften. Wohl hat diese Versammlung, die das Jahresfest der Bibelgesellschaft feiert, noch selten den mündlichen Ausdruck der Empfindung eines schwarzen Mannes vernommen, welche der Anblick einer Anstalt auf seine Seele macht, durch die alle Völker der Erde gesegnet werden sollen, und die es deßwegen für wünschenswerther achten muß, wenn Männer von allen Völkern und von allen Farben ein Wort der Wahrheit in ihrer Mitte reden. Zu dem hat sich die Bibelgesellschaft um das Negergeschlecht, zu welchem ich gehöre, so ausgezeichnete Verdienste erworben, daß es Undankbarkeit von meiner Seite verrathen müßte, wenn ich nicht die Gelegenheit begierig ergreife, um in meinem und meiner schwarzen Brüder Namen derselben die tiefen Empfindungen der Dankbarkeit, die unsere Seelen bewegt, in ein paar Worten ausdrücken wollte. Die Bibelgesellschaft hat bereits seit mehreren Jahren unter den Negersclaven Westindiens das Wort des Lebens ausgetheilt, und die Schulen derselben mit Bibeln und Testamenten versehen, ohne welche der Unterricht anderer nützlicher Dinge in denselben nur wenig ausgerichtet haben würde, und seit

der Zeit der gänzlichen Aufhebung der Sclaverei in Westindien über **100,000** Exemplare des N. Testamentes und des Psalmbuches dort hinüber gesendet, um sie unter meinen befreiten Brüdern auszutheilen. Gleicht nicht ein solches Denkmal der Menschenliebe jenen Leuchtthürmen, welche auf den Ufern Brittanniens umher aufgerichtet stehen, um die Seefahrer in der Nacht, wenn der Sturm sie hin und her stößt, vor der Gefahr zu warnen, an den benachbarten Sandbänken Schiffbruch zu machen? Aber wie schwach ist nicht dieses Bild, um die Segnungen zu bezeichnen, welche diese Gesellschaft über das Negergeschlecht Westindiens ausgebreitet hat! Sie hat in der grauenvollen Finsterniß, die dasselbe umschloß, eine himmlische Fackel unter demselben angezündet, die nicht wieder verlöschen wird. Wie viel Erfreuliches ließe sich nicht von Einzelnen erzählen, welche ihr Licht an diesem heiligen Feuer angezündet haben. Einmal ermahnte ich in einer Negerversammlung meine Brüder zu Friede und Eintracht, daß sie nicht mit einander zanken, sondern freundlich bei einander wohnen sollen! Alsobald trat eine Negerin hervor, und sagte: wir zanken nicht, denn kommt mein Mann nach Hause, so nimmt er das Buch, und liest ein Kapitel nach dem andern, und so sind wir mit einander vergnügt. Nancy, ein Negermädchen, das unsere Schulen besucht, erhielt ein N. Testament, und brachte dasselbe auf die Plantage, zu welcher sie gehörte. Sie wurde krank, aber dieses köstliche Buch lag immer als ihr bester Begleiter und Trost zu ihrer Seite; und als sie wieder gesund wurde, und ausging, so nahm sie das Buch allenthalben mit sich. Nancy, sagte einmal der Aufseher zu ihr, der das Buch bewunderte, weil es schön eingebunden war, willst du mir nicht dieses Buch verkaufen? Nimmermehr, antwortete sie; und wolltest du mir auch, um dasselbe zu bekommen, meine Freiheit schenken! Letztere wußte sie indeß

nach ihrem Werthe gar wohl anzuschlagen, allein die Bibel war ihr doch noch lieber. Sie behielt ihr Buch, und erhielt später auch ihre Freiheit. Nachher wurde sie eine Lehrerin in einer Schule von Negermädchen, und wohl taugte keine besser für solchen Beruf, als sie. Sie verheirathete sich, und gebar einen Sohn, dem sie den Namen Josua gab; nicht als ob sie geglaubt hätte, einen Kapitän aus ihm zu machen. Vor mehreren Monaten besuchte ich nun eine Schule, und prüfte die Kinder derselben über ihre Schriftkenntniß. Da saß unter ihnen ein wackerer Knabe, der mir vortrefflich antwortete, und in der Schrift wohl bewandert war. Und als ich nach dem Namen dieses kleinen Jungen fragte, so hieß er: Josua, Nancy's Sohn. Auf diese Weise verbreitet sich der Segen des Bibelbuches von den Eltern auf die Kinder. Wie manche Negerhütte habe ich nicht besucht, in welche noch nie der Fuß eines Fremdlings eingetreten ist, und wenn ich mich in ihr umsah und die Einwohner fragte, woran sie sich in ihrer Trübsal und Armuth erquicken, so legten sie mir immer das heilige Buch auf den Tisch, in welchem der Name der Bibelgesellschaft eingeschrieben stand.

Herausgegeben von der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

Nro. VII. Juli 1837.

Monatliche Auszüge

aus

dem Briefwechsel und den Berichten

der

brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

Aus dem zwei und dreißigsten Jahresberichte der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft vom Mai 1836.

Das brittische Indien.

Das brittische Indien hat im Laufe des verflossenen Jahres einen mehr als gewöhnlichen Antheil an den Hülfsleistungen unserer Gesellschaft in Empfang genommen. Der letzte Bericht der Hülfsgesellschaft zu Calcutta liefert hiefür die interessantesten Belege, und während sie im verflossenen Jahre 7699 Exemplare heil. Schriften in verschiedenen orientalischen Sprachen weithin verbreitete, schließen sich immer größere Wirkungskreise vor dieser Gesellschaft auf, und das Verlangen nach dem Besitze heiliger Schriften wird immer allgemeiner und dringender. Die Uebersetzung der prophetischen Schriften des alten Bundes in die persische Sprache wurde von Herrn Prediger Robinson vollendet und befindet sich bereits im Drucke. Die Uebersetzung des alten Testamentes in die Hinduwisprache von Missionar Bowley ist gleichfalls vollendet, und die Schriften der Propheten, so wie die Apostelgeschichte nebst dem Psalmbuche sind im Druck fertig geworden. Auch von dem

bengalischen neuen Testamente befindet sich eine Auflage von 5000 Exemplaren im Druck.

Ueber die Vertheilung heil. Schriften auf dem Lande umher sind erfreuliche Zeugnisse eingegangen. Missionar Hill, der in der Nähe von Calcutta zu Berhampore arbeitet, erzählt unter anderm Folgendes: „Als ich kürzlich zu Belliapokar in einem Götzentempel predigte, schickte mir die Versammlung einen gelehrten Priester zu, der mich widerlegen sollte. Dieser, statt mit mir zu streiten, setzte sich ruhig nieder und bat mich, ihm ein Evangelienbuch zu geben. Als er ein solches erhielt, sagte er: dreimal bin ich zu Berhampore in deinem Hause gewesen, um ein solches Buch zu erhalten, aber ich habe dich nie zu Hause gefunden, und jetzt bin ich so glücklich, ein solches zu erhalten. Mit diesen Worten stand er auf, gieng fort und ließ mich ungestört meine Arbeit fortsetzen. Dieser Mann sagte laut: er habe einen Weg von 40 Stunden gemacht, um das Evangelium aufzusuchen."

Missionar Bowley zu Chunar, dieser unermüdete Freund der Gesellschaft, erzählt in einem seiner Briefe folgende ermunternde Thatsache: „Bei dem großen Volksfeste in den Hügeln traf ich einen gelehrten Punditen an, welcher drei Jahre zuvor ein neues Testament von mir empfangen hatte. Ich erkannte den Mann nicht mehr; als er aber sich zu meiner Seite niedersetzte, und ein herrliches Zeugniß von Christo und seiner Religion gegen die zahlreichen Götzendiener ablegte, so erfuhr ich, daß das Lesen dieses Testamentes eine solche selige Veränderung in ihm hervorgebracht hatte. Dieses hatte er mehrere Male lernbegierig durchgelesen, und er war mit seinem Inhalte wohl bekannt. Er brachte jetzt drei Tage bei mir in meinem Zelte zu, das den ganzen Tag mit Leuten umringt war, welche christliche Bücher haben

wollten, und leistete mir bei der Vertheilung derselben Beistand. Als wir die Berge herabstiegen, brachten wir in einem volkreichen Dorfe die Nacht zu, in welchem am Abend zuvor mehrere gelehrte Punditen das Evangelium Matthäi in Empfang genommen hatten. Sie verwendeten jetzt die ganze Nacht darauf, dasselbe zu durchlesen, und als mich einer von ihnen am Morgen sah, bezeugte er seine ausnehmende Freude über den Inhalt dieses Buches, und bemerkte, daß er wohl den Glauben an die Religion seiner Väter um dieser Botschaft willen werde aufgeben müssen. Er versprach, mich ehestens zu Chunar zu besuchen, und war von Herzen dankbar dafür, daß ich ihm noch andere meiner mitgebrachten Schriften schenkte.“ Missionar Bowley drückt in einem seiner Briefe an die Hülfsgesellschaft zu Calcutta den dringenden Wunsch aus, daß die Evangelien sobald wie möglich in der Urdusprache gedruckt werden möchten. „In dieser Sprache, schreibt derselbe, besitzen wir kein einziges Exemplar mehr, und neben den heil. Schriften im Hinduwidialekt sind die Schriften in der Urdusprache am unentbehrlichsten, indem Hunderttausende persischer Leser überall das Land hinauf gefunden werden. So lange diese Völkermassen nicht mit dem Inhalt der Evangelien bekannt geworden sind, so lange werden wir auch mit dem Vertheilen der übrigen heil. Schriften nicht viel ausrichten. Hier ist keine Zeit zu versäumen, und lange genug gewartet worden. Würden hierüber nur ein paar Linien an die Muttergesellschaft zu London geschrieben werden, so bin ich gewiß, daß wir innerhalb 18 Monaten eine Auflage von 20,000 Exemplaren gedruckt in den Händen haben würden.“

Ein Freund von Benares schreibt Folgendes: „Vor Allem muß ich Ihnen sagen, daß unser Vorrath an heil. Schriften ganz erschöpft ist. Die Nachfrage nach denselben war auf unserer Stelle so groß, daß die Bücher-

Vorräthe, welche Sie uns zuzusenden die Güte hatten, bald nicht mehr genügten. Es war mir oft ein schmerzhaftes Gefühl, die immer wiederholten dringenden Bitten um das Wort Gottes nicht befriedigen zu können. Geben wir ihnen auch christliche Traktate, so ist es ihnen nicht genug; sie wollen die heil. Schriften haben, welche sie hoch verehren. Gib mir ein Evangelium, sagt der Eine, dieses möchte ich gerne lesen. Ich muß euere Religion kennen lernen, sagt der Andere, und darum möchte ich gerne ein Evangelium haben. Ich habe mehrere deiner Schriften, sagt ein Dritter, aber ich möchte sie gerne alle haben. Solche Sachen habe ich nie zuvor gelesen. Sie enthalten einen trefflichen Unterricht. Ich bin überzeugt, daß eine allgemeine Verbreitung der neutestamentlichen Schriften das wirksamste Mittel seyn wird, ihren Götzendienst gänzlich zu untergraben. Das Wort Gottes wirkt unbemerkt, aber sicher, und dringt an Stellen hin, wohin der Fuß eines Missionars sich noch nicht wagen darf."

Briefauszüge dieses Inhaltes könnten leicht vermehrt werden, und sie rechtfertigen folgende Ansprache der Hülfsgesellschaft zu Calcutta an die Christenwelt: „Unter solchen Umständen, schreibt dieselbe, wenden wir uns mit unsern Bitten an das christliche Publikum in Indien und im Vaterlande, und wiederholen die dringende Bitte, uns zur Fortsetzung der Uebersetzungen und des Druckes der heil. Schriften in die Sprachen Indiens kräftiglich zu unterstützen. Neue Auflagen derselben in der Bengalischen, Urdu- und Hinduwisprache werden dringend gefordert, und wie sollte dieses Verlangen unberücksichtigt bleiben? Soll das Licht des Lebens in seinem Laufe stille stehen? Soll die Quelle der Wahrheit unter unsern Händen vertrocknen? Mit Zuversicht rechnen wir auf die erhöhte Thätigkeit unserer Brüder, in deren Herzen das Wort Gottes seinen heilbringenden Einfluß bereits aus-

gegossen hat. Sie werden uns durch Ihre Unterstützung in Stand setzen, mit allem Eifer das Werk fortzusetzen, bis allen Völkerstämmen Indiens die köstliche Perle des Himmels, das Bibelbuch, zu ihrer Rettung und zu ihrem Heile in die Hände gegeben seyn wird.“

Ueber die Wichtigkeit dieser Uebersetzungs- und Druck-Arbeiten bemerkt der Bischoff zu Calcutta Folgendes: „Indien mit seinen 134 Millionen heidnischer und muselmannischer Einwohner, dieses Indien, das nunmehr der brittischen Gesetzgebung und dem brittischen Einflusse von allen Seiten offen steht, wartet auf die Arbeiten Ihrer Gesellschaft. Die ungeheure Bevölkerung dieses Landes ist dem größten Theile nach im Lesen und im Schreiben geübt, und steht vielleicht seit 3000 Jahren auf einer Stufe der Volksbildung, welche, obgleich noch immer niedrig genug, doch den Zustand weit übertrifft, in welchem sich die Völker Europa's erst noch vor 800 Jahren befunden haben. Jedes Dorf hat seine Schule, und jedes Kind lernt schon in seiner frühen Jugend lesen und schreiben. Wißbegierde, ein beharrlicher Forschungsgeist, eine Vorliebe für Erzählungen, und eine frühreife Entwicklung ihrer geistigen und körperlichen Kräfte erzeugen in ihnen die Begierde, Alles zu lesen, was man ihnen in die Hände giebt. Aus allen Theilen des Landes laufen Nachrichten ein über die Bereitwilligkeit dieser Völker, die heil. Schriften der Christen in Empfang zu nehmen, und kein Missionar darf seine Wanderungen antreten, ohne einen großen Vorrath derselben mit sich zu bringen.“

In einem andern seiner Briefe an die Gesellschaft macht der Bischoff folgende Schilderung von dem schreienden Bedürfnisse dieser Völkermassen, das überall vor seinen Augen liegt: „Wäre es mir möglich, die unübersehbaren Massen dieser sittlichverworfenen, elenden Geschöpfe

Ihnen im Geiste vorzuführen; könnte ich Ihnen die eckelhaften Gräuel der blutbefleckten Göttin Kali mit dem Finger zeigen, deren Altäre heute noch von Menschenblut überströmen; könnte ich Sie an eine Uferstelle in der Nähe dieser Hauptstadt versetzen, wo erst noch im verflossenen Jahre innerhalb eines einzigen Monats **1900** Schlachtopfer im Wasser des heiligen Stromes ihren Tod gefunden haben; könnte ich Ihnen aus Tausenden von Thatsachen darthun, wie der Götzendienst im Lande jedes sittliche Gefühl vergiftet, jede häusliche Glückseligkeit zerstört, jeden Begriff von Wahrheit und Ehrlichkeit zu Grunde richtet, jedes Menschenleben bedroht, jeden Einzelnen in einen Widersacher seiner Brüder verwandelt: o dann, dann erst würden Sie die überschwängliche Herrlichkeit des Christenglaubens, die göttliche Majestät seiner Wahrheitslehre, seiner sittlichen Vorschriften, seiner herrlichen Erlösung, seiner tröstenden Gnadenfülle, seiner hohen Verheißung im klaren Licht erkennen, und es bedürfte keines andern Beweises, um Sie zu ermuntern, keine Zeit zu versäumen, um diesen unglücklichen Völkern das Evangelium von der Erlösung in die Hände zu geben."

Da die Hülfsgesellschaft zu Calcutta in der letzten Zeit im Laufe ihrer Arbeiten sich in eine Schuldenlast von **14,400** Gulden verwickelte, so fand die Muttergesellschaft in London für angemessen, diese Summe zu tilgen, und dieselbe durch weitere Unterstützungen von Geld und bedeutenden Vorräthen an Druckpapier zur Fortsetzung ihres Werkes zu ermuntern. Es befinden sich nunmehr folgende Auflagen heil. Schriften im Druck: **5000** Exemplare der Evangelien und der Apostelgeschichte in der Hindustanischen oder Urdusprache, mit persischer Schrift, und noch weitere **3000** Exemplare derselbigen in der Nagrischrift; **3000** Exemplare des ganzen Neuen Testamentes in dieser Sprache, im Nagri-

Alphabet; **3000** Exemplare des Neuen Testamentes in der Hinduwisprache, mit Nagrischrift; und **5000** Exemplare der Evangelien in der Hinduwisprache, im Kythi-Alphabet.

Zur Vollendung der Uebersetzung der alttestamentlichen Schriften in die bengalische Sprache, welche Missionar Yates besorgt, hat unsere Gesellschaft die Summe von **4800** Gulden beigetragen, und sie gedenkt, den Druck des Werkes noch weiter zu unterstützen.

Madras. — Das tamulische neue Testament ist nun vollständig nach einer sorgfältigen Revision zum Drucke fertig, und, um dem vorliegenden Bedürfnisse möglichst bald entgegen zu kommen, sind einzelne Bücher desselben zu **50,000** Exemplaren zur Vertheilung unter das Volk gedruckt worden. Auch die neue Uebersetzung der alttestamentlichen Schriften in diese Sprache rückt vorwärts, und eine kleine Auflage des ersten Buches Mosis wird zuerst gedruckt werden, um durch Sprachkundige den Werth dieser Uebersetzung zu erfahren. Es ist erfreulich zu vernehmen, wie unter der Masse der Eingebornen, welche die tamulische Sprache reden, das Verlangen nach dem Worte Gottes immer mehr zunimmt, und nach dem Umfange des Landes und Volkes, das diese Sprache spricht, immer mehr zunehmen wird. Die Missionarien Mead und Miller zu Neyoor schreiben Folgendes: „Zu unserer großen Freude sind die tamulischen Schriften bei uns angekommen, nach welchen sich unsere eingebornen Christen schon so lange sehnsuchtsvoll umgesehen hatten, und ihre Ankunft wurde von allen mit dem Ausdrucke freudiger Dankbarkeit begrüßt. Freilich reichen sie lange nicht zu für das große Bedürfniß, das vor uns liegt. Unsere Arbeiten unter den Eingebornen, welche ihren Götzen den Abschied gegeben haben, sind noch immer in hohem Grade ermunternd, und das Ver-

langen, die heil. Schriften verstehen zu lernen, nimmt unter denselbigen zu."

Missionar Schmid von Mayaveram macht uns folgende erfreuliche Mittheilung: „Im Laufe der beiden verflossenen Monate wurde das große jährliche Heidenfest hier gefeiert, zu welchem Tausende von Hindus aus den benachbarten Distrikten hieher kommen, um im Caveryflusse zu baden und dem Zuge des Götzenwagens beizuwohnen. Zur Zeit, als gerade die größte Volksmasse beisammen war, fiel glücklicher Weise nur wenig Regen, so daß ich täglich zum Flusse gehen konnte, und reichliche Gelegenheit fand, über religiöse Gegenstände mit Einzelnen zu reden, und die heil. Schriften unter den Volkshaufen zu verbreiten. Je mehr der Inhalt meiner Bücher unter denselben bekannt wurde, desto ungestümer wurde auch ihr Verlangen, dieselbigen zu erhalten, so daß ich nicht selten auf den großen Hauptstraßen der Stadt in ein lästiges Gedränge kam."

Herausgegeben von der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

Nro. VIII. August 1837.

Monatliche Auszüge

aus

dem Briefwechsel und den Berichten

der

brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

Aus dem zwei und dreißigsten Jahresbericht der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft, vom Mai 1836.

Südliches Indien.

Missionar Rhenius zu Palamcottah fügt in seinem Schreiben einige Bemerkungen hinzu über den heilsamen Einfluß, den das Wort Gottes unter den Eingebornen erzeugt, in deren Mitte er arbeitet: „Nicht weniger als 221 Familien, schreibt derselbe, welche 807 Seelen ausmachen, sind in den verflossenen sechs Monaten zu der christlichen Kirche hinzugefügt worden, und werden jetzt, nachdem sie dem Götzendienste den Abschied gegeben, im heilsamen Worte Gottes unterrichtet. Der Vater eines heidnischen Knaben, der unsere Schule besucht, forderte denselben, wie gewöhnlich, auf, dem Götzenbilde Saumy seine Verehrung darzubringen. Sage mir, Vater, sprach der Knabe, wo Saumy ist? Da ist er ja, sprach dieser, indem er mit dem Finger nach dem Götzenbilde hinwies. Wie kann dieß Saumy seyn, erwiederte der Knabe, dieß ist ja ein Stück Erde? Dieß kann ich nicht verehren, sondern wir müssen den allein verehren, welcher den Himmel und die Erde gemacht hat. Dem Vater gefiel die verständige Antwort seines Knaben wohl, und er ließ

ihn gehen. Sechs Familien an einem andern heidnischen Orte opferten die Vortheile ihrer Heimath auf, und ließen sich auf unserm Missionsboden nieder, um das Wort Gottes ruhig hören zu können, und den Versuchungen ihrer abgöttischen Nachbarn nicht weiter ausgesetzt zu seyn. Sie scheinen einen lebendigen Glauben an unsern Herrn Jesum zu haben.

Ein heidnischer Mann, welcher das Evangelium in seinem Dorfe, etwa 16 Stunden von hier, gehört hatte, machte den Weg hieher an einem einzigen Tage, um über die Lehre des Heiles Weiteres zu vernehmen, blieb 5 Tage bei uns, und gieng befriedigt hinweg. — Ein Mitglied aus einer unserer Missionsgemeinden kam hieher, um ein Geschäft zu verrichten, und als er, um wieder zurückzukehren, sich von mir verabschiedete, sagte ich zu ihm: du siehst jetzt, was für Noth dir dein Bekenntniß zum Christenthum gebracht hat. Wäre es nicht besser, wenn du wieder zum Heidenthum zurückkehrtest? Keineswegs, versetzte er, diese Trübsale sind ja nur zeitlich; ich will sie lieber erdulden, als den Himmel verlieren. Beim Weggehen wies er auf sein Buch hin und sagte: schlagen sie mir die eine Seite wund, so biete ich ihnen auch die andere dar."

Die Revision der kanaresischen Bibelübersetzung, welche so viele Jahre hindurch den unverdrossenen Fleiß des Missionars Hands beschäftigte, ist jetzt ihrem Ende nahe. Bereits sind mehrere Theile derselben im Druck fertig geworden, und die Ankunft deutscher Missionarien zu Mangalore, der Hauptstadt der Canara-Provinz, läßt hoffen, daß eine weite Verbreitung der heil. Schriften in dieser Sprache durch sie werde bewirkt werden.

Das neue Testament in der Malayalemsprache ist weit hin verbreitet worden; auch befinden sich einzelne Theile der alttestamentlichen Schriften im Druck. Es

wird keine Mühe gespart werden, um dieser Uebersetzung jede weitere Verbesserung zu geben.

Der neuernannte Bischoff zu Madras, Herr Corrie, fährt fort, ein warmer und eifriger Freund der Bibelsache zu seyn. Bei seiner Abreise aus England ertheilte ihm unsere Kommittee die Verfügung über eine Geldgabe von **6000** Gulden, um die heilsamen Zwecke der Hülfsgesellschaft zu Madras dadurch zu fördern. Letztere hat im Jahr **1834** eine Anzahl von **13,291** Schriftexemplarien in Umlauf gesetzt, und ist kürzlich mit **1400** Exemplaren englischer Bibeln und **600** Testamenten versehen worden. Ebenso hat Missionar Baker vor seiner Abreise nach Travankore **1000** syrische Psalmbücher mit sich genommen, um dieselben unter den zahlreichen syrischen Gemeinden jener Küste auszubreiten.

Bombay.

Die Uebersetzungskommission zu Bombay hat ihre wichtigen Arbeiten fortgesetzt. Das Evangelium Marci wurde nach einer sorgfältigen Durchsicht in der Mahrattensprache zu **8000** Exemplaren abgedruckt, und wird eine schnelle Verbreitung finden. Ebenso befinden sich die Evangelien Lucä und Johannes, so wie die Apostelgeschichte in der Revision, um zum Druck vorbereitet zu werden. Von dem Evangelium Matthäi in der Mahrattensprache sind **2000** Exemplare mit Balbothschrift im Drucke, und in der gleichen Schrift sind **2000** andere Exemplare des Marcus bereits abgedruckt. Missionar Dixon erhielt den Auftrag, von seiner Uebersetzung der Psalmen in die Mahrattensprache **1000** Exemplare abdrucken zu lassen; auch werden **500** Exemplare des Evangeliums Matthäi in der Katschisprache innerhalb weniger Tage die Presse verlassen.

Missionar Wilson, welcher zu Bombay arbeitet, schreibt von der Verbreitung des Wortes Gottes in dieser volkreichen Stadt Folgendes: „Im verflossenen Jahre hatte ich vielfache Gelegenheit, der Verbreitung des Wortes Gottes neue Kanäle zu gewinnen, und der HErr ließ es mir gelingen, zu Bombay im südlichen Koncan, im Staat Goa und im südlichen Mahrattenlande **2700** Exemplare desselben in Umlauf zu setzen. Diese wurden allenthalben gerne aufgenommen, und von vielen mit Begierde gesucht. Einzelne derselben wurden gar von den Eingebornen um herabgesetzte Preise angekauft.“

Missionar Stone macht in einem seiner Briefe auf den entschiedenen Vorzug aufmerksam, den die Eingebornen den heil. Schriften vor den übrigen Traktaten beizulegen pflegen: „Ich finde, schreibt derselbe, unter den verschiedenen Volksklassen bei den Besserunterrichteten ein wachsendes Verlangen nach dem Worte Gottes. Nicht selten reden mich Brahminen und Andere, wenn ich ihnen christliche Traktate zum Lesen anbiete, mit folgenden Worten an: Wer hat diese Bücher geschrieben? Fromme Menschen, ist meine Antwort. — Dann brauchen wir sie nicht, setzen sie hinzu. Wir wollen keine Bücher, welche Menschen gemacht haben. Willst du uns die christlichen Schriften geben, welche, wie du sagst, von Gott geoffenbart und für alle Menschen bestimmt sind, um sie mit dem alleinwahren Gott und dem Wege zur Seligkeit durch einen Erlöser bekannt zu machen, so wollen wir sie annehmen, und forschen, was sie uns lehren; aber wir brauchen keine Bücher, welche euere Padres (Missionarien) gemacht haben.“

Insel Ceylon.

Von Columbo sind uns im verflossenen Jahre mehrere Mittheilungen zugekommen. Der Druck des neuen Testamentes in der Palisprache ist nunmehr vollendet,

und Missionar Clough schreibt von demselben: „Die neutestamentlichen Schriften sind nunmehr in die beiden heiligen Sprachen der östlichen Welt, die Sanskrit- und Palisprache übergetragen. Welche schauervolle Finsterniß haben nicht die alten Schriften, welche in diesen beiden Sprachen gefunden werden, über zahllose Millionen unserer Mitmenschen im Laufe von Jahrhunderten verbreitet, welche uns noch fast gänzlich unbekannt sind. Im Sanskrit hat sich der Brahmanismus, im Pali der Buddhismus unter den Völkern des Orientes angewurzelt, und welche schauerliche Verwüstungen haben nicht diese beiden Religionssysteme in dieser Welt angerichtet? Es war hohe Zeit, diese beiden Sprachen in Kanäle und Träger der göttlichen Wahrheit umzuwandeln, und viele Eingebornen dürften williger seyn, vermittelst eines solchen Sprachmittels dem Lichte der göttlichen Offenbarung näher zu treten, als in jedem andern Sprachgewande, das sie zu verachten pflegen. In der Sanskritsprache ist von unsern Brüdern auf dem indischen Continente schon Bedeutendes geleistet worden; da aber die Palisprache den Europäern bis jetzt fast ganz verschlossen geblieben war, so sind auch ihre alten Religionsschriften, die von atheistischer Finsterniß überströmen, von denselben unberührt geblieben. Gepriesen sei der Name Gottes, daß das Evangelium seines Sohnes nunmehr in diese finstern Räume den Zutritt gefunden hat, und wir wollen beten, daß die heitere Sonne des evangelischen Gnadentages bald über denselben aufgehen möge.“

Von der Hülfsgesellschaft zu Jaffna auf dieser Insel, welche im verflossenen Jahre **3070** Schriftexemplare verbreitete, ist ein ermunternder Bericht eingegangen. „Die unsern Umständen angepaßte Vertheilung heil. Schriften, so heißt es in demselben, hat die Wege ihrer Verbreitung immer weiter aufgeschlossen. Mit Vergnügen bemerken wir, daß ein bedeutender Zuwachs von

Missionarien aus den vereinigten Staaten Amerika's kürzlich auf unsere Insel herübergekommen ist, die sich bereits als thätige Mitarbeiter in dieses Werk der Liebe getheilt haben. Das Verlangen nach dem Worte Gottes vermehrt sich unter den Eingebornen von Jahr zu Jahr in demselben Verhältnisse, als die Missionarien mit der Sprache derselben besser bekannt werden, und einen immer weitern Zutritt zu dem Volke gewinnen. Nicht minder erfreulich ist es für unsere Herzen, wahrzunehmen, wie die Volksvorurtheile je mehr und mehr dahinschwinden, und die Eingebornen in den Umgebungen der Missionsstation vermittelst der Predigt des Evangeliums und den Schulanstalten eine immer genauere Bekanntschaft mit der seligmachenden Wahrheit des Wortes Gottes gewinnen. Von der amerikanischen Missionsgesellschaft ist in der neuesten Zeit eine Reihe von Missionsstationen im Norden dieser Insel aufgerichtet worden, welche die Wirkungskreise der evangelischen Erkenntniß ansehnlich erweitert haben. Um das wachsende Verlangen der Eingebornen nach dem Worte Gottes zu befriedigen, sieht sich die Kommittee der Hülfsgesellschaft genöthigt, zu den freundlichen Unterstützungen ihrer Wohlthäter ihre Zuflucht zu nehmen. Sie werden mit freudiger Theilnahme vernehmen, daß nunmehr in diesen nördlichen Distrikten der Insel bei 7000 Kinder und Jünglinge der Eingebornen in den Schulen regelmäßigen Unterricht empfangen, und daß in allen diesen Schulen die heil. Schriften gelesen werden."

Insel Java.

Missionar Medhurst, welcher sich gewöhnlich zu Batavia aufhält, hat uns ein Exemplar einer verbesserten Auflage des malayischen neuen Testamentes zugesendet, welches auf Kosten der Christen zu Surabaya gedruckt wurde, und ebenso ein Exemplar einer Harmonie der vier Evangelien in der chinesischen Sprache, von welcher mehrere Auflagen nach einander gedruckt worden sind. Herr Medhurst hat eine Reise nach China gemacht, um ein klareres Licht über die Frage zu gewinnen, ob mit Sicherheit eine Anzahl von Missionarien diesem Lande zugesendet werden könnten, und sich hierüber mit den bereits

dort befindlichen Missionarien Dyer, Gützlaff und Morrisson besprochen, welche gegenwärtig mit der Vorbereitung einer revidirten Uebersetzung der chinesischen Bibel beschäftigt sind.

Die Nachrichten aus China, welche im verflossenen Jahre bei uns eingelaufen sind, sind im Ganzen ermunternden Inhaltes. Der eifrige chinesische Evangeliste Leang Afa, dem mit viel Vergnügen unsere Gesellschaft die Vollmacht ertheilt hatte, von einzelnen Bibelschriften Auflagen zu **5000** Exemplaren zu veranstalten, um dieselben nach allen Richtungen hin zu verbreiten, wurde in seinem Werke stille gestellt; und das kleine Häuflein eingeborner Christen, das mit ihm arbeitete, durch Verfolgung auseinander gejagt. Leang Afa flüchtete sich mit seiner Familie nach Malakka, wo er an dem dortigen englisch-chinesischen Kollegium als Gehülfe angestellt ist. Missionar Evans zu Malakka schreibt hierüber: „Ich darf getrost hoffen, daß dieser Vorfall zur Förderung der guten Sache in China dienen wird. Die Chinesen sind seither viel begieriger nach dem Besitze christlicher Schriften geworden, und es liegt uns an, denselben so viele neue Testamente in die Hände zu geben, als wir nur immer können. Während der letzten Verfolgung haben die bekehrten Chinesen viel Festigkeit und Ausdauer zu Tage gelegt. Einige wurden geschlagen, Andere ins Gefängniß gelegt, noch Andern ihre Habe weggenommen. Die Uebrigen flüchteten sich in Schlupfwinkel, wo sie fast aller Lebensmittel entbehren mußten. Aber das große Oberhaupt seiner Gemeinde kam ihnen bald zu Hülfe, und errettete sie aus der Trübsal. Leang Afa hat seine Zuflucht zu uns genommen; und wie sehr sich auch Bollwerke von Hindernissen gegen uns aufthürmen, so finden wir doch auf jedem unserer Schritte, daß Gott mit uns ist, eine feurige Mauer um uns her aufrichtet, und uns vor allen Gefahren beschützt.“

In dem gleichen Briefe fügt Missionar Evans zum Beweis, daß diese Unfälle seinen und seiner Brüder Muth nicht niedergeschlagen haben, noch weiter hinzu: „Ich hoffe, daß Sie außer der bereits gegebenen Gestattung, **10,000** Exemplare des chinesischen neuen Testamentes drucken zu dürfen, uns die weitere Erlaubniß geben werden, eine neue Auflage desselben zu machen, weil ich mit Recht besorgen muß, daß, ehe ihr Beschluß bei uns ankommt, wir kein

Exemplar mehr in der Hand haben werden. Eine weite hoffnungsreiche Thüre scheint sich vor uns in China aufzuschliessen, so daß wir vielleicht in kurzer Zeit Tausende und Millionen neuer Testamente bedürfen werden. Schon gegenwärtig könnten wir leicht und zweckmäßig über 50,000 bis 100,000 derselben verfügen, wenn wir sie im Besitz hätten. Dieß ist ein handgreiflicher Beweis, daß das mitternächtliche Dunkel, welches seit Jahrtausenden dieses ungeheure Reich und die vielen Millionen seiner Einwohner bedeckte, vor dem hellen Lichte des ewigen Evangeliums schnell dahin schwindet. Wäre dem nicht also, so würde Satan nicht beginnen, Verfolgungen gegen die Bekenner des Christenthums aufzuregen; aber ungeachtet der großen Heereshaufen seiner Verbündeten, wird doch die Wahrheit siegen, und das Evangelium wird sich über das ganze chinesische Reich nach seiner Breite und Länge ausbreiten, und ich bin es gewiß, daß der HErr sein Werk führen wird, bis die Millionen China's ihre Kniee vor Ihm beugen werden. Die Ernte ist hier ausnehmend groß, aber der Arbeiter sind gar wenige; nur zwölf Herolde des Heiles für 300 Millionen Menschenseelen! O flehen Sie zu dem HErrn der Ernte, daß Er mehr Arbeiter aussende in seine Ernte."

Nach dem Empfang dieses Briefes faßte unsere Kommittee, welche kurz zuvor eine neue Auflage des chinesischen Testamentes zu 5000 Exemplaren angeordnet hatte, den Beschluß, die Missionarien auf Malakka zu bevollmächtigen, weitere 10,000 Exemplare desselben im Drucke zu veranstalten, und sie zu ermuntern, selbst alsdann, wenn noch kein besonderer Beschluß der Kommittee zu ihnen gelangt wäre, getrost in diesem Werke fortzufahren, wenn nach ihrem nüchternen Urtheile die Umstände sie hiezu berechtigen sollten.

Die Missionarien haben unserer Gesellschaft 500 neue chinesische Testamente und 1200 Exemplare der Evangelien zugesendet, welche unsere Kommittee in der Absicht kommen ließ, um die Schiffe, welche mit China Handel treiben, und aus den Seehäfen unseres Vaterlandes auslaufen, mit einem kleinen Vorrathe von Exemplarien zu versehen, und es sind zu diesem Zwecke 100 Exemplare der Evangelien, so wie 100 Exemplare des ganzen Testamentes nach Liverpool gesendet worden.

Herausgegeben von der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

Nro. IX. September 1836.

Monatliche Auszüge

aus

dem Briefwechsel und den Berichten

der

brittischen u. ausländischen Bibel-Gesellschaft.

Aus dem ein und dreißigsten Jahresberichte der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft vom Mai 1835.

Sibirien.

Unsere sibirische Mission, schreibt Herr Prediger Knill zu Petersburg, hat auch darum eine hohe Wichtigkeit, weil die mongolische Sprache, welche die Buriäten reden, in China eben so gut, wie auf den russischen Grenzen gesprochen wird; und eben darum die mongolische Bibelübersetzung weite Wirkungskreise findet. Es hat Gott wohl gefallen, im Laufe des letzten Jahres diese Mission auf eine bisher nicht bekannte Weise gnädig heimzusuchen.

Miss. Swan, welcher am Selingaflusse unter den Mongolen arbeitet, schreibt in einem seiner letzten Briefe: „Vor wenigen Wochen haben einige unserer jungen Buriäten angefangen, Eindrücke ihrer Herzen kund zu geben, welche uns ein Werk der bekehrenden Gnade Gottes an denselben hoffen lassen. Sie sind noch jung, und haben mehrere Jahre lang unsern Unterricht genossen. Wir haben Ursache, die Gnade Christi dankbar zu preisen, die sich an ihren Herzen offenbart. Sie sind neugebornen Kindern ähnlich, welche nach der lautern Milch des Wortes dürsten, daß sie dadurch wachsen mögen; und wirklich ist

auch ihr Wachsthum in der Gnade deutlich sichtbar. Seit geraumer Zeit kommen sie jeden Abend mit dem Neuen Testamente in der Hand zu uns, um sich Stellen desselben erklären zu lassen; und es ist hocherfreulich wahrzunehmen, wie ein Strahl heiligen Vergnügens sich über ihr Angesicht verbreitet, wenn eine neue Wahrheit in ihre Seele getreten ist, und sie die Größe des Erlösers von einer neuen Seite angeschaut haben. Letzten Sonntag Morgens forderte ich einen dieser Jünglinge bei unserm gewöhnlichen mongolischen Gottesdienste auf, das dritte Kapitel aus dem Evangelium Johannis vorzulesen; und als er zu den Worten kam: also hat Gott die Welt geliebet, daß er seinen eingebornen Sohn gab, so fing seine Stimme an zu stammeln, und er konnte kaum weiter fortlesen. Als er aber zu den Worten kam: Das ist das Gericht, daß das Licht in die Welt gekommen ist, und die Menschen liebten die Finsterniß mehr, denn das Licht; denn ihre Werke waren böse; so übermannte ihn sein Gefühl gänzlich, und ein Thränenstrom und lautes Schluchzen ließ ihn nicht weiter fortlesen. Ich hielt nun eine Ansprache an die Versammlung, und ich darf glauben, daß der Herr in unserer Mitte war, und uns segnete."

Birmah.

Es gereicht der Kommitte zu wahrem Vergnügen, melden zu dürfen, daß Miss. Judson, der seit vielen Jahren unter den Birmahnen am Irawaddystrome arbeitet, die Uebersetzung der ganzen h. Schrift in die birmahnische Sprache vollendet hat; auch sieht sie sich veranlaßt, aus dem achtzehnten Jahresberichte der amerikanischen Bibelgesellschaft an dieser Stelle Folgendes einzurücken:

„Nachrichten, welche aus dem Birmahnenlande eingegangen sind, beweisen auf eine erfreuliche Weise, daß in diesem Lande eine weite und folgenreiche Thüre für die Verbreitung der göttlichen Wahrheit sich aufgeschlossen

hat. Miss. Kincaid, welcher auf dem Irawaddystrome von Rangoon bis zu der Hauptstadt Ava eine Reise von etwa 300 Stunden gemacht hat, meldet von derselben?: daß er überall das Volk begierig gefunden habe, die Wahrheit zu hören, und Bücher zu erhalten. Beim Eintritt in ein Dorf nahte sich ein Jüngling von anziehendem Aussehen zu ihm, und bat ihn: Wollen Sie uns nicht die Geschichte von dem h. Johannes und die Geschichte der Apostel geben? — Hast du je diese Bücher gelesen? fragte er ihn nun. — Ja, sagte er; der Lehrer Judson hat mir sie zu Prome gegeben, aber als diese Stadt verbrannt wurde, habe ich sie verloren. Ich gab ihm die Bücher und noch ein paar Traktate dazu, und alsobald verschwand er unter der Menge. Wir ruderten etwa eine Stunde weiter auf dem Flusse hin, um eine sichere Stelle für die Nacht zu suchen, und ich mußte immer an diesen Jüngling denken, ohne daß ich erwarten konnte, ihn wieder zu sehen. Als es indeß dunkel ward, trat er ganz unerwartet herbei, und sagte: es ist noch ein Mann in der Stadt außer mir, der an Jesum Christum glaubt; und auch er möchte gerne den Lehrer sehen und Bücher bekommen; aber er glaubte, Euer Boot sey schon fort, und er sandte mich daher, es aufzusuchen. Wir folgten dem jungen Manne nach, und wie sehr wurden wir nicht von Freude überrascht, einen ehrwürdigen alten Mann voll Glaubens und Hoffnung auf Christum hier zu finden, der aus der Schrift Den gefunden hat, dessen Erkenntniß Leben und Seligkeit dem Herzen gibt. Er sagte, seit zwei Jahren habe er Christum lieb; und wirklich war auch die Art, wie er sich ausdrückte, die Sprache eines Mannes, der mit seinem eigenen Herzen bekannt ist. Der junge Mann hatte Miss. Judson in Prome predigen gehört, und einige Bücher bekommen. Diese brachte er nachher in die Stadt und las sie mit dem alten Manne, und beide sind, wie ich hoffen darf, aus Gott geboren.

Ich erinnere mich nicht je einen solchen Abend zugebracht zu haben. Der Umstand, zwei Mitpilger in dieser großen Wildniß anzutreffen, welche in der Gegenwart von etwa vierzig Menschen so warm und entschieden von ihrer Liebe zu Christo sprachen, bereitete meinem Herzen Wonne. Wirklich wird auch da und dort die seligmachende Kraft der Predigt vom Kreuze Christi in diesem finstern Lande gespürt. O Birmah, Birmah! wirf deine Götzenbilder weg, und höre des Herrn Wort!"

In einem andern Dorfe traf dieser Missionar einen Mann von etwa 40 Jahren an, der ihm sagte, vor wenigen Monaten habe er ein Buch gelesen, das ihn mit dem lebendigen Gott bekannt gemacht habe. Anfangs habe er sich nichts darum bekümmert, dann aber habe es sein Gemüth so sehr erschüttert, daß er die Götzenbilder nicht länger verehren könne; und doch wisse er noch nicht, wie er den lebendigen Gott verehren solle. Können Sie uns nicht, fuhr er fort, eine Offenbarung Gottes geben? Ich gab ihm einige Briefe des N. Testamentes. Hier, sagte ich, ist das Wort des Allerhöchsten; du mußt an Christum, den Sohn Gottes glauben, und um göttliche Erleuchtung bitten.

Neu-Seeland.

Von dem Werke Gottes auf dieser großen Insel meldet uns ein Freund, Herr Prediger Cowper zu Sidney auf Neu-Süd-Wallis: „Wir haben alle Ursache zu glauben, daß das Missionswerk auf dieser Insel gedeiht, und daß man in Wahrheit sagen darf, daß das Wort des Herrn unter den Neu-Seeländern läuft und gepriesen wird."

Seitdem ist Miss. Yate, welcher seit sieben Jahren auf Neu-Seeland gearbeitet hat, in England angekommen, und hat eine Uebersetzung des Neuen Testamentes in die Sprache dieser Insulaner mit sich gebracht, und

die Kommittee hat sich entschlossen, 2000 Exemplare derselben drucken zu lassen.

Inseln des stillen Meeres.

Der Bericht der Hülfsbibelgesellschaft von Neu-Süd-Wallis ist mit einer Gabe von 2400 fl. bei uns angekommen. Im Berichte wird gesagt: „Wir haben jetzt die Freude, Ihnen melden zu dürfen, daß wir im verflossenen Jahre eine größere Anzahl h. Schriften auf dieser Insel in Umlauf gesetzt, und auch mehr Liebesbeiträge in Empfang genommen haben, als im vorhergehenden Jahre. — Es wurden nemlich 256 Bibeln und 111 N. T. im verflossenen Jahre, und seit der Entstehung der Gesellschaft 4681 Bibeln und 3917 N. T. in Umlauf gesetzt.“

Die Hülfsbibelgesellschaft zu Hobartstown auf Van Diemensland hat eine Liebesgabe von 1200 fl. eingesandt, und 220 Bibelexemplare bestellt. Ein Freund von dort schreibt: „Im Ganzen glauben wir behaupten zu dürfen, daß das Werk Christi auch auf dieser Insel vorwärts schreitet. Viel Gutes ist geschehen, und ein Wachsthum der Gottseligkeit darf da und dort wahrgenommen werden. Die Gefangenen auf der Insel haben ein Verlangen geäußert, das Wort Gottes zu erhalten, und nicht wenige unter ihnen haben durch ihren Wandel gezeigt, daß dieses Verlangen nicht eitel war.“

Miss. Williams, welcher seit geraumer Zeit auf den Harvay- und Freundschaftsinseln im stillen Meere das Werk Christi in Segen trieb, hat kürzlich von der Insel Norotogna eine Uebersetzung des N. Testamentes in der Sprache dieser Inselngruppen mit sich nach England gebracht, und unserer Kommittee sowohl über die Art und Weise, wie diese Uebersetzung zu Stande gebracht wurde, als über die Bereitwilligkeit dieser Insulaner, das Wort Gottes zu lesen, ausführliche Nachricht mitgetheilt. Die sechs

Inseln dieser Gruppe fassen nemlich eine Bevölkerung von 10—12000 Seelen in sich, von welcher der dritte Theil fertig lesen gelernt hat, indeß die übrige Volksmasse durchgängig mit großem Fleiß lesen zu lernen angefangen hat. Als die Missionarien diese Inseln zuerst besuchten, versuchten sie es drei Jahre lang umsonst, in der Tahitisprache, von welcher die Mundart dieser Insulaner eine Tochter ist, den christlichen Unterricht zu ertheilen; allein am Ende wurde für nothwendig erachtet, die h. Schrift in ihre eigene Mundart überzutragen; ein Geschäft, an welchem die Missionarien dieser Insel fünf Jahre gearbeitet haben. Die Uebersetzung selbst ist nach und nach durch fünf Revisionen hindurch gegangen. Herr Williams, welcher seit 18 Jahren auf den Inseln des stillen Meeres am Werke Christi arbeitet, legte die letzte Hand an dieses Werk, wobei ihm einige bekehrte Priester und Häuptlinge des Volkes wichtige Dienste leisteten. Der Zustand dieser Sprache hat es ihm möglich gemacht, eine genaue und wörtliche Uebersetzung der h. Schriften zu geben, und wo etwa ein Wort in derselben zum Ausdruck des Sinnes nicht zureichte, da wurde das griechische Wort mit einer tahitischen Beugung in die Sprache aufgenommen.

Die Bibelgesellschaft hat den Beschluß gefaßt, 5000 Ex. dieser Uebersetzung unter der Leitung des Herrn Williams auf ihre Kosten drucken zu lassen.

Insel Madagaskar.

Die Aussichten für die allgemeine Anpflanzung der Erkenntniß Christi unter den 4,000,000 von Bewohnern dieser großen Insel waren ungemein lieblich, als im Laufe des verflossenen Jahres ein wilder Verfolgungssturm die blühenden Pflanzungen auf einmal zu verheeren drohte. Doch der lebendige Saame des Wortes Gottes kann nicht untergehen, und darum dürfen wir

noch immer nennen, wie das Reich Gottes vor dem Ausbruche dieses wilden Sturmes auf dieser Insel gestaltet war. Missionar Freeman schreibt von dort: „Die häufigen Besuche der Insulaner sind uns hoch erfreulich, bisweilen aber auch lästig, denn sie kommen einer um den andern, um über religiöse Dinge mit uns zu reden, indem sie eine heilige Schrift in der Hand mit sich bringen, und eine Erklärung einzelner Stellen sich erbitten, oder ein N. T. angelegentlich verlangen, und hohe Freude zu Tage legen, wenn sie dasselbe erhalten. Diese Ansprachen sind so zahlreich, daß, wenn wir allen andern Geschäften entsagten, wir acht bis zehn Stunden jeden Tages Beschäftigung genug finden würden, um ihre Fragen zu beantworten, ihre Zweifel zu lösen und das, was ihnen dunkel ist, zu erklären. Viele von ihnen sind sehr gelehrig, und ihre Fortschritte in christlicher Erkenntniß wahrhaft erfreulich. Sie lesen das Wort Gottes mit großer Begierde, und große Schaaren aus ihnen kommen zum Leseunterricht herbei, um das Wort Gottes selber lesen zu können. Die Psalmbücher sind gut erhalten hier angekommen, und 2000 Ex. derselben alsobald an solche Insulaner vertheilt worden, die uns ernstlich darum gebeten haben. An N. Test. fehlt es uns gar sehr. Hätten wir 10,000 Ex. derselben, wir würden sie alsobald an solche vertheilen können, welche mit Nutzen und Lust das Wort Gottes zu lesen pflegen. Nach A B C Büchern, um lesen zu lernen, ist allgemeines Verlangen, und das ganze nachwachsende Geschlecht ist emsig damit beschäftigt. Es wird nicht lange dauern, so wird sich diese Begierde nach Unterricht über die ganze Insel verbreiten. Wir haben jetzt eine neue Revision des N. Test. unter der Hand; sobald sie vollendet ist, senden wir Ihnen dieselbe zu. Mittlerweile sollten einzelne Bibelschriften abgedruckt werden, und wir wären froh, von jeder wenigstens 5000 Ex. ungesäumt zu erhalten. Wir sehnen uns darnach, das ganze Bibelbuch unter dem Malagassenvolke zu verbreiten; denn die Fortschritte, welche sie in der Erkenntniß der Schrift machen, sind hocherfreulich. Sie tragen dieselbe allenthalben mit sich umher, studieren sie mit großem Fleiß in ihren Hütten, und so oft in der Kirche eine Bibelstelle angeführt wird,

so greift jeder nach der Schrift, um zu sehen, ob sich's also verhält."

Wir heben aus einem spätern Briefe des Herrn Freeman noch folgende Stelle heraus: „Die Nachfragen nach dem Worte Gottes vermehren sich so sehr, und werden mit jedem Tage immer dringender, daß ich mich genöthigt sehe, die ehrwürdige Bibelgesellschaft um möglichste Beschleunigung des Werkes nochmals anzugehen. Ich habe gute Ursache zu glauben, daß in demjenigen Theile der Insel, den wir bewohnen, die ganze Bevölkerung innerhalb kurzer Zeit ein lesendes Volk sein wird. Der Durst nach Erkenntniß, der unter ihnen aufgewacht, ist wahrhaft erstaunlich; und das Verlangen verbreitet sich unter allen Klassen des Volkes immer weiter aus. Als ich diesen Nachmittag von der Kirche zurückkehrte, standen nicht weniger als 40 Jünglinge vor der Thüre meines Hauses, welche Syllabirbücher verlangten. Gestern waren eben so viele da, und morgen muß ich noch eine größere Anzahl erwarten. So geht es jeden Tag, und noch sind die Hunderte und Tausende nicht genannt, welche bereits lesen können, und das Wort Gottes oder Erklärung einzelner Stellen desselben verlangen.

„Wir säen und ernten zu gleicher Zeit. Unser Werk ist in hohem Grade ermunternd, aber wir flehen um Exemplarien der h. Schriften, um Samen zum Ausstreuen, damit die Ernte immer reichlicher, und der HErr der Ernte vom Norden bis zum Suden der Insel Madagaskar immer mehr verherrlicht werden möge."

Es wurden von Seiten der brittischen Bibelgesellschaft unverweilt 400 Ries Papier nach dieser Insel gesendet, um die Druckarbeit daselbst zu fördern. Auch wurde beschlossen, daß, noch ehe die neue Revision der neutestamentlichen Schriften anlange, auf welche bisher gewartet wurde, eine Auflage der bisherigen Uebersetzung zu 5000 Ex., und eben so eine neue Auflage der Bücher Mosis, der Sprüchwörter und des Propheten Jesaias, unverweilt in England bewerkstelligt werden solle.

Herausgegeben von der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

Nro. X. October 1836.

Monatliche Auszüge
aus
dem Briefwechsel und den Berichten
der
brittischen u. ausländischen Bibel-Gesellschaft.

Aus dem ein und dreißigsten Jahresberichte der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft vom Mai 1835.

Insel Mauritius.

Ein ungleich weniger fruchtbarer Schauplatz für das Evangelium, als das große Eiland Madagaskar ist, ist bis jetzt die Insel Mauritius gewesen; indessen läßt die Rückerinnerung an das, was erst vor kurzer Zeit noch das unwissende Malagassenvolk war, uns auch für die verfinsterten Einwohner dieser Insel Besseres für die Zukunft hoffen. Auf Mauritius (St. Bourbon) befindet sich eine Bevölkerung von wenigstens 60,000 Negersclaven, welche erst vor kurzer Zeit durch die Befreiungsurkunde des brittischen Parlamentes ihre bürgerliche Freiheit erlangt haben. Bald nach diesem merkwürdigen Beschluß wurden an die beiden Prediger dieser Insel, Bankes und Le Brun, welche seither mit Aufopferung und Geduld unter dieser leichtsinnigen Negerbevölkerung gearbeitet haben, Briefe gerichtet, in denen sie ersucht wurden, sich der Anzahl derjenigen Neger zu vergewissern, welche lesen können, um denselben als heilsames Erinnerungsmittel an diesen Tag ihrer körperlichen Befreiung die Schriften des N. Bundes als Schutzbrief ihrer Berufung

zur geistlichen Freiheit in Christo zuzusichern. Die Antwort lautet immerhin schmerzlich, welche von dorther in unsere Hände gelangte; aber ihre Mittheilung dürfte doch immer dazu dienen, ein lebendiges Mitgefühl für diese schrecklich versäumte Negerbevölkerung rege zu machen. „Da wir den menschenfreundlichen Beschluß Ihrer Gesellschaft vollkommen billigen, jedem freigelassenen Neger, welcher lesen kann, am Tage seiner Befreiung ein neues Testament und ein Psalmbuch in die Hände zu geben, so wünschte ich sehr, sagen zu können, daß wir viele Hunderte dieser Unglücklichen auf unserer Insel haben möchten, denen dieser köstliche Schatz anvertraut werden könnte. Allein es schmerzt mich, berichten zu müssen, daß unter einer Sclavenbevölkerung von 60—70,000 Negern, welche diese Kolonie in sich faßt, nicht zehn derselben zu finden sind, welche dieses heilige Buch lesen können; und da sie bisher in gänzlicher Unbekanntschaft mit der h. Schrift und den Grundsätzen des Christenthums von ihren bisherigen Eigenthümern gehalten worden sind, so fürchte ich, es dürfte lange dauern, bis sie zum Verständnisse dieser frohen Heilsbotschaft gebracht, und mit der Erlösung durch unsern HErrn Jesum Christum bekannt gemacht worden sind. Auf diese Weise dürfte kaum ein Halbdutzend dieser armen Neger auf unserer Insel angetroffen werden, welche von Ihrer freundlichen Gabe Gebrauch machen können, indem wir ein volles Jahrhundert hinter Westindien zurückgeblieben sind.“

Südafrika.

Im Laufe des verflossenen Jahres wurden 100 Bibeln und 300 Testamente nach der Kapstadt gesendet, worauf Herr Dr. Philip daselbst noch einen weitern Vorrath an holländischen und englischen Bibelschriften zu erhalten wünschte. Derselbe schreibt: „Ich bin Ihrer Kommittee herzlich dankbar für die reichlichen Geschenke

an heil. Schriften, welche Sie verschiedene Male den Missionsstationen des südlichen Afrika's zuzusenden die Güte hatten; auch darf ich Ihnen die erfreuliche Nachricht melden, daß unsre Missionsschulen in einem blühenden Zustande sich befinden, und daß das Verlangen nach dem Worte Gottes täglich zunimmt. Bei meinem letzten Besuche am Katzflusse fand ich 12 Schulen, die bei 700 Kinder in sich faßten, in voller Thätigkeit, und obgleich das N. Testament bis jetzt fast das einzige Buch ist, das in diesen Schulen gelesen wird, so konnte ich denselben doch nur etwa 60 Exemplare zusenden." — Die Kommittee beschloß, Herrn Philip 250 holländische Bibeln und 500 Testamente zur Vertheilung zu übermachen. Auch im südlichen Afrika sollte jedem befreiten Negersclaven das Geschenk eines N. Testamentes gelten. Herr Philip schreibt hierüber folgendes: „Es schmerzt mich tief, daß ich nach allen angestellten Untersuchungen auf dem Lande und in der Kapstadt nicht viele Neger finden konnte, welche dadurch, daß sie lesen gelernt haben, sich einen Anspruch auf diese menschenfreundliche Gabe erworben haben. Ich muß für meine Mitbürger und für mich selbst erröthen, wenn ich Ihnen melde, daß die Zahl derselben nicht 500 Neger übersteigt. Allein wir sehen bessern Zeiten entgegen, und wenn Sie uns 1000—1500 Ex. des N. Testamentes zusenden können, so werden wir bald eine gute Stätte für dieselbigen finden." — Diese Anzahl wurde nun von der Gesellschaft Herrn Dr. Philip übermacht.

Zu Grahamsstadt ist eine Hülfsbibelgesellschaft aufgerichtet worden. Ueber den Druck der h. Schriften in der Kaffernsprache wird uns von dorther von dem Missionar Shrewsbury folgendes gemeldet: „Als Ihr Brief bei uns ankam, waren wir gerade mit dem Druck der Weissagungen des Jesajas beschäftigt, und wir waren daher froh, das uns von Ihnen zugesendete Papier un-

verweilt zu diesem Zweck verwenden zu können. Zwei europäische Jünglinge, welche von ihrer frühesten Jugend an unter den Kaffern gewohnt haben, und deßwegen mit der Sprache derselben vollkommen vertraut sind, leisten uns bei diesem Uebersetzungsgeschäfte wichtige Dienste. Beide haben einen frommen Sinn, und sind jetzt bei unserem Druckgeschäfte als thätige Mitarbeiter angestellt."

In einem spätern Brief meldet derselbe Missionar: „Diejenigen Theile der h. Schriften, welche wir bis jetzt in die Kaffernsprache übersetzt und gedruckt haben, werden von den Eingebornen gut verstanden, und wir dürfen hoffen, daß bei einer zweiten Auflage derselben es nicht so viele Sprachberichtigungen geben wird, als wir mit Recht befürchten mußten, da wir ohne das geringste literarische Hülfsmittel die Kaffernsprache auffassen und in derselben übersetzen mußten. Wir haben im verflossenen Jahre das Evangelium Lucä gedruckt, und jetzt den Druck der Psalmen, des Ev. Matthäi und des Römerbriefes begonnen." — Zum Behuf dieses Druckes wurden den Missionarien 250 Ries Papier zugesendet.

Westliches Afrika.

Von Bewohnern des westlichen Afrika's ist unserer Gesellschaft eine Geldgabe von 480 fl. zur Förderung der Bibelverbreitung zugesendet worden, und unsere Gesellschaft hat 286 Bibeln und 350 Testamente der Hülfsbibelgesellschaft auf der Negerkolonie Sierra Leone übermacht. Herr Prediger Young schreibt von dort: „Wir haben in den letzten 15 Monaten mehr Bibeln und Neue Testamente auf dieser Kolonie vertheilt, als dieß in mehrern frühern Jahren der Fall war. Wir haben Ursache zu glauben, daß bei mehrern Einwohnern eine wachsende Liebe zum Worte Gottes sich befindet. Die befreiten Afrikaner in unsern Schulen, welche lesen können, sind ernstlich darauf bedacht, zum Besitze des Wortes Gottes zu

gelangen, und bezahlen für dasselbe gerne den herabgesetzten Preis. Dieses Verlangen hat wirklich in der Ueberzeugung seinen Grund, daß in diesen Schriften der Wille Gottes uns geoffenbaret ist, und daß sie die Bibel als Wort Gottes werth schätzen gelernt haben.“

In einem andern Briefe meldet derselbe Freund: „Unsere meisten Bibeln werden an Afrikaner abgegeben, welche in unsern Schulen lesen gelernt haben. Viele derselben sind ausnehmend arm, aber ich erinnere mich dennoch keines einzigen Falles, wo eine Bibel ganz umsonst weggegeben worden wäre. Der Verkauf derselben geht in der neuesten Zeit so rasch vorwärts, daß unsere sämmtlichen Vorräthe erschöpft sind, und daß wir Sie ersuchen müssen, uns bald neue Sendungen an h. Schriften zu machen.“

Die nach der Insel St. Marie in der Mündung des Gambiaflusses gesendeten h. Schriften sind mit dem freudigsten Dank aufgenommen worden. Miss. Fox schreibt von dieser Insel: „In den letzten 15 Monaten sind aus der heidnischen Bevölkerung dieser Insel bei 200 Mitglieder zu der Gemeinde Jesu hinzugethan worden, und ich fühle mich gedrungen, voll Freude auszurufen: das hat der Herr gethan!“ Eine Kommittee, welche sich hier zum Besten des Fullah-Stammes gebildet hat, hat unsere Gesellschaft um Zusendung von 50 Bibeln und 200 Testamenten für Miss. Dove ersucht, welcher auf der Macarthy-Insel arbeitet. Dieselbe Kommittee hat Uebersetzungen einiger Theile der h. Schrift in die Fullah- und Jaluffensprache besorgt, und um den Druck derselben unsere Gesellschaft angegangen. Miss. Dove auf Macarthy meldet in seinem Briefe folgendes: „Ich habe alle Ursache zu glauben, daß auf den Küsten des westlichen Afrika's der Muhamedanismus im schnellen Dahinsinken begriffen ist, und bälder oder später dem Lichte des Evangeliums weichen muß. Es ist mir gelungen, eine

Anzahl arabischer Bibeln auf dieser Küste auszubreiten, und mehrere derselben sind weit in das Innere Afrika's hineingetragen worden. Vor kurzer Zeit überreichte ich einem arabischen Handelsmanne eine Bibel. Dieser reiste bald hernach nach dem Seehafen Cantalliconda, etwa 120 Stunden oberhalb der Macarthy-Insel, und ein Marabu (muhamedanischer Priester) daselbst fand an diesem Buche ein solches Gefallen, daß er ihm drei Ochsen anbot, wenn er ihm dieses heilige Buch Gottes überlassen würde. Oft schon kamen solche Priester zu mir, und bekannten öffentlich, daß die Religion des weißen Mannes siegen und die ihrige umstürzen werde."

Nord-Afrika.

Miss. Ewald, welcher unter den Juden zu Tunis arbeitet, hat uns von der Vertheilung von 970 Ex. h. Schriften, in verschiedenen Sprachen des Mittelmeeres, erfreuliche Nachrichten zugesendet. Derselbe schreibt uns von dorther: „Mancher römische Katholike, welcher nie im Leben eine Bibel sah, hat nun diesen köstlichen Schatz in seinem Besitze. Möge der Herr denselben an seiner Seele segnen! In einigen hiesigen Schulen wurde die Bibel als Lesebuch eingeführt, und selbst zu Naulo, der Residenz des Beys, wo kürzlich eine Schule aufgerichtet wurde, wird das N. Testament gelesen, und der Schullehrer wünschte vier Exemplare desselben zu erhalten. Die Juden zu Tunis haben angefangen, das Wort des lebendigen Gottes ohne die Auslegungen ihrer Rabbiner zu lesen; und sie können nun das Bibelbuch um niedrige Preise sich anschaffen. Wenn ich denselben sage, daß nicht ich, sondern viele fromme Christen in England, welche sie lieben, und für ihre Bekehrung zu dem Herrn Jesu beten, ihnen die Bibel um einen so niedrigen Preis zugesendet haben, so drücken oft manche derselben ihre herzlichsten Segenswünsche für dieselben aus. Auch einzelne

Muhamedaner lesen das Bibelbuch; Manche derselben vielleicht aus bloßer Neugierde, indeß Andere mit dem Inhalte desselben sich bekannt zu machen wünschen. Ich kenne einen, der verfolgt, und aus dem Collegium entlassen worden ist, weil er beim Lesen des N. Testamentes angetroffen wurde, und dasselbe Wort Gottes genannt hat. Ein anderer ist mir bekannt, welcher am Hofe des Beys sich befindet, die Bibel fleißig liest, und mich, so oft ich ihn sehe, über das fragt, was er darin gelesen hat. Wer vermag die Wirkungen des Geistes Gottes auszusprechen! Einige Exemplarien der h. Schriften hatte ich Gelegenheit in das Innere Afrika's zu senden, und seitdem ist mir die Nachricht zugekommen, daß sie von den Häuptlingen der Stämme mit Vergnügen aufgenommen worden sind; auch wurde ich ersucht, noch mehrere Exemplarien zu senden, was ich gethan habe."

Herrn Ewald sind 500 Ex. der Bücher Mosis zugesendet worden.

Der Druck der amharischen Bibel für das Volk Abyssiniens ist bis zum zweiten Buch Samuel vorgerückt. Das interessante Tagebuch des Miss. Gobat, welcher in Abyssinien arbeitet, enthält viele schmerzhafte Nachrichten über den Zustand dieses Volkes und die vielfachen Irrthümer, in welchen die Einwohner gefangen liegen. Die Abyssinier bilden zwar eine christliche Kirche, aber sie haben nicht viel weiter als den Namen derselben. Die Arbeiten des Herrn Gobat unter ihnen lassen indeß der Hoffnung Raum, daß ihre Gemüther für bessere Ueberzeugung nicht verschlossen sind, und der ganze Inhalt seines Tagebuches zeigt die hohe Wichtigkeit, denselben das Wort Gottes zuzusenden. Sollten noch mehrere Arbeiter seines Sinnes an ihn sich anschließen, welche mit dem Worte Gottes in der Hand unter das zerfallene Volk Abyssiniens hineintreten, so

läßt sich getrost hoffen, daß ein Tag gnadenreicher Heimsuchung diesem Volke angebrochen ist.

Insel St. Helena.

Auch auf dieser Insel schmachteten manche Neger in den Ketten der Sclaverei, welche jetzt ihre Befreiung erhalten haben. Herr Prediger Connor meldet von dorther folgendes: „Auf dieser Insel genießen die Neger seit geraumer Zeit den wichtigen Vortheil eines christlichen Unterrichts, indem eine sehr zweckmäßig eingerichtete Schule für sie aufgerichtet ist. Auch eine Nachtschule und drei Sonntagsschulen haben seit einiger Zeit für die armen Neger sich aufgeschlossen. Sie werden sich daher nicht wundern, wenn ich Ihnen sage, daß alle Negerknaben und Negermädchen von 12 Jahren gut lesen, und viele derselben auch schreiben können, und meist mit dem Worte Gottes versehen sind. Sollten Sie mir indeß 150 Ex. zum Austheilen zu überlassen die Güte haben, so werden dieselben nicht lange in meinen Händen bleiben. Lieber wünschte ich eine Anzahl ganzer Bibeln zu erhalten, um den weiter geförderten Negern, die meinen Unterricht genießen, die ganze heilige Schrift in die Hände geben zu können."

Es sind zu diesem Zwecke Herrn Prediger Connor 150 ganze Bibeln zugesendet worden.

Herausgegeben von der brittischen und ausländischen Bibel-Gesellschaft.

Nro. XI. November 1836.

Monatliche Auszüge

aus

dem Briefwechsel und den Berichten

der

brittischen u. ausländischen Bibel-Gesellschaft.

Aus dem ein und dreißigsten Jahresberichte der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft vom Mai 1835.

Westindien.

Unsere Kommittee, so fährt dieser Jahresbericht fort, erzählt füglich zuerst an dieser Stelle etwas von den Maßregeln, welche unter ihrer Leitung getroffen wurden, um die große Negerbevölkerung der westindischen Inseln am festlichen Tage ihrer Befreiung vom Sclavendienste mit N. Testamenten und Psalmbüchern zu versehen. Auf einen Vorschlag, den Herr Prediger Stowell auf ihrer letzten Jahresversammlung gemacht hatte, eine eigene Subscription zu veranstalten, um aus dem Ertrage derselben jedem freigelassenen Sclaven ein Exemplar des Wortes Gottes in die Hand zu geben, wurde von der Kommittee der Beschluß gefaßt, daß dieser Vorschlag an dem merkwürdigen Befreiungstage 1834 in Vollzug gebracht, und jedem Sclaven, der lesen kann, ein N. Testament nebst dem Psalmbuche überreicht, so wie jedem Neger, der Familienvater ist, und in dessen Familie ein Mitglied lesen kann, das gleiche Geschenk zugetheilt werden soll.

Die Nachrichten über den Vollzug dieses Beschlusses, so wie über den Eindruck, den derselbe auf die

nachsenden werden, weil wir sonst Hunderte von Bittenden unbefriedigt von uns entlassen müßten. Wirklich war ich früher der Meinung, daß unter unserer großen Sclavenbevölkerung kaum 1000 sich finden werden, welche lesen können; es hat sich aber bald gezeigt, daß deren über 3000 sind. Auch Herr Prediger Howe zu Hannover-Chapel hat unter 3000 Sclaven mehr als 1000, welche lesen gelernt haben; und dieses Ergebniß wird sich in jedem andern Distrikte dieser Provinz kund thun. Wir sind es gewiß, daß Sie das sehnliche Verlangen dieser Neger nach dem Worte Gottes nicht unbefriedigt lassen werden."

Miss. Knipp auf der Insel Jamaica schreibt: „Ich habe Ihnen in meinem eigenen Namen und im Namen meiner Negergemeinde den ungeheucheltsten Dank auszudrücken, für das theure Geschenk, das Sie uns zugesendet haben. Der Antrieb ist wahrhaft erstaunlich, den schon die Zusicherung desselben auf die Gemüther der Neger gemacht hat. Die Zahl derjenigen, welche bereits lesen gelernt haben, ist schon zum Voraus beträchtlich; aber kaum wurde die Nachricht Ihres Beschlusses verbreitet, als nur allein in diesem und im benachbarten Distrikte von den Negern alsobald 10,000 Buchstabirbücher angekauft wurden, um lesen zu lernen, und seit dem 1 August sind noch 10,000 weitere Exemplare bestellt worden, deren Ankunft ich mit Sehnsucht entgegen sehe. Viele Neger meiner Gemeinde auf verschiedenen Plantagen unterrichten an drei Abenden in der Woche Erwachsene und Kinder, und unsere Schüler ziehen auf drei, vier bis sechs Stunden in der Nachbarschaft umher, um Unterricht zu ertheilen. In unserer Sonntagschule sitzen über 400 Neger unter einem Gezelt, um sich im Lesen unterrichten zu lassen. Die Begierde nach Unterricht und der Andrang zu demselben ist so groß, daß uns nichts übrig bleiben wird, als den Zeitpunkt der Vertheilung bis

auf den 1 August 1835 zu verschieben, damit ein jeder Neger sein Verlangen, lesen zu lernen, und ein N. Testament zu empfangen, möge befriedigen können. Meine eigene Negergemeinde besteht aus 2000 Negern, und nicht weniger ansehnlich sind auch die Gemeinden, welche mein Bruder Burschell auf dieser Insel gesammelt hat."

Herr Bourne auf der Insel Antigua meldet von dort: „Ihre willkommene Gabe von 10,000 Testamenten und Psalmbüchern ist mit großem Dank von den Negern dieser Insel aufgenommen worden; und der Eindruck, den sie in ihren Gemüthern erzeugte, ist hoch erfreulich. Diese Bücher werden mit großer Begierde gesucht, und betrübt geht ein jeder Neger von uns weg, der noch kein Exemplar derselben empfangen kann. Gewiß würde in dem Anblick dieser Neger, die nach dem Worte Gottes so eifrig verlangen, jeder christliche Freund in England die reichlichste Entschädigung finden, für das Geldopfer, das er diesem Zwecke gebracht hat, und die fortdauernde heilsame Wirkung desselben wird es kund thun, daß die verehrte Bibelgesellschaft in London ihres Beschlusses von Herzen sich erfreuen darf."

Folgende Gaben an N. Testamenten und Psalmbüchern für die freigelassenen Negersclaven Westindiens waren schon im Sommer 1834 nach verschiedenen westindischen Inseln versendet worden;

Name der Insel.	Anzahl der Exempl.	Name der Insel.	Anzahl der Exempl.
Antigua	4705	Transport	21907
" "	4995	Dominica	937
Barbadoes . . .	7796	Grenada	1044
Berbice	1087	Honduras	200
Bermuda	400	Jamaica:	
Demerara	2924	Kingston . . .	4810
Transport	21907	Transport	28898

Name der Insel.	Anzahl der Exempl.	Name der Insel.	Anzahl der Exempl.
Transport	28898	Transport	63905
Kingston . . .	2949	Montserrat . . .	500
Morant-Bay . .	3225	Nevis	3406
Port Antonio . .	3179	New-Providence . .	666
Anotto-Bay . .	2949	St. Christoph . .	2965
St. Ann's-Bay .	2300	St. Lucie	200
Falmouth . . .	4746	St. Vincent . . .	528
Montego-Bay . .	4749	Tobago	525
Savanna-la-Mar	6274	Trinidad	1000
Old Harbour . .	4636	Gesammtsumme	73695
Transport	63905		

Der Agent, Herr Thomson, den die brittische Bibelgesellschaft zur Beförderung der Bibelverbreitung auf den westindischen Inseln angestellt hat, hat im verflossenen Jahr seine Wanderung von St. Thomas nach Jamaica fortgesetzt. Vorerst besuchte er die spanische Insel Porto-Rico, ohne daß es ihm jedoch gelang, den heiligen Schriften einen Zutritt zu den Einwohnern derselben aufzuschließen. Indeß fand sich doch später auf unerwartete Weise ein Kanal, durch welchen einige wenige Exemplarien derselben dorthin versendet werden konnten, über deren Verbreitung doch bis jetzt nichts vernommen wurde. Auf demselben Wege wurde der Versuch gemacht, auch nach den Caiman-Inseln, so wie nach der Havanna eine Anzahl heiliger Schriften zu versenden.

Auf der Insel Hayti (St. Domingo) machte Herr Thomson auf ganz unerwartete Weise die liebliche Erfahrung, daß eine Sendung von Bibeln ohne alle Belästigung frei zugelassen wurde, und daß die Schriften gesucht, gekauft und gelesen wurden. Eine noch weit größere Anzahl derselben wäre unter das Volk gelangt, hätte er sie bei sich gehabt. Auch in die Schulen dieser Insel wurde die h. Schrift ohne alles Bedenken einge-

führt. Zu Port-au-Prince, der Hauptstadt der Insel, gestattete es der Präsident gerne, daß in den Schulen sowohl, als unter dem Militär die h. Schriften vertheilt werden durften, und 200 französische Bibeln, so wie 3000 Testamente sind zu diesem Zweck dorthin gesendet worden. Herr Th. ist nicht ohne Hoffnung, daß in künftiger Zeit eine eigene Bibelgesellschaft auf Hayti aufgerichtet werden möchte.

Der Entzweck seines längern Aufenthaltes auf dieser Insel ist, den Zustand der Dinge genau kennen zu lernen, und so der Herr Gnade gibt, zur Förderung christlicher Erkenntniß einige Bibelgesellschaften daselbst aufzurichten. „Morgen, so schreibt Herr Thomson in seinem neuesten Briefe, gedenke ich, so der Herr will, meine Rundreise um die ganze Insel anzutreten; ist dieß geschehen, so werde ich wohl besser als jetzt im Stande seyn Ihnen zu sagen, was für die allgemeine Verbreitung des Wortes Gottes auf dieser Insel am füglichsten geschehen möge. Das Feld ist groß und anziehend, und ladet den Säemann ein, den guten Saamen weit hin auf demselben auszustreuen."

Die neuerrichtete Hülfsgesellschaft auf den Bahama-Inseln hat einen gedeihlichen Fortgang, und es sind für diese ganze Inselngruppe fünf Freunde aufgestellt, die sich bereitwillig dazu finden ließen, für die Verbreitung des Wortes in ihren angewiesenen Kreisen thätig zu arbeiten. Sie wünschten 1400 Exemplare heil. Schriften in englischer Sprache, und ebenso eine Anzahl spanischer und französischer Bibeln und Testamente zu erhalten, indem nicht selten spanische Schiffe aus Cuba und St. Domingo ihre Seehäfen besuchen. „Wir haben vernommen, schreibt einer dieser Freunde, daß viele Spanier auf Cuba mit Begierde das Wort Gottes aufnehmen würden. Einer derselben bot einem armen Afrikaner zwei Thaler für seine Bibel an; allein dieser liebte dieselbe mehr denn Gold, und wollte sie nicht weggeben. Es ist nun das Ansinnen an uns gekommen, für Wahrheit suchende Seelen einen kleinen Vorrath h. Schriften nach dieser Insel zu bringen." — Es wurden von der Hülfsbibelgesellschaft daselbst 600 fl. als Beitrag eingesendet.

Auch die Hülfsbibelgesellschaft auf den Bermuda-Inseln unterstützte das Werk der Bibelverbreitung mit einer Gabe von 600 fl. „Wir bedauern, wird von dort-

her geschrieben, daß wir diese Summe nicht als freies Geschenk in Ihre Hände niederlegen können; allein die Nachfragen nach dem Worte Gottes sind bei uns so sehr im Zunehmen, daß wir Sie ersuchen müssen, für den Werth dieser Gabe uns einen kleinen Vorrath von Bibelschriften zuzusenden." — Dieß ist bereits geschehen. Auch Oberst-Lieutenant Oliver, der auf Bermuda stationirt ist, hat eine Gabe von 600 fl. zu gleichem Zwecke eingesendet.

Von dem Sekretär der Hülfsbibelgesellschaft auf der Insel Barbadoes wird uns gemeldet: „Wir sind ernstlich bemüht, so viel an uns liegt, auf dieser verfinsterten Insel unter dem Segen Gottes die h. Schriften auszubreiten, und Jedem, der nach dieser himmlischen Speise verlangt, ein Exemplar derselben zukommen zu lassen, um durch die seelennährende Kraft dieses Wortes in dieser Welt zufrieden, und weise für den Himmel zu werden." Diese Gesellschaft hat im verflossenen Jahre 125 Ex. der h. Schriften, und seit ihrer Entstehung 1185 Ex. derselben auf dieser Insel in Umlauf gesetzt.

In dem neuesten gedruckten Jahresberichte derselben wird gesagt: „Bald nach der Errichtung unserer Gesellschaft ward für zweckmäßig erachtet, Bridgetown, die Hauptstadt der Insel, in Distrikte abzutheilen, um den wahren Bedarf der Einwohner an h. Schriften genau kennen zu lernen, und es gaben sich in jedem einzelnen Distrikte christliche Freunde dazu her, um zu diesem Zweck Hausbesuche zu machen. Aus ihren Untersuchungen ergab sich, daß ein großer Mangel an h. Schriften unter den Einwohnern statt findet, indem unter 475 Familien, welche 1813 Seelen in sich schließen, von denen 1242 lesen können, nicht weiter als 281 Bibeln und N. Testamente gefunden werden konnten. Dieser schmerzliche Mangel an h. Schriften dürfte allerdings zum Theil den Verlusten zuzuschreiben sein, welche in vielen Fällen der letzte Orkan verursacht hat; aber worin immer die Ursache desselben bestanden haben mag, so stellte sich immer die Thatsache uns vor Augen, daß die im Umlauf befindlichen h. Schriften dem vorliegenden Bedürfnisse bei weitem nicht genügten."

Herausgegeben von der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

Nro. XII. Dezember 1836.

Monatliche Auszüge

aus

dem Briefwechsel und den Berichten

der

brittischen u. ausländischen Bibel=Gesellschaft.

Schluß des ein und dreißigsten Jahresberichtes der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft vom Mai 1835.

Nord=Amerika.

Die nord=amerikanische Bibelgesellschaft stellt ihrem Jahresberichte folgende Bemerkung voran, welche den Geist ihrer Wirksamkeit beurkundet. „Es ist schon oft als eine Eigenthümlichkeit der Bibel bemerklich gemacht worden, heißt es hier, daß sie durch häufiges Lesen durchaus nichts an Interesse einbüßt. Während die vollendetsten Erzeugnisse des menschlichen Geistes nach mehrmaligem, sorgfältigem Durchlesen bis auf einen gewissen Grad geschmacklos werden und ihre Anziehungskraft verlieren, bleibt das Wort Gottes immer frisch, und die tiefen Quellen seiner Weisheit zu allen Zeiten voll und unerschöpflich, wie der Quell Gottes selbst, aus dem sie herfließen. Dieses wachsende Interesse, welches man beim Lesen des Bibelbuches erfährt, zeigt sich auch, wenigstens bis auf einen gewissen Grad, beim Geschäfte seiner Verbreitung in dieser Welt. Manche Mitglieder unserer Gesellschaft sind nunmehr seit achtzehn Jahren damit beschäftigt gewesen, durch geeignete Maßregeln die heiligen Zwecke der Gesellschaft zu fördern, und sie haben die Erfahrung dabei gemacht, daß

ihre Arbeiten, selbst bei wachsenden Schwierigkeiten, immer süßer und genußreicher geworden sind. Es war keine geringe Freude für sie, als sie am Schlusse des ersten Jahres bereits 84 Lokalvereine als Gehülfen um sich versammelt sahen, und bemerken durften, daß 6410 Exempl. des Bibelbuches von ihnen in Umlauf gesetzt worden waren. Noch größer war ihre Freude am Schlusse des neunten Jahres, und noch inniger ihr Dankgefühl, als sie die Zahl ihrer Hülfsvereine bereits auf 400 derselben, und die Summe der Bibeln und Testamente, welche vertheilt worden waren, auf 370,000 Ex. vermehrt sahen. Bei der gegenwärtigen Feier, an welcher wir Alle Theil nehmen dürfen, steigt unser Freuden- und Dankgefühl noch viel höher, wenn wir sehen dürfen, wie die Zahl unserer Hülfsvereine auf beinahe 1000 derselben, und die Summe der vertheilten h. Schriften auf mehr denn 1,600,000 Ex. gestiegen ist.

In den frühern Jahren unserer Gesellschaft beschränkten sich ihre Arbeiten beinahe ausschließend auf unser eigenes Vaterland, indeß sich dieselben nunmehr fast über alle Theile des Erdkreises ausdehnen. In dem nunmehr verflossenen Jahreslaufe hatte unsere Kommitte das Vergnügen, auf mittelbarem und unmittelbarem Wege die h. Schriften in den Ländern von Canada, Mexico, Süd-Amerika, Frankreich, Rußland, Griechenland, Afrika, Bombay, Ceylon, Birmah, Java, China und den Sandwichs-Inseln unter den Einwohnern auszubreiten. Erfahrungen dieser Art müssen dem Herzen eines Jeden, der Mitglied unseres Bundes ist, die wachsende Wichtigkeit unserer Arbeiten nahe legen, und eben damit unsere Liebe zu den Angelegenheiten der Gesellschaft vergrößern. Nie zuvor hatten die Freunde unserer Gesellschaft bei ihren feierlichen Versammlungen so hohe Ursache, den Namen des HErrn für die Segnungen der Vergangenheit zu preisen, wie dieß heute der Fall ist; und nie zuvor waren die Aus-

sichten so hoffnungsreich, um sie zu erneuerter Thätigkeit aufzumuntern. Aus unserm dargelegten Jahresberichte werden nemlich die Freunde des Wortes ersehen, wie unser großes Arbeitsfeld, die ganze Welt, sich immer weiter vor uns aufschließt, um den Saamen des göttlichen Wortes in ihren Schooß aufzunehmen. Kaum läßt sich in unsern Tagen ein Volk der Erde nennen, zu welchem nicht das Wort den Weg zu finden begonnen hat, und in manchen Fällen ist das Verlangen nach diesem Worte dringend, und beinahe unbegrenzt."

Die nord-amerikanische Bibelgesellschaft hatte die Freude, im Jahr 1834 nicht weniger als 110,832 Bibelexemplare unter den Völkern der Erde auszubreiten; indeß ihre Jahreseinnahme sich auf die ansehnliche Summe von 88,600 Thaler belief. Aus ihrem reichhaltigen Berichte, welcher von den Arbeiten einzelner ihrer Hülfsgesellschaften Nachricht ertheilt, heben wir hier, des beschränkten Raumes wegen, nur ein paar Stellen heraus.

Ein Correspondent aus Neu-Foundland, welcher die Wildnisse dieses Landes bereiste, um den Saamen des Wortes Gottes in denselben auszustreuen, meldet von einer daselbst befindlichen Kolonie: „Als ich hier ankam, vermochte ich nicht ein einziges N. Testament an dieser Stelle zu finden, obgleich dieselbe 500 Einwohner in sich faßt." — Von einer andern Stelle wird von diesem Freunde geschrieben: „Diese große Meeresbucht faßt zahlreiche Haufen protestantischer Einwohner in sich, welche weit umher in kleinen Niederlassungen zerstreut sind. Ich machte mehrere Reisen unter ihnen umher, um sie mit h. Schriften zu versehen. Die Leute waren in der Regel sehr begierig, eine Bibel oder ein neues Testament sich käuflich zu verschaffen, so weit es ihnen ihre Mittel gestatteten. Da aber viele derselben sehr arm sind, und das Geld selten unter ihnen ist, so sah ich mich genöthigt, statt des Geldes Fische von ihnen anzunehmen, die ich wieder an einen Kaufmann unterbrachte; aber manche derselben hatten weder Geld noch Fische, aber ein großes Verlangen, das Wort Gottes zu besitzen. Freilich konnte ich eben nicht Allen das Wort Gottes unentgeldlich geben, weil ich nicht die Gestattung dazu hatte, und so mußte leider Mancher unbefriedigt von mir entlassen werden."

Küste Labrador. Die 500 Exemplare des ersten Buchs Moses, welche nach der Küste Labrador zur Vertheilung unter das arme Volk der Eskimos von der brittischen Bibelgesellschaft versendet wurden, sind von den Missionarien daselbst mit herzlichem Dank aufgenommen worden. Die Uebersetzung der Weissagungen des Jesaias in die Eskimosprache ist vollendet, und unterliegt einer neuen Durchsicht. Ebenso soll auch das N. Testament in dieser Sprache vermittelst einer neuen Revision für eine neue Auflage vorbereitet werden. Die Missionarien dieser Küste schreiben: „Obgleich da und dort beklagenswerthe Vorfälle in unserer Gemeinde vorgekommen sind, so dürfen wir uns doch über den sittlich-religiösen Zustand des größern Theiles derselben freuen, indem wir gewahr werden, daß der Geist Gottes in ihren Herzen wirkt und Früchte wahrer Sinnesänderung in denselben schafft. Möge der HErr unser Heiland noch ferner seinen Segen auf unsere schwachen Bemühungen legen, damit sein Gnadenrath, welcher die Pflanzung des Reiches Gottes unter dem Eskimovolke betrifft, in volle Erfüllung gehe."

Am Schlusse dieses höchst interessanten Berichtes gibt die verehrte brittische und ausländische Bibelgesellschaft über den Stand ihrer Geldeinnahme im verflossenen Jahre (Mai 1834 — Mai 1835) folgende überraschende Uebersicht: „Die Einnahme der Gesellschaft im verflossenen Jahre ist die größte, welche die Gesellschaft seit ihrer Aufrichtung je in Empfang genommen hat, und besteht in 107,926 Pfund Sterling (1,315,112 fl. oder etwa 2 Mill. Schw. Franken). In dieser Einnahme ist ein Legat von 11,695 Pf. St. (139,340 fl.) begriffen, welches der verewigte Horatio Cock der Bibelgesellschaft vermacht hat; so wie der gesammelte Negerfond von 15,007 Pf. St. (180,084 fl.), welche Summe zu dem Zwecke gesammelt wurde, um jedem freigelassenen Negersclaven ein N. Testament und ein Psalmbuch in die Hände zu geben. Unter den eingesendeten Gaben befindet sich auch eine Gabe von 12,000 fl., so wie eine andere von 1200 fl., welche ein Ungenannter eingesendet hat, der sich einen Millenarier (einen Freund des tausendjährigen Reichs) nennt, unterzeichnet, und seine Gabe mit folgender Bemerkung einsendet: „Sie werden mir vielleicht gestatten, daß ich diese Gabe eben nicht in

der ehemals von mir gehegten Erwartung einsende, daß Ihre Gesellschaft eines der von Gott erwählten Mittel sein werde, um alle Völker zum Christenthum zu bekehren, und auf diese Weise das Reich Gottes auf dieser Erde einzuführen; sondern ich sende Ihnen diese Gabe in der Hoffnung zu, daß sie das Mittel sein möge, manche verlorne Seele zu erretten, und das Evangelium vom Reich auszubreiten, welches vor der Ankunft des Menschensohnes zu einem Zeugniß über alle Völker in der ganzen Welt verkündigt werden soll. Die verachtete Unterschrift eines Millenariers füge ich gerne hinzu, theils um Ihnen zu zeigen, daß der Glaube an ein tausendjähriges Reich, das Christus auf dieser Erde zu pflanzen verheißen hat, eben keineswegs eine Gleichgültigkeit erzeugt gegen die übrige Welt, die im Argen liegt, theils aber auch, um diejenigen, welche diesen Glauben mit mir in der Seele tragen, aufzumuntern, an der Verbreitung des Wortes Gottes thätigen Antheil zu nehmen, indem ich die Ueberzeugung habe, daß das Aufhäufen ihrer Schätze aller Wahrscheinlichkeit nach ihnen nicht lange mehr von Nutzen seyn, sondern vielmehr als ein Mühlstein sich beweisen wird, der an ihrem Hals hängt, wenn der große Tag des HErrn kommen wird. Schon seit langer Zeit habe ich Ihrer Gesellschaft einen jährlichen Beitrag von 12 fl. geleistet, und jetzt erschrecke ich vor mir selbst, wenn ich daran denke, wie ich mit diesem elenden Verzehnten von Till und Kümmel (Matth. 23, 23.) mich zufrieden geben konnte. Ein Götzendienst eigener Art hat sich in unserem Lande verbreitet; und dieser besteht in dem Geize, der gleich einem Krebs unsere religiöse Welt verzehrt. In der Hoffnung, Ihnen bald wieder eine weitere Summe zusenden zu können, verbleibe ich mit aufrichtiger Liebe

Ein Millenarier.

Gerne hätten wir aus diesem Berichte noch die köstlichen zahlreichen Beweise einer ausnehmenden Thätigkeit herausgehoben, mit welcher die Christen in England unter dem armen Volke der Irländer die wahre Erkenntniß des Heiles durch die Verbreitung des Wortes Gottes zu pflanzen, in unsern Tagen aus allen Kräften bemühet sind; allein der Raum gestattet uns nur noch den interessanten Schluß dieses Jahresberichtes hier beifügen zu können.

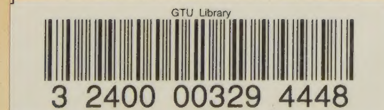
„Wir können diesen Jahresbericht nicht schließen, heißt es in demselben, ohne unsere Freunde zugleich auf den merkwürdigen Umstand aufmerksam zu machen, daß im Laufe des gegenwärtigen Jahres (1835) unser Vaterland und unsere Bibelgesellschaft in demselben ein dreihundertjähriges Jubeljahr unserer englischen Bibel feiert, das uns, nicht um den Namen unserer Gesellschaft, sondern um allein den Ruhm und Preis unseres Gottes zu verherrlichen, die natürliche Veranlassung bereitet, auf den mächtigen Unterschied hinzudeuten, der in Hinsicht auf das h. Bibelbuch damals statt gefunden hat, und jetzt statt findet. In dem Jahr 1535 wurde nemlich die erste Auflage einer vollständigen englischen Bibel im Druck herausgegeben, und demnach feiern wir im Jahr 1835 ein dreihundertjähriges Jubeljahr dieser merkwürdigen Erscheinung. Wichtig ist unstreitig diese Epoche für unser ganzes Vaterland, und zwar in einem so hohen Maße, daß wir kaum im Stande sind, den richtigen Maßstab für den Anschlag dieser Wichtigkeit aufzufinden. Die ganze Wohlfahrt unseres Volkes, die ganze Macht desselben und Alles, was mit seinem Ruhm und seiner einflußreichen Stellung in der Welt verbunden ist, hängt aufs Unzertrennlichste zusammen mit dem freien Laufe, welcher dem h. Bibelbuche in England gestattet worden ist. Das Gedeihen unserer Kirche, die Lauterkeit unseres Glaubens, die Kraft der religiösen Ueberzeugung, die in unserm Herzen liegt, dieses Alles haben wir einzig dem Umstande zu verdanken, daß das Bibelbuch als die einzig gültige Richtschnur in den Angelegenheiten unseres Glaubens von unsern Vätern anerkannt wurde. Mit Recht wird eben darum unsern Königen bei ihrer jeweiligen Krönung in dem Augenblick, da ihnen ein Exemplar der h. Schriften feierlich überreicht wird, das Wort ans Herz gesprochen: „dieß ist die beste Gabe Gottes an die Menschen!“ Aber welche Gegensätze treten uns nicht beim Rückblick auf die dreihundertjährige Geschichte dieser Bibel vor die Augen hin. Im Jahr 1535 erschien sie zuerst in einer unvollkommenen Uebersetzung, in einem schwerfälligen Formate und mit einem so ansehnlichen Kostenpreise, daß nur Wenige im Stande waren, sich ein Exemplar derselben zu eigenem Gebrauche anzuschaffen, und noch viel weniger derer, die sie unter Andere hätten verbreiten können. Im Jahr 1835

tritt uns die englische Bibel in einer Uebersetzung entgegen, die bei allen anerkannten noch übrigen Mängeln, wenn auch nicht die einzige ihres gleichen, doch wenigstens von keiner andern übertroffen ist. Wir können sie jetzt in dem gefälligsten Formate haben, und um einen Preis, wie er dem Armen sowohl, wie dem Wohlhabenden zugänglich ist, und der höchste Preis derselben, um den sie die Bibelgesellschaft weggibt, ist noch immer die Wohlfeilheit selbst, in Vergleichung mit der bedeutenden Geldsumme, um welche sie in frühern Zeiten erkauft werden mußte. Hunderttausende sind jetzt in unsern Tagen bereit, ihr einen willkommenen Zutritt in ihre Wohnungen zu gestatten, und der Zeitpunkt naht schnell herbei, wo der fromme Wunsch unseres vollendeten geliebten Monarchen, Georg des Dritten, erfüllt sein wird, daß ein jedes Kind in seinen Staaten im Stande sein möge, die Bibel zu lesen. Aber nicht allein in ihren eigenen Wohnungen heißen sie die h. Schriften willkommen, sie sind zugleich auch geschäftig, denselben zu den Hütten Anderer den Zutritt aufzuschließen. Eine engverbundene Gesellschaft steht da, um ihre Verbreitung in aller Welt zu befördern; Hindernisse aller Art werden aus dem Wege geräumt, und Kräfte aller Art in Bewegung gesetzt, um ihren freien Lauf durch die Völker der Erde zu sichern, und die Freudenbotschaft der göttlichen Gnade an allen Orten laut zu verkündigen.

Die englische Bibel stand im Jahr 1535 allein, und in einer einzigen Auflage da. Die Bibel vom Jahr 1835 wandert, begleitet von ihren geliebten Schwestern, in der irländischen, wälschen, gelischen und mankischen Sprache überall im Vaterlande von einem Haus zu dem andern hin, und ist von so vielen Seiten gesucht, daß im verflossenen Monat an einem einzigen Tage in den verschiedensten Auflagen derselben nicht weniger als 365,000 Ex. derselben bestellt, und in den verflossenen 31 Jahren im vereinigten Königreiche in den verschiedenen Sprachen desselben mehrere Millionen Bibeln und N. Testamente in Umlauf gesetzt wurden. Im Jahr 1535 hatten die brittischen Christen genug zu thun, um nur sich selbst mit einem Bibelbuche in ihrer Sprache zu versehen, und gar wenig Gelegenheit daran zu denken, dieses köstliche Kleinod auch andern Völkern zuzusenden; im Jahr 1835 wandert

die englische Bibel in der Gesellschaft von Bibelübersetzungen in mehr als 150 andern Völkersprachen in die Welt hinaus. Unsere Väter thaten damals, was sie konnten; möge ein ähnliches ehrenvolles Zeugniß auch dem gegenwärtigen Geschlechte von einem künftigen Geschichtschreiber gegeben werden können! Wirklich haben auch die brittischen Christen Ursache, an auswärtige Länder zu denken, und mit Recht nennt sich unsere brittische Gesellschaft, zugleich eine Gesellschaft für das Ausland; denn wo wurde unsere englische Bibel im Jahr 1535 zuerst gedruckt? Dieß geschah zu Zürich, und zwar von einem Manne, den die Furcht vor Verfolgung aus dem Vaterlande vertrieben hatte, und der in der Schweiz eine Zufluchtsstätte aufsuchte. Es war der ehrwürdige Coverdale, den nicht die Lust, die schöne Natur dieses Landes zu schauen, und auch nicht die Begierde, kaufmännischen Gewinn daselbst einzuholen, sondern allein die Sehnsucht, seinen Glauben an das Bibelbuch zu retten, dorthin getrieben hatte. Unsere Gesellschaft hat begonnen, den Kirchen des Auslandes eine Schuld der Dankbarkeit abzutragen für die Freistätte, welche sie einem Manne zu Theil werden ließen, welcher uns zuerst dieses heilige Buch vollständig in unserer Muttersprache von dorther zugesendet hat. Zu Zürich war sie das gesegnete Werkzeug, eine Anzahl von mehr als 10,000 Ex. des Bibelbuches in Umlauf zu setzen. Ueberdieß hat Brittannien vermittelst unserer Gesellschaft in allen Sprachen, welche von den Völkern Europa's gesprochen werden, auf ihrem eigenen Boden ansehnliche Bibelvorräthe gedruckt, und denselben zugesendet; und der große Gedanke setzt die volle Thätigkeit unserer Gesellschaft in Bewegung, von einem Ende der Erde bis zum andern das heilige Bibelbuch auszubreiten. Möge nur die bürgerliche und religiöse Freiheit, welche wir jetzt genießen, je mehr und mehr geheiligt, und dem großen Entzwecke geweihet werden, die Verherrlichung Gottes auf der ganzen Erde zu befördern!

Herausgegeben von der brittischen und ausländischen Bibel-Gesellschaft.


GTU Library
3 2400 00329 4448

